This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

AH 4XL3 2

dem
chen Lager
on
e in Zürich.

283 / 354

dem
chen Lager
on
e in Zürich.

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

783 / 354

dem
hen Lager

Paul Gerhardt.

Erſter Theil.

Paul Gerhardt.

Kirchengeschichtliches Lebensbild

aus der Zeit

des groſzen Churfürsten.

Karl August

Von

C. A. Wildenhahn,

Pastor Sec. zu St. Petri in Bautzen.

Erster Theil.

Leipzig, 1845.

Verlag von Gebhardt und Reisland.

778.2
G 368
W672 pa
1845

Vorwort.

Nur Weniges ist es, was der Verfasser dem vorliegenden Buche vorauszuschicken hat. Wie dessen frühere Arbeit über Philipp Jacob Spener, so hat auch diese denselben Zweck, nämlich den: christliche Erweckung und Erbauung in einer freieren Form, als sonst Kanzel und Altar gestatten.

Ueber keine kirchengeschichtliche Person ist vielleicht gerade in neuester Zeit mehr geschrieben worden, als über Paul Gerhardt, ein Beweis, wie sehr die Bedeutsamkeit dieses Mannes für den Aufbau des Reiches Gottes erkannt wird. Wenn nun auch der Verfasser noch seinen Beitrag dazu gibt, so hat dies neben der herzlichen Verehrung dieses Mannes, welche so alt ist, als die Bekanntschaft mit dessen Liedern, seinen Grund besonders in der Ueberzeugung, daß das Leben eines Dichters die beßte Vorlage zu einer dichterischen Be-

22.VIII.68

handlung sei. Dennoch aber hat sich der Verfasser streng an die wirklichen Facta gehalten, welche sämmtliche Lebensbeschreiber dieses Mannes als historisch währ nachgewiesen haben.

Mit Liebe und Fleiß hat er deshalb zusammengetragen und verglichen, was in alter [1]), neuerer [2]) und neuester [3]) Zeit über diesen merkwürdigen Mann er-

---

1) Joh. Caspar Wetzel, Hofprediger u. Archidiac. in Römhild, Hymnopoeographia oder historische Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter, 4 Theile. Herrnstadt 1719—1728. Th. I S. 311 ff.; u. Dessen, Gotha 1753 erschienenen Nachlese zur Liederhistorie Bd. II p. 11. — Joh. Heinrich Feustking, Hofprediger u. Superint. des Fürstenth. Anhalt-Zerbst: im Vorberichte zu seiner Ausgabe von: Pauli Gerhardti geistreiche Haus- und Kirchenlieder. Wittenberg 1723. — Küster in seinem bekannten Werke: Altes und Neues Berlin, Th. I.

2) Cosmar: Paul Gerhardt seines Amtes entlassen; in Biesters berlinischer Monatsschrift, Septemberheft 1809; mit histor. Berichtigungen im Decemberhefte von Fr. Nicolai. — Trepte, Diaconus zu Gräfenhainichen, Gerhardts Geburtsort, in seiner biograph. Skizze P. Gerh. Delitzsch 1828. — E. G. Roth, Consistorialrath: Paul Gerhardt. Nach seinem Leben und Wirken ꝛc. 2. Aufl. Lübben 1832.

3) E. G. Langbecker Leben und Lieder von P. Gerh. mit Gerh. Bildniß. Berlin 1841. 820 S. 8. und desselben: Kurze Lebensgeschichte der Anna Maria Gerhardt ꝛc. Berlin 1842. — Otto Schulz, Provinzial-Schulrath: P. Gerhardts geistl. Andachten in 120 Liedern. Nach der ersten durch Joh. Georg Ebeling besorgten Ausgabe mit Anmerkk., einer geschichtl. Einleitung und Urkunden. Mit Gerh. Bildniß und einem Facsimile seiner Handschrift.

schienen ist, und dankbar nennt er besonders Roth, Langbecker und Otto Schulz als Diejenigen, welche zur historischen Aufklärung des immer noch nicht völlig klar vorliegenden Lebens Gerhardts am Meisten beigetragen haben. Eine eigentliche Biographie Gerhardts, wie sie von Hoßbach über Spener und von Guerike über A. H. Francke gegeben ist, steht immer noch zu erwarten.

Sehr dankenswerthe historische Aufschlüsse über die religiösen Streitigkeiten zwischen Reformirten und Lutherischen, besonders für die dem Werke Gerhardts zunächst vorausgehende Zeit hat die königl. preuß. Kalender-Deputation in dem historisch-genealogischen Kalender auf das Gemeinjahr 1821 gegeben *).

Bei einer dichterischen Behandlung des Lebens Gerhardts mußte es dem Verfasser besonders leid thun,

---

Berlin 1842. — Desselb.: Paul Gerhardt und der große Churfürst, worüber auch das von Pischon erschienene Schriftchen zu vergleichen ist.

Außerdem noch die Mittheilung, daß vom Bibliothekar Dr. Friedländer fünf bisher noch unbekannte geistliche Lieder, aus alten Leichensermonen abgedruckt, unter dem Titel: Den Freunden P. Gerhardts [6. S.] erschienen sind, an deren Aechtheit kein Zweifel ist. Somit besitzen wir also 125 gerhardt'sche Lieder.

*) In dem Aufsatze: Zur Geschichte von Berlin und seinen Bewohnern von Johann Sigismund an [1608] bis zum Ende der Regierung des großen Churfürsten [1688].

daß die allgemein bekannte Entſtehungsgeſchichte *) des Liedes: Befiehl du deine Wege ꝛc. durchaus nicht auf hiſtoriſchem Grunde beruht. Denn da dieſes Lied bereits im Jahre 1659 in der von Heinrich Müller zu Roſtock herausgegebenen: Geiſtlichen Seelen-Muſik abgedruckt iſt, Gerhardt aber erſt ſieben Jahre darauf, 1666 ſeines Amtes entſetzt wurde, derſelbe außerdem des Landes gar nicht verwieſen worden iſt, ſondern bis zu ſeiner Anſtellung in Lübben ruhig und ohne Nahrungsſorgen in Berlin gelebt hat, ſo leuchtet die Unmöglichkeit davon von ſelbſt ein. Schon Fr. Nicolai hat in ſeiner berliniſchen Monatsſchrift [Jahrg. 1809 S. 336] dies umſtändlich nachgewieſen.

Wie ſehr aber dieſe Sage dem deutſchen Gemüthe

*) Der Superint. F. Chr. Fulda ſcheint (im halliſchen patriot. Wochenblatte Jahrg. 1799 S. 143 ff.) dieſe Sage zuerſt mitgetheilt zu haben. Nämlich dieſe: Paul Gerhardt, von dem großen Churfürſten ſeines Amtes entſetzt und des Landes verwieſen, wandert mit Weib und Kind nach Sachſen aus. In einem Gaſthofe an der ſächſiſchen Grenze, wo ſeine Gattin ihres Jammers kein Ende weiß, dichtet Gerhardt zu ihrem Troſte das genannte Lied; und bald darauf noch im ſelben Gaſthofe kommt ganz unerwartet ein Bote des Herzogs Chriſtian zu Sachſen-Merſeburg, der ihm einen Jahrgehalt und eine Anſtellung in deſſen Lande anbietet. Der große Churfürſt, der ſpäter davon Kenntniß erhält, wünſcht nun den vertriebenen Prediger zurück, aber zu ſpät, da er bereits das Archidiaconat in Lübben, das damals zu Sachſen-Merſeburg gehörte, angenommen hat.

zusagt, beweisen drei poetische Behandlungen derselben von Schmidt von Lübeck [1]), Friedrich Raßmann [2]) und Theodor Drobisch [3]). Ganz neuerdings hat deshalb Victor Strauß in einem dem Verfasser beim Schlusse dieser Arbeit erst zugekommenen Schriftchen *) die Entstehungszeit dieses Liedes auf das Jahr 1657 zurückdatirt, einige Monate vor dem Abgange Gerhardts von Mittenwalde nach Berlin, und als Ursache des großen Herzeleids der Frau Anna Maria Gerhardt die mancherlei Kränkungen angenommen, welche die beiden Eheleute von dem Diaconus Allborn da-

---

1) Es ist dem Verfasser nicht gelungen, dies Gedicht kennen zu lernen, und entnimmt er diese Angabe aus einer Notiz von Otto Schulz a. a. O. p. 264.

2) Paul Gerhardt. Eine dramatische Poesie von Friedrich Raßmann. Duisburg und Essen 1812. Aus Jördens Dichterlexicon entlehnt. Auffallend ist es, daß Raßmann die Gattin Gerhardts Sidonia nennt.

3) Paul Gerhardt. Historisch-dramatisches Gedicht in einem Aufzuge von Theodor Drobisch. Leipzig 1842. 48 S.

*) Im zweiten Hefte des ersten Bandes der Sonntags-Bibliothek — Lebensbeschreibungen christlich-frommer Männer zur Erweckung und Erbauung der Gemeine. Herausgegeben von Freunden des Reiches Gottes. Eingeleitet von Dr. A. Tholuck. Bielefeld 1844. Einen eigenthümlichen Reiz gewährt diese Schrift besonders durch die Gewandtheit, mit welcher der Verfasser die Entstehungsgeschichte der sämmtlichen Lieder Gerhardts in wahrhaft erbaulicher, lieblicher Weise darzustellen versteht.

ſelbſt, der die erlittene Zurückſetzung bei der Berufung Gerhardts zur Propſtſtelle nicht verſchmerzen konnte, zu erleiden hatten. Dieſe Annahme hat wenigſtens einen hiſtoriſchen Grund nicht gegen ſich.

So viel über die Oeconomie des vorliegenden Buches; ſein Daſein aber überhaupt möge es, wo möglich, ſelbſt rechtfertigen.

Bautzen am 14. November 1844.

Der Verfaſſer.

Inhalt

des ersten Theiles.

Seite.

Cap. 1. Das Wirthshaus an der langen Brücke . . . 1

„ 2. Der Revers 23

„ 3. Der Dichter und der Sänger 45

„ 4. Die Amtsentsetzung 78

„ 5. Die Bürgerversammlung 100

„ 6. Der Hausgottesdienst 124

„ 7. Das churfürstliche Rescript 147

„ 8. Der große Churfürst 167

„ 9. Der Verhaftsbefehl 189

Seite.

Cap. 10. Das Geständniß 212
„ 11. Die Audienz 237
„ 12. Eine Consistorial-Sitzung 260
„ 13. Die Hilfe in der Noth 281
„ 14. Des Sterbenden Abendmahl 301

Paul Gerhardt.

Erſter Theil.

So Jemand kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht.
2 Timoth. 2, v. 5.

Cap. 1.

Das Wirthshaus an der langen Brücke.

> Das ist's aber, das ihr thun sollt: Rede Einer mit dem Andern Wahrheit und richtet recht, und schaffet Frieden in euren Thoren, und denke Keiner kein Arges in seinem Herzen wider seinen Nächsten!
>
> Sacharja 8, v. 16. 17.

Zur Zeit des großen Churfürsten gab es in Berlin nahe der langen Brücke, auf welcher jetzt seine eherne Reiterstatue errichtet steht, ein Wirthshaus, welches seit vielen Jahren her den wohlhabenderen Bürgern von Berlin und Cöln als Versammlungs- und gewissermaßen als Vereinigungsort der Bewohner beider Städte diente, und welches, wenn des Tages Last und Hitze getragen war, fast zu einer und derselben Stunde seine täglichen Gäste aufnahm und entließ. Es war nun um die Mitte des Februar im Jahre 1666, als in den gewöhnlichen Abendstunden eine zahlreiche Gesellschaft zunächst um den großen Tisch am Ofen, welcher als eine

Art Ehrenplatz den sogenannten Stammgästen aufbehalten blieb, ein lauteres und eifrigeres Gespräch führte als gewöhnlich.

„Wenn das so fortgeht," sagte der Eine, der, etwa funfzig Jahre alt, durch seinen hellen, lebendigen Blick sich vor Allen hervorthat, — „Wenn das so fortgeht, so wird's mit dem wenigen Lutherthum, was bei uns noch vorhanden ist, bald gar aus sein! Wir werden bald gar keine Prediger mehr haben und die Kirchen zuschließen müssen."

„So schlimm ist's doch noch nicht, Meister Jung," antwortete ein anderer Mann, aus dessen kleinen, freundlichen Augen eine ungeheuchelte Gutmüthigkeit hinausschaute. — „Bis jetzt hat die St. Nicolai-Gemeinde erst einen ihrer Prediger verloren, den Archidiaconus Reinhart; die übrigen werden uns wohl erhalten bleiben."

„Da habt Ihr bessere Hoffnung, als ich, Herr Musikdirector Ebeling," entgegnete Meister Jung fast ärgerlich. „Denkt doch, unser alter Probst Lilius ist bereits schon abgesetzt, der Diaconus Gerhardt kann seiner Absetzung jede Stunde entgegensehen, die andern Diaconen Lubath, Lorenz und Hellwig haben auch nichts Besseres zu erwarten; der an Reinharts Stelle berufen gewesene Conrector Rancke hat das ihm angetragene Amt zurückgewiesen; ja selbst der Propst Fromm zu St. Petri, der bisher in der besondern Gunst der Reformirten gestanden, hat plötzlich in dem Hofprediger Stosch einen erbitterten Feind

gefunden, der, so weit ich ihn kenne, nun Alles anwenden wird, ihn zu stürzen, — nun bitt' ich Euch, Herr Ebeling, was sind da noch für Hoffnungen?"

„O sehr viele," antwortete Ebeling mit unerschütterlicher Milde. „Wenn Ihr Musik verständet, lieber Meister, so würde ich Euch sagen, daß mir das Alles vorkommt, wie eine schön angelegte, kunstreiche Fuge, wo alle Stimmen durcheinander laufen, jede Stimme hartnäckig ihren eignen Weg geht und Alles auseinander zu gehen drohet. Hat aber dies eine Zeit lang gedauert, so kommen sie mit einem Male alle wieder zusammen, und so sehr Eines vorher des Andern Feind und Widersacher schien, zuletzt reichen sie sich alle die Hände und schließen einen harmonischen Bund und aller Streit hat ein Ende."

„Wenn Ihr die Sache aus Eurer Musikkunst erklären wollt," sagte der Andere, — „so habe ich dazu aus meinem Handwerke dasselbe Recht. Wenn bei uns die Fäden nicht mehr fein ordentlich bleiben und vielmehr bald da bald dort durcheinander laufen wollten, da würde eine saubere Art Tuch daraus kommen, und Ihr, Herr Ebeling, würdet uns kein solches Gewand abkaufen. Ich bin ein Freund der Ordnung und des Rechtes, aber ein Feind aller Ungerechtigkeit, besonders in Sachen des Glaubens."

„Ich hoffe doch auch, Meister Jung," sagte hier ein Dritter — „daß sich das Alles noch friedlich enden wird. So ist mir ganz bestimmt versichert worden, daß unser ehrwürdiger Propst Lillus vor einigen Wochen den

Revers endlich unterschrieben hat, und daß er demnach bald wieder in sein Amt wird eingesetzt werden.“

„Das ist mir eben keine frohe Botschaft, Meister Liebrecht,“ entgegnete Jener. „Wer siebzig Jahre lang gut lutherisch geblieben ist, der soll in seinen letzten Tagen nicht erst noch ein Religionsmenger werden. Höret nur, wie darüber geurtheilt wird, daß der alte Lilius doch noch nachgegeben hat. Das sollte er nicht thun; er ist kein Verbrecher, kein Landesverräther; er hätte also nichts weiter gethan, als seine Schuldigkeit, nämlich Treue im Glauben gehalten bis ans Ende, und das ist eine Ehre, wer darum leiden muß.“

„Aber bedenkt doch, lieber Meister,“ sagte Ebeling begütigend. — „Der Probst Lilius mag allerdings, wie Ihr sagtet, wenigstens siebzig Jahre alt sein. Sollte es nun einem alten Manne, der bereits auf der Grube geht, so übel ausgelegt werden, wenn er seine letzten Tage in Ruhe und Frieden verleben will? Ihr wisset ja, wie es dem alten guten Manne seit Jahren her ergangen ist, wie Alles auf ihn einstürmte, um ihn zur Unterschrift zu bewegen. Er hat sich lange genug gesträubt, und daß er seinem Glauben treu geblieben ist, beweiset ja eben, daß er voriges Jahr seines Amtes entsetzt wurde! Unser große Churfürst ist wohl ein gnädiger, freundlicher Landesherr, aber in Sachen der Religion ist er nun einmal streng und unerbittlich und will Frieden in der Kirche haben. Was soll nun so ein alter Mann, wie Lilius, anfangen, wenn er plötzlich seines Amtes entlassen ist, und nicht mehr hat, wo er sein müdes

Haupt, seinen sterbenden Leib hinlegen kann? Der Churfürst hätte ihm wohl kein Gnadengehalt ausgesetzt.“

„Der Churfürst nicht,“ sagte Meister Jung schnell — „aber meint Ihr, daß die Bürgerschaft ihren alten treuverdienten Propst würde haben Hungers sterben lassen? Ich selbst hätte ihm eine Wohnung in meinem Hause eingeräumt, und wäre ihm sonst mein Tisch nicht zu gering gewesen, so wäre ihm sein Platz daran herzlich gern angewiesen worden.“

„Ja, wenn es so gegangen wäre,“ fuhr Ebeling fort. — „Aber wie wurde es denn mit dem armen Reinhart? Wurde ihm nicht anbefohlen, Stadt und Land zu meiden? Mußte er nicht bei Nacht und Nebel Berlin verlassen? Und warum? Hatte er etwas Uebles gethan? Nein, er hatte nur den Revers nicht unterschreiben wollen.“

„Und lebt Reinhart deshalb nun im Elende?“ fragte Jung. Ist er nicht in Leipzig mit offenen Armen aufgenommen worden? Ist er nicht, so recht zur anschaulichen Verhöhnung aller seiner Feinde, in genannter Stadt an der St. Nicolaikirche wenige Monate nach seiner Ankunft zum Pastor ernannt worden, nachdem er allhier in Berlin nicht für würdig erklärt worden war, an der St. Nicolaikirche Archidiaconus zu sein?“

„Ihr seid nun einmal ein alter Freund und Vertheidiger Reinharts,“ sagte Meister Liebrecht.

„Nein, Nachbar,“ entgegnete Jung mit Ernst. — „Wenn Ihr saget, daß ich nun einmal ein alter Freund

und Vertheidiger meines lutherischen Glaubens bin, so würdet Ihr recht haben. Mein Grundsatz ist: der Wahrheit treu bleiben bis ans Ende; wer aber mit seinem Glauben, wie ein Weberschiff in unserm Werkstuhle auf- und niederfährt, überall durchwill, wo es eine Oeffnung gibt, der wird sich mit seinem Glauben am Ende wohl auch ein Gewand weben für seinen Leib, aber seine Seele wird nackt bleiben.“

„Ihr seid doch zu streng, Meister Jung,“ sagte Ebeling gutmüthigen Tones. — „Ich weiß, Ihr zielt damit auf unsern Propst Lilius. Aber was hat er denn so Uebles gethan, daß Ihr ihn darum so hart beurtheilt? Er hat nichts gethan, als den Revers unterschrieben! Und was steht in diesem Reverse? Nichts weiter, als daß die Geistlichen sich aller Kränkungen und Schmähungen des reformirten Glaubens enthalten und sich einander wie Brüder in Christo lieben wollen. Ist denn das so etwas Unrechtes? Und soll ein Mann, ein Geistlicher, wie Lilius, der Niemanden hassen kann, und welcher die Reformirten in der That und Wahrheit wie seine Brüder liebt, diese seine Herzensgesinnung nicht auch mit seinem Namen unterschreiben?“

„O lieber Herr Musikdirector!“ rief Jung verwundert aus. — „Ich habe alle Achtung vor Euch, wenn Ihr auf Eurem Chore zu St. Nicolai oder St. Mariä steht und dirigiret die Geiger und Pfeifer und Sänger, daß es eine Lust ist, mit anzusehen und anzuhören; und namentlich vergeht selten ein Tag, wo mir nicht meine Dorothea eins von den schönen Liedern meines Herrn

Gevatters Gerhardt singen müßte, welche Ihr eben so schön in Musik gesetzt habt, — also das wollte ich Euch sagen, vor Eurer Musikkunst habe ich alle Achtung, Herr Ebeling; und Eure Fugen, die Ihr machet und uns vorhin erklärtet, mögen alle schön und kunstgerecht sein, aber daß ich mich so ausdrücke, in der Glaubensfuge, die jetzt aufgespielt wird, seid Ihr doch nicht so recht Meister. Es ist wahr, in dem Reverse steht allerdings, daß sich die Geistlichen mit einander christlich vertragen und den Kirchenfrieden aufrecht erhalten wollen; aber es steht auch darin, daß die Lutherischen alle Lehren der Reformirten gut heißen und sich nicht mehr auf die Concordienformel, welches doch der lutherischen Kirche Haupt- und Grundbuch ist, berufen sollen. Es steht darin, daß die Lutherischen den Edicten, welche der Churfürst in dieser streitigen Glaubenssache erlassen hat, in allen Stücken bis auf den letzten Buchstaben nachkommen sollen. Und wisset Ihr, was in diesen Edicten befohlen ist?"

„Nur Dasselbe, was Ihr bereits erwähnt habt," antwortete Ebeling ruhig.

„Dasselbe?" wiederholte Meister Jung mit Verwunderung und fuhr dann ruhiger fort: „Seht, es könnte scheinen, als wollte ich mich vor Euch meiner Wissenschaft brüsten. Aber Ihr wisset, daß ich in meiner Jugend habe studiren wollen, und daß nur der Tod meines Vaters, als ich nach Wittenberg gehen wollte, die Ursache ward, daß ich kein Geistlicher geworden bin, sondern auf inständiges Bitten meiner Mutter mich

hinter den Tuchmacherstuhl meines seligen Vaters setzte. Aber was man in seiner Jugend lieb gewonnen hat, das läßt man auch nicht gern im Alter, besonders wenn es die Wissenschaft betrifft. Da bin ich denn so ein halber Geistlicher geblieben und habe den ganzen Kirchenstreit mit durchgemacht, wenn auch nur hinter meiner Werkstatt. Und da kann ich Euch versichern, das ganze Unglück kommt von unserm Churfürsten her; er ist allein Schuld, daß keine Ruhe in der ganzen Mark Brandenburg herrscht.“

Bei diesen Worten fuhren fast alle Anwesenden erschreckt zusammen und sahen sich ängstlich im Zimmer um, ob etwa ein Reformirter da sei, der diese Aeußerungen verrathen könne. Der Wirth selbst schob sein Mützchen seitwärts und sagte, wiewohl ganz freundlich zu Meister Jung: „Ich fürchte nicht, daß Ihr damit habt einen Tadel gegen unsern durchlauchtigsten Churfürsten aussprechen wollen. Ich habe immer den Grundsatz gehabt, daß es in derlei Dingen am Besten ist, keine Parthei zu nehmen; namentlich ziemt es wohl einem Wirthe, über den Partheien zu stehen; und da ein Wirth gewissermaßen mit seiner eigenen Gesinnung Bürge ist für alles Das, was in seinem Hause vorgeht, so will ich mir nur die Freiheit nehmen —“

„Beruhigt Euch, Herr Matthias,“ fiel ihm der Meister lächelnd ins Wort. — „Was ich hier bei Euch wirke und thue, soll Euren Zuspruch nicht vermindern oder gar Euch an Gut und Blut gehen. Ist Einer ein guter und treuer Bürger, so bin ichs; aber

in Sachen des Glaubens kommt es nicht auf den guten Bürger, sondern auf den guten Christen an. Zudem, wenn ich sagte, das ganze Unglück käme von unserm Churfürsten, so ist das wohl eine Klage, aber kein Vorwurf. Auch rede ich nicht von unserm jetzigen gnädigsten Landesherrn, sondern von seinem Großvater, Johann Sigismund. Wenn dieser, wie Euch bekannt ist, nun einmal bei seinem lutherischen Glauben nicht selig zu werden hoffen konnte, und deshalb um die Weihnachtszeit des Jahres 1613 zu den Reformirten übertrat, — wer kann ihn das hindern? Was dem geringsten Unterthanen freisteht, muß ja wohl auch dem Churfürsten freistehn."

„Ihr dürft freilich dabei nicht vergessen," sagte hier in süßem, freundlichem Tone ein junger Mann von bleichem und magerem Angesichte, der bisher dem Gespräche stumm zugehört, anfangs an einem Tische allein gesessen und später nach und nach dem großem Tische am Ofen näher gerückt war — „Ihr dürft dabei nicht vergessen, daß der Churfürst Johann Sigismund zu dreien Malen selber einen Revers ausgestellt hatte, daß er Zeit seines Lebens der lutherischen Kirche getreu bleiben wolle, und daß er, als er dennoch zu den Reformirten übertrat, den Vorwurf hören mußte, er habe es nur gethan, um sich dadurch den reformirten Holländern wohlgefällig zu machen, durch deren Beistand er Herzog von Jülich, Cleve und Berg zu werden hoffe; gerade so, wie sein Nebenbuhler, der Pfalzgraf von Neuenburg aus gleichem Beweggrunde zur katholischen

Kirche übertrat, um dadurch die katholischen Spanier zu seinem Beistande sich zu gewinnen.“

Aller Augen waren auf den Sprecher gerichtet, der so kühn und keck zu Gericht saß über die Churfürsten Brandenburgs, welchen aber, wie aus den Mienen aller Gäste zu sehen war, Niemand kannte. Eiligst gethane stille Fragen an den Wirth wurden auch von diesem selbst mit einem ernsten und verwunderlichen Kopfschütteln beantwortet. Der Fremde aber schien das Alles nicht zu bemerken; er blickte mit der ungestörtesten Freundlichkeit in jedes Auge, das ihn suchte, und doch lag in seinem Ton und in seinem ganzen Wesen irgend Etwas, was eine unheimliche Wirkung auf Alle äußerte, die ihn betrachteten. Meister Jung schien der Einzige zu sein, der davon unberührt blieb; er wandte sich nach dem jungen Manne und sagte: „So fremd und unbekannt Ihr mir und wohl uns Allen hier erscheint, so wohlbewandert seid Ihr doch in der Geschichte unsers Vaterlandes. Da es aber scheint, als wolltet Ihr mit Eurer Rede unsere Churfürsten verdächtigen, so muß ich Euch darauf Folgendes antworten: Es ist allerdings wahr, was Ihr von dem Reverse des Churfürsten Johann Sigismund erzählt habt; aber daß er zur reformirten Kirche überging, um sich den Holländern gefällig zu machen, steht Euch noch zu beweisen. Sigismund hatte sein gutes Recht auf jenes Herzogthum; denn seine Gemahlin war die älteste und nächste Anverwandte; und wer auf seinem guten Rechte steht, braucht keine Winkelzüge zu machen. Nein, Sigismund war ein zu gewissen-

hafter Fürſt, als daß er um irdiſcher Güter willen ſeinen Glauben verkauft hätte. Vielmehr glaube ich, daß einige Perſonen reformirten Glaubens, welche ihm nahe ſtanden, aus Feindſchaft gegen unſere Kirche, unſern lutheriſchen Glauben ſo fälſchlich dargeſtellt und mit den lächerlichſten Irrlehren vermiſcht haben, daß des Churfürſten Gewiſſen beunruhigt wurde. Hätte ihm in ſolcher Zeit ein Mann, wie unſer Paul Gerhardt, zur Seite geſtanden, ſo wäre es nicht ſo weit gekommen. Doch darüber hin und her zu reden, iſt unnütz. Es ſollte nicht ſo kommen; und was nicht aus dem Glauben kommt, iſt Sünde, heißt es in der Schrift. Darum hat mir auch die Antwort des Churfürſten Sigismund, als ihn die Stände über ſeinen Reversbruch zur Rede ſtellten, nämlich die Worte: daß in Gottes Sachen keine Reverſe gelten, ſo wohl gefallen; und gerade dies Wort des Churfürſten iſt es, wornach ich auch unſere jetzigen Glaubensſtreitigkeiten möchte gerichtet ſehen. Daß Sigismund von ſeinem Gewiſſen gedrängt wurde, ſich vom lutheriſchen zum reformirten Glauben zu wenden, darüber kann kein verſtändiger Mann ein Wort der Mißbilligung ausſprechen; aber dabei wird es doch wohl erlaubt ſein, zu ſagen, daß dieſer Uebertritt ein Unglück für das Land wurde, beſonders da Niemand den jetzigen Zuſtand unſerer Kirche im Lande für einen glücklichen halten wird?“

„Und warum das nicht?“ fragte Ebeling.

„Warum nicht?“ wiederholte Meiſter Jung in ziemlich ärgerlichem Tone. „Wie gefällt Euch die Ver-

ordnung von anno 61, wornach der lutherische Magistrat unserer Stadt auch Reformirte mit in den Rath nehmen soll? Wie gefällt es Euch, daß wir neben der Leibgarde des Churfürsten noch das ganze schöningische Regiment hier zu ernähren haben, eine ganze Armee von dreitausend Mann, die besser gehalten sein wollen, als die Bürger? Wie gefällt Euch die Folterbank der Accise, die nun seit fünf und zwanzig Jahren errichtet ist und uns jeden Bissen Brotes im Munde noch versteuern lässet? Wie gefällt es Euch, daß ein schönes Haus nach dem andern, ein schönes Grundstück nach dem andern aus den Händen lutherischer Bürger übergeht in den Besitz reformirter Hofleute, so daß von einem Erbgute lutherischer Eingesessenen gar nicht mehr die Rede sein kann? Wie gefällt es Euch, daß alle flüchtigen und vertriebenen Holländer und Franzosen hierorts Aufnahme und alle Gunst und Gnade am Hofe finden, wie sich kein lutherischer Bürger rühmen kann, — und das Alles, weil sie reformirten Glaubens sind? Habe ich nun recht, wenn ich sage, Churfürst Sigismund ist durch seinen Uebertritt an Allem Schuld?"

„Gewiß, Ihr habt Recht," sagte der Fremde freundlichst. „Auch ist es Euch besser als mir bekannt, daß Sigismunds Gemahlin, die Churfürstin Anna, ihrem lutherischen Glauben treu blieb und daß der Churfürst das feierliche Versprechen ablegte, der lutherischen Kirche jederzeit Schutz und Recht angedeihen zu lassen. Daß aber die Lutherischen durch den Uebertritt ihres Landesherrn zu einem, ihnen so verhaßten Glau-

bensbekenntniſſe in Trauer und Furcht geſetzt wurden, iſt ganz natürlich, und daß in dem churfürſtlichen Edicte alle Angriffe gegen die reformirten Lehren bei ſchwerer Ahndung verboten wurden, mußte eben ſo natürlich Aufruhr und Verwirrung erzeugen. Freilich haben es die Calviniſten dabei immer beſſer, weil auf ihrer Parthei der Landesherr ſteht.“

„Herr,“ ſagte hier ſchnell der Wirth mit gezwungener Freundlichkeit — „Ich möchte Euch doch bitten, daß Ihr ſolche Namen wie Calviniſt allhier nicht ausſprechen möget; es iſt im Edicte verboten. Und zudem habe ich den Grundſatz, daß es immer am Beßten ſei, zu keiner Parthei zu gehören. Und da ein Wirth mit ſeiner eigenen Geſinnung gewiſſermaßen Bürge iſt für alles Das, was in ſeinem Hauſe vorgeht —“

„So wollt Ihr Euch die Freiheit nehmen,“ fiel der Fremde dem Wirthe lächelnd ins Wort — „mich zu bitten, das nicht mehr zu thun. Da habt Ihr Recht, lieber Herr Matthias; es war auch nicht böſe gemeint. Denn da die Lutheriſchen es nicht übel nehmen, wenn ſie alſo nach ihrem Haupte genannt werden, ſo ſehe ich nicht wohl ein, warum die Reformirten nicht auch Calviniſche heißen wollen. Denn an der Spitze beider Partheien ſtehen doch dieſe Beiden, Luther und Calvin. Doch ich bitte nochmals, mir meine unbefugte Rede nicht übel zu nehmen“ — und dabei ging der Fremde auf ſeinen verlaſſenen Platz zurück und blickte von dort aus mit derſelben ſüßen Freundlichkeit auf die Gäſte am Ofen.

Dieſer Zwiſchenfall hatte einige Unruhe in die Verſammlung gebracht, — eine gewiſſe Aengſtlichkeit, die ſich Niemand erklären konnte, ſo daß auch das Geſpräch eine Zeit lang ſtockte, bis endlich Meiſter Jung abermals das Wort ergriff und ſagte: „So lange Männer, wie unſer Herr Diaconus Gerhardt auf der Seite der Lutheriſchen ſtehen, ſo lange haben wir nichts zu fürchten; und um ſo ſchmerzlicher iſt es, wenn es wahr ſein ſollte, was geredet wird, daß nämlich Gerhardt des Nächſten nur die Wahl haben werde zwiſchen Unterſchrift des Reverſes und der Amtsentſetzung.“

„Für unſern Gerhardt fürchte ich nichts,“ ſagte nun Ebeling. „Bei der allgemeinen Liebe, welche dieſer fromme Sänger in der ganzen Stadt genießt, wird der Churfürſt ſeine Strenge nicht ſo weit treiben, daß er einen Mann ſeines Amtes entſetze, der nichts gethan hat, als ſeine Schuldigkeit, und aus deſſen Munde kein Einziger von uns auch nur das geringſte Scheltwort gegen die Reformirten wird gehört haben.“

„Verzeihet mir, werther Herr Muſikdirector,“ ſagte der Wirth unter den höflichſten Bücklingen — „wenn ich auch als Wirth über den Partheien ſtehe, ſo kommen mich doch zuweilen meine lutheriſchen Gedanken an. Ich will nämlich ſagen, daß ich gerade für den Diaconus Gerhardt das Meiſte fürchte. Unſer Einer kann freilich nicht Alles wieder erzählen, was meine werthen Gäſte hier im Vertrauen mit einander beſprechen; aber ſo viel kann ich ſagen, daß es gewiſſe Leute geben muß, welche dem Churfürſten Alles zutragen, was nur jemals der

Herr Diaconus Gerhardt in seinen Predigten oder sonstigen Reden über die Reformirten geäußert hat. Gerade Herr Gerhardt gilt, so viel ich wissen kann, weil ich mich von jeder Parthei fern halte, für den heftigsten und gefährlichsten Gegner der Reformirten.“

„Ich wundere mich eben nicht,“ erwiderte der Musikdirector mit etwas mehr Eifer, als gewöhnlich — „daß Ihr solche Dinge nachredet, da Ihr sie wohl von verschiedenen Seiten mögt gehört haben. Aber so viel kann auch ich Euch sagen, daß Herr Gerhardt von aller angedichteten Schuld frei dasteht. Ein Mann, wie er, dem die Gottesfurcht aus der innersten Seele kommt, kann am Streiten und Zanken kein Wohlgefallen haben. Ihr sollet es nur einmal aus seinem eigenen Munde hören, wie er über diese ganze traurige Angelegenheit denkt.“

„Gott weiß, daß Ihr recht habt,“ sagte Meister Jung. „Aber wenn Ihr um der allgemeinen Liebe willen, welche Herr Gerhardt bei uns genießt, hoffet, daß ihm kein Uebles geschehe, so irrt Ihr Euch sehr, Herr Ebeling, und beweiset, daß Ihr noch nicht die rechte Menschenkenntniß habt. Es wäre für Herrn Gerhardt besser, wenn Niemand in seine Predigten ginge, Niemand seine Lieder sänge, Niemand ihm Gutes und Liebes wünschte, da wäre kein Auge neidisch auf ihn gerichtet; aber ein Mann, dem das Volk anhänget, wandelt immer auf Dornen und Disteln und auf verdeckten Gruben. Und daß ich unter Solchen, die diese Gruben graben, die Reformirten und namentlich Einige, die

dem Hofe näher stehen, als wir lutherischen Bürger, verstehe, habe ich gar kein Hehl!"

„Ei, ei, Nachbar," sagte Meister Liebrecht — „nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht zu viel redet." Und flüsterte ihm dann noch ins Ohr: „Seid Ihr denn gewiß, daß kein Verräther unter uns ist?"

Aber Jung achtete dies nicht und fuhr fort: „Lieber Nachbar, Ihr solltet mir lieber das Gegentheil anrathen. Denn ich rede und thue noch zu wenig für unsern Glauben. Ich wollte, ich könnte in eine Versammlung von Tausenden hinein das herrliche Kleinod unseres lutherischen Glaubens verkündigen und allen Geistlichen zurufen, was in der Schrift steht: „Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone raube! —" Müßte nicht unser große Churfürst selbst sich seiner lutherischen Bürger schämen, wenn sie ihren Glauben so gering hielten, und sich jedes Wortes scheuten, ihn zu vertheidigen?"

„Aber," fiel der Wirth vorsichtig ein — „Ihr wisset doch, Meister Jung, daß in dem Edicte Alles verboten ist, was Zank und Zwietracht herbeiführen oder unterhalten könnte. Steht nicht unser große Churfürst auch über den Partheien?"

„Doch nicht etwa so, wie Ihr?" fragte der Meister rasch und spitzig. „Ich möchte Den sehen, der, wenn er seinen Glauben nicht als ein Spielwerk betrachtet, so wie Ihr, Herr Matthias, über den Partheien stehen könnte! Alle Religionsmengerei ist mir verhaßt. Ich will einen lutherischen, oder einen reformirten, oder einen katholischen Christen, aber Keinen, der von jedem ein

Stücklein nimmt und ſich ein Gewand für ſeine Seele zuſchneidet, das nirgends die Blöße deckt. Ihr braucht Euch das nicht anzunehmen, Herr Wirth, denn ich verſichere Euch, Euch gilt das am Allerwenigſten.“

„O nein,“ verſicherte der Wirth mit möglichſter Freundlichkeit. — „Ich wüßte auch nicht, womit ich Euch beleidigt hätte. Ich bin ein Mann des Friedens und der Ordnung und habe den Grundſatz: leben und leben laſſen.“

„Ihr wolltet uns vorhin ſagen, Nachbar,“ wandte ſich hier Meiſter Liebrecht an Meiſter Jung — „was in den Edicten noch Beſonderes anbefohlen ſei.“

„Nun wahrlich für die Lutheriſchen nicht viel Erbauliches,“ antwortete der Gefragte. — „Es iſt allerdings nicht zu verkennen, daß der Churfürſt aufrichtig den Frieden will; aber er ſchreibt darin den lutheriſchen Geiſtlichen vor, wie und was ſie glauben und lehren ſollen, und was nicht; und ganz beſonders, wie ſie über die reformirten Lehren denken und urtheilen ſollen. Das iſt ein Glaubens- und Gewiſſenszwang; denn wenn ich nach meinem Glauben etwas für falſch halte, ſo muß es mir auch frei ſtehen, das zu ſagen und wäre es auch nur, um eines Beſſern belehrt zu werden. Wer nun aber für ſeinen Glauben männlich und muthig ſtreitet, den weiſet das Edict zum Lande hinaus; und daß es dabei nur auf die Lutheriſchen abgeſehen iſt, geht daraus hervor, daß bis jetzt noch kein Reformirter ſeines Glaubens und Lehrens wegen angefochten worden iſt. Da ſollen nun die lutheriſchen Geiſtlichen unterſchreiben,

daß sie ihren Glauben ganz ruhig wollen angreifen und verdammen und sich eben so ruhig wollen zum Lande hinausjagen lassen, wenn es ihnen je einfallen sollte, ein Wort zur Vertheidigung ihres Glaubens zu reden. Ist das Gerechtigkeit? Kann ein lutherischer Geistlicher solchen Revers mit gutem Gewissen unterschreiben?"

„Vergebt mir, lieber Meister," sagte Ebeling — „aber Ihr scheint mir selber nicht ganz gerecht in Eurer Darstellung zu sein. Denn das Edict trifft auch die reformirten Geistlichen; auch diesen ist es bei derselben Strafe verboten, unsern lutherischen Glauben anzugreifen. Ihr wisset doch, wie bisher so oft die Geistlichen sich gegenseitig auf den Kanzeln verlästert haben! Kann man es nun dem Churfürsten verdenken, wenn er das abschaffen will und wenn er statt Gezänkes auf der Kanzel erbauliche Predigten will gehalten haben?"

„Mein lieber Herr Ebeling," entgegnete Meister Jung — „es thut mir leid, daß ich Euch immer entgegen sein muß. Ich will auch keinen Zank und Streit, wo das Evangelium des Friedens gepredigt werden soll. Aber Ihr vergesset dabei ganz die Hauptsache, nämlich die Concordienformel; das ist doch das eigentliche Lehr- und Glaubensbuch unserer lutherischen Kirche. Aber gerade darauf sollen sich unsere Geistlichen nicht mehr berufen; und warum? Weil darin die reformirten Lehren nach Gebühr gewürdigt und gerichtet werden. Ja selbst die andern symbolischen Bücher unserer Kirche sollen nach dem Edicte nur in so weit gelten, als sie mit den Lehren der Reformirten zusammenstimmen. Nun bitte

ich Euch, iſt das etwas anders, als unſere lutheriſche Kirche völlig vernichten? Und wo findet Ihr einen lutheriſchen Geiſtlichen, der mit ſeines Namens Unterſchrift verſprechen kann, den Grundſtein ſeiner eignen Kirche niederzureißen?“

„Das kann unſer gnädigſter Churfürſt nicht wollen,“ ſagte Ebeling.

„Nein, gewiß, das will er auch nicht“, fuhr Jung fort.—„Aber Andere wollen es, die dem Churfürſten rathen und beſonders Einer, der Hofprediger Stoſch, der uns Alle reformirt machen möchte, wenn es ginge. Ja, ſo gerecht auch ſonſt unſer Herr Oberpräſident iſt, ſo iſt er doch ein Reformirter. Und wenn ich auch zugebe, daß ein Jeder zur Aufrechthaltung ſeines Glaubens alles Mögliche thut, ſo hat er doch damit kein Recht, den Glauben eines andern zu untergraben. Und das geſchieht durch die Edicte und ſoll durch den Revers beſiegelt werden. Darum ſage ich, es kann kein lutheriſcher Geiſtlicher den Revers unterſchreiben, und daß es der Propſt Lilius endlich doch gethan hat, iſt mir eben ſo ſchmerzlich leid, als ich froh und ruhig bin in der veſten Ueberzeugung, daß es Herr Gerhardt nicht thun wird.“

Als hier mehrere neue Gäſte ins Zimmer traten, welche bald da, bald dort ihre Plätze einnahmen, kam eine Unterbrechung in die Unterhaltung der Stammgäſte am Ofen und es gab nur noch ein heimliches und doch faſt unheimliches Flüſtern, weil die zu große Offenherzigkeit des Meiſters Jung faſt alle Anweſenden in Scheu

und Furcht gesetzt hatte, bis endlich Meister Liebrecht seinen nächsten Nachbarn zuflüsterte: „Eben hat sich der Fremde zur Thüre hinaus geschlichen. Ich gestehe, daß ich mich darüber freue; mir war ordentlich ängstlich zu Muthe, so lange er mit seinen kleinen Augen her nach uns blickte. Ich möchte doch wissen, wer das war.“

„Meint Ihr den hagern Mann, der eben zur Thüre hinaus ging?“ fragte Einer der neuangekommenen Gäste, der Liebrechts halbleise Worte gehört haben mußte.

„Allerdings,“ antwortete Liebrecht — „das blasse, vertrocknete Männlein, das immer so süßlächelnd dasitzt, als hätte es Jedermann von ganzem Herzen lieb.“

„Das kann ich Euch sagen,“ fuhr Jener fort. „Das ist Herr Stolpe, seit etwa einem Vierteljahre der Geheimschreiber des Herr Oberpräsidenten, bei welchem er, wie man sagt, schon sehr viel gelten soll. Ich glaube aber, es ist ihm nicht recht zu trauen.“

„Und ist er ein Reformirter?“ fragte der Wirth ganz ängstlich.

„Allerdings,“ versicherte der Gefragte. „Unser Herr Oberpräsident ist ein zu guter Reformirter, als daß er einen Lutherischen in seine Dienste nähme.“

„Ach, ich unglücklicher Mann!“ rief nun der Wirth ganz erschrocken aus. „Ich bin verloren! Was soll nun aus Weib und Kindern werden, wenn ich ein ruinirter Mann bin. Ich sagte es Euch immer, Meister Jung, Ihr solltet Euch mit Euren Reden in Acht nehmen! Auf wen wird es nun kommen, als auf mich! Wird man nicht von einem rechtschaffenen Wirthe verlangen,

daß in seiner Behausung keine aufrühererschen Reden gehalten werden? Ach, Meister Jung, Ihr seid an meinem Unglücke schuld.“

„Seid unbesorgt,“ sagte der Meister mit ruhigem Lächeln: „Ihr seid in ganz Berlin und Cöln nur zu gut bekannt, daß Ihr als ein verständiger Wirth, der Alles nach dem Bissen Brotes abwägt, über den Partheien steht, wie Ihr uns denn heut diese Versicherung mehrere Male wiederholt habt. Wenn dieser Herr Stolpe, wie er heißen soll, meine aufrührerischen Reden, wie Ihr sie nennt, dem Oberpräsidenten hinterbringt, so werde ich wohl dafür zur Verantwortung gezogen werden, und nicht Ihr, Herr Matthias; und das soll mich freuen, wenn ich einmal Gelegenheit fände, den Herren zu beweisen, wie ein lutherischer Bürger denkt, und dabei werde ich nicht ermangeln, auseinander zu setzen, daß Ihr, vielgeehrter Herr Wirth, völlig schuldlos seid und hinsichtlich Eures Glaubens so mild und nachsichtig denkt, daß Ihr Allen ohne Weiteres Recht gebet und das nicht etwa um der ärmlichen paar Kreuzer willen, die Ihr vielleicht verlieren könntet, wenn Ihr eine Gesinnung hättet — sondern aus lauter Menschenliebe.“

Diese etwas spitze Entgegnung wurde dennoch vom Wirthe — und sicherlich nicht um der ärmlichen paar Kreuzer willen, die er verlieren würde, wenn Meister Jung künftig nicht wiederkäme, sondern aus lauter Menschenliebe — mit freundlicher Verbeugung aufgenommen, indem er hinzusetzte: „Ihr seid sehr gütig, lieber Meister, und ich würde Euch allerdings sehr dank-

bar sein, wenn Ihr, falls die Sache höhern Ortes zur Sprache käme, Euch meiner annähmet.“

„Niedrige Seele,“ sprach Meister Jung still für sich hin.

„Aber sollte man's glauben,“ rief Meister Liebrecht aus — „wie weit der Mensch sich verstellen kann! That nicht dieser Herr Stolpe, als wäre er ein Lutherischer? Hat er nicht vielmehr über den Churfürsten Sigismund Manches gesagt, was andere ehrliche Menschen kaum zu denken wagen? Hat er nicht selber die Reformirten Calvinische genannt? Haltet ihm nur das Alles vor, Meister Jung, wenn es zur Sprache kommt; da wird er sich doch wohl schämen müssen.“ —

„Schämen?“ wiederholte Jung lächelnd. „Nur ehrliche Leute schämen sich noch? Doch mag es für heute genug sein; es möchte mir vielleicht noch ein Wort entfahren, wobei unser rechtschaffener Wirth in Gefahr kommen könnte. Darum gute Nacht, liebe Nachbarn und Freunde.“

Und damit erhob er sich und schickte sich an, fortzugehen. Der Wirth lief ihm aber eiligst nach und sagte: „Ich bitte Euch, lieber Meister, nichts für ungut! Ihr kennt mich ja seit vielen Jahren her, wo wir immer gute Freunde und Nachbarn gewesen sind. Mein Grundsatz ist: leben und leben lassen.“

„Seid unbesorgt,“ antwortete Jung. — „Ich bin morgen abends wieder Euer Gast.“ Und dadurch völlig getröstet, wünschte Herr Matthias dem Fortgehenden eine geruhsame Nacht.

Cap. 2.

Der Revers.

Ich übe mich zu haben ein unverletztes Gewiſſen allenthalben, Beides gegen Gott und den Menſchen.

Apoſt. Geſch. 24, v. 16.

Am folgenden Tage finden wir in dem Sprechzimmer des Freiherrn von Schwerin, des Oberpräſidenten der Mark Brandenburg, zwei Männer verſammelt, welche in Folge ergangener Einladung ſich hierher verfügt und des Eintritts Seiner Excellenz harreten. Dieſe beiden Männer waren der Hofprediger Stoſch und der Licentiat Fromm, Propſt zu St. Petri in Cöln. An der Freundlichkeit, mit welcher beide Geiſtliche im Zimmer faſt in einem Schritt auf- und abgingen und ihr Geſpräch führten, hätte man es nicht gemerkt, daß ſie zweierlei Confeſſionen angehörten, welche damals in offener Feindſchaft mit einander lebten. Stoſch und Fromm waren ſeit mehreren Jahren Freunde, ſtanden trotz der gegenſeitigen Nähe ihrer Behauſung in ei-

nem lebhaften Briefwechsel mit einander und zeigten auf diese Weise, daß Lutherische und Reformirte recht wohl und friedlich zusammenleben können. Freilich galt Fromm für nichts weniger als für einen guten lutherischen Hirten seiner Heerde, ja man flüsterte sich sogar in die Ohren, er sei ein heimlich Reformirter, und er genoß deshalb bei seinen lutherischen Amtsbrüdern wenig Vertrauen. Stosch dagegen schien des Propstes ganzes Herz zu besitzen, ja sogar über ihn eine gewisse Obergewalt auszuüben, die er, der als churfürstlicher Hofprediger ohnedies einen Vorrang vor den lutherischen Geistlichen hatte, nur allzugern geltend zu machen schien. Auch wollten Andere bemerkt haben, daß Stosch es nicht ganz ehrlich mit dem Propste meine und daß er heimlich eben so an seinem Sturze arbeite, wie an dem des gesammten lutherischen Ministeriums zu St. Nicolai und St. Mariä. Nur Fromm selbst schien nichts Arges zu ahnen und mußte natürlich desto sicherer seinem Verderben entgegengehen, wenn solches über ihn beschlossen gewesen wäre.

Als jetzt die Thüre sich öffnete und der Herr Oberpräsident, ein Mann zwar im angehenden Alter, aber leiblich und geistig ungebeugt, hereintrat, verbeugten sich die beiden Geistlichen mit geziemender Unterwürfigkeit und nahmen dann die ihnen angewiesenen Plätze ein.

„Ich habe Euch, Herr Propst," wandte sich der Freiherr zunächst an diesen — „aus guter Meinung und zum Besten des Kirchenfriedens hierher beschieden, weil

ich hoffe, daß Ihr bei dem Anſehn, in welchem Ihr doch, Eurer Stellung nach, bei Euren Collegen ſtehet, der traurigen Angelegenheit zu einem beſſern und baldigen Ende mitverhelfen könnet, wenn Ihr anders in Euren frühern Anſichten Euch nicht geändert habt.“

„Euer Excellenz ſetzt mehr Vertrauen in mich, als ich wohl verdiene,“ antwortete der Propſt. „Indeß darf ich wenigſtens Das von mir bekennen, daß mir eine friedliche Beilegung des unglücklichen Streites gar ſehr am Herzen liegt. Ich lebe allerdings der frohen Zuverſicht, daß es mir und den mir Gleichgeſinnten noch gelingen werde, das alte, ächt bibliſche Chriſtenthum als die verſöhnende Lehre zwiſchen Lutheriſchen und Reformirten zu ſetzen, und ich habe in den ſechzehn Jahren, ſeit welchen ich mein jetziges Amt bekleide, bei dem Religionsunterrichte, welchen ich in den obern Claſſen des cölniſchen Gymnaſiums freiwillig übernommen habe, ſowie auch in den wöchentlichen Bibelſtunden, in welchen ich meinen Gemeindegliedern eine Zeitlang die Bibel erklärte, mit beßtem Wiſſen und Gewiſſen darauf hingewirkt.“

„Das kann ich wohl beſtätigen,“ ſetzte der Hofprediger mit einer Verbeugung gegen den Oberpräſidenten hinzu und fuhr dann mit zweideutigem Lächeln gegen den Propſt gewendet fort: „Nur das Eine wollte ich Euch, lieber Freund, dagegen bemerken, daß Ihr in Euren Bibelſtunden weniger glücklich damit geweſen zu ſein ſcheint, als in Eurem übrigen Religionsunterrichte. Denn Ihr erinnert Euch gewiß, daß nun ſchon vor

zwölf Jahren unſer gnädigſter Churfürſt Euch freundlichſt anrieth, die Bibelſtunden zu unterlaſſen.“

Dieſe etwas hämiſche Bemerkung — denn der Churfürſt hatte die genannten Bibelſtunden ihm eben nicht freundlich, ſondern alles Ernſtes unterſagt — trieb eine Röthe des Aergers und der Schaam auf des Propſtes Angeſicht; indeß nahm der Hofprediger ihm gegenüber und beſonders in Gegenwart des Oberpräſidenten eine zu hohe Stelle ein, als daß er mit irgend einem Worte gewagt hätte, ſeine Empfindlichkeit zu erkennen zu geben. Der Freiherr ſchien ſich dagegen ſeiner anzunehmen; denn dieſer ſagte in vermittelndem Tone: „Es hatte dies, Herr Hofprediger, allerdings noch einige andere Gründe, die keineswegs in der Perſon zu ſuchen ſind. Denn ich darf Euch, Herr Propſt, nicht verhehlen, daß unſer gnädigſter Churfürſt zur endlichen Beilegung des Streites gar viel auf Euch rechnet. Ihr ſeid zwar auch ein lutheriſcher Geiſtlicher, und werdet Eure Ehre darin ſuchen, gut lutheriſch zu ſein, nur hoffe ich, nicht in dem Sinne Eurer Collegen, welche darunter verſtehen: gut wittenbergiſch. Wie denkt Ihr zum Beiſpiel über die Concordienformel, welche den wittenbergiſchen Theologen und namentlich dem zankſüchtigen Abraham Calov mehr als die Bibel zu gelten ſcheint?“

„Herr Oberpräſident,“ antwortete der Propſt — „ich habe gegen Niemanden ein Hehl daraus gemacht, daß ich dieſe Bekenntnißſchrift für eine unſelige Scheidewand zwiſchen den beiden Hauptpartheien der evangeliſchen Kirche halte, und werde dabei verbleiben, ſo

ſehr auch meine Collegen mich deswegen anfeinden. Eben ſo wenig kann ich die heftige und leidenſchaftliche Sprache billigen, mit welcher gegen die Reformirten heimlich und öffentlich geſtritten wird, da doch gerade die reformirte Kirche Vieles hat, welches dem alten ächt bibliſchen Chriſtenthume näher kommt, als einzelne Lehren unſerer Kirche.“

„Alſo doch nur näher?“ warf der Präſident lächelnd hin. — „Nun, Herr Propſt, dächten nur wenigſtens alle Lutheriſche ſo, wie Ihr, ſo würde die Scheidewand zwiſchen den beiden Confeſſionen bald fallen.“

„Ich kann Euer Excellenz in dieſer guten Meinung von meinem lieben Freunde beſtärken,“ ſetzte der Hofprediger in ſeiner vorigen Freundlichkeit hinzu: „der Herr Propſt Fromm, der mich ſeiner beſondern Freundſchaft und ſeines Vertrauens würdigt, hat ſich in einem Handſchreiben an mich geradezu, das heißt der innern Geſinnung nach, für einen Reformirten erklärt und mich verſichert, daß nur ſchuldige Rückſichten gegen ſeine Herren Collegen ihn beſtimmten, dies nicht öffentlich zu geſtehen. Wenn ich dies von Euch ſo offen hier erzähle“ — ſetzte Stoſch einleitend hinzu, als er ſah, in welchen Schreck er den Propſt geſetzt hatte — „ſo dürft Ihr mir deshalb nicht zürnen. Es war gut gemeint und dient gewiß nur dazu, Euch das gnädige Vertrauen unſers Herrn Oberpräſidenten zu erhalten und zu vermehren.“

Aber trotz dieſer ſcheinbar freundlichen Auseinanderſetzung konnte ſich der Propſt doch nicht völlig beruhi-

gen. Denn so sehr er an der Herstellung des Friedens in der Kirche arbeitete und im Herzen auch wohl den Reformirten sich zuneigen mochte, so fühlte er doch, daß diese unbesonnene und hämische Veroffenbarung einer Aeußerung, die er allerdings in einem Briefe an den Hofprediger unbesonnen genug gethan hatte, gar zu wenig mit seinem Amt als lutherischer Prediger im Einklange stehe, und es war deshalb wohl zu begreifen, wenn die falsche Freundlichkeit seines „lieben Freundes" ihm Aerger und Schaam bereitete. Er antwortete deshalb: „Ich kann es allerdings nicht leugnen, daß ich gegen Euch, Herr Hofprediger, eine ähnliche Aeußerung gethan habe. Doch scheint Ihr mehr hinein zu legen, als ich. Ich habe damit nur sagen wollen, daß die größere Ruhe, mit welcher die Reformirten wenigstens bisher gegen uns öffentlich aufgetreten sind, mich bestimmen könnte, lieber auf der Reformirten Parthei zu stehen, als auf der unsern."

„Es scheint doch," sagte der Oberpräsident zum Propste — „daß Ihr in gewissen Punkten mit Eurem Amte und mit Eurem Gewissen noch nicht ganz im Reinen seid. Doch weit entfernt, Euch darüber einen Vorwurf zu machen, ehre ich vielmehr diesen Euren Gesinnungskampf, weil ich der vesten Ueberzeugung lebe, daß ein Mann von Eurer Gelehrsamkeit und Euren vielfachen Erfahrungen gewiß nur zu dem Siege gelangen wird, welchen unser durchlauchtigster Churfürst von ganzem Herzen wünscht, und ich wiederhole Euch, daß ich viel Vertrauen auf Euch setze, um die vier Diaconen

zu St. Nicolai zur endlichen Unterschrift des Reverses zu vermögen, und somit weiterm Aergernisse vorzubeugen.“

Der Hofprediger, der es, wie es schien, nicht gut vertragen konnte, wenn vom Präsidenten irgend ein ehrendes Wort dem Propste zufiel, nickte bei der letzten Aeußerung süßlächelnd mit dem Kopfe und setzte mit sichtbar erheuchelter Freundlichkeit hinzu: „Gewiß, Euer Excellenz, wenn auch mein lieber Freund, der Propst Fromm, wie er selbst gestanden hat, von seinen Collegen mit mißtrauischen Blicken betrachtet wird, so muß man ihm doch eine große Gewandtheit zugestehen, in der nur Wenige ihm gleich kommen. Und ich selbst beuge mich willig und gern vor Euch.“ Dabei reichte er dem Propste mit freundlichem Lächeln die Hand.

„Es hat mir wohlgethan,“ fuhr nun der Oberpräsident fort — „daß der alte Propst Lilius endlich den Revers unterschrieben hat, und ich sehe täglich der churfürstlichen Verordnung entgegen, den ehrwürdigen Mann feierlichst in sein Amt wieder einzusetzen. Dabei wünschte ich, daß auch die Diaconen sich endlich willig finden ließen und unsern gnädigsten Landesherrn nicht zu ernstlichern Maaßnehmungen zwängen.“

„Das wird nicht nöthig sein,“ versicherte der Hofprediger. „Hat das Haupt sich gebeugt, werden es wohl auch die Glieder thun. Ich wenigstens kann die Zartheit eines solchen Gewissens nicht begreifen, das sich einen Revers zu unterschreiben weigert, der eines Theils nur in der allgemeinen christlichen Liebe und Wahrheit,

andern Theils in dem Befehle unſers gnädigſten Churfürſten gegründet iſt.“

„Für ſo leicht möchte ichs doch nicht halten,“ entgegnete der Propſt — „wenn namentlich das Gewiſſen noch in einer großen Einſeitigkeit befangen iſt. Es iſt aber dies eben ſo wenig unchriſtliche Unduldſamkeit, als offenbares Widerſetzen gegen die churfürſtlichen Befehle; ſondern es handelt ſich allerdings hier um den Glauben, um die Ruhe des Gewiſſens, um die Verantwortlichkeit vor der Gemeinde und vor Gott, und das Alles will doch wohl reiflich überlegt ſein.“

„Aber, lieber Freund,“ fiel ihm der Hofprediger freundlichſt ein — „beweiſet Ihr nicht durch Euer eigenes Beiſpiel, daß man ſich in ſeinen Glaubensanſichten ändern kann? Und was dem Einen gelungen iſt, mag ja wohl auch dem Andern gelingen! — Doch ich ſehe, lieber Herr Propſt, daß ich heute das Unglück habe, Euch gerade da wehzuthun, wo ich es am Freundlichlichſten mit Euch meine, und ich ſehe mich genöthigt, Euer Gnaden die wiederholte Verſicherung zu geben, daß ich den Herrn Propſt Fromm mit ganz beſonderer Freude meinen lieben Freund nenne.“

„Auf welchen der Diaconen,“ fragte der Freiherr mit gefliſſentlicher Nichtbeachtung des eben Geſprochenen — „dürfte wohl behufs der Unterſchrift des Reverſes zu rechnen ſein?“

„Sie werden zuletzt wohl alle dem Beiſpiele ihres Hauptes, des Propſtes Lilius, folgen,“ antwortete der Hofprediger. „Am Meiſten aber, fürchte ich, wird der

Diaconus Gerhardt der Herſtellung des Kirchenfriedens hinderlich ſein. Denn Euer Excellenz erinnert ſich, wie eben dieſer Gerhardt nächſt dem nun removirten Archidiaconus Reinhart in unſern Religionsgeſprächen ſich am Lauteſten und Kühnſten hervorthat. Auch iſt es mir bekannt geworden, daß Gerhardt am Meiſten darauf gedrungen hat, ſich von den wittenberger Theologen, welche unſerm gnädigſten Churfürſten mit Recht verhaßt ſind, ein Gutachten über die Reversangelegenheit geben zu laſſen, in welchem doch, wie Euer Gnaden bekannt iſt, es den berliniſchen Geiſtlichen zur Gewiſſenspflicht gemacht wird, ſich mit aller Strenge und Schärfe den Friedensverſuchen unſers durchlauchtigſten Landesherrn zu widerſetzen. Ich halte deshalb dafür, daß mit dem Diaconus Gerhardt am Strengſten zu verfahren ſei; denn er genießt unter der Gemeinde das meiſte Anſehn.“

Hier wurde Stoſch durch ein leiſes Klopfen an der Thüre unterbrochen. Der Oberpräſident ſchien dadurch nichts weniger als beunruhigt zu werden; vielmehr blickte er gleichgiltig nach der Thüre, als wiſſe er, was dies Zeichen zu bedeuten habe, oder vielmehr, als geſchähe es auf ſeinen eigenen Befehl. Und bald darauf ſchob ſich ein bleiches, mageres Angeſicht mit dem demüthigſten Lächeln durch die halb geöffnete Spalte. „Tretet nur ein, lieber Stolpe,“ rief der Präſident aus. „Was bringt Ihr?“

Der Geheimſecretär trat ein, verbeugte ſich mit dem Anſtande eines Mannes von Bildung und ſagte: „Euer Gnaden, der beſtellte Geiſtliche wartet auf Dero Befehl.“

„Es ist der Pfarrer Müller aus Ribbeck," sagte der Präsident erklärend zu den beiden anwesenden Geistlichen. „Der gute Mann ist mit seiner Gemeinde wegen seiner Pfarrfelder etwas in Streit gerathen und ist heute vorbeschieden zur hoffentlich friedlichen Ausgleichung der Sache. Sagt mir doch, Stolpe, hat der Pfarrer etwa geäußert, daß er Eile habe? Sonst bittet ihn, ein wenig zu verziehen."

„Wenn Euer Excellenz mir gestatten will," sagte Stolpe demüthigst — „der Herr Pfarrer scheint keine große Eile zu haben. Und leiblich gestärkt hat er sich auch; denn wie ich höre ist er zuvor im Wirthshause an der langen Brücke gewesen, vermuthlich, weil es ihm an Muth gebrach, vor Euer Gnaden zu erscheinen?"

„Woher habt Ihr denn das schon erfahren," fragte der Präsident lächelnd.

„Er hat es mir selbst erzählt, ohne daß ich eben viel darum gefragt hätte," antwortete der Geheimschreiber. „Auch ist er ein naher Anverwandter des Tuchmachermeisters Jung, wie ich ebenfalls zufällig erfahren habe."

„Welches Jung?" fragte der Freiherr.

„Desselben," erwiederte Stolpe — „von welchem ich noch gestern Abend die Ehre hatte, Euer Gnaden Einiges mitzutheilen."

„Ach ja," rief der Präsident aus und wandte sich dann zu Stosch und Fromm mit den Worten: „Ich hätte nicht geglaubt, daß unter der hiesigen Bürgerschaft so viel und heftig Parthei gegen die Edicte des Chur-

fürſten genommen wird. Namentlich ſoll ein gewiſſer Meiſter Jung ſich geſtern Abend Aeußerungen erlaubt haben, die nicht ungeſtraft bleiben können. Es muß nothwendig darin etwas Ernſtliches geſchehen. Alſo Ihr wiſſet, lieber Stolpe, daß der Pfarrer Müller ein Anverwandter dieſes Meiſters Jung iſt.“

„Er hat es mir ebenfalls ſelbſt erzählt,“ antwortete der Secretär.

„Aber iſt denn dieſer Pfarrer gar ſo geſchwätzig, daß er ſeine Familienangelegenheiten dem Erſten Beßten erzählt?“ fragte der Freiherr halb ärgerlich.

Stolpe ſchien für den Augenblick etwas in Verlegenheit gerathen zu ſein; denn er ſchlug die ſtechenden Blicke ſeiner kleinen freundlichen Augen ſeitwärts und machte dazu eine tiefe Verbeugung. Vielleicht mochte es ihm auch etwas verdrießlich ſein, daß der Präſident unter dem „Erſten Beßten,“ der allerdings in dieſem Sinne nicht immer der Beßte iſt, auch ihn ſelbſt verſtehe, und er mochte es deshalb für nöthig halten, ſich einigermaßen zu rechtfertigen und in einem beſſern Lichte darzuſtellen. „Ich kann es allerdings nicht leugnen,“ ſagte er nun mit ſeiner gewohnten Freundlichkeit, — „daß ich dem Herrn Pfarrer ein wenig Veranlaſſung gegeben habe, davon zu reden; das geſchah aber nur, weil ich zufällig wußte, daß er mit dem genannten Meiſter Jung öfters zuſammen geweſen iſt, eine Thatſache, welche doch einiges Licht auf den noch unbekannten Herrn Pfarrer werfen dürfte.“ —

„Kennet Ihr dieſen Meiſter Jung genauer?“ fragte der Präſident weiter.

„Einigermaßen,“ antwortete Stolpe — „obgleich ich Urſache habe zu glauben, daß er mich nicht kennt. Ich werde zu einer andern Zeit die Ehre haben, Euer Gnaden das Weitere mitzutheilen.“

„Schon gut, lieber Stolpe,“ ſagte der Präſident. „Sagt alſo dem Pfarrer Müller, daß er noch ein Wenig verziehen möge; — doch halt — dieſe Gelegenheit ließe ſich auch beſſer nützen. Sagt dem Pfarrer Müller, er möge eintreten.“

„Er kann, da er einmal hier iſt, ſogleich den Revers unterſchreiben,“ ſprach der Präſident zu den beiden Geiſtlichen, als Stolpe abgetreten war und das ſo gleichgültig, als handele es ſich um eine Kleinigkeit. Dann fuhr er etwas lebendiger fort: „Aus Dem, was wir eben vernommen haben, ſcheint dieſer ribbecker Pfarrer ein eifriger Wittenberger zu ſein, wie ſein Vetter, der Meiſter Jung, und ſolchen Männern thut die Unterſchrift am Meiſten noth.“

„Ich bewundere, verehrteſter Herr Oberpräſident,“ ſagte Stoſch — „mit welcher weiſen Fürſorge Euer Excellenz das große Werk des Friedens fördert.“

Jetzt öffnete ſich die Thüre, und der arme ribbecker Pfarrer, der nicht wußte, welcher Glaubensprüfung er entgegen ging, trat mit der demüthigſten Verbeugung ein und mit faſt ſichtbarem Herzklopfen, weil er bei ſeinem ſtillen, einfachen Landleben nichts weniger hatte

lernen können, als den Muth und die Gewandtheit eines Mannes von Weltbildung.

„Tretet näher, Herr Pfarrer,“ rief ihm der Präsident mit ungeheuchelter Freundlichkeit zu, als er sah, daß der schüchterne Mann an der Thüre stehen blieb. „Ich kann Euch zunächst die frohe Mittheilung machen, daß die Streitsache mit Eurer Gemeinde zu Eurem Gunsten entschieden werden wird, wenn Ihr nur einigermaßen Euch billig finden lasset.“

„O herzlich gern,“ antwortete der Pfarrer. — „Ich bin zu Allem willig und bereit, und es hat mir schon manche schlaflose Nacht gemacht, daß die Sache so weit gekommen ist.“

„Aber warum habt Ihr sie denn so weit kommen lassen?“ fragte der Präsident verwundert.

„Entschuldigt, gnädigster Herr,“ entgegnete der Pfarrer. „Ich bin nicht Kläger, sondern der Beklagte; und ob ich schon Viel und Mehr als mancher Anderer nachgelassen habe, so thut mir's doch Leid, daß ich nicht noch mehr gethan habe. Euer Gnaden mag glauben, daß es einem Landgeistlichen, der nur auf seine Gemeinde beschränkt ist, sehr schmerzlich und empfindlich ist, mit derselben in Streit zu leben. Verhungern, das bin ich gewiß, verhungern hätte mich meine liebe Gemeinde doch nicht lassen, und deshalb thut mir's Leid, daß ich's bis zum Verklagen kommen ließ.“

„Nun, das wird Alles wieder gut gemacht werden,“ tröstete der Oberpräsident. „Ihr scheint mir, lieber Pfarrer, ein friedliebender und friedfeliger Mann zu

ſein und ſolche Leute ſind mir jederzeit willkommen. Ich habe deshalb" — und dabei erhob ſich der Präſident von ſeinem Stuhle, trat an ſein Schreibpult, legte dort ein Papier zurecht und die eingetauchte Feder daneben — „ich habe deshalb Euch die Gelegenheit nicht nehmen wollen, da Ihr einmal hier ſeid, den Revers zu unterſchreiben. Ich bitte Euch, tretet hier an das Pult. Es iſt, wie Ihr Euch überzeugen werdet, Wort für Wort derſelbe Revers, der Euch ſchon bekannt ſein muß; Ihr habt nichts zu thun, als nur Euren Namen darunter zu ſchreiben."

Bei dieſen Worten wurde der arme Pfarrer vor Schreck leichenblaß und er blieb wie angewurzelt auf ſeinem Platze ſtehen, unfähig, auch nur ein Wort zu erwidern.

„Tretet doch näher," bat der Präſident weiter. „Ich hoffe doch, daß Ihr dieſelbe Friedfertigkeit, welche Ihr gegen Eure Gemeinde an den Tag leget, auch gegen unſern durchlauchtigſten Churfürſten ausüben werdet!"

„Verzeihen Euer Gnaden," ſagte nun der Pfarrer mit zitternder Stimme — „das kann ich nicht."

„Wie, das könnt Ihr nicht?" wiederholte der Oberpräſident weniger freundlich, als zuvor. „Was ſoll ich von Euch denken? Um eines kleinen Streites mit Eurer Gemeinde willen habt Ihr, wie Ihr ſagt, viele Nächte nicht ſchlafen können; aber daß Ihr im Streite mit Eurem gnädigſten Landesherrn lebt, das macht Euch keine ſchlafloſe Nacht?"

„Euer Gnaden," antwortete der Pfarrer, „Gott

wird mich vor dem leiſeſten Gedanken behüten, der von Streit und Ungehorſam gegen meinen gnädigſten Landesherrn zeugte. Aber hier iſt es etwas Anderes. Bei meiner Gemeinde handelt es ſich um leibliche Nahrung und Nothdurft, hier aber um des Gewiſſens Ruhe und Frieden.“

„Wie klug Ihr zu unterſcheiden wiſſet,“ ſagte der Präſident. „Bei aller Eurer ländlichen Einfachheit, mit welcher Ihr eintratet, habt Ihr doch Gewandtheit genug. Sagt mir, Herr Pfarrer, iſt der Ungehorſam gegen das landesherrliche Edict ſo etwas Geringes, daß Euer Gewiſſen dabei in Ruhe und Frieden bleiben kann?“

„In Sachen des Glaubens muß man Gott mehr gehorchen, als den Menſchen,“ erwiderte der Pfarrer ruhig.

Als der Präſident für den Augenblick durch dieſe Bemerkung entwaffnet ſchien, oder wohl auch nur ſein aufſteigender Ingrimm ihm nicht gleich die rechte Entgegnung finden ließ, übernahm der Hofprediger Stoſch die weitere Vertheidigung und ſagte: „Lieber Herr Pfarrer, Ihr habt Euch dies Wort gewiß nicht recht überlegt. Wenn Ihr ſagt: In Sachen des Glaubens muß man Gott mehr gehorchen, denn den Menſchen, ſo ſprecht Ihr damit eigentlich eine Verketzerung gegen unſern durchlauchtigſten Churfürſten aus.“

Der arme Pfarrer ſchwak bei dieſem Vorwurfe zuſammen und blickte faſt ſtieren Blickes auf den Hofprediger. Dieſer aber fuhr alſo fort: „Wenn der Gehorſam, welchen ein Fürſt verlangt, wirklich mit dem Ge-

horsam streitet, welchen wir Gott schuldig sind, so muß natürlich der Fürst selbst ein Widersacher Gottes sein. Denn Ihr wisset eben so gut, wie ich, daß die Schrift sagt: Der Welt Freundschaft ist Gottes Feindschaft; wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein. Wenn Ihr nun die churfürstlichen Edicte nicht anerkennen und den Revers nicht unterschreiben wollt, weil Ihr Gott mehr gehorchen müsset, als den Menschen, so stellet Ihr damit unsern gnädigsten Landesherrn als einen Feind Gottes dar, der von seinen Unterthanen verlangt, daß sie, aus Gehorsam gegen ihn, sich an Gott versündigen sollen! Meinet Ihr nicht, Herr Amtsbruder, daß unser gnädigster Churfürst es mit seinem Glauben eben so treulich meine, als Ihr mit dem Euren? Muß nicht auch unser Churfürst einst Rechenschaft geben von jedem Worte und Werke, das er gethan und wie er sein Volk regiert hat, genau so wie Ihr, was Ihr redet und thut, und wie Ihr Eure Heerde weidet? Darum, wenn Ihr Euch weigert, den Revers zu unterschreiben, so tretet Ihr als Verkläger unsers Landesherrn auf." —

Der Pfarrer schien von dieser ihm unverhofften und unerwarteten Auseinandersetzung jenes biblischen Spruches noch in größere Verwirrung gesetzt zu sein; er blickte fast beschämt vor sich nieder und antwortete nach einigem Zögern: „Gott ist mein Zeuge, daß ich das nicht habe sagen wollen. Ich bin fast sechzig Jahr alt, und über dreißig Jahre im Amte; aber meine ganze Gemeinde, Alt und Jung, kann eidlich abgehört werden,

und ſie wird mich keines Wörtleins beſchuldigen können, welches von Ungehorſam gegen meinen gnädigſten Churfürſten zeugte.“

„Deſto ſchlimmer,“ entgegnete der Hofprediger — „wenn Ihr in Eurem Alter erſt anfanget, Euch den landesherrlichen Edicten zu widerſetzen. Im Reverſe ſollt Ihr verſprechen, den Kirchenfrieden mit helfen zu befördern; da Ihr nun dieſen Revers auszuſtellen Euch weigert, gebt Ihr zu erkennen, daß Ihr Wohlgefallen habt an Streit und Zwietracht, daß ihr uns Reformirte nicht für chriſtliche Glaubensgenoſſen anerkennt, daß Ihr, wie Euer Abraham Calov in Wittenberg, die lutheriſche Lehre für die alleinſeligmachende haltet und uns Reformirte nicht einmal für augsburgiſche Confeſſionsverwandte anerkennen wollt und uns ſomit von dem im weſtphäliſchen Frieden den Proteſtanten zugeſtandenen Rechten ausſchließt! Iſt das nicht offenbarer Aufruhr gegen die ganze reformirte Kirche, Aufruhr gegen Euren Landesherrn, der ſo gut, wie Ihr, aus ſeinem Glauben einſt hofft ſelig zu werden?“

„Ich kann nur,“ antwortete der arme, bedrängte Pfarrer — „abermals Gott zum Zeugen anrufen, daß ich an alles Das nicht gedacht habe, und daß Niemand aufrichtiger und herzlicher für das Wohl unſers gnädigſten Churfürſten und für alle Menſchen beten kann, als ich es täglich thue.“

„Wenn dem ſo iſt,“ ſagte Stoſch — „ſo könnt Ihr auch den Revers unterſchreiben, ſonſt ſtimmen Eure Worte nicht mit Euren Werken zuſammen.“

Der Pfarrer schien durch diese Beweisführung in seinem Bedenken besiegt zu sein; denn er trat jetzt einige Schritte dem Pulte näher und streckte die Hand nach der Feder aus. Aber eben, als er sie zum Schreiben ansetzen wollte, überfiel ihn heftiges Zittern; sein Angesicht verfärbte sich, er legte die Feder wieder hin und rief im schmerzlichsten Tone aus: „So wahr mir Gott helfe, — ich kann es nicht!“

„So mögt Ihr Euch in wenig Tagen bereit halten, Euer Amt niederzulegen,“ sagte der Oberpräsident mit barscher Stimme, während er heftig im Zimmer auf- und niederging. „Aufrührerische Pfarrer kann ich nicht im Lande brauchen.“

„Gnädiger Herr,“ bat der unglückliche Mann — „ich bin sechzig Jahr alt, habe Weib und fünf Kinder, und bei meinem geringen Einkommen auch nicht einen Nothpfennig zurücklegen können. Soll ich in meinen alten Tagen mit Weib und Kindern betteln gehen?“

„Das ist Eure Sorge,“ entgegnete der Präsident kalt. „Wem sein Schicksal in seine Hand gelegt ist, ob es ihm wohl oder übel gehen soll, der kann über keine Ungerechtigkeit klagen, wenn er mit verstocktem Herzen in sein Unglück geht. Ihr seid ein Vetter des hiesigen Tuchmachers Jung, da ist es nicht zu verwundern, wenn Ihr eben so, wie er, Widersetzlichkeit und Aufruhr gegen die Kirche und den Landesherrn predigt. Geht nun und haltet Euch bereit, binnen dreien Tagen Euer Amt niederzulegen.“

Der Propst Fromm, welcher bisher obwohl sich vol-

lig still verhalten, aber sich doch nichts weniger als gleichgültig bei dieser Verhandlung gezeigt hatte, erhob sich jetzt von seinem Stuhle und sagte: „Ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr, aber sollte nicht die Strenge gegen meinen Amtsbruder etwas zu hart sein? Sollte ihm nicht wenigstens einige Bedenkzeit gelassen werden, da er völlig unvorbereitet hierher gekommen ist, und nicht wissen konnte, daß er den Revers zu unterschreiben habe?"

Der Oberpräsident blickte mit ungnädiger Verwunderung auf den Propst; um seine Lippen spielte ein aufsteigender Zorn, dem nur noch die rechten Worte zum Ausbruch fehlten; endlich sagte er mit erzwungener Ruhe und Kälte: „Ihr könnet, Herr Propst, diesem Uebelstande sogleich abhelfen und durch Euer Beispiel beweisen, daß man zur Erfüllung seines Gehorsams gegen den Landesherrn keine Vorbereitung nöthig hat. Darum ersuche ich Euch, den Revers zu unterschreiben."

„Ich würde dann wenigstens um eine gleiche Vergünstigung bitten, nämlich um einige Tage Bedenkzeit," entgegnete der Propst unerschüttert.

„Ist das etwa Eure Friedfertigkeit, deren Ihr Euch rühmtet?" fragte der Präsident. „Sind das etwa die Beweise Eurer christlichen Liebe, die ihr gegen die Reformirten zur Schau traget?"

„Euer Excellenz," antwortete der Propst — „meine Friedfertigkeit ist keine Heuchelei; aber eben die christliche Liebe, die wir uns unter einander schuldig sind, fordert zur Nachsicht, zum Mitleiden auf, und bestände

dies auch nur darin, daß dem Gewissen Zeit gegeben werde, sich mit seinem Gott zu berathen.“

„Ich erstaune, lieber Freund,“ fiel hier der Hofprediger Stosch ein — „daß ich solche Worte von Euch höre! Nach Dem, was Ihr mir mündlich nnd schriftlich mitgetheilt habt, ja nach der Gesinnung, die Ihr vor Kurzem hier ausspracht, muß ich, so leid mir das thut, doch irre werden an Euch. Ich fürchte doch nicht, daß Ihr zweierlei Gewissen habt, eins für die Lutherischen und eins für die Reformirten, oder vielmehr eins für die Welt und eins für Euch selbst?“

„Herr Hofprediger,“ entgegnete der Angegriffene — „es handelt sich hier nicht um ein Gericht über den Glauben, sondern nur um die Billigkeit und allgemeine Menschenliebe. Es erscheint mir als ein unbilliger Gewissenszwang, unter Drohungen Jemanden zu einem Werke zu nöthigen, welches sein Gewissen ihm verbietet.“

„Also auch Ihr redet von Gewissenszwang?“ fragte Stosch mit bitterem Lächeln — „Fürwahr, Ihr seid ein zuverlässiger Mann und unser gnädiger Herr Oberpräsident wird sich freuen müssen, daß Dero auf Euch gesetzte Hoffnungen zur Herstellung des allgemeinen Kirchenfriedens schon jetzt in Erfüllung gehen! Wenn Ihr es auch gegen mich mit Eurem Gewissen übereinstimmend fandet, mit falschen Hoffnungen mich hinzuhalten, so hätte es doch die schuldige Hochachtung vor dem Herrn Oberpräsidenten von Euch verlangt, Eure Maske abzulegen.“

„Ich wiederhole nochmals,“ sagte der Propst mit mühsam verhaltenem Ingrimme — „es handelt sich hier nicht um ein Glaubensgericht, sondern nur um christliche Menschenliebe, — es handelt sich um das Recht, welches unsere lutherische Kirche der reformirten gegenüber hat und ihr von dreien Churfürsten zugesichert und zugeschworen worden ist, es handelt sich um die Glaubensfreiheit, die keinerlei äußern Zwang dulden kann, es handelt sich um Gewissensfreiheit, die Niemand auf Erden in Fesseln schlagen darf, — aber was ich hier mit meinen eigenen Augen gesehen und mit meinen Ohren gehört habe, — ja ich habe keine Furcht und Scheu, es zu bekennen: unsere lutherische Kirche erleidet Gewalt.“

„Gewalt?“ wiederholte der Oberpräsident und blickte mit funkelnden Zornesblicken auf den Propst. „Gewalt sagt Ihr, und wer übt diese Gewalt?“

„Die Reformirten in der ganzen Churmark,“ antwortete der Propst schnell und ernst.

Als hier der Hofprediger wieder das Wort nehmen wollte, rief ihm der Präsident zu: „Ich bitte Euch, kein Wort mehr! Die Sache ist zur Entscheidung reif! Herr Propst, Ihr seid entlassen und bis auf Weiteres Eures Sitzes im Consistorio entbunden!“ —

Der Propst, ohne ein Wort darauf zu erwidern, verbeugte sich und schritt zur Thüre; als er hier auf den Pfarrer Müller traf, der während dieser letzten Verhandlung immer mehr sich zurückgezogen hatte, als wolle er dem Schlachtfelde entrinnen, sprach er zu ihm: „Fol-

get mir, Herr Amtsbruder! Für diesmal wenigstens seid Ihr gerettet!" — Und dieser schritt nun mit der größten Bereitwilligkeit mit dem Propste zum Zimmer hinaus.

Der Oberpräsident aber sprach zum Hofprediger: „Haltet Euch bereit, mich in einer Stunde zu dem Churfürsten zu begleiten.

Cap. 3.

Der Dichter und der Sänger.

Herr hilf mir, so wollen wir meine Lieder singen, so lange wir leben, im Hause des Herrn.

Jesaias 38, v. 20.

Wir verfügen uns in die Amtswohnung des Diaconus Paul Gerhardt und zwar in das Wohnzimmer der Hausfrau Anna Maria, der Tochter des verstorbenen churfürstlichen Kammergerichtsadvocaten Andreas Bertholdt, zu welcher wir in den Nachmittagsstunden ein junges Mädchen eintreten sehen, das, dem Benehmen nach zu schließen, hier ein gutes Recht des Eintritts zu haben scheint.

„Guten Tag, liebe Frau Pathe," rief das Mädchen der Hausfrau zu, welche in einem breiten Armstuhle sitzend und mit einem kleinen, etwa vierjährigen Knaben beschäftigt der Eintretenden freundlich zunickte und den Willkommenskuß herzlich erwiderte.

„Grüße Dich Gott, liebe Dorothea," sagte die Hausfrau. „Wie lieb ist mir's, daß Du gekommen

bist. Es gehen mir allerlei trübe Gedanken durch die Seele; da ist freundlicher Zuspruch doppelt willkommen.“

„Seid Ihr krank, liebe Frau Pathe?“ fragte Dorothea theilnehmend. Und sie hatte zu dieser Frage wohl Veranlassung; denn das bleiche Angesicht der Frau Gerhardt, das matte, glanzlose Auge, die sichtbare Hinwelkung und Vertrocknung ihres Körpers und das erschwerte Athemholen ließen allerdings auf eine sehr bedenkliche Krankheit schließen, und für eine dritte Person hätte dies krankhafte Aeußere einer noch nicht vier und vierzig Jahre alten Frau um so mehr auffallen müssen, da die Jungfrau Dorothea als das vollkommenste Bild jugendlicher Frische und blühender Gesundheit ihr gegenüberstand. „Seid Ihr krank?“ fragte Dorothea — „oder vielmehr, da Ihr seit längerer Zeit leider schon unwohl seid, ist Euch ein neues Uebel widerfahren?“

„Nein,“ antwortete Frau Gerhardt schmerzlich lächelnd. „Ich würde auch kaum Kraft haben, ein neues noch auf mich zu nehmen; das alte, liebe Dorothea, drückt schon schmerzlich genug.“

„Gute Frau Pathe,“ sagte Dorothea tröstlich, „Ihr wisset doch, wie Gott bisher in manchem schweren Leide Euch gnädig immer ausgeholfen hat. Hättet Ihr auf einmal Geduld und Hoffnung verloren?“

„Nein, nein,“ antwortete sie schnell — „dies Unglück wird Gott von mir abwenden. Auch darfst Du nicht glauben, daß ich murre oder klage, aber der Schmerz einer Mutter hat seine Rechte. Heute sind es fünf Mon-

den, daß mein kleiner, lieber Chriſtian ſeine Augen für immer ſchloß; und daß ich dabei an die andern drei meiner Kinder denke, die ſchon früher mir der Herr wieder genommen hat, und von welchen das eine ſogar fern von hier der Auferſtehung entgegenſchläft, und daß ich in dieſer Zeit Vater und Mutter zu Grabe tragen mußte, — das iſt das Recht des Schmerzes und der Trauer. Bricht eine Wunde wieder auf, ſo bluten die andern mit, und die Thräne einer Mutter benetzt zu gleicher Zeit die Gräber aller ihrer Kinder.“

„Gute, liebe, ſchwer geprüfte Frau,“ tröſtete Dorothea — „wüßte ich nicht, daß Euer Glaube Euch freudig und ſiegreich über Grab und Tod hinwegträgt, ſo würde ich bangen um Euch. Aber dennoch vergebet mir, wenn ich Euch bitte, auch an Das zu denken, was Euch Gott noch gelaſſen hat, an Euren lieben Fritz, der Euch ſo verwundert anſieht, als wollte er Euch fragen: Haſt du mich nicht mehr lieb, gute Mutter? Denket an Euren guten Eheherrn, der mit Euch dieſelben Schmerzen theilt, aber auch denſelben Frieden in Gott; denket vor allen Dingen an Euch ſelbſt, an Eure Geſundheit. Schmerzensthränen zehren am Marke des Lebens; wie unglücklich würde Herr Gerhardt, wie beklagenswerth arm und verlaſſen Euer Söhnlein ſein, wenn die Gattin, wenn die Mutter von ihnen ginge. Ach ich bitte Euch, gute liebe Frau Pathe, mäßiget Euren Schmerz um der Lebenden willen.“

„Ich weiß, Du meinſt es gut, liebe Dorothea,“ ſagte die Hausfrau und ſetzte mit mildem Lächeln hinzu:

„Ich will Dir folgen, denn Du haſt Recht. Auch kam nur plötzlich ein ſo trüber Geiſt über mich! Weiß ich doch, daß wir durch viele Trübſale müſſen ins Reich Gottes eingehen.“

„So höre ich Euch gern,“ ſagte die Jungfrau freundlich. „Das iſt die alte liebe Stimme eines gottergebenen Herzens, die ſchon ſo oft durch meine Seele gedrungen iſt, und die mir heute ganz beſonders wohlthut, weil ich ihrer bedürftig bin.“

„Du, meine Dorothea?“ fragte Frau Gerhardt verwundert. „Wie iſt es möglich, daß in Dein ſo ſonnenhelles Glück eine finſtere Wolke treten könnte?“

Dorothea erſchien von dieſer Frage ſchmerzlich berührt; denn es traten plötzlich Thränen in ihre Augen, und, als ob ſie ſich derſelben ſchäme, nahm ſie ſchnell den kleinen Fritz auf ihren Schooß und küßte ihn zu wiederholten Malen. „Es muß Dir etwas Uebels widerfahren ſein,“ ſagte die Frau Pathe — „willſt Du mir es nicht mittheilen?“

„Ach, ich muß wohl,“ antwortete die Jungfrau. „Hätte ich eine Mutter, ſo würde ich mein Leid in ihr Herz ausſchütten; aber ſo ſtehe ich allein —“

„Du erſchreckſt mich, liebes Kind,“ fiel Frau Gerhardt ein. „Was iſt denn geſchehen?“

„Dieſen Morgen,“ ſagte nun Dorothea nach einigem Zögern — „iſt mein Vater auf das Stadtgericht gefordert geweſen und iſt über einige Aeußerungen vernommen worden, in welchen, wie die Leute ſagen, Beleidigungen gegen unſern Churfürſten liegen ſollen.“

„Das ist Verleumdung," sagte die Hausfrau schnell. „Wie käme Dein Vater, ein so ruhiger und friedlicher Bürger, dazu, Beleidigungen gegen den Churfürsten auszustoßen."

„Das ist eben das Unglück," fuhr die Jungfrau fort — „daß mein Vater, wie er mir sagte, wirklich einige Aeußerungen gethan hat, welche von einem böswilligen Herzen übel gedeutet werden können. Es betrifft nämlich den jetzigen Kirchenstreit; und da mein Vater ein eifriger Lutherischer ist, so muß ich wohl glauben, daß er gegen die Reformirten einige kränkende Worte mag haben fallen lassen."

„Ist es das," sprach Frau Gerhardt ermuthigend — „so sorge Dich nicht zu sehr, liebes Kind. Die Reformirten lassen es auch gegen uns Lutherische nicht daran fehlen. Denke an meinen armen, guten Mann; seit Jahren muß er die bittersten Kränkungen und Schmähungen ertragen."

„Ach das ist's auch nicht allein, was mich betrübt," sagte Dorothea — „besonders da mein Vater darüber ganz ruhig ist und er von dem Stadtgerichte auch nur mit der Weisung entlassen worden, künftighin sich zu mäßigen. Aber eben für die Zukunft fürchte ich; und daß ich die Schuld dabei trage, das ist's, was mich so sehr bekümmert."

„Ich verstehe Dich nicht, Dorothea," sprach die Hausfrau.

„Ach Gott, ich muß Euch Alles sagen, liebe Frau Pathe," rief jetzt die Jungfrau unter neuen Thränen

aus. „Mein Vater hat in Erfahrung gebracht, daß ihn Jemand verrathen hat, nämlich der Geheimschreiber des Herrn Oberpräsidenten, Herr Stolpe; und daß diesen Mann nur die Rachsucht dazu getrieben hat und daß er deshalb fortfahren wird, mich und meinen armen Vater zu verfolgen, das ist mein Unglück.“

„Noch verstehe ich Dich nicht,“ wiederholte die Frau Pathe. — „Was hat dieser Herr Stolpe, der mir ganz unbekannt ist, mit Dir und Deinem Vater zu thun?“

„Nun so hört denn,“ antwortete die Jungfrau. — „Dieser Stolpe ist seit etwa acht Wochen der böse Geist meines Lebens. Er schrieb damals einen Brief an mich, in welchem er mir die Versicherungen von Liebe und Freundschaft gab, die ich nur für Spott halten mußte, da ich weder ihn noch seinen Namen kannte, ihn weder gesehen noch gesprochen hatte. Das Beßte wäre freilich gewesen, diesen Brief meinem Vater zu übergeben; allein ein unbesiegbares Gefühl von Schaam hielt mich davon ab; ich weinte die bittersten Thränen in meinem Kämmerlein darüber, daß Jemand so ohne Weiteres an mich schreiben könnte und ich prüfte alle meine Worte und Werke, ob ich wohl durch mein Benehmen dazu Veranlassung gegeben hätte. Ich vernichtete den Brief und vergrub die ganze Sache in die Tiefe meiner Seele. Als ich einige Tage darauf bei einbrechendem Abende meine alte Frau Base besuchen will, drängt sich plötzlich ein hagerer, blasser Mann an mich, der mit dem freundlichsten Lächeln, das mir Angst und Schrecken einflößte, sich als den Schreiber jenes Briefes zu erken-

nen giebt. Als ich in das abgemagerte Angeſicht und in die kleinen funkelnden Augen ſehe, überläuft mich ein Schauer, als hätte eine giftige Schlange mich angeblickt. Ich ſtieß einen lauten Angſtſchrei aus und entfloh, ſo ſchnell ich nur konnte. Seit dieſer Zeit verfolgt mich dieſer entſetzliche Mann auf allen meinen Wegen; ſelbſt in unſere Kirche kommt er, obgleich er ein Reformirter iſt, und ſtellt ſich mir gegenüber und ſtört meine Andacht. Nur in unſer Haus hat er ſich noch nicht gewagt, aber ich zittere, ſo oft es an die Thüre klopft, weil ich fürchte, daß er es ſein könnte. Vor einigen Tagen ſchrieb er einen zweiten Brief an mich; ich erkannte an der Aufſchrift dieſelbe Hand. Ich gab dem Boten den Brief zurück und ſagte in der Angſt meines Herzens, daß ich meinen Vater um Hülfe angehen würde, wenn mir noch einmal ein ſolcher Brief zukäme. Fühlt Ihr nun, liebe Frau Pathe, daß dieſer entſetzliche Mann, den ich von Grund meines Herzens verabſcheue, der böſe Geiſt meines Lebens iſt? In meine friedlichſten Stunden, in jede Freude, in jede Trauer tritt dieſes bleiche Geſpenſt mit ſeinen Schlangenblicken und quält mich Tag und Nacht. Noch habe ich mich meinem Vater nicht entdeckt, weil ich mich ſchäme, daß ich ſo tief gefallen ſein muß, wenn ein ſolcher Mann ſich um meine Gunſt bewirbt. Gern wollte ich nun dieſes Leid tragen, bliebe es meine eigene Laſt; aber daß nun dieſer fürchterliche Mann Rache an meinem Vater nimmt, das macht mich wahrhaft unglücklich. Rathet mir, liebe Frau Pathe, was ſoll ich thun?“

„Dich Deinem Vater entdecken," antwortete Frau Gerhardt. „Es ist nicht recht, daß Du so lange gegen ihn geschwiegen hast."

„Ach," sagte Dorothea unter Thränen, — „lebte meine gute, selige Mutter noch, es wäre wohl nicht so weit gekommen! Ich bin ein unglückliches Mädchen! Wie tief muß ich in der Achtung meiner Mitmenschen gesunken sein, wenn ein Mann, wie dieser Stolpe, es wagen kann, mich auf offener Straße anzureden?"

„Beruhige Dich darüber, mein Kind," tröstete die Frau Pathe. „Wenn die Ehre einer Jungfrau nach den Worten bemessen werden sollte, welche leichtfertige, gewissen- und sittenlose Männer an sie richten, so stünde es schlimm um uns arme Frauen. Wenn die Schamlosigkeit der Welt selbst das Heilige verlästern kann, wie sollte da ein armes, schwaches Weib solchen Verlästerungen entfliehen können! Nein, liebe Dorothea, tröste Dich darüber; wenn dieser Stolpe sieht, daß Du allen seinen schaamlosen Bewerbungen die verdiente Verachtung entgegensetzest, so wird er wohl zuletzt ermüden."

„Aber die Rache, die er an meinem guten Vater nehmen wird?" fragte die Jungfrau.

„Fürchte Dich darum nicht," fuhr die Frau Pathe fort. „Wir sind unter Gott! Was auch die Menschen Uebels uns thun wollen, Gott kann und wird es immer zum Beßten kehren. Eben höre ich meinen guten Mann kommen; er wird Dich noch besser zu trösten wissen, als ich es vermag."

„Um Gottes willen," bat Dorothea heftig — „thut

das nicht, liebe, gute Frau Pathe. Erzählt ihm kein Wort davon! Die Schaam vor ihm würde mich tödten, wenn er Solches wüßte. Ich könnte es allen, alten Menschen erzählen, nur gerade ihm nicht.“

„Sonderbares Kind,“ sagte die Hausfrau mit Lächeln den Kopf schüttelnd.

Jetzt öffnete sich die Thüre und ein Mann trat ein, der den beiden Frauen ein lieber Gast war. Sein volles, rundes Angesicht, das kurze Bärtchen an Kinn und Oberlippe, das lange, in Locken auf die Schultern herabfallende Haupthaar, welches von einem eng anliegenden schwarzen Käppchen so wenig gedeckt wurde, daß die breite, freie, erhabene Stirn in ihrer ganzen Würde hervortrat, dazu das dunkle, mild leuchtende Auge, aus welchem eine träumerische Gutmüthigkeit und die kindliche Reinheit eines von dem Frieden des Herrn berührten Herzens hervorleuchteten, dies Alles trat wie eine sichtbare Seele aus dem Wesen des Mannes heraus und einte im Herzen des Beschauers mit einer unantastbaren Ehrfurcht einen so freundlichen Ernst, daß es innige Hochachtung, Liebe und Vertrauen zu gleicher Zeit erweckte, wo dieser Mann nur erschien und gefühlvolle Herzen fand. Dies war der fromme Sänger der Liebe Gottes und unsers Herrn, der Diaconus Paul Gerhardt. Kaum hatte er den Fuß in das Zimmer gesetzt, als Friedrich den Schoos Dorotheens verließ und nach der Thüre mit den Worten eilte: „Lieber Papa“ und seine Kniee umschlang.

„Gott schütze Dich, mein guter Fritz,“ sagte der

Vater und hob den Knaben zu ſich heran und küßte ihn. Dann trug er ihn zu Dorotheen zurück und ſagte lächelnd: „Nimm Dich in Acht, liebe Dorothea, daß Dir nicht Jemand anders ſo ſchnell und ohne Abſchied entläuft, wie dieſer undankbare Knabe, dem Du gewiß nur Liebes und Gutes gethan haſt.“

Die Jungfrau erröthete über und über und verbarg ihr Angeſicht auf des Knaben Bruſt. Dann nahte Gerhardt ſeiner Gattin, küßte ſie auf die Stirn, nahm ihre Hand und fragte: „Wie geht es Dir jetzt, mein gutes Weib?“

„Gut, lieber Herr,“ antwortete ſie freundlich. „Was ſollte mir fehlen, wenn ich Euch Beide noch habe und weiß, daß Ihr mich lieb habt. Fritz hat ſchon oft nach Euch gefragt. Ihr mußtet ihm doch heute etwas zu lange ausgeblieben ſein, und faſt möchte ich ihm beiſtimmen.“

„Ihr guten Seelen,“ ſagte Gerhardt. „Gott erhalte Euch mir! Siehſt Du, Dorothea“ — fuhr er dann zu dieſer gewendet fort — „die Leute in der Stadt halten mich immer für arm, aber bin ich nicht ein reicher, reicher Mann? Wie geht es Deinem Vater, liebes Kind?“

„Ich danke Euch, lieber Herr Pathe,“ antwortete Dorothea in ſichtbarer Verlegenheit. — „Er ſprach davon, Euch heute oder morgen zu beſuchen; es iſt ihm ein kleines Aergerniß begegnet.“

„Ich weiß es bereits,“ entgegnete der Diaconus. „Meiſter Liebrecht war vorhin bei mir, und hat mir den

Vorfall mitgetheilt. Die Sache wird wohl weiter keine Folgen nach sich ziehen, obschon die Reformirten eben jetzt alle Segel spannen, uns Lutherische in Schrecken zu setzen. Es ist eine ganz eigene, selige Freude, um seines Glaubens willen verfolgt zu werden und eine volle, überreiche Erfüllung des Wortes unsers Herrn: Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden. Denn sie sind nicht blos selig, wenn sie getröstet werden, sondern schon selig, während sie ihr Leid noch tragen. Nur wer sich auf Menschentrost und Menschengunst verläßt, steht auf gar schwachem und gebrechlichem Grund und Boden."

„Darf ich Euch hier tadeln, lieber Herr?" fiel die Hausfrau lächelnd ein. „Ich gebe auf Menschengunst doch sehr viel und zwar mein ganzes Erdenglück. Nicht wahr, lieber Herr, Ihr liebt mich und unsern Fritz; wir Beide sind glücklich in Eurer Gunst und Liebe; sollten wir uns nun nicht mit ganzem Herzen darauf verlassen?"

„Maria," antwortete Gerhardt lächelnd — „Du willst auf diese Weise am Schnellsten zum Siege kommen! Aber," fuhr er fort, und man sah es seiner freundlichen Miene an, daß er den Streitpunkt mit heiterem Sinne verhandeln wollte — „hast Du mich denn so weit geprüft, daß Du mir eine Schwachheit, eine Treulosigkeit gar nicht zutrauen könntest? Bin ich nicht auch ein Mensch, der seinen Sinn ändern und straucheln und fallen kann? Wie nun, Maria, wenn mir eines Tages die Sorge um Euch zu unbequem würde, wenn ich's für gerathener hielt, Euch zu verlassen? Was könnte

mich daran hindern? Etwa mein Schwur am Altar? Ach, der thut es nicht allein, mein gutes Weib, auch die Kinder thun es nicht, welche man so gern das veſte Liebesband um älterliche Herzen nennt. Denn giebt es nicht viel Streit und Zwietracht in Familien, viele treulos verlaſſene Gattinnen und Mütter trotz des Schwures am Altare und trotz der Kinder, die Gott den Aeltern gegeben hat? — Wenn nun das menſchliche Herz im Allgemeinen ſolchen Wankelſinnes fähig iſt, warum nicht auch das meine?"

„Nein, Gerhardt, das könnet Ihr nicht," ſagte die Gattin mit tiefem Ernſte.

„Nun," fuhr Gerhardt freundlichſt fort — „Gott wolle mich auch in Gnaden vor ſolcher Sünde behüten und mir den unziemlichen Scherz vergeben, mit welchem ich Dich betrübt habe, mein gutes Weib. Aber ſage mir, worin liegt es, daß wir Beide eine ſolche Treuloſigkeit unter uns nicht für möglich halten? Darin allein, liebe Maria, daß wir noch einen Dritten zum Freunde haben, der unſere Herzen in Liebe zuſammenhält, nämlich unſern lieben Herrn. Wenn wir uns alſo gegenſeitig auf unſere Liebe verlaſſen, ſo heißt das ſoviel, daß wir die veſte Hoffnung auf den Beiſtand des Herrn dazu haben, der bei uns, in uns, und um uns bleiben wird. Wer ſich aber auf Menſchengunſt verläſſet, ſo wie es die heilige Schrift nimmt, der denkt wenig oder gar nicht daran, daß er und alle Andern, auf welche er ſich verläſſet, umſonſt bauen und arbeiten, wenn der Herr nicht mit Hand an's Werk legt. Men-

schengunst ist nur dann ein guter und sicherer Grund, wenn das Menschenherz vom Geiste Gottes geheiligt, genährt und getragen wird. Nun, Maria, verdiene ich noch Deinen Tadel?"

„Ich wußte es gleich, lieber Herr, daß Ihr die Sache so zu Ende bringen würdet," antwortete die Gattin freundlichst, indem sie ihres Gatten Hand an ihre Brust legte.

Jetzt wurden plötzlich ungewöhnlich veste Schritte in der Hausflur und auf den Treppen laut. „Das ist unser lieber Herr Ebeling," rief Gerhardt schnell und fröhlichen Tones aus. — „Es hat Niemand solchen Schritt, als er." Und als jetzt die Thüre aufging und ein Mann in mittlerer Größe und in einem Alter von etwa fünf und dreißig Jahren, etwas wohlbeleibt und mit einem Angesichte voll blühender Gesundheit hereintrat, rief der Hauswirth diesem entgegen: „Dachte ich's doch, lieber Herr Musikdirector, daß Ihr es sein müsset. An Eurem Schritte werdet Ihr Euch nie verleugnen können —" setzte er scherzend hinzu und drückte mit alter Vertraulichkeit die dargebotene Hand.

„Zuvörderst meinen gehorsamsten guten Abend, meine vielgeehrtesten Freunde und respective Jungfer Dorothea" — sagte der Eingetretene mit feierlichem Ernste — „und sodann meine freundschaftlichste Bitte um geneigte Entschuldigung meines späten Eintrittes und dann zum Dritten Euch, ehrwürdiger Herr, Gönner und Freund die Antwort: Die Schritte eines Musikdirectors sind immer nach dem Tacte bemessen, weil

ein ehrsamer Musicus im Gehen am Liebsten componirt; denn das Tempo macht sich da von selbst. Somit habt Ihr Recht, ehrwürdiger Herr, meinen Schritt verleugnen, hieße: verleugnen, daß ich der berlinischen Hauptkirchen Musikdirector bin.“

„Ihr seid doch ein glücklicher Mann, Herr Ebeling,“ sagte die Hausfrau freundlich. „Ich glaube, ich habe Euch noch niemals trüb' und traurig gesehen; Ihr würdet wohl selbst das Unglück, nicht wie andere Christenleute, still und ruhig ertragen, sondern hinwegscherzen.“

„Nun wenigstens hinwegmusiciren,“ antwortete Ebeling — „genau so wie es Euer Herr und Gemahl hinwegsingen würde. Nicht wahr, mein alter Freund, die Musiker und Poeten sind freie, kühne und mächtige Leute, an welche sich das Unglück gar nicht wagt, weil es mit ihnen nichts ausrichten kann?“

„Fordert das Unglück nicht heraus!“ entgegnete Gerhardt lächelnd — „es möchte uns sonst an einer Stelle angreifen, wo Euch das Musiciren eben so sauer würde, als mir das Dichten.“

„Meinet Ihr?“ fragte der Musikdirector mit ungläubiger Miene. „Das Reich und die Macht des Gesanges dürften doch wohl, wie das Exempel lehret, auch in der schwersten Prüfung bestehen. Ihr wisset ja, selbst im feurigen Ofen erhoben die drei Männer ihre Stimmen und sangen dem Herrn ein fröhliches Loblied. Eben im Feuer der Trübsal singen Poeten und Musiker am Ergreifendsten, weil sie selber ergriffen sind.“ —

„Ich will Euch nur lieber gleich jetzt Recht geben,“ sagte Gerhardt lächelnd — „denn ich weiß, Ihr würdet mich doch so lange in die Enge treiben, bis Ihr mich gefangen hättet. Doch was führt Euch zu uns, alter Freund?“

„Die Freude, der Dank,“ antwortete Ebeling — „oder vielmehr die liebe sündliche Eitelkeit.“ — Und dabei zog er aus der breiten Tasche seines langschößigen Rockes ein langes, zusammengerolltes Papier, zog es auf, rollte es dann auf die andere Seite, um die Fläche wieder herzustellen und sagte: „Da habe ich so eben ein Lied von Euch vollendet, und zwar in so lieblicher Melodie, daß ich mich selbst darüber freue, und daß ich heute nicht eher zu Bette gehen kann, als bis ich Euch das Lied vorgesungen und vorgespielt habe.“

„Welches Lied?“ fragte Frau Gerhardt.

„Es ist ein Loblied auf die Frauen im Allgemeinen,“ antwortete der Musikdirector mit verbindlicher Verbeugung — „und zunächst ein Loblied auf Euch selbst, ehrsame Hausfrau, und zuletzt ein Vorbereitungslied für meine liebe Schülerin, Jungfer Dorothea, welches jedenfalls an ihrem Hochzeitstage von mir aufgeführt werden soll.“

„Ist denn dieser Tag so nahe?“ fragte Frau Gerhardt und fuhr dann, als sie merkte, daß Dorothea durch den Scherz des Musikdirectors in schmerzliche Verlegenheit gesetzt worden war, also fort: „Ihr solltet heute nicht scherzen, Herr Ebeling. Dorothea hat wohl

Urſache betrübt zu ſein; Ihr Vater iſt der Beleidigung unſers Churfürſten angeklagt —"

„Ich weiß, ich weiß," unterbrach ſie Ebeling ſchnell — „ich war ja ſelbſt dabei, und," fuhr er dann zu ſeiner Schülerin gewendet fort: „Seid darum nicht traurig, liebe Jungfer. In der ganzen Stadt glaubt Niemand daran, daß es dem Oberpräſidenten mit ſeiner Strenge Ernſt iſt. Euer alter, lieber, guter Vater ſteht in zu großer und verdienter Achtung bei Vornehm und Gering, als daß unſer gnädigſter Präſident uns Allen ein ſo großes Herzeleid anthun könnte. Darum ſeid fröhlich und getroſt und laſſet auf Eure trauernden Blicke die Sonne einer frohen Hoffnung ſcheinen. Ihr müſſet das ja, als meine Schülerin in der Muſica wiſſen, daß wir ſolche Dinge eine trügeriſche Cadenza nennen, das heißt ein künſtlicher und unerwarteter Schluß mit geſtörtem Dreiklange; es dauert aber nicht lange, ſo löſet ſich dieſer Knoten wieder gar freundlich auf und die Aria fließet noch eine Zeit lang deſto feuriger und kräftiger fort, bis ſie zu ihrem wohlvorbereiteten Ende kommt. Nicht wahr, liebe Jungfer, Ihr verſtehet mich, was ich ſagen will?" — Und dabei legte er mit alter, faſt väterlicher Vertraulichkeit ſeine Hand auf der Jungfrau Stirn und ſetzte noch hinzu: „Nunmehr ſchlaget Eure freundlichen Augen wieder auf und nehmet Eurem alten Lehrer nichts für ungut."

Die heitern, tröſtlichen Worte des Muſikdirectors machten auch auf Dorothea einen ſolchen wohlthuenden Eindruck, daß ſie den Ausdruck eines trauernden Her-

zens mit dem eines in Hoffnung neu gestärkten vertauschte und antwortete: „Meine liebe Frau Gerhardt hat Recht, Ihr seid ein glücklicher Mann, Herr Ebeling.“ —

„Und glücklicher noch,“ setzte er verbindlich hinzu — „wenn Ihr nicht mehr traurig seid. Und nun lasset mich auf mein schönes Frauenlobied zurückkommen, das ich eine treue Copia dieses häuslichen Lebens nennen muß. Denn wenn Herr Gerhardt in Euch, ehrsame Hausfrau, nicht das Exempel vorgefunden hätte, würde er sicherlich nicht so lieblich gesungen haben. Das Lied betitelt sich: Der wundervolle Ehestand.“

„Ei, ei, Herr Ebeling,“ warf die Hausfrau mit Lächeln ein, das freilich auf ihrem bleichen, welkenden Angesichte mehr eine süße, freundliche Wehmuth war — „da schlagt Ihr Euch ja mit Euren eignen Worten. Wenn es wahr ist, daß mein Herr und Gemahl den Ehestand nur deshalb so lieblich besingen konnte, weil er in glücklicher Ehe lebte, wie mögt Ihr da eine liebliche Melodie dazu setzen können, da Ihr ein alter, griesgrämiger Junggeselle seid?“

„Ihr irrt Euch, liebe Frau,“ antwortete Ebeling schnell, auf den Scherz eingehend. — „Ich bin schon seit vielen, vielen Jahren verheirathet und führe eine über alle Maßen glückliche Ehe, die selbst der Tod nicht lösen, sondern nur mit einer trügerischen Cadenza unterbrechen kann. Mein Eheweib heißt nämlich: Frau Musica, und ich denke, die soll mir bis in den Himmel folgen, wenn anders Gott mich nicht zu gering hält,

ihn einſt am Throne ſeiner Herrlichkeit in Gemeinſchaft mit den Engeln zu beſingen. Doch hört nun mein Lied.“

Und nachdem er ſich an das Clavier geſetzt hatte, begann er ein kurzes, einfaches Vorſpiel und ſang dann mit einer angenehmen Baßſtimme:

Voller Wunder, voller Kunſt,
Voller Weisheit, voller Kraft,
Voller Hulde, Gnad' und Gunſt,
Voller Labſal, Troſt und Saft,
Voller Wunder, ſag' ich noch,
Iſt der keuſchen Liebe Joch.

Die ſich nach dem Angeſicht
Niemals hierbevor gekannt,
Auch ſonſt im Geringſten nicht
Mit Gedanken zugewandt,
Deren Herzen, deren Hand
Knüpft Gott in ein Liebesband.

„Nun ſagt aufrichtig, mein theurer Freund,“ unterbrach ſich hier Ebeling, zu dem Dichter gewendet — „wie gefällt Euch die Melodie zu dieſem Euren lieblichſten Liede, das Ihr jemals gemacht habt?“

„Die Melodie iſt allerdings recht artig,“ antwortete Paul Gerhardt — „und dem Gegenſtande ganz angemeſſen. Aber, lieber Freund, Ihr erzeiget meinen geringen Liedern zu viel Ehre.“ —

„Das weiß Gott, daß Ihr da nicht Recht habt,“ entgegnete Ebeling ſchnell. — „Denn Alles, was Ihr dichtet, iſt ſo natürlich, daß ein Jeder ſogleich eine Melodie dazu machen kann. Höret nur den Vers:

Laß zusammen, was Gott fügt;
Der weiß, wie's am Beßten sei;
Unser Denken fehlt und trügt,
Sein Gedank' ist Mangel frei.
Gottes Werk hat vesten Fuß,
Wenn sonst Alles fallen muß.

„Ich frage Euch, ist das nicht Alles so kräftig, jedes Wort so bestimmt, der Gegensatz stets so bedeutsam herausgehoben und durch und durch so melodisch, daß man den Vers nicht sprechen kann, ohne im Herzen dazu zu singen? Denn höret nur weiter" — fuhr der begeisterte Musicus fort, der es ganz zu vergessen schien, daß der Dichter nicht nöthig habe, seine Lieder erst durch Andere kennen zu lernen — „höret nur weiter den herrlichen Vers:

Geht's nicht all'zeit, wie es soll,
Ist doch diese Liebe still,
Hält sich in dem Kreuze wohl,
Denkt, es sei des Herren Will'
Und versichert sich mit Freud'
Einer künftig bessern Zeit.

„Ist das nicht Alles gerade so, wie es sein muß, wenn es Herz und Seele ergreifen soll? Gäbe es ein menschliches Herz, in welches sich dieses Lied nicht einschmeichelte, und zwar nicht meiner Melodie wegen — denn wie ich Euch schon sagte, zu solchem Liede macht ein Jeder, der nur singen kann, eine Melodie — sondern der überaus herrlichen Worte wegen, so sagte ich keck-lich: das ist ein Herz von Stein! Ihr hättet, lieber

Freund, dies Lied: Brautlied betiteln, und es etwa unſrer lieben Jungfer Dorothea widmen ſollen. Das wäre der rechte Titel und zugleich die rechte Empfehlung. Doch was Ihr nicht gethan habt, das wird wohl das Volk ſelber machen.*)

Die freundlichen Worte Ebelings machten einen verſchiedenen Eindruck auf ſeine Zuhörer. Während die Hausfrau lächelnd der begeiſterten Rede des Muſikdirectors zunickte, als wolle ſie ſagen, daß ſie von ganzem Herzen in das ihrem Eheherrn geſpendete Lob mit einſtimme, überzog Gerhardt's Angeſicht ein flüchtiger Aerger, und nahm die Miene Eines an, der ſich eines Lobes ſchämt, weil er fühlt, es nicht verdient zu haben. Dorothea dagegen wendete ſich ſtill nach dem Fenſter und verdeckte ihre Augen mit dem Tuche. Es mochte dem armen Mädchen, deſſen Herz von tauſend widerſtreitenden Gefühlen zerriſſen zu ſein ſchien, eben Recht ſein, daß Niemand ihre ſtillen Thränen bemerkte, und daß Gerhardt mit ſeinem kleinen Sohne, den er eben auf den Arm genommen hatte, beſchäftigt zu Ebeling ſagte: „Ihr thut mir wahrlich zu viel Ehre an, alter Freund, und ich muß mich ernſtlich dagegen verwahren. Denn iſt das Lied wirklich ſo ſchön, als Ihr meinet, ſo

*) Otto Schulz in ſeiner Ausgabe von Paul Gerhardt's geiſtlichen Andachten (Berlin, 1842) verſichert, daß dieſes aus ſiebzehn Verſen beſtehende Lied ehemals in manchen Gegenden ſehr gebräuchlich als Tiſchlied bei Hochzeiten geweſen oder auch auf dem Kirchwege zur Trauung geſungen worden ſei (S. 270). Es eignet ſich wohl auch kein beſſeres dazu.

ſind es ja nicht meine eigenen Worte, obgleich ſie meine Hand niedergeſchrieben hat, ſondern ſie ſind die Sprache meines zu Gott dankbaren und fröhlichen Herzens, daß er mir ein ſo treues, liebes und frommes Weib gegeben hat, wie meine Maria iſt. Ja, mein gutes Weib," — und mit dieſen Worten gab er den kleinen Friedrich, der die Händchen nach der Mutter ausſtreckte, dieſer zurück und küßte ſie auf die Stirn — „dies Lied iſt der Dank zu Gott für Dich und unſer liebes Kindchen, das er mir durch Dich gegeben hat, und iſt der Ausdruck meiner ſüßeſten Hoffnung, mit welcher ich für mich und die Meinen an das ſelige Leben im Himmel denke. Daher bitte ich Euch, lieber Ebeling, ſinget mir noch den letzten Vers; denn der iſt mir ſelbſt im ganzen Liede der erfreulichſte.,'

„Ja, den ſinge ich Euch noch," antwortete der Muſikdirector mit gerührter Stimme — „und bitte Euch nur, daß Ihr zu den frommen Kindern, von welchen Ihr in dieſem Verſe redet, auch mich mit rechnen möget. Denn wenn ich auch allein einſt dort ankomme, und nicht, wie Ihr, mit Weib und Kind, ſo kann ich doch an Vaters und Mutter Hand vor Gottes Thron treten. Doch Ihr wollt den Vers hören." Und mit einer bewegten Stimme ſpielte und ſang der Muſikdirector:

Endlich, wenn nun ganz vollbracht,
Was Gott hier in dieſer Welt
Frommen Kindern zugedacht,
Nimmt er ſie ins Himmelszelt
Und drückt ſie mit großer Luſt
Selbſt an ſeinen Mund und Bruſt.

Als Ebeling hier schwieg und das Nachspiel vollendet hatte, wendete sich Frau Gerhardt an ihn und fragte: „Lieber Herr, Ihr seid ein so freundlicher, guter Mann, und würdet ein gutes Weib glücklich gemacht haben. Saget mir nun, warum verlebet gerade Ihr Eure Tage so einsam und sucht Euch nicht ein Herz, daß Ihr liebt und das Euch vertraut?“

„Meinet Ihr“ antwortete Ebeling ernster, als bisher — „ich fühlte meine Einsamkeit, meine Verlassenheit nicht auch selbst? Ich habe bisher oft genug dafür gebüßt, daß ich wähnte, Gott habe mir zu meinem Lebensglücke nur einen Weg gebahnt, und daß ich nicht mit seiner Hilfe einen zweiten versucht habe. Ich bin nun zu alt, um noch ein Herz zu finden, das sich mir vertrauen und meine Schwachheiten tragen will. Ich weiß auch keins, — oder vielmehr, ich weiß eins, und darf es und werde es nie sagen. Doch das gehört nicht hierher.“

„Ich verstehe nicht, was Ihr damit sagen wollt,“ äußerte die Hausfrau.

„Ihr Herren Theologen seid an Allem Schuld,“ rief Ebeling eifrig und mit drolligem Ernste aus, während eine wehmüthige Erinnerung in seinen Mienen sich abdrückte. — „Ja, die Geistlichkeit ist Schuld daran.“

„Ei, ei, mein theurer Freund,“ sprach Gerhardt— „das ist eine schwere Anklage gegen uns arme Geistliche, die wir ohnedies genug zu leiden haben. Unser Amt ist es ja eben, die Herzen zum ehelichen Lebensglücke ein-

zusegnen; wie können wir da das Gegentheil verschulden?“

„Ja, ja,“ fuhr Ebeling fort — „ich muß doch dabei bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß Ihr mir böse würdet. Ja, ich bleibe dabei, daß ich in meinen einsamen Stunden, wo ich selbst mit meiner süßen Freundin, der Frau Musica, wenn auch nur auf kurze Zeit in Disharmonie lebe, Euch Herren Geistlichen eben keine Lob- und Dankpsalmen singen kann. Denn hättet Ihr in Gottes Wort nicht Euer eigen Wort hineingelegt, so hätte ich heute Weib und Kind, und müßte nicht bei meiner Rückkehr in mein Kämmerlein in den Spiegel sehen, um nur ein menschliches Angesicht in meiner einsamen Zelle zu entdecken.“

„Ich weiß, daß Ihr mir nicht wehthun wollt,“ sagte Gerhardt ruhig — „denn ich wüßte nicht, wie gerade ich oder Einer meiner lieben Collegen Euch ein Unrecht zugefügt hätte. Indeß erlaubt mir“ — setzte er lächelnd hinzu — „daß ich Euch den vorhin über mich errungenen Sieg wieder entreiße. Ich sagte Euch, Ihr könntet wohl auch an einer Stelle angegriffen werden, wo Euch das Musiciren eben so sauer würde, als mir das Dichten. Das wolltet Ihr mir nicht zugeben, und besiegtet mich durch den Gesang der drei Männer im Feuerofen. Nun aber habt Ihr eben selbst gestanden, daß Ihr doch zuweilen mit Eurer Frau Musica in Unfrieden lebt.“

„Ja, und das eben durch die Schuld der Geistlichen,“ versicherte Ebeling mit halbscherzendem Trotze.

„Sagt mir, ist's nicht traurig, wenn von Denen, die Frieden predigen sollen, Unfriede ausgestreut wird?"

„Löset mir das Räthsel," fiel die Hausfrau bittend ein. — „Denn Ihr scheint theils gegen den Ehestand, theils und noch mehr gegen die Geistlichen erzürnt zu sein. Und in beiden Fällen wäret Ihr mein Widersacher; denn ich danke Gott eben so herzlich, daß ich eines guten Gatten Weib und glückliche Mutter meines Kindes bin, als daß mein Eheherr eben ein Geistlicher ist."

„Ich muß nun wohl, da Ihr mich also dränget," antwortete Ebeling. — „Ihr wisset, ich bin eigentlich ein Fremdling in dieser Stadt, aber bald ein wohlaufgenommener Freund und Bruder geworden. Als nun der hochlöbliche Rath dieser Stadt mich zum Musikdirector seiner beiden Hauptkirchen ernannt hatte, vermeinte ich, daß es nun Zeit sei, mir eine liebe Hausfrau auszusuchen. Das gelang mir auch bald und zwar durch Vermittelung meiner lieben Frau Musica. Aber mein Unglück wollte, daß die Liebste meines Herzens wohl dieselbe Liebe, — denn so meinte ich — doch nicht denselben Glauben mit mir theilte. Als ich nun mit ihr einig geworden war, trug ich meine Sache ihrem Vater vor und bat um seinen Segen. Aber der wurde mir zum Unsegen. Nämlich das Unglück in dieser Sache war die Verschiedenheit der Religion; es war dem Vater meiner Auserwählten nicht Recht, daß ich ein Lutherischer bin, während er zu den strengsten Calvinisten gehörte. Statt mir daher auf meine Bitte und Anfrage mit Ja oder Nein zu antworten, fragte er mich ernst-

lich, ob ich, wie die übrigen Lutherischen, glaube, daß man im heiligen Abendmahle Leib und Blut Christi wahrhaftig genieße, daß die zwei Naturen in Christo vereinigt, oder daß die menschliche in die göttliche verwandelt worden sei, und daß Christus für Alle gestorben und daß auch den Unbußfertigen die Vergebung der Sünden und das ewige Leben theilhaft werde, und daß des Menschen Thun und Lassen nur von der göttlichen Erwählung herkomme? Und da ich ihm entgegnete, daß ich allerdings kein Religionsmenger, sondern ein guter Lutherischer sein möchte, und was zum Beispiel die göttliche Erwählung betreffe, gerade diese Lehre mich glücklich mache, weil ich darnach auch glauben müßte, daß meine Ehe mit seiner Jungfer Tochter im Himmel geschlossen sei, erklärte er mir vest und bestimmt, daß er mir seiner Tochter Seelenheil nicht anvertrauen könne; denn diese halte eben so vest und beharrlich, wie er selbst, daran, daß Gott einen Theil der Menschen, ohne alles Ansehen der Sünde, der Unbußfertigkeit und des Unglaubens zur ewigen Höllenpein bestimmt habe, und daß Christus keineswegs für alle Menschen gestorben sei, und was er sonst noch sagte. Da er nun so hart darauf hielt, und ich ohnedies bemerken wollte, daß meine Auserwählte nicht mit gar besonderem Eifer sich meiner Sache annahm, so dachte ich: Es soll nicht sein! und gab meine Hoffnungen auf, oder vielmehr, ich ging als ein abgewiesener Freiersmann von dannen. Später merkte ich wohl, daß ich meiner Liebsten Unrecht gethan; denn mein Rücktritt soll sie sehr geschmerzt ha-

ben, und wenn sie sich einige Jahre darauf dennoch verheirathete, so geschah es nur auf Befehl ihres Vaters. Das nagt zuweilen an meinem Herzen und Gewissen! Und nun bitte ich Euch, ehrwürdiger Herr und Freund, sind nicht die Geistlichen daran Schuld, daß ich so einsam und verlassen hinlebe? Sollte die Liebe nicht stärker sein, als der Glaube? Steht nicht sogar in der Schrift, daß von den Dreien: Glaube, Liebe, Hoffnung die Liebe die größte sei? Und haben diesen ganzen Unterschied, der zwischen den Reformirten und Lutherischen besteht, nicht die Menschen selbst erst gemacht, und zwar die Geistlichen?"

„Ihr thut uns Unrecht," entgegnete Gerhardt mild. „Es ist wahr, Luther und Zwingli und besonders Calvin später haben den Bruch zwischen den Protestanten verursacht, aber nicht aus menschlichem Eigenwillen oder bloßer Streitlust, sondern weil ihr Verständniß des Evangelii es ihnen nicht anders erlaubte. Auch hätten diese drei allein nimmermehr eine solche Spaltung unter Millionen Christen hervorrufen können, wenn diese selbst nicht, und zwar aus eigener Ueberzeugung, sich zu ihnen geschlagen hätten. Das ist kein Zwang von Außen, und der ganze Uebertritt unsers churfürstlichen Hauses von den Lutherischen zu den Reformirten ist ein neuer Beweis, daß nicht die Geistlichen, sondern die Gewissenhaftigkeit jedes Einzelnen in der Gemeinde den Unterschied vesthält. Das ist nun einmal Glaubenssache, lieber Ebeling, und wenn der Glaube, so wie er in Worte gefasset ist, nicht blos leere Formel, sondern ein Ab- und

Ausdruck des ganzen innern Menschen ist, und des Christen ganzes Leben und Handeln und Hoffen sich darnach regelt, so ist es allerdings jedes rechtschaffenen Christen Pflicht, auf seinen Glauben zu leben und zu sterben und um seines Glaubens willen auch die größten Opfer zu bringen. Denn was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde, sagt Paulus.“

„Ich bin ein viel zu geringer Theolog,“ antwortete Ebeling — „oder vielmehr ich bin gar keiner, und kann also mit Euch nicht darüber rechten, besonders da auch ich als ein guter lutherischer Christ leben und sterben will. Aber zuweilen kommt mir doch der Gedanke bei, daß unsers großen Churfürsten Absicht und Wille, Frieden und Vereinigung zwischen beiden Partheien herzustellen, sehr löblich sei und daß es ihm auch gewiß noch gelingen werde.“

„Glaubt das nicht, mein lieber Freund,“ sagte Gerhardt mit ernstem Kopfschütteln. — „Das wird dem Churfürsten nimmermehr gelingen, besonders wenn er fortfährt, so hart gegen die lutherischen Prediger einzuschreiten. Die äußere Macht in solchen Sachen schadet eben da, wo sie nützen will. Soll eine Vereinigung kommen, was Niemand inniger wünschen kann, als ich, so kommt sie nicht aus menschlichen Gesetzen, nicht aus fürstlichen Geboten, sondern allein aus dem Segen des Wortes Gottes selbst. Und diese Zeit kann kein Kaiser und kein König mit all' seiner Macht herbeiführen, sondern der Herr allein hat sie sich seiner Christenheit vorbehalten.“

„So wäret also auch Ihr im Stande," fragte Ebeling — „in Eurem Glauben auch nicht eines Buchstabens zu weichen und lieber alle Gefahren und Leiden über Euch ergehen zu lassen?"

„So wahr ich hoffe selig zu werden, Ja!" — antwortete Gerhardt vest und mit Würde. — „Ich spreche hier mit unserm Gottesmanne Luther:

Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß fahren dahin!
Sie haben's keinen Gewinn;
Das Reich Gottes muß uns bleiben!

„Ich fürchte, wir gehen einer schlimmen Zeit entgegen," äußerte der Musikdirector, als eine kleine Pause eingetreten war, in welcher Gerhardt mit seinem Söhnlein spielte — „Gott wende es Alles zum Beßten." —

„Einer schlimmen Zeit?" wiederholte Gerhardt lächelnd. — „Ich kenne nur eine schlimme Zeit, und und das ist die Zeit eines allgemeinen Abfalles vom Glauben, die Zeit völligen Unglaubens, wovor uns Gott in Gnaden behüten möge; denn das wäre die Zeit des wahren Elendes, nämlich der entsetzlichsten Sittenlosigkeit. Wer aber um seines Glaubens willen Leiden und Gefahren erduldet, der ist nicht unglücklich; denn er weiß, daß wir durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen müssen. Nicht wahr, liebe Jungfer Dorothea?"

„Ach, wie wohl solche Rede meinem Herzen thut, kann ich Euch nicht beschreiben," antwortete das Mäd-

chen mit einem Lächeln der Wehmuth. — „Ich hätte nicht geglaubt, daß es schwere Prüfungen geben kann, welche schon vorher, ehe sie noch überwunden sind, so glücklich machen können.“ Und dabei reichte sie dem lieben, frommen Manne mit dem freundlichsten Danke die Hand.

Ebeling, der während der letzten Rede Gerhardt's ernst und bedächtig vor sich hingeblickt hatte, fuhr aus diesem seinen stillen Selbstgespräch jetzt plötzlich auf und sagte: „Mein ehrwürdiger Freund, Ihr sprecht dies Alles mit solcher Freudigkeit aus, daß ich mich meines vorigen Scheltens und Klagens, so wenig ernst es auch gemeint war, doch herzlich schäme, und Euch hiermit um gütige Verzeihung bitte. Diesmal“ — setzte er lächelnd hinzu — „hat der Dichter über den Musikus gesiegt. Und nun sagt mir einmal, nennt man nicht Diejenigen, welche Frieden zwischen den Reformirten und Lutherischen stiften wollen, Synkretisten?“

„Allerdings,“ versicherte Gerhardt — „und zwar sind es Die, welche in ihren Schriften haben erweisen wollen, daß alle Lehren, in welchen die Lutherischen von den Reformirten abweichen, nicht zu den Grund- und Hauptstücken des Evangeliums gehörten: — eine Treulosigkeit und zugleich eine Unkenntniß in Glaubenssachen, die nicht einmal von Laien, vielweniger von Geistlichen ausgehen sollte.“

„Nun,“ fuhr Ebeling lächelnd fort — „wie wär's, mein theurer Freund, wenn wir Beide zusammen trotz-

dem Synkretisten würden? Ihr sehet mich verwundert an, und rechnet mich sicherlich zu den Treulosen und Unwissenden; aber ich meine einen Synkretismus nicht in Glaubenssachen, sondern in der heiligen Kunst. Stehet Ihr auch, als Sänger der Liebe unsers Herrn, so hoch über mir, daß ich nicht werth bin, Euch die Schuhriemen aufzulösen, so habe ich mich doch in Eure Lieder so verliebet, daß sie von selbst in mir zu Melodieen werden, und ich dann oft meine, ich hätte die Lieder selber gemacht, weil sie so ganz und gar meine innerste Herzensmeinung aussprechen. Und da nun ein gutes, geistreiches Lied, mit einer angenehmen und wohl disponirten Melodie gleichsam eine doppelte Schnur ist, welche die Andacht und den Eifer des innerlichen Menschen mit dem äußerlichen desto mehr und vester verbindet, so wollte ich Euch freundlichst gebeten haben, mir außer denen, die ich schon habe, nach und nach alle Eure geistlichen Lieder und Andachten zu überantworten, damit ich sie in Musik setzen und zuletzt durch den Druck der großen Welt mittheilen kann.“

„Herzlich gern,“ antwortete Paul Gerhardt — „wenn Ihr anders meinet, daß meine geringe Gabe wohlgefällig aufgenommen werde.“ Dann fuhr er lächelnd fort: „Wenn Ihr dabei einen Synkretismus herstellen wollt, so dürft Ihr nicht so gering von Euch und nicht so groß von mir denken, sondern Euch und mir geben, was Recht ist. Wir Beide singen zur Ehre Gottes aus der von Gottes Gnade uns verliehenen Kraft. Wollt Ihr solchen Synkretismus, so bin ich's von gan-

zem Herzen zufrieden, und reiche Euch darauf die Bundeshand.“

„Ihr wisset doch immer die beßte Deutung, mit der Ihr das Herz treffet,“ sagte Ebeling und drückte warm und innig die dargebotene Hand. — „Und nun erlaubt mir, Euch einen guten Abend zu wünschen.“

„Noch Eins, lieber Herr Musikdirector,“ rief die Hausfrau diesem freundlichst nach: — „Ihr sagtet vorhin, es sei Euch mit Eurer Klage kein rechter Ernst gewesen. Heißt das nun so viel, als daß es Euch mit Eurer Liebe überhaupt und mit Eurer Reue über Euren allzuschnellen Rückzug kein rechter Ernst gewesen sei?“

„Wie ihr Frauen doch so streng und aufmerksam in diesen Dingen seid,“ antwortete Ebeling lächelnd. „Solltet Ihr nicht vielmehr Mitleid haben mit einem alten Junggesellen, der froh ist, wenn er das Elend seines einsamen Lebens einmal hinwegscherzen kann? Und wäre es auch nur mit einer Lüge, womit er sich und Andere täuschen will.“

„Nun das gefällt mir besser,“ entgegnete Frau Gerhardt mit freundlich bewegter Stimme. „Ihr Herren habt vorhin Viel von Synkretismus gesprochen, und so viel ich davon verstanden habe, meint Ihr darunter die innige Verbindung zwischen Poesie und Musik. Wisset Ihr, daß auch dazu noch ein Drittes oder vielmehr ein Erstes fehlt, und ohne welches all' Euer Dichten und Musiciren umsonst ist? Es fehlt Euch noch die Liebe, und zwar sowohl zu Gott und unsern Herrn, wie zu den Menschen, deren Herzen und Seelen Gott

selbst vereinigt hat. Und wollt Ihr das nicht überall Liebe nennen, so doch herzliche Achtung vor jedem Frauenherzen, das um des Mannes willen oft gar viele heimliche Schmerzen trägt. Wisset Ihr, was ich meine, mein werther Herr?"

Ebeling küßte der Hausfrau die Hand und sagte: „Ja gewiß; und darum werdet Ihr wohl jetzt nicht mehr mir zurufen: „Ebeling, Ihr seid doch ein glücklicher Mann."

Als der Musikdirector sich hier entfernen wollte, ertönte ein leises Klopfen an der Thüre, und kaum daß das übliche „Herein" abgewartet wurde, schob sich ein hageres, süßlächelndes Angesicht durch die geöffnete Spalte, bei dessen Anblick Jungfer Dorothea einen Schrei des Entsetzens ausstieß. Es war der Geheimsecretär Stolpe, der leise wie eine Schlange hereinschlich und dabei in süßer Freundlichkeit sagte: „Ich bitte tausend Mal um gnädige Verzeihung, wenn ich vielleicht irgend ein trauliches Zwiegespräch stören sollte; und ich beklage deshalb zugleich die schmerzliche Pflicht meines Amtes und Auftrags, die mich nöthigte, in dieses stille häusliche Glück einzudringen. Ehrwürdiger Herr Diaconus, ich habe von Seiner Hochwürden-Gnaden, dem Herrn Oberpräsident, Freiherrn von Schwerin den mich ehrenden Auftrag erhalten, Euch für morgen früh neun Uhr vor das hochwürdige Consistorium zu laden."

„Und in welcher Absicht?" fragte Gerhardt ruhig.

Stolpe verbeugte sich demüthig und sagte: „Ich bin ein zu geringer Diener meines gnädigen Herrn, als

daß ich auf Mittheilung von Amtsgeheimnissen hoffen könnte; so wie ich überhaupt zu gering bin, auch nur die kleinste Vergünstigung in Anspruch zu nehmen. Ich hätte, ehrwürdiger Herr Diaconus, den mir ertheilten Auftrag auch schriftlich an Euch gelangen lassen können, allein theils trieb mich mein Herz und meine aufrichtige Hochachtung vor Euch', diese freundliche Gelegenheit, Euch persönlich aufzuwarten, nicht unbenutzt zu lassen, theils hat eine sehr bittere und schmerzliche Erfahrung der neuesten Zeit mich belehrt, daß auch die lieblichsten Zuschriften von meiner Hand eine sehr unfreundliche Aufnahme gefunden haben."

Dabei fiel sein stechender Blick auf die arme Dorothea, die sich fast wie um Schutz flehend an die Seite der Frau Pathe geflüchtet hatte, welche gleichfalls ihre Unruhe nicht verbergen konnte. Als Gerhardt die Aengstlichkeit der beiden Frauen bemerkte und mit Recht schloß, daß die Anwesenheit Stolpe's dieses unheimliche Gefühl erregte, wandte er sich zu diesem und sagte: Habt Ihr mir sonst noch Etwas mitzutheilen, Herr Secretär?"

„Nichts weiter," antwortete dieser freundlichst — „als die nochmalige Bitte um gnädige Entschuldigung meines störenden Eintrittes, und um die Erlaubniß, mich Eurer Gunst empfehlen zu dürfen." Und damit verließ er mit süßem Lächeln und demüthiger Verbeugung das Zimmer, und nahm den Anwesenden eine unheimliche Last von der Seele.

Cap. 4.

Die Amtsentſetzung.

Kämpfe den guten Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben, dazu du auch berufen biſt und bekannt haſt ein gutes Bekenntniß vor vielen Zeugen.
1 Timoth. 6, v. 12.

In dem großen Sitzungsſaal des churfürſtlichen Conſiſtorii zu Cöln waren Präſident und Räthe verſammelt, eine wenigſtens äußerliche Vereinigung der beiden ſtreitenden Confeſſionen, indem die eine Hälfte der Conſiſtorialräthe der reformirten, die andere der lutheriſchen Kirche zugehörte, und die reformirte Parthei nur etwa dadurch ein Uebergewicht hatte, daß der Präſident ihr zugehörte. Ein beſonderer, tiefer Ernſt herrſchte in dieſer hohen, einflußreichen und mächtigen Verſammlung, von welcher keinerlei Appellation mehr möglich war, als an den Landesherrn, falls nicht die Stände des Landes etwa irgend einen Einfluß noch geltend zu machen wußten. Als der Protonotar Schardius die nöthigen Actenſtücke vorbereitet und durch eine Verbeugung gegen den Oberpräſidenten dies angezeigt hatte, ergriff dieſer die große Klingel, deren heller Ton durch

die hochgewölbten Räume zitternd hinſchallte. Jetzt trat das bleiche, ſüßlächelnde Angeſicht, der Secretär Stolpe, herein. „Die beiden Herren Geiſtlichen!“ rief ihm der Präſident zu. Und Stolpe entfernte ſich.

Bald darauf öffnete ſich die Hauptthüre und zwei Geiſtliche in ihrem Amtsornate erſchienen vor dem geiſtlichen Gerichte. Der Eine, ein müder, ſiebzigjähriger Greis mit gebeugtem Haupte, deſſen wankender, unſicherer Tritt theils wohl in der Hinfälligkeit des Alters, theils wohl auch in der Beklommenheit eines von widerſtreitenden Gefühlen bewegten Herzens ſeinen Grund haben mochte. Dies war der alte, ehrwürdige Propſt zu St. Nicolai, M. Georg Lilius, ein Mann, dem das ſchwere Geſchick beſchieden war, gerade in den letzten Tagen ſeines Lebens mit in einen Kampf gezogen zu werden, der ſeine Kräfte weit überſtieg. Der andere Geiſtliche trat ernſten Schrittes ein; und ſeine Verbeugung gegen die Verſammlung war eben ſo aufrichtig demüthig, als der ruhige Blick ſeiner Augen ein Zeugniß gab von dem Frieden und dem tröſtlichen Bewußtſein eines guten Gewiſſens. Dies war der Diaconus Paul Gerhardt, der, obgleich dem ſechzigſten Lebensjahre nahe, dennoch völlig ungebeugt, ein Mann, ein guter Streiter und Kriegsheld in der Sache des Glaubens, einherging. Nachdem die beiden Geiſtlichen die ihnen angewieſenen Plätze eingenommen hatten, wandte ſich der Präſident zunächſt an Lilius und ſagte: „Ehrwürdiger Herr Propſt, Euer heutiger Eintritt zu uns iſt uns Allen eine erfreuliche Erſcheinung, eine Bürgſchaft

des Friedens, welchen unser durchlauchtigster Fürst und Herr über die Kirchen seines Landes zu breiten in Gnaden beschlossen hat. Wenn in Euch, eben so wie in uns das Andenken an jenen Tag noch nicht erloschen ist, der mir die traurige Pflicht auferlegte, Euch von einem Amte, das Ihr so treulich jederzeit verwaltet, zu suspendiren, weil damals das rechte Verständniß des gnädigsten Willens unsers durchlauchtigsten Landesherrn Euch noch durch einige übelwollende Einflüsterungen Anderer erschwert war, so wird dagegen jene trübe Erinnerung durch Eure heutige Anwesenheit völlig hinweggenommen und unsere Freude ist heute eben so groß, als damals unser Schmerz. Doch bevor ich mich des weitern mir gnädigst gestellten Auftrags entledige, wird Euch Euer bereits vor einem Monat ausgestellter Revers zur nochmaligen öffentlichen und feierlichen Anerkennung vorgelesen werden."

Auf einen Wink des Präsidenten erhob sich der Protonotar Schardius, nahm ein Aktenstück zur Hand und las:

„Nachdem der durchlauchtigste Churfürst und Herr, Herr Friedrich Wilhelm, Markgraf zu Brandenburg, unser gnädigster Herr, Dero christlöbliches Vorhaben wegen des evangelischen Kirchenfriedens und christlicher Verträglichkeit gnädigst verlanget und in dem Lande ernstlich begehret; so erkläre, gegen Seine churfürstliche Durchlauchtigkeit, meinen gnädigsten Herrn, zu Dero unterthänigst-schuldigsten Gehorsams-Ehre, ich mich, nachmals wie vormals unterthänigst gehorsamst, daß

ich jederzeit mit herzlichem Gebete Gott um Beförderung des wahren Kirchenfriedens anrufen, auch nicht unterlassen will, was auf beiden Seiten zu einer christlichen gottwohlgefälligen Duldung ersprieslich sein würde; auch den Reformirten dieses Ortes keine fremden und von ihnen unzugestandenen Glaubenssätze mit ihren daraus gefolgerten Lehren aufbürden und daneben in nöthiger Behandlung der streitigen Lehrsätze und ihrer Widerlegung, wie bisher so fernerhin, mich christlicher Mäßigung und aller Bescheidenheit, maßen dieselbe auch den Reformirten zur Pflicht gemacht worden ist, gebrauchen und sonst gegen Seine churfürstl. Durchlaucht mich aller Treue und, wie gedacht, unterthänigsten Gehorsams sammt allem rechtschaffnen Wesen in Christo Jesu befleißigen; und verspreche solchemnach mit meiner eigenhändigen Schrift und Unterschrift, den churfürstlichen Edicten nach Anweisung höchstgedachten Ihrer churfürstl. Durchlaucht deswegen in offenem Druck vorhandenen Darlegung dero gnädigsten Vorhabens und gethaner Versicherung, nach dem einfachen Wortlaute gehorsamst nachzuleben, ohne einiges Andern Schaden oder Nachtheil und genommenes Aergernis, auch dawider vorsätzlich mit Nichten zu handeln; werde doch, nach wie vor, bei erkannter und bekannter reiner lutherischer Lehre und Glauben mit Gottes gnädiger Hilfe beständig bis an mein seliges Ende verbleiben."

Sign. Berlin den 3. Januar 1666.

M. Georg Lilius Sen.
eigenhändig.

Als der Protonotar geendigt hatte, wandte sich der Präsident an Lilius und fragte: „Herr Propst, erkennt Ihr Das, was Euch eben vorgelesen worden, von Wort zu Wort als dieselbe Schrift an, die Ihr am genannten dritten Januarii dieses Jahres niedergeschrieben und eigenhändig unterzeichnet habt?"

Als Lilius dies mit einem kaum hörbaren Ja bestätigte, fuhr der Präsident fort: „Und seid Ihr bereit, vor geöffnetem churfürstlichen Consistorio nochmals zu erklären, daß Ihr bei diesen in Eurem Reverse ausgesprochenen Gedanken und guten Wünschen verbleiben wollt?"

Der alte Mann zögerte; sein Haupt fiel ermattet auf die Brust und an seinen schmerzlichen Mienen wurde deutlich der schwere Kampf erkannt, welchen er zwischen seinem lutherischen Glauben und der angelobten Unterwürfigkeit unter die churfürstlichen Befehle kämpfte. Der Diaconus Gerhardt wandte fest und bestimmt seine Blicke auf den Propst, um ihm dadurch auszudrücken, was ihm in Worten nicht vergönnt war; aber der arme Greis gewahrte das nicht, oder wollte wohl auch absichtlich den Blick seines Collegen vermeiden, weil er sich sagen mußte, daß seine Unterwürfigkeit von Gerhardt nicht gebilligt werden könne. Endlich wiederholte der Propst sein halblautes Ja und verbeugte sich gegen die Versammlung.

„Es freut mich," sprach nun der Präsident — „daß Ihr das gute Vertrauen, welches unser gnädigster Landesherr auf Euch hatte, nicht getäuscht habt, und

ich darf Euch nunmehr gestehen, daß churfürstliche Durchlaucht selbst während der Dauer Eurer Remotion Euch mit unverminderter Gnade zugethan gewesen ist, besonders Eures Alters und der treuen Verwaltung Eures Amtes wegen. Um deswillen ist churfürstliche Durchlaucht auch gern willig, über einige Mängel in Eurem ausgestellten Reverse hinwegzusehen. Namentlich hätte es wohl von Euch gefordert werden können, daß Ihr zur Ausstellung Eures Reverses Euch des vorgeschriebenen Formulars bedient hättet, statt daß Ihr in eigner gewählter Form dies vollzogen habt. Ferner hättet Ihr nicht von Edicten überhaupt, sondern von den wegen des evangelischen Kirchenfriedens in den Jahren 1614, 1662 und 1664 erschienenen Edicten sprechen und besonders noch versichern sollen, daß Ihr der reformirten Kirche überhaupt und nicht blos der hiesigen Ortes keine ihr fremden Glaubenssätze aufbürden wolltet. Indeß ist es churfürstlicher Durchlaucht wohl bekannt, daß Ihr, ehrwürdiger Herr Propst, bereits vor Erlassung der fraglichen Edicte Euch aller Mäßigung gegen die Reformirten beflissen habt, und will deshalb churfürstl. Durchlaucht mehr darauf, als auf den Revers sehen und damit in Gnaden zufrieden sein. Ich hoffe, ehrwürdiger Herr, daß Ihr solche Gnade dankbarlichst annehmet.“

Nach einigem Zögern erhob sich der alte Propst; wie von einem plötzlichen Geiste der Kraft und des Muthes angeweht erschien er, wie ein erlöschendes Licht, das zuvor noch einen hellen, funkelnden Schein um sich

wirft. „Hochwürdigste und gnädigste Herren,“ sprach er — „meiner Tage auf Erden sind nicht mehr viele, und ich werde bald vor Dem erscheinen, der, um die Gedanken und Sinne und Herzen kennen zu lernen, keiner Worte von unsern Lippen bedarf, und der zum Schwur der Treue und der Unterwürfigkeit unter seine heiligen Gebote keinen Revers in Wort und Schrift verlangt, sondern an unsern Früchten erkennt, ob wir ihn lieben oder hassen. Ich hätte, nach fast funfzigjähriger treuer und gewissenhafter Haushaltung über Gottes Geheimnisse nimmer geglaubt, daß ich beim Ausgange meines Lebens noch ein schriftliches Versprechen der Treue gegen Gott und gegen den Landesherrn hätte ablegen müssen, da ich siebzig Jahre lang niemals mit Wissen und Willen dagegen gesündigt habe. Aber des Herrn Wege sind wunderbar; die Weisheit unseres durchlauchtigsten Churfürsten hat es um des Kirchenfriedens willen für nothwendig erachtet, daß Solches geschähe, und mir, als unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über mir von Gott empfangen hat, geziemt Gehorsam. Um deswillen habe ich den Revers ausgestellt und unterschrieben, bekenne aber hier offen und frei, daß ich mich gegen jede Auslegung verwahre, als wenn ich der lutherischen Kirche nur im Geringsten untreu geworden, oder als betrachtete ich die Streitlehren zwischen der lutherischen und reformirten Kirche als gleichgiltige Stücke unseres christlichen Glaubens. Ich erkläre hier vor Gott und dem hochwürdigsten Consistorio, daß ich als treuer lutherischer Christ leben und sterben werde

und erkläre das mit derselben Gewißheit, als ich den Befehlen meines gnädigsten Landesherrn ohne alle geheime Ausflüchte mich völlig und demüthigst unterworfen habe. Ich erkenne es deshalb mit dem unterthänigsten Danke, daß churfürstliche Durchlaucht mir geringen unwürdigen Diener seine Gnade wieder zugewendet hat, obgleich ich fürchten muß, an brüderlicher Liebe und Wohlwollen bei meinen Amtsbrüdern wieder zu verlieren, was ich an Gunst und Gnade bei churfürstlicher Durchlaucht gewonnen habe. Doch Gottes Wille geschehe über mir! Ich bin sein armer, sündiger Knecht, — mir geschehe, wie Er will! Amen!" —

Als der alte Propst hier geendet hatte, übermannte ihn wieder die vorige Schwachheit und völlig erschöpft ließ er sich auf seinen Stuhl nieder. Der Präsident aber antwortete: „Ehrwürdiger Herr, ich freue mich über das Zeugniß, das Ihr so eben abgelegt habt. Es ist das Zeugniß jedes treuen Dieners der Kirche, der Gott gibt, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ich bitte Gott inniglichst, er möge alle Prediger göttlichen Wortes in unsern Kirchen mit derselben Treue und Anhänglichkeit gegen göttliche und weltliche Obrigkeit erfüllen, damit nicht wahr werde, was Ihr von der Abnahme der Gunst Eurer Amtsbrüder gefürchtet habt. Sollte übrigens ein Solches geschehen, und Ihr über Eure heutigen Schritte auf irgend eine Weise angegriffen werden, so nehmt mein Versprechen hin, daß ich Euch kräftig werde zu schützen wissen. Ihr könnt darauf um so mehr bauen, als churfürstliche Durchlaucht mir auf-

getragen hat, Euch zu ſagen, daß Dero gnädigſte Zufriedenheit mit dem von Euch ausgeſtellten und allerdings mangelhaften Reverſe nur Euch allein zukommt, ohne alle Conſequenz für die Andern, welche mit Ausſtellung des Reverſes noch im Rückſtande ſind. Erkennt darin, ehrwürdiger Herr, das ganz beſonders gnädige Wohlwollen unſeres durchlauchtigſten Landesherrn. Und weil denn nunmehr alle Hinderniſſe beſeitigt ſind, ſo erkläre ich im Namen und Auftrag unſeres durchlauchtigſten Churfürſten Eure bisherige Remotion vom Amte für aufgehoben und erloſchen, und ſetze Euch hiermit zum Propſte und Inſpector des geiſtlichen Miniſterii zu St. Nicolai und in alle damit verbundenen Rechte, Ehren und Würden völlig und unbedingt wiederum ein, und trage Euch auf, dies Euren Amtsbrüdern und Synodalen durch Circular bekannt zu machen. Möge Gott Euch noch ein langes Leben ſchenken und Eure Mitarbeit an Herſtellung des Kirchenfriedens geſegnet ſein laſſen!“ —

Der alte Mann nahm ſeine Wiedereinſetzung ſo wie die damit verbundenen guten Wünſche ſtill und mit auf die Bruſt geſenktem Haupte an. Es war nicht zu verkennen, daß die Ehre, die ihm jetzt von Menſchen widerfahren war, ihm weniger Freude als Schmerz bereitete. Eine wehmüthige Trauer lag auf ſeinem Angeſichte, als wäre ihm vielmehr Schmach und Schande widerfahren. Der arme Mann! Vielleicht ahnete er, daß er durch ſeine Unterſchrift gewiſſermaßen ſein Todesurtheil unterſchrieben hatte!

Als nun dies erste Geschäft beendigt war, ging der Oberpräsident zu dem zweiten über. Er wandte sich an den Diaconus Gerhardt und sagte: „Herr Diaconus, Ihr werdet aus der eben beendeten Verhandlung mit Eurem ehrwürdigen Herrn Propste ersehen haben, warum auch Ihr mit vor churfürstl. Consistorio erschienen seid. Das gute Zeugniß, welches Eure Gemeinde über Euch ablegt, die Liebe, die Ihr allenthalben genießt und das Vertrauen, mit dem man Euch entgegen kommt, dies Alles läßt uns hoffen, daß Ihr nicht allein ein treuer Diener Eurer Kirche, sondern auch ein treuer Unterthan unseres durchlauchtigsten Churfürsten seid. Wenn ich die bittere und leidenschaftliche Sprache Eures vormaligen Collegen Reinhart in dieser unserer Kirchenangelegenheit gegen Euer Benehmen in Wort und That halte, so kann ich Euch nur das rühmlichste Zeugniß geben, daß Ihr jederzeit, bei allem Eurem Festhalten an dem lutherischen Bekenntnisse doch mit Mäßigung und christlicher Duldsamkeit über die streitigen Lehrpunkte Euch ausgelassen und namentlich auf der Kanzel Euch fern und frei gehalten habt vor jeder Erbitterung. Eben solche Männer, welche mit gleicher Treue gegen ihre Kirche, wie gegen den Landesherrn ihres Amtes warten, sind unserm gnädigsten Churfürsten lieb und willkommen, und auch auf Euch hat churfürstl. Durchlaucht zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens nicht wenig gerechnet. Bei dem Ansehen nun, das Ihr nicht allein in der Gemeinde, sondern auch unter Euren Amtsbrüdern genießt, ist zur Erreichung dieser gnädig-

sten Absicht gar viel in Eure Hand gelegt, und von Eurem Beispiel wird es abhängen, wozu viele Andere nach Euch sich entschließen. Ich habe daher das Vertrauen zu Euch, daß Ihr die Gelegenheit, Euch als einen treuen und gehorsamen Unterthan zu erweisen, nicht werdet vorübergehen lassen und fordere Euch hiermit auf, den Revers zu unterschreiben.“

„Hochwürdiger und gnädiger Herr,“ antwortete Paul Gerhardt mit aller Ruhe und schuldiger Hochachtung, indem er sich von seinem Stuhle erhob — „wenn ich wirklich bisher in meinem Amte und Leben mich so verhalten, daß ich meinem gnädigsten Churfürsten und Herrn zur Ungnade über mich keine Veranlassung gegeben habe und Solches doch geschehen ist, ohne Unterschrift des Reverses, so dürfte ich vielleicht die zuversichtliche Hoffnung aussprechen, daß churfürstliche Durchlaucht auch für die Folgezeit mich mit einem solchen Vertrauen huldreichst begnadigen werde, und zwar auch fernerhin ohne Unterschrift des Reverses.“

„Gewiß,“ entgegnete der Präsident — „stehet Ihr bei mir wenigstens in solchem Zutrauen, daß Ihr um Eurer Unterschrift willen nicht mehr und nicht weniger Euch zu allem schuldigen Gehorsam gebunden glauben werdet. Aber Eure Unterschrift soll auch weniger eine größere Bürgschaft für Euren Gehorsam überhaupt geben, sondern vielmehr nur zur Aufrechthaltung der Ordnung dienen. Die Unterschrift des Reverses ist einmal churfürstliches Gebot und es ist somit Eure Pflicht, dem Gebote gehorsam zu sein.“

„Eure Hochwürden-Gnaden hat mir ſelbſt bezeugt,“ ſagte Gerhardt — „daß ich mich eines leidenſchaftlichen Angriffes auf die reformirte Lehre nicht ſchuldig gemacht habe; ſollte nun ein treulich und ehrlich gemeintes Verſprechen, mich auch fernerhin Deſſen mit allem Fleiße zu enthalten, nicht hinreichend ſein?“

„Ja, gewiß,“ verſicherte der Präſident — „und dies Verſprechen ſollt Ihr eben durch Eure Unterſchrift ablegen.“

„Da thut es mir innigſt leid,“ entgegnete der Diaconus — „daß mir mein Gewiſſen nicht erlaubt, den Revers zu unterſchreiben. Nicht aus Ungehorſam gegen meinen gnädigſten Landesherrn, da ſei Gott vor, ſondern aus ſchuldiger Treue gegen meine Kirche.“

Dieſe Worte brachten in die ganze Verſammlung ein ſchreckenartiges Erſtaunen, welchem jedoch Gerhardt die Ruhe eines Mannes entgegenſetzte, der ſich bewußt iſt, eine gute Sache zu führen. Da der Präſident ſelbſt ſchwieg und fragende Blicke auf die Verſammlung warf, nahm Stoſch, der als Conſiſtorialrath der Sitzung beiwohnte, das Wort und ſagte: „Herr Diaconus, mit dieſer Eurer Erklärung werfet Ihr einen Stein der Anklage auf Euren würdigen Propſt. Wollet Ihr nicht damit erklären, daß der Herr Propſt die Treue gegen ſeine Kirche gebrochen habe?“

„Ich muß dies dem Gewiſſen meines Herrn Collegen anheimſtellen,“ antwortete Gerhardt. „In Sachen des Glaubens gilt außer dem Worte Gottes keine andere Autorität, als das eigene Herz und Gewiſſen.“

„Dieſe Sprache iſt uns allerdings nicht fremd,“ fuhr Stoſch mit ſchlecht verhehlter Bitterkeit fort. „Bereits ſeit vier Jahren habt Ihr, hochwohlehrwürdiger Herr Diaconus, in dieſem Zimmer bei den abgehaltenen Religionsgeſprächen Euch eben nicht als einen Freund des Friedens zwiſchen Reformirten und Lutheriſchen erwieſen.“

„Erlaubt mir, Herr Hofprediger,“ entgegnete Gerhardt — „Euch an das Wort des gnädigen Herrn Oberpräſidenten zu erinnern, der die Gnade hatte, mir ein anderes und beſſeres Zeugniß zu geben.“

„Ihr ſaget recht: die Gnade unſeres gnädigen Herrn Oberpräſidenten,“ fuhr Stoſch fort. „Das heißt, das gnädige Vertrauen zu Euch. Denn wenn Ihr auch in Eurem Amte und auf Eurer Kanzel Euch einer Mäßigung gegen unſere Kirche befliſſen habt, ſo kann doch das churfürſtliche Conſiſtorium mannigfaches Zeugniß davon ablegen, daß Ihr hier, in dieſem Zimmer, aus Eurer ſonſtigen Mäßigung etwas herausgegangen ſeid. Ich erlaube mir, Euch an jene Sitzung zu erinnern, wo allhier im churfürſtlichen Conſiſtorio Eurem vormaligen Collegen Reinhart der wohlverdiente Vorwurf gemacht wurde, daß er die Mitglieder des Miniſterii zu St. Nicolai zur Widerſetzlichkeit gegen die Befehle churfürſtlicher Durchlaucht verleite. Wiſſet Ihr noch, Herr Diaconus, was Ihr darauf entgegnetet?“

„Ja, Herr Hofprediger,“ antwortete Gerhardt ruhig. „Ich ſagte, dem ſei nicht ſo; ich erklärte der Wahrheit gemäß, daß es vielmehr, was meine Perſon

betrifft, umgekehrt ſich verhalte. Ich ſagte, daß ich ſelbſt meinen Herrn Collegen Reinhart, ſo oft er in augenblicklicher Schwachheit wankend werden wollte, zur Beharrlichkeit in ſeinem lutheriſchen Bekenntniſſe aufgefordert habe. Ein anderes Zeugniß konnte ich nicht ablegen. Ich war nicht allein an Jahren älter, ſondern auch länger im Amte, als der Herr Archidiaconus Reinhart, und es hätte mir deshalb ſehr leid thun müſſen, einem Jüngern zu folgen in Dem, was recht iſt vor Gott. Vielmehr hielt ich es für meine Pflicht, ihm vorauszugehen.“

„Fürwahr,“ ſagte der Hofprediger mit ſpöttiſchem Lächeln — „man muß Euren Muth bewundern, Herr Diaconus, mit welchem Ihr hier Eure Sache führt.“

„Das kann Euer Ernſt nicht ſein, hochwürdiger Herr,“ entgegnete Gerhardt ruhig. „Denn um die Wahrheit zu ſagen, bedarf es nur der Liebe zur Wahrheit.“

„Ihr ſagtet,“ fiel hier der Präſident ein: „was recht iſt vor Gott! — Wenn Ihr hier nun aufgefordert werdet, den Revers zu unterſchreiben, meinet Ihr ſomit, daß wir Euch zu Etwas auffordern, was nicht recht iſt vor Gott?“

„Hochwürdiger, gnädiger Herr,“ antwortete Paul Gerhardt — „Gott iſt mein Zeuge, daß in meinem Herzen Alles fern iſt, was nur im Geringſten einen Vorwurf oder eine Anklage gegen das churfürſtliche Conſiſtorium enthielte. Ich bin ein viel zu geringer Mann, als daß ich überhaupt einer Anklage mich unter-

Ihr Eure Collegen zur Widersetzlichkeit gegen unsern durchlauchtigsten Churfürsten verleitet habt. Ihr habt deutlich genug ausgesprochen, daß Ihr es für eine Sünde haltet, unserm gnädigsten Landesherrn zu gehorchen, Ihr habt" —"

„Erlaubt mir, hochwürdiger Herr Hofprediger," unterbrach diesen Gerhardt ernst und vest — „ich habe es nicht für eine Sünde erklärt, meinem gnädigsten Landesherrn gehorsam zu sein; ich habe nur gesagt, daß es mir mein Glaube verbietet, in diesem einen Stücke churfürstlicher Durchlaucht zu Willen zu sein, und das ist doch wohl etwas Anderes. Ihr wisset so gut, wie ich, daß Alles Sünde ist, was nicht aus dem Glauben kommt."

„Wir sind meines Erachtens nicht hier," erwiderte Stosch — „Bibelstellen zu erklären, und wenn ich anders churfürstlichem Consistorio einen Vorschlag machen darf, so würde ich dafür halten, daß die Zeit da sei, den weitern Befehl churfürstl. Durchlaucht in Ausführung zu bringen."

Der Präsident warf bei diesen Worten einen mißbilligenden Blick auf den Hofprediger. Mochte der Freiherr bei der unleugbaren Ehrenhaftigkeit seines Charakters der Glaubenstreue und dem Freimuthe des Diaconus Gerhardt Gerechtigkeit widerfahren lassen, oder mochte er deshalb Anstand nehmen, zu dem letzten Mittel zu greifen, weil er fürchtete, eine gewaltsame Maßregel gegen einen Mann, wie Gerhardt, der nicht allein die Seele des Ministerii, sondern der ganzen Gemeinde zu

St. Nicolai war, würde den beabsichtigten Frieden zwischen den beiden Confessionen nur noch weiter hinausschieben, oder mochte vielleicht gar die Erinnerung an den ärgerlichen Auftritt mit dem Propste Fromm und dem Pfarrer Müller ihm zu größerer Vorsicht in dieser Angelegenheit rathen — kurz, der Präsident schien entschlossen zu sein, noch einmal den Weg der Güte zu versuchen; er nahm daher das Wort und sagte: „Herr Diaconus, Ihr habt früher und auch heute manches Wort gesprochen, welches von Uebelwollenden leicht zu Eurem Nachtheil gedeutet werden könnte. Aber das sei ferne von uns! Ich gebe Euch recht gern das Zeugniß, daß Ihr es treu und ehrlich meint mit Eurer Kirche und mit unserem gnädigsten Landesherrn, ja ich bin dessen gewiß, daß Ihr ein aufrichtiger Freund des Kirchenfriedens seid und, so viel an Euch ist, Alles thun werdet, denselben herbeizuführen. Auch werdet Ihr, hoffe ich, churfürstlicher Durchlaucht das Recht unbestritten lassen, zur Herbeiführung dieses Friedens die Macht zu gebrauchen, die ihm von Gott gegeben ist; Ihr werdet ferner darüber nicht in Zweifel sein, daß churfürstl. Durchlaucht ohne alle Partheilichkeit, sondern vielmehr aus gleicher landesväterlicher Liebe zu allen Ihren Unterthanen dies große und nöthige Werk des Friedens ausrichten will; Ihr werdet, wenn Ihr anders in keiner Engherzigkeit befangen seid, auch nicht leugnen können, daß ein solcher Friede gar wohl möglich ist. Was aber nicht allein möglich, sondern zum Wohle des ganzen Landes nothwendig ist, das muß auch voll-

führt werden. Denket nur an Euren ehrwürdigen Herrn Collegen, den Propst Lilius; was dieser gethan hat, damit muß er doch wohl mit seinem Gewissen vor Gott bestehen zu können glauben. Warum nicht also auch Ihr? Darum meine ich, Ihr möget doch wohl nicht ganz frei von vorgefaßten Meinungen sein. Es ist uns bekannt, daß Ihr mit dem Wittenberger Professor Calov in ganz besonderer Freundschaft steht, daß Ihr in dieser Angelegenheit Euch seinen Rath erbeten habt. Wir wissen aber Alle, daß dieser Abraham Calov wohl ein tüchtiger Streiter für seine Kirche, aber auch ein hartnäckiger Widersacher unseres gnädigsten Landesherrn und seines Friedenswerkes überhaupt ist. Menschliche Meinungen sind der Veränderung unterworfen, und was uns heute recht und gut erscheint, kann morgen, wenn wir das Verständniß tiefer erfaßt haben, uns doch als ein Irrthum erscheinen. Wie nun, Herr Diaconus, wenn Ihr in gleichem Falle Euch befändet? Wenn Ihr vielleicht das ganze Friedenswerk mit vorgefaßten Meinungen betrachtetet, wenn Ihr in der Meinung, daß es entweder unmöglich oder unnöthig sei, so dagegen eingenommen wäret, daß Ihr es einer reiflichen und tiefen Prüfung gar nicht unterwerfet? Untrüglichkeit in Euren Meinungen wollet Ihr für Euch gewiß nicht in Anspruch nehmen und deshalb es auch für möglich halten, daß Ihr irret und demgemäß Euch in Eurer Ansicht ändern könnt. Darum, wenn für jetzt auch Euer Gewissen Euch nicht erlauben sollte, den Revers zu unterschreiben, so entscheidet wenigstens auf heute nicht

für Eure Folgezeit, sondern bedenket Euch. Ich setze Euch acht Tage Frist, binnen welcher Ihr Euch mit Eurem Gewissen berathen möget. Wenn Ihr dabei, wie ich verhoffe, aufrichtig zu Werke geht, wenn Ihr den traurigen Zustand der Kirche, wie er bis jetzt bestanden hat, Euch ganz zu Herzen nehmet, wenn Ihr dabei findet, daß es nicht also fernerhin bestehen kann, soll Friede in die Kirche und ins Land kommen, so werdet Ihr willig und gern die Hand mit dazu bieten. Ihr seid als Diener Christi dazu berufen, das Friedenswerk unter den Gliedern seiner Kirche mit zu befördern, und es müßte, wenn zu der Liebe, die Ihr in Eurer Gemeinde genießet, noch der Dank und das Vertrauen unserer Gemeinde und unsers durchlauchtigsten Churfürsten insbesondere dazukommen wird, doch Eure Freude und Euer Lohn kein geringer sein. Und so frage ich Euch denn, wollet Ihr die Bedenkzeit von acht Tagen, die ich Euch setze, annehmen?"

Gerhardt blickte still vor sich nieder. Die ungewöhnliche Milde und Freundlichkeit, mit welcher der Präsident zu ihm gesprochen hatte, ergriff sein Herz. „Ja, antwortete er endlich, ich will diese Frist annehmen und mich mit meinem Gott berathen."

„Nun," sprach der Präsident — „so lade ich Euch auf heute in acht Tagen wieder vor churfürstliches Consistorium und bin gewiß, daß Ihr die auf Euch gesetzte Hoffnung nicht täuschen werdet."

Bei diesen Worten machte der Präsident gegen die beiden Geistlichen eine leichte Verbeugung zum Zeichen

führt werden. Denket nur an Euren ehrwürdigen Herrn Collegen, den Propst Lilius; was dieser gethan hat, damit muß er doch wohl mit seinem Gewissen vor Gott bestehen zu können glauben. Warum nicht also auch Ihr? Darum meine ich, Ihr möget doch wohl nicht ganz frei von vorgefaßten Meinungen sein. Es ist uns bekannt, daß Ihr mit dem Wittenberger Professor Calov in ganz besonderer Freundschaft steht, daß Ihr in dieser Angelegenheit Euch seinen Rath erbeten habt. Wir wissen aber Alle, daß dieser Abraham Calov wohl ein tüchtiger Streiter für seine Kirche, aber auch ein hartnäckiger Widersacher unseres gnädigsten Landesherrn und seines Friedenswerkes überhaupt ist. Menschliche Meinungen sind der Veränderung unterworfen, und was uns heute recht und gut erscheint, kann morgen, wenn wir das Verständniß tiefer erfaßt haben, uns doch als ein Irrthum erscheinen. Wie nun, Herr Diaconus, wenn Ihr in gleichem Falle Euch befändet? Wenn Ihr vielleicht das ganze Friedenswerk mit vorgefaßten Meinungen betrachtetet, wenn Ihr in der Meinung, daß es entweder unmöglich oder unnöthig sei, so dagegen eingenommen wäret, daß Ihr es einer reiflichen und tiefen Prüfung gar nicht unterwerfet? Untrüglichkeit in Euren Meinungen wollet Ihr für Euch gewiß nicht in Anspruch nehmen und deshalb es auch für möglich halten, daß Ihr irret und demgemäß Euch in Eurer Ansicht ändern könnt. Darum, wenn für jetzt auch Euer Gewissen Euch nicht erlauben sollte, den Revers zu unterschreiben, so entscheidet wenigstens auf heute nicht

für Eure Folgezeit, sondern bedenket Euch. Ich setze Euch acht Tage Frist, binnen welcher Ihr Euch mit Eurem Gewissen berathen möget. Wenn Ihr dabei, wie ich verhoffe, aufrichtig zu Werke geht, wenn Ihr den traurigen Zustand der Kirche, wie er bis jetzt bestanden hat, Euch ganz zu Herzen nehmet, wenn Ihr dabei findet, daß es nicht also fernerhin bestehen kann, soll Friede in die Kirche und ins Land kommen, so werdet Ihr willig und gern die Hand mit dazu bieten. Ihr seid als Diener Christi dazu berufen, das Friedenswerk unter den Gliedern seiner Kirche mit zu befördern, und es müßte, wenn zu der Liebe, die Ihr in Eurer Gemeinde genießet, noch der Dank und das Vertrauen unserer Gemeinde und unsers durchlauchtigsten Churfürsten insbesondere dazukommen wird, doch Eure Freude und Euer Lohn kein geringer sein. Und so frage ich Euch denn, wollet Ihr die Bedenkzeit von acht Tagen, die ich Euch setze, annehmen?"

Gerhardt blickte still vor sich nieder. Die ungewöhnliche Milde und Freundlichkeit, mit welcher der Präsident zu ihm gesprochen hatte, ergriff sein Herz. „Ja, antwortete er endlich, ich will diese Frist annehmen und mich mit meinem Gott berathen."

„Nun," sprach der Präsident — „so lade ich Euch auf heute in acht Tagen wieder vor churfürstliches Consistorium und bin gewiß, daß Ihr die auf Euch gesetzte Hoffnung nicht täuschen werdet."

Bei diesen Worten machte der Präsident gegen die beiden Geistlichen eine leichte Verbeugung zum Zeichen

ihrer Entlassung. Der alte Propst Lilius erhob sich schnell; Gerhardt dagegen verblieb noch eine Weile auf seinem Stuhle. Mit gesenktem Haupte saß er da; ernste, schwere Gedanken mußten seine Seele bewegen. Seine Hände lagen gefaltet auf seinem Schooße. Plötzlich richtete er sein Haupt empor, stand auf und sprach: „Hochwürdige und gnädige Herren, ich habe ein Versprechen gethan, das ich nicht halten kann. Ich kann und darf die acht Tage Bedenkzeit nicht annehmen, ich weiß, daß ich mich in meinen Gedanken nicht ändern werde. Das Zeugniß, welches ich heute abgelegt habe, werde ich, so wahr mir Gott helfe, ablegen bis zu meinem Tode. Herr Oberpräsident, ich kann den Revers nun und nimmermehr unterschreiben. Möge churfürstliches Consistorium mit mir thun, wie ihm befohlen ist. Ich bin ein Knecht meines Herrn, ich stehe und falle meinem Herrn.“

Wie ein Gewitterschlag durchtönte dies Wort die ganze Versammlung; ein Gemisch von Ungeduld, Aerger, Zorn und Erstaunen malte sich auf den Mienen der Consistorialräthe. Der Hofprediger Stosch vor Allen sandte Zornesblitze auf den kühnen Diaconus, der sich solcher Rede erdreistet hatte; er erhob sich von seinem Sessel und wollte seinem Herzen durch eine Anklage- und Verdammungsrede Luft machen; aber der Präsident winkte ihm Stillschweigen zu und wandte sich gegen Paul Gerhardt und fragte: „Ist das Eure veste und und unveränderliche Meinung?“

„Ja,“ antwortete Gerhardt laut und kräftig. „Ich

habe mich an meinem Gott und Herrn versündigt. Ich habe gelogen, wenn ich versprach, mich eines Andern zu bedenken. Ich habe mich schon längst bedacht, und werde mich wohl nicht ändern.“

„Nun,“ fuhr der Präsident ernst und kalt fort — „so geschehe Euch denn, wie Ihr wollt.“ Auf einen Wink erhoben sich mit ihm die sämmtlichen Räthe des Consistoriums und der Präsident sprach: „Im Namen unsres durchlauchtigsten Churfürsten und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm, Markgrafen zu Brandenburg, unsers gnädigsten Herrn, kündige ich Euch hiermit an, daß Ihr Eures bisherigen Amtes, als Diaconus zu St. Nicolai von heut an entlassen seid, daß Euch verboten ist, das Evangelium zu predigen und die Sacramente zu reichen, und Ihr des weitern Befehles, Stadt und Land zu meiden, gewärtig zu sein habt.“

Still und ernst nahm Paul Gerhardt diesen Bescheid auf. Er verbeugte sich in aller Ehrfurcht vor Präsident und Räthen und schritt mit dem Propste Lilius aus dem Sitzungssaale hinaus.

Cap. 5.

Die Bürgerverſammlung.

> Seid nicht träge, was ihr thun ſollt. Seid brünſtig im Geiſte. Nehmet euch der Heiligen Nothdurft an. Habt einerlei Sinn unter einander. Iſt's möglich, ſo viel an Euch iſt, ſo habt mit allen Menſchen Friede.
>
> Röm. 12, v. 11. 13. 16. 18.

Wir verfügen uns zum zweiten Male in das Wirthshaus an der langen Brücke, wo am Abende deſſelben Tages, an welchem die Amtsentſetzung Paul Gerhardts vor dem Conſiſtorio ausgeſprochen worden war, ſich eine ungewöhnlich große Anzahl von Gäſten verſammelt hatte. So viel Raum auch das große Wirthszimmer bot, und ſo oft die Stammgäſte ſelbſt bei frühern zahlreichen Verſammlungen ihre Ehrenplätze behauptet hatten, für heute war dies ihnen unmöglich geweſen und der Wirth hatte nur vollauf damit zu thun, ſich gegen den Einen oder den Andern zu entſchuldigen. Aus dem bunten und lauten Durcheinanderreden der Gäſte war Niemand im Stande, den Inhalt des Geſpräches kennen zu lernen; nur ſo viel ſah Jeder, daß

ein ungewöhnliches Ereigniß alle Gemüther beschäftigte und Furcht und Unwillen in gleichem Maße die Stimmung beherrschten.

Endlich drang aus dem Wirrwarr des Getöses ein heller, scharfer, pfeifender Ton, der ein augenblickliches Stillschweigen zur Folge hatte, und nun ließ sich die Stimme Matthias, des Wirthes, laut und kräftig also vernehmen: „Meine hochgeehrtesten Mitbürger, Nachbarn, Freunde und respektive Gevattern! Verzeihet mir, daß ich mich eines Kunstgriffes bedient habe, um in dieser ehrenwerthen Versammlung zu Wort zu kommen. Es ist Euch gewiß bekannt, daß ich in der Tiefe meiner Seele ein guter Bürger und lutherischer Christ bin, und daß ich demzufolge es mit Euch innigst und tief beklage, was diesen Morgen unserem ehrwürdigen Herrn Diacono und Seelsorger, Herrn Paulo Gerhardto geschehen ist. Aber eben, weil ich auch ein guter Bürger zu sein mich befleißigen muß und weil ich namentlich als Wirth die besondere Aufgabe habe, über den Partheien zu stehen, und weil in unsern schweren Zeiten ein armer Familienvater, wenn er etwa um seiner oder Anderer Reden willen plötzlich außer Brot kommen sollte, gewiß gar sehr zu beklagen wäre, und weil ein Wirth, der mit hoher obrigkeitlicher und höchster churfürstlicher Bewilligung und Begnadigung gewissermaßen eine Person ist, welche mit hohem und höchsten Vertrauen beehrt dasteht, wiederum gewissermaßen Bürgschaft leistet, daß Alles, was in seiner Behausung gesprochen wird — — —"

Weiter aber brachte es der arme Mann nicht, um verstanden zu werden. Schon bei dei den Worten: guter Bürger und lutherischer Christ — hatten sich einige murmelnde Stimmen erhoben, die nicht wieder zum Schweigen zu bringen waren, so sehr der gedrängte Mann auch mit seinem Käppchen in der Hand Ruhe winkte. Vielmehr schwoll dieses Murmeln in reißend schnellem Fortschritte zu einem gewaltigen Brausen an, aus welchem bald da, bald dort einzelne überkräftige Töne wie Gewitterschläge hervorbrachen. Als der Wirth sein Bemühen, wieder zu Worte zu kommen, so gänzlich vereitelt sah, schaute er schmerzlichen Blickes um sich, als suche er einzelne gutmüthige und tiefer fühlende Seelen auf, um sie gewissermaßen zu Zeugen aufzurufen, daß er beim beßten Willen nicht habe weiter reden können.

Da erhob sich aber plötzlich eine tiefe, kräftige Stimme aus der Versammlung; und als an einzelnen Tischen noch das Gerede fortdauerte, rief es von mehrern Seiten zu gleicher Zeit her: „Still, seid still — Meister Jung will reden.“ Dieser unser alte Bekannte erhob sich von seinem Stuhle und sprach: „Lieben Mitbürger und Freunde! Herr Matthias, unser theure Wirth, der, wie wir heute und schon früher oft gehört haben, als ein guter Bürger und lutherischer Christ über den Partheien steht, hat allerdings recht, wenn er um der Rede Anderer willen nicht sein Brot verlieren will. Da es uns nun aber geht, wie den Aposteln, so unwürdig wir auch dazu sind, nämlich,

daß wir mit ihnen ſagen müſſen: Wir können es ja nicht laſſen, daß wir nicht reden ſollten, was wir geſehen und gehört haben — ſo halte ich es für das Beßte, wenn wir uns in ein anderes Wirthshaus begeben, etwa in den ſchwarzen Bär am Molkenmarkte. Was Herr Matthias, unſer theure Wirth dabei allerdings an ſeinem Beutel verlieren wird, das gewinnt er wieder am guten Bürger und lutheriſchen Chriſten.“

„Ja, ja, das wollen wir,“ riefen lachend und tobend die verſammelten Gäſte und erhoben ſich dabei von ihren Plätzen. Als dies der Wirth gewahrte, erbleichte er vor Schreck über den ihm drohenden Verluſt. In der Angſt ſeines Herzens ſtürzte er, da er im Getöſe nicht zu Worte kommen konnte, auf Meiſter Jung zu, ergriff ſeine Hand und ſagte: „Um Gotteswillen, lieber Nachbar und Freund, was wollt Ihr thun? Nein, nein, ſo war es nicht gemeint, — obgleich ich allerdings und gewiſſermaßen über den Partheien ſtehe, ſo weiß ich doch auch einen Unterſchied zu machen. Darum bitte ich Euch, lieber Meiſter, thut mir nicht den Schimpf an, daß Ihr mein Haus verlaſſet.“

Meiſter Jung, dem es auch nicht voller Ernſt geweſen zu ſein ſchien, eine allgemeine Auswanderung zu veranlaſſen, ſondern auf jeden Fall nur um durch dieſe Drohung dem fernern Hineinreden des Wirthes mit einem Male ein Ende zu machen, erhob ſich wieder von ſeinem Stuhle, und als dies die Gäſte gewahrten, ſchwiegen ſie augenblicklich ſtill. Meiſter Jung aber ſprach: „Unſer theure Wirth hat mir ſo eben die Ver-

ſicherung gegeben, daß er in ſeiner Rede, in welcher er allerdings und gewiſſermaßen grauſamlich unterbrochen worden iſt, noch hat hinzuſetzen wollen, wie er heute von ſeinem ſonſt ehrenwerthen Grundſatze eine außergewöhnliche Ausnahme machen und ſeinen werthen Gäſten vollkommene Redefreiheit geſtatten wolle. Weil nun Dem alſo iſt, ſo halte ich dafür, daß wir hier bleiben und das Werk, um deswillen wir uns hier verſammelt haben, ruhig und wie es treuen lutheriſchen Bürgern geziemt, vollführen wollen. Darum bitte ich Euch, liebe Mitbürger und Freunde, redet, was Ihr vorzubringen habt, nicht untereinander hinein, ſondern laſſet Jedem das Wort, der es einmal hat. Wollt Ihr das thun?"

„Ja, ja, Meiſter Jung," rief es laut und ſtürmiſch von allen Seiten her, und jeder Gaſt nahm ſeinen alten Platz wieder ein und die Mehrzahl belohnte die Nachgiebigkeit des Wirthes damit, daß ſie auf's Neue ihre Krüge füllen ließ. Nachdem nun die Ruhe völlig wieder hergeſtellt war und Alle erwartungsvoll auf Meiſter Jung hinſahen, nahm dieſer ſelbſt das Wort und ſagte: „Etwas muß von uns geſchehen, das unterliegt keinem Zweifel. Was wir gefürchtet haben, iſt endlich eingetroffen. Unſer geliebteſter Seelſorger, der Herr Diaconus Paul Gerhardt iſt dieſen Morgen ſeines Amtes entſetzt worden! Und warum? Hat er etwa einen unchriſtlichen Lebenswandel geführt? Nein, in der ganzen Gemeinde iſt Keiner, der ihn des geringſten Unrechtes anklagen könnte? Oder hat er ſeines Amtes

ſchlecht gewartet? Nein, er hat das Evangelium gepredigt als ein treuer Diener Chriſti und Haushalter über Gottes-Geheimniſſe, er hat die Sacramente verwaltet und ausgetheilt an alle Mühſelige und Beladene, er hat in die niedrigſten Hütten der Armuth den Troſt des Evangelii gebracht und iſt der wahre Herzens- und Seelenfreund der ganzen Gemeinde. Er hat in ſeinen Liedern uns und unſern Kindern und Kindeskindern einen Schatz chriſtlicher Frömmigkeit und Andacht geſchenkt, aus welchem durſtende Seelen trinken werden allezeit, ſo lange noch eine Seele nach dem Reiche Gottes trachtet und nach ſeiner Gerechtigkeit. Oder hat er durch gehäſſige und aufrühreriſche Reden Zwieſpalt gepredigt zwiſchen Obrigkeit und Unterthan, zwiſchen Fürſt und Land? Nein, wir Alle können es vor Gott und Menſchen bezeugen, daß nicht ein Scheltwort, nicht eine Anklage der Reformirten und ihrer Lehre aus ſeinem Munde gekommen iſt; wir wiſſen ſogar, daß Viele, Viele der reformirten Kirche unſerm Paul Gerhardt anhangen von ganzem Herzen und ſeine Predigten hören und ſeine Lieder ſingen. Warum alſo iſt er ſeines Amtes entſetzt worden? Weil er treu auf ſeinen evangeliſchen Glauben gehalten hat, weil er als ein wahrhaft guter, lutheriſcher Chriſt leben und ſterben will, weil er in ſeiner Gemeinde nicht als ein Miethling will erfunden werden, der da fliehet, wenn der Wolf kommt. Um deswillen iſt ihm ſeine Kirchengewalt genommen, um deswillen ſind wir verwaiſet, und die Kanzel iſt verwaiſet, und der Beichtſtuhl iſt verwaiſet,

und der Altar iſt verwaiſet; um deswillen ſind wir eine geſchlagene Heerde ohne Hirten. Wollen wir nun verwaiſet und geſchlagen und zerſtreut bleiben? Wollen wir ruhig bleiben, wenn uns der Hirte genommen iſt? Nein, ſo lange noch in uns ein dankbares Herz ſchlägt und Treue im Bekenntniſſe bis zum Tode für eine Chriſtenehre gilt, wollen wir zeigen, daß wir lutheriſche Chriſten ſind. Darum ſage ich, es muß Etwas geſchehen.“ —

Als Jung hier ſchwieg, verwandelte ſich die Todtenſtille, welche bisher geherrſcht hatte, in das wilde Brauſen eines empörten Meeres, wobei der arme Wirth wahrhafte Pein zu leiden ſchien. Er hielt ſich die Ohren zu; dann aber, als es ihm einfallen mochte, daß doch noch einige Sicherheit für ihn darin liege, wenn andere Leute, die etwa vorüber gingen, nichts hörten, eilte er an Thüre und Fenſter und prüfte ſorgfältig und genau, ob auch Alles wohl verſchloſſen ſei. Als dieſer wilde Lärm immer lauter wurde, erhob Meiſter Jung ſeine Hand und augenblicklich legten ſich die empörten Wellen. „Was thut Ihr?“ rief er aus. „Lieben Mitbürger, das iſt nicht die rechte Art, unſere Sache zu führen. Meidet allen böſen Schein, heißt es in der Schrift, laßt Euch, ſo groß und gerecht auch unſere Beſtürzung und unſer Schmerz iſt, zu keinem Worte und Werke verleiten, welches gegen Gehorſam und Geſetz der Obrigkeit iſt. Vergeſſet über Eurem Eifer als lutheriſche Chriſten nicht Eure Pflichten als chriſtliche Bürger. Tretet einzeln auf und bringt vor, was Ihr habt.“

Da trat Einer auf, ein wohlbeleibter, starknochiger Mann und sprach: „Was Ihr zu Ehren unsers Seelsorgers, des Herrn Paul Gerhardt, gesprochen habt, ist die Stimme der ganzen Gemeinde, und es wird vom reichen Kaufherrn bis herab zum ärmsten Bettler keine Seele geben, die Euch nicht zustimmte. Ehre, dem Ehre gebührt, aber darum setze ich auch hinzu, Schande, dem Schande gebührt. Zur selben Zeit, wo der Eine unserer Seelenhirten um seiner Treue willen seines Amtes entsetzt wurde, wurde der Andere um seiner Untreue willen in sein Amt wieder eingesetzt. Daß unser Propst vom Glauben abgefallen ist, ist nicht das Werk eines treuen Hirten. Was soll die Heerde thun, wenn der Hirte fliehet? Wir können diesen Abfall nicht ruhig mit ansehen. Schweigen wir darüber, so kann man mit Recht sagen, daß wir billigen, was geschehen ist. Ja wir würden es dulden müssen, wenn die Reformirten sagten, die ganze lutherische Gemeinde habe Schiffbruch am Glauben gelitten. Darum schlage ich vor, wir fassen eine Schrift ab, in welcher wir laut und öffentlich bezeugen, wie schmerzlich es uns getroffen hat, daß der erste unserer Geistlichen, daß der Herr Propst Lilius den Menschen mehr gehorchte, als Gott, und vom Glauben abgefallen ist.

Ein lautes, wildes Durcheinanderrufen schien, als der Sprecher hier schwieg, die Zustimmung zu diesem Vorschlage auszudrücken. Da gebot Meister Jung auf's Neue Stillschweigen; aber eben, als er reden wollte, ergriff ein Anderer, unser alte Bekannte Ebeling das

ihrer Entlassung. Der alte Propst Lilius erhob sich schnell; Gerhardt dagegen verblieb noch eine Weile auf seinem Stuhle. Mit gesenktem Haupte saß er da; ernste, schwere Gedanken mußten seine Seele bewegen. Seine Hände lagen gefaltet auf seinem Schooße. Plötzlich richtete er sein Haupt empor, stand auf und sprach: „Hochwürdige und gnädige Herren, ich habe ein Versprechen gethan, das ich nicht halten kann. Ich kann und darf die acht Tage Bedenkzeit nicht annehmen, ich weiß, daß ich mich in meinen Gedanken nicht ändern werde. Das Zeugniß, welches ich heute abgelegt habe, werde ich, so wahr mir Gott helfe, ablegen bis zu meinem Tode. Herr Oberpräsident, ich kann den Revers nun und nimmermehr unterschreiben. Möge churfürstliches Consistorium mit mir thun, wie ihm befohlen ist. Ich bin ein Knecht meines Herrn, ich stehe und falle meinem Herrn.“

Wie ein Gewitterschlag durchtönte dies Wort die ganze Versammlung; ein Gemisch von Ungeduld, Aerger, Zorn und Erstaunen malte sich auf den Mienen der Consistorialräthe. Der Hofprediger Stosch vor Allen sandte Zornesblitze auf den kühnen Diaconus, der sich solcher Rede erdreistet hatte; er erhob sich von seinem Sessel und wollte seinem Herzen durch eine Anklage- und Verdammungsrede Luft machen; aber der Präsident winkte ihm Stillschweigen zu und wandte sich gegen Paul Gerhardt und fragte: „Ist das Eure veste und und unveränderliche Meinung?“

„Ja,“ antwortete Gerhardt laut und kräftig. „Ich

habe mich an meinem Gott und Herrn versündigt. Ich habe gelogen, wenn ich versprach, mich eines Andern zu bedenken. Ich habe mich schon längst bedacht, und werde mich wohl nicht ändern.“

„Nun,“ fuhr der Präsident ernst und kalt fort — „so geschehe Euch denn, wie Ihr wollt.“ Auf einen Wink erhoben sich mit ihm die sämmtlichen Räthe des Consistoriums und der Präsident sprach: „Im Namen unsres durchlauchtigsten Churfürsten und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm, Markgrafen zu Brandenburg, unsers gnädigsten Herrn, kündige ich Euch hiermit an, daß Ihr Eures bisherigen Amtes, als Diaconus zu St. Nicolai von heut an entlassen seid, daß Euch verboten ist, das Evangelium zu predigen und die Sacramente zu reichen, und Ihr des weitern Befehles, Stadt und Land zu meiden, gewärtig zu sein habt.“

Still und ernst nahm Paul Gerhardt diesen Bescheid auf. Er verbeugte sich in aller Ehrfurcht vor Präsident und Räthen und schritt mit dem Propste Lilius aus dem Sitzungssaale hinaus.

Cap. 5.

Die Bürgerverſammlung.

> Seid nicht träge, was ihr thun ſollt. Seid brünſtig im Geiſte. Nehmet euch der Heiligen Nothdurft an. Habt einerlei Sinn unter einander. Iſt's möglich, ſo viel an Euch iſt, ſo habt mit allen Menſchen Friede.
>
> Röm. 12, v. 11. 13. 16. 18.

Wir verfügen uns zum zweiten Male in das Wirthshaus an der langen Brücke, wo am Abende deſſelben Tages, an welchem die Amtsentſetzung Paul Gerhardts vor dem Conſiſtorio ausgeſprochen worden war, ſich eine ungewöhnlich große Anzahl von Gäſten verſammelt hatte. So viel Raum auch das große Wirthszimmer bot, und ſo oft die Stammgäſte ſelbſt bei frühern zahlreichen Verſammlungen ihre Ehrenplätze behauptet hatten, für heute war dies ihnen unmöglich geweſen und der Wirth hatte nur vollauf damit zu thun, ſich gegen den Einen oder den Andern zu entſchuldigen. Aus dem bunten und lauten Durcheinanderreden der Gäſte war Niemand im Stande, den Inhalt des Geſpräches kennen zu lernen; nur ſo viel ſah Jeder, daß

ein ungewöhnliches Ereigniß alle Gemüther beschäftigte und Furcht und Unwillen in gleichem Maße die Stimmung beherrschten.

Endlich drang aus dem Wirrwarr des Getöses ein heller, scharfer, pfeifender Ton, der ein augenblickliches Stillschweigen zur Folge hatte, und nun ließ sich die Stimme Matthias, des Wirthes, laut und kräftig also vernehmen: „Meine hochgeehrtesten Mitbürger, Nachbarn, Freunde und respektive Gevattern! Verzeihet mir, daß ich mich eines Kunstgriffes bedient habe, um in dieser ehrenwerthen Versammlung zu Wort zu kommen. Es ist Euch gewiß bekannt, daß ich in der Tiefe meiner Seele ein guter Bürger und lutherischer Christ bin, und daß ich demzufolge es mit Euch innigst und tief beklage, was diesen Morgen unserem ehrwürdigen Herrn Diacono und Seelsorger, Herrn Paulo Gerhardto geschehen ist. Aber eben, weil ich auch ein guter Bürger zu sein mich befleißigen muß und weil ich namentlich als Wirth die besondere Aufgabe habe, über den Partheien zu stehen, und weil in unsern schweren Zeiten ein armer Familienvater, wenn er etwa um seiner oder Anderer Reden willen plötzlich außer Brot kommen sollte, gewiß gar sehr zu beklagen wäre, und weil ein Wirth, der mit hoher obrigkeitlicher und höchster churfürstlicher Bewilligung und Begnadigung gewissermaßen eine Person ist, welche mit hohem und höchsten Vertrauen beehrt dasteht, wiederum gewissermaßen Bürgschaft leistet, daß Alles, was in seiner Behausung gesprochen wird — — —“

Weiter aber brachte es der arme Mann nicht, um verstanden zu werden. Schon bei dei den Worten: guter Bürger und lutherischer Christ — hatten sich einige murmelnde Stimmen erhoben, die nicht wieder zum Schweigen zu bringen waren, so sehr der gedrängte Mann auch mit seinem Käppchen in der Hand Ruhe winkte. Vielmehr schwoll dieses Murmeln in reißend schnellem Fortschritte zu einem gewaltigen Brausen an, aus welchem bald da, bald dort einzelne überkräftige Töne wie Gewitterschläge hervorbrachen. Als der Wirth sein Bemühen, wieder zu Worte zu kommen, so gänzlich vereitelt sah, schaute er schmerzlichen Blickes um sich, als suche er einzelne gutmüthige und tiefer fühlende Seelen auf, um sie gewissermaßen zu Zeugen aufzurufen, daß er beim beßten Willen nicht habe weiter reden können.

Da erhob sich aber plötzlich eine tiefe, kräftige Stimme aus der Versammlung; und als an einzelnen Tischen noch das Gerede fortdauerte, rief es von mehrern Seiten zu gleicher Zeit her: „Still, seid still — Meister Jung will reden.“ Dieser unser alte Bekannte erhob sich von seinem Stuhle und sprach: „Lieben Mitbürger und Freunde! Herr Matthias, unser theure Wirth, der, wie wir heute und schon früher oft gehört haben, als ein guter Bürger und lutherischer Christ über den Partheien steht, hat allerdings recht, wenn er um der Rede Anderer willen nicht sein Brot verlieren will. Da es uns nun aber geht, wie den Aposteln, so unwürdig wir auch dazu sind, nämlich,

daß wir mit ihnen ſagen müſſen: Wir können es ja nicht laſſen, daß wir nicht reden ſollten, was wir geſehen und gehört haben — ſo halte ich es für das Beßte, wenn wir uns in ein anderes Wirthshaus begeben, etwa in den ſchwarzen Bär am Molkenmarkte. Was Herr Matthias, unſer theure Wirth dabei allerdings an ſeinem Beutel verlieren wird, das gewinnt er wieder am guten Bürger und lutheriſchen Chriſten.“

„Ja, ja, das wollen wir,“ riefen lachend und tobend die verſammelten Gäſte und erhoben ſich dabei von ihren Plätzen. Als dies der Wirth gewahrte, erbleichte er vor Schreck über den ihm drohenden Verluſt. In der Angſt ſeines Herzens ſtürzte er, da er im Getöſe nicht zu Worte kommen konnte, auf Meiſter Jung zu, ergriff ſeine Hand und ſagte: „Um Gotteswillen, lieber Nachbar und Freund, was wollt Ihr thun? Nein, nein, ſo war es nicht gemeint, — obgleich ich allerdings und gewiſſermaßen über den Partheien ſtehe, ſo weiß ich doch auch einen Unterſchied zu machen. Darum bitte ich Euch, lieber Meiſter, thut mir nicht den Schimpf an, daß Ihr mein Haus verlaſſet.“

Meiſter Jung, dem es auch nicht voller Ernſt geweſen zu ſein ſchien, eine allgemeine Auswanderung zu veranlaſſen, ſondern auf jeden Fall nur um durch dieſe Drohung dem fernern Hineinreden des Wirthes mit einem Male ein Ende zu machen, erhob ſich wieder von ſeinem Stuhle, und als dies die Gäſte gewahrten, ſchwiegen ſie augenblicklich ſtill. Meiſter Jung aber ſprach: „Unſer theure Wirth hat mir ſo eben die Ver-

ſicherung gegeben, daß er in ſeiner Rede, in welcher er allerdings und gewiſſermaßen grauſamlich unterbrochen worden iſt, noch hat hinzuſetzen wollen, wie er heute von ſeinem ſonſt ehrenwerthen Grundſatze eine außergewöhnliche Ausnahme machen und ſeinen werthen Gäſten vollkommene Redefreiheit geſtatten wolle. Weil nun Dem alſo iſt, ſo halte ich dafür, daß wir hier bleiben und das Werk, um deswillen wir uns hier verſammelt haben, ruhig und wie es treuen lutheriſchen Bürgern geziemt, vollführen wollen. Darum bitte ich Euch, liebe Mitbürger und Freunde, redet, was Ihr vorzubringen habt, nicht untereinander hinein, ſondern laſſet Jedem das Wort, der es einmal hat. Wollt Ihr das thun?“

„Ja, ja, Meiſter Jung,“ rief es laut und ſtürmiſch von allen Seiten her, und jeder Gaſt nahm ſeinen alten Platz wieder ein und die Mehrzahl belohnte die Nachgiebigkeit des Wirthes damit, daß ſie auf's Neue ihre Krüge füllen ließ. Nachdem nun die Ruhe völlig wieder hergeſtellt war und Alle erwartungsvoll auf Meiſter Jung hinſahen, nahm dieſer ſelbſt das Wort und ſagte: „Etwas muß von uns geſchehen, das unterliegt keinem Zweifel. Was wir gefürchtet haben, iſt endlich eingetroffen. Unſer geliebteſter Seelſorger, der Herr Diaconus Paul Gerhardt iſt dieſen Morgen ſeines Amtes entſetzt worden! Und warum? Hat er etwa einen unchriſtlichen Lebenswandel geführt? Nein, in der ganzen Gemeinde iſt Keiner, der ihn des geringſten Unrechtes anklagen könnte? Oder hat er ſeines Amtes

ſchlecht gewartet? Nein, er hat das Evangelium gepredigt als ein treuer Diener Chriſti und Haushalter über Gottes-Geheimniſſe, er hat die Sacramente verwaltet und ausgetheilt an alle Mühſelige und Beladene, er hat in die niedrigſten Hütten der Armuth den Troſt des Evangelii gebracht und iſt der wahre Herzens- und Seelenfreund der ganzen Gemeinde. Er hat in ſeinen Liedern uns und unſern Kindern und Kindeskindern einen Schatz chriſtlicher Frömmigkeit und Andacht geſchenkt, aus welchem durſtende Seelen trinken werden allezeit, ſo lange noch eine Seele nach dem Reiche Gottes trachtet und nach ſeiner Gerechtigkeit. Oder hat er durch gehäſſige und aufrühreriſche Reden Zwieſpalt gepredigt zwiſchen Obrigkeit und Unterthan, zwiſchen Fürſt und Land? Nein, wir Alle können es vor Gott und Menſchen bezeugen, daß nicht ein Scheltwort, nicht eine Anklage der Reformirten und ihrer Lehre aus ſeinem Munde gekommen iſt; wir wiſſen ſogar, daß Viele, Viele der reformirten Kirche unſerm Paul Gerhardt anhangen von ganzem Herzen und ſeine Predigten hören und ſeine Lieder ſingen. Warum alſo iſt er ſeines Amtes entſetzt worden? Weil er treu auf ſeinen evangeliſchen Glauben gehalten hat, weil er als ein wahrhaft guter, lutheriſcher Chriſt leben und ſterben will, weil er in ſeiner Gemeinde nicht als ein Miethling will erfunden werden, der da fliehet, wenn der Wolf kommt. Um deswillen iſt ihm ſeine Kirchengewalt genommen, um deswillen ſind wir verwaiſet, und die Kanzel iſt verwaiſet, und der Beichtſtuhl iſt verwaiſet,

und der Altar ist verwaiset; um deswillen sind wir eine geschlagene Heerde ohne Hirten. Wollen wir nun verwaiset und geschlagen und zerstreut bleiben? Wollen wir ruhig bleiben, wenn uns der Hirte genommen ist? Nein, so lange noch in uns ein dankbares Herz schlägt und Treue im Bekenntnisse bis zum Tode für eine Christenehre gilt, wollen wir zeigen, daß wir lutherische Christen sind. Darum sage ich, es muß Etwas geschehen.“ —

Als Jung hier schwieg, verwandelte sich die Todtenstille, welche bisher geherrscht hatte, in das wilde Brausen eines empörten Meeres, wobei der arme Wirth wahrhafte Pein zu leiden schien. Er hielt sich die Ohren zu; dann aber, als es ihm einfallen mochte, daß doch noch einige Sicherheit für ihn darin liege, wenn andere Leute, die etwa vorüber gingen, nichts hörten, eilte er an Thüre und Fenster und prüfte sorgfältig und genau, ob auch Alles wohl verschlossen sei. Als dieser wilde Lärm immer lauter wurde, erhob Meister Jung seine Hand und augenblicklich legten sich die empörten Wellen. „Was thut Ihr?“ rief er aus. „Lieben Mitbürger, das ist nicht die rechte Art, unsere Sache zu führen. Meidet allen bösen Schein, heißt es in der Schrift, laßt Euch, so groß und gerecht auch unsere Bestürzung und unser Schmerz ist, zu keinem Worte und Werke verleiten, welches gegen Gehorsam und Gesetz der Obrigkeit ist. Vergesset über Eurem Eifer als lutherische Christen nicht Eure Pflichten als christliche Bürger. Tretet einzeln auf und bringt vor, was Ihr habt.“

Da trat Einer auf, ein wohlbeleibter, starknochiger Mann und sprach: „Was Ihr zu Ehren unsers Seelsorgers, des Herrn Paul Gerhardt, gesprochen habt, ist die Stimme der ganzen Gemeinde, und es wird vom reichen Kaufherrn bis herab zum ärmsten Bettler keine Seele geben, die Euch nicht zustimmte. Ehre, dem Ehre gebührt, aber darum setze ich auch hinzu, Schande, dem Schande gebührt. Zur selben Zeit, wo der Eine unserer Seelenhirten um seiner Treue willen seines Amtes entsetzt wurde, wurde der Andere um seiner Untreue willen in sein Amt wieder eingesetzt. Daß unser Propst vom Glauben abgefallen ist, ist nicht das Werk eines treuen Hirten. Was soll die Heerde thun, wenn der Hirte fliehet? Wir können diesen Abfall nicht ruhig mit ansehen. Schweigen wir darüber, so kann man mit Recht sagen, daß wir billigen, was geschehen ist. Ja wir würden es dulden müssen, wenn die Reformirten sagten, die ganze lutherische Gemeinde habe Schiffbruch am Glauben gelitten. Darum schlage ich vor, wir fassen eine Schrift ab, in welcher wir laut und öffentlich bezeugen, wie schmerzlich es uns getroffen hat, daß der erste unserer Geistlichen, daß der Herr Propst Lilius den Menschen mehr gehorchte, als Gott, und vom Glauben abgefallen ist.

Ein lautes, wildes Durcheinanderrufen schien, als der Sprecher hier schwieg, die Zustimmung zu diesem Vorschlage auszudrücken. Da gebot Meister Jung auf's Neue Stillschweigen; aber eben, als er reden wollte, ergriff ein Anderer, unser alte Bekannte Ebeling das

Wort und sagte: „Lieber Meister Starke, Ihr seid als ein treuer lutherischer Christ uns Allen bekannt, und wenn es Euch schmerzlich betroffen hat, daß der Propst Lilius nach langem Kampfe und Streite sich zur Ausstellung des Reverses entschlossen hat, so beklagen wir mit Euch, daß es so weit hat kommen müssen. Aber, mein lieber Freund, Ihr geht in Eurer Anklage und Eurem Vorschlage doch wohl ein wenig zu weit. Bedenkt doch, unser Herr Propst Lilius hat keineswegs ohne alles Bedenken den Revers unterschrieben; er hatte ebenfalls wegen seiner Weigerung die Remotion von seinem Amte erduldet, genau wie jetzt Herr Paul Gerhardt. Wenn er aber jetzt dennoch sich zur Ausstellung des Reverses verstanden hat, so bedenkt dabei, daß der Revers selbst, dessen Inhalt mir bekannt geworden ist, sich von der vorgeschriebenen Form gar sehr unterscheidet, und eigentlich die Hauptsache fast gar nicht darin vorhanden ist. Derohalben hat auch churfürstl. Durchlaucht aus ganz besonderer Gnade Nachsicht geübt. Dann bedenket, unser ehrwürdiger Herr Propst ist ein müder, siebzigjähriger Greis, dessen friedfertiges Gemüth zu nichts weniger paßt, als zu Kampf und Streit. Solltet Ihr es nicht verzeihlich finden, wenn ein alter Mann, der seiner Schwachheit wegen stündlich auf seines Leibes Erlösung warten kann, durch Ausstellung eines Reverses für seine letzten Lebenstage noch Ruhe und Frieden gewinnen will? Nach Dem, was ich höre, fürchte ich sehr, daß der alte, lebensmüde Greis schon von Seiten seiner eigenen Amtsbrüder manche Kränkung

wird erdulden müssen. Wie unglücklich müßte nun der arme Mann erst werden, wenn in der Gemeinde selbst Niemand wäre, der sich seiner annähme! Darum meine ich, Ihr nehmet Euren Vorschlag zurück, lieber Meister Starke.“

„Ja, das ist auch meine Ansicht,“ setzte Meister Jung hinzu — „und ich danke Euch, lieber Herr Musikdirector, daß Ihr so ganz aus meiner Seele gesprochen habt. Denn wenn ich auch nicht leugnen kann, daß es mir innigst weh thut, wie der Herr Propst endlich doch noch nachgegeben hat und er wegen seines Leibes Nahrung und Nothdurft nicht hätte in Sorgen kommen sollen, so sind wir doch nicht zum Richter über ihn gesetzt und müssen wir uns an das Wort der Schrift halten: Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn. Er mag aber wohl aufgerichtet werden, denn Gott kann ihn wohl aufrichten.“

Ein allgemeines Beifallsmurmeln folgte dieser Rede — ein Beweis, wie leicht die Menge bald für Dies, bald für Jenes gewonnen werden kann. Nur Meister Starke selbst, Obermeister der Schlächter-Innung, konnte einen gewissen Verdruß über den Abfall der Bürgerschaft von ihm nicht ganz verbergen. Er setzte sich nieder, that den letzten Zug aus seinem Kruge und ließ ihn aufs Neue füllen zur großen Freude des Wirthes, der, so sehr er sich der Niederlage seines ehrenwerthen Gastes freute, doch gefürchtet hatte, der Besiegte werde das Feld völlig räumen.

zwar wir von einer Zeit zur andern verhoffet, es würde solcher wieder geheilet und Alles in stille Ruhe gesetzet werden, uns auch ein Blick desselben dadurch widerfahren, daß der Herr Propst M. Lilius sein voriges Amt wieder zu üben überkommen, so ist uns und unserer Kirche doch wieder ein neuer Schmerz darin zugestoßen, daß wir erfahren müssen, daß Herr Paul Gerhardt, unser geliebter Prediger und Seelsorger, uns auch will entzogen, und er wegen versagter Unterschreibung des churfürstlichen Edictes seines Amtes entlassen worden.

Aber es ist ja Einem Edlen Rathe und den ganzen beiden Städten Berlin und Cöln mehr als bekannt, daß dieser Mann nimmermehr wider Sr. churfürstl. Durchlaucht Glauben oder Dero Genossen geredet, geschweige geschmähet hätte, sondern er hat Alle und Jede zum wahren Christenthum durch Lehre und Leben bis Dato geführet und keine Seele mit Worten oder Werken angegriffen.

Was wird dann aus uns oder unserer Stadt endlich werden, wenn wir die Frommen nicht behalten und Die, so mit ihrem Gebete bisher noch vor dem Zorn Gottes gestanden, nicht mehr bei uns haben sollten? Sollte nach der Schrift kein Land oder Stadt dadurch errettet werden, obgleich Noah, Daniel und Hiob darin vorhanden wären, wie viel unerträglicher wird es uns dann ergehen, wenn wir auch dieselben nicht behalten, sondern fromme und gottselige Männer von uns stoßen wollen?

Dannenhero ersuchen Einen Edlen Rath wir hiermit ganz dringlich und gehorsam, Sie wollen sich doch unser, unserer Kirchen und deren Prediger getreulich annehmen, für dieselben, sonderlich aber für gedachten Herrn Gerhardt treufleißig sollicitiren und es bei Seiner churfürstl. Durchlaucht unterthänigst dahin vermitteln helfen, daß dieser fromme, ehrliche und in vielen Landen berühmte Mann uns möge gelassen und ihm wegen seines darüber gemachten Gewissens die Subscription gnädigst erlassen werde.

Wir getrösten uns gewieriger Resolution und verbleiben

Unseren großgünstigen und hochgeehrten
Herren
Gehorsame
Sämmtliche Verordnete der Bürgerschaft
zu Berlin."

„Ja, so ist's recht, das ist gut," rief es von allen Seiten, als Meister Jung das Vorlesen der Schrift beendigt hatte. „Das wollen wir Alle unterschreiben, das ist uns ganz aus der Seele geredet."

„Es wird hinreichen," sagte Jung, „wenn der Obermeister eines jeden Gewerkes unterschreibet, falls Ihr nämlich, lieben Mitbürger und Freunde, dazu Vollmacht habt."

„Ja, die haben wir," riefen die Einen, und die Andern setzten hinzu: „Die geben wir, und Gott lasse unsere Bitte gesegnet sein." —

lich vor aller Welt müssen wir beweisen, daß wir an dem Marke unserer Seele angegriffen sind, daß man uns mehr als das tägliche Brot, nämlich die Speise unserer Seele genommen hat. Ich meines Theils erkläre, daß ich nicht mehr zur Kirche gehe, wenn Herr Gerhardt nicht wieder in sein Amt eingesetzt wird. Was nützt auch das Kirchengehen unter solchen Umständen? Trete ich ins Gotteshaus und sehe den Ort, von wo Herr Gerhardt uns das Wort Gottes predigte, und den Altar, von wo er uns segnete und die heiligen Sacramente reichte, so muß ich daran denken, daß ihm Kanzel und Altar verboten sind, als wäre er ein Verräther an unserer heiligen Religion. Wie kann ich Belehrung und Erbauung aus dem Gotteshause mitnehmen, wenn Schmerz und Zorn meine Seele füllen? Soll nun eine Gemeinde ruhig zusehen, wenn Ihr der beßte und liebste Prediger genommen wird? Nein, wenn dem Prediger der Eintritt ins Gotteshaus verwehrt ist, so kann die Gemeinde auch nicht mehr hineingehen. Darum müssen wir es laut und öffentlich bezeugen, daß wir an dem Mark unserer Seele angegriffen sind; die Kirche zu St. Nicolai soll so lange verlassen und verwaiset stehen, bis Herr Gerhardt wieder das Wort Gottes darin verkündigen darf. Und so wollen wir uns Hand und Wort darauf geben, daß unsere Weiber und Kinder, unsere Gesellen und Lehrlinge, gleich wie wir, die St. Nicolaikirche nicht wieder betreten, bis der Hirte seiner Gemeinde wieder zurückgegeben ist.“

„Das ist recht — ja das wollen wir thun,“ rief

es von allen Seiten bunt und wild durcheinander. Meister Jung aber erhob sich von seinem Stuhle, winkte mit der Hand und sprach: „Lieber Meister Schumann, ich ehre Euern Eifer, weil ich weiß, daß Ihr jederzeit ein aufrichtiger lutherischer Christ gewesen seid. Aber, nehmt mir's nicht übel, Ihr erinnert mich an das Wort, das Paulus über die Juden in Rom ausspricht: sie eifern um Gott, aber mit Unverstand! Nein, lieber Meister, ein solcher Eifer würde zum Schlimmen führen und nicht zum Bessern. Das wäre ja eine förmliche Verschwörung gegen Gottes Wort und gegen die übrigen Diener der Kirche! Denn wenn ich Euch auch zugebe, daß es dem Herrn Paul Gerhardt Keiner im Predigen gleich thut, daß Niemand, so wie er, das Herz mit dem Worte Gottes zu treffen versteht, so sind doch die übrigen Geistlichen auch treue Diener und gewissenhafte Prediger. Ja, wenn es uns selbst etwas schwer fallen sollte, aus dem Munde des Herrn Propstes ein Zeugniß unsers lutherischen Glaubens anzuhören, so frage ich Euch, was habt Ihr gegen die übrigen Herren Diaconen auszusetzen? Ist Herr Martin Lubath nicht auch ein treuer Diener des Herrn? Versteht Herr Samuel Lorentz nicht auch, das Wort Gottes fein tüchtig auszulegen? Und hat namentlich dieser Lorentz sich nicht kräftig und treulich genug auf der Kanzel ausgesprochen, als ein Mann, der in Sachen Gottes keine Person auf Erden ansieht? Hat nicht Herr Jacob Hellwig so oft schon unsere Herzen für das Reich Gottes erwärmet? Ja, was noch mehr gilt, haben nicht diese Herren Diaconi eben-

falls sich bisher standhaft geweigert, den Revers zu unterschreiben? Wäre es dann nicht Undankbarkeit von unserer Seite, wollten wir das ehrenwerthe Zeugniß dieser Männer so gering achten? Und wer würde dann dabei am Meisten gestraft? Doch wohl, wir selbst! Denn wer von uns könnte dann mit einem Male sein Bedürfniß religiösen Trostes und Unterrichts so völlig verleugnen, daß er nichts mehr nach dem Gotteshause fragte! Sollten künftighin die Glocken zu St. Nicolai vergeblich zum Gottesdienste rufen? Müßten nicht unsere Feinde und Widersacher glauben, es wäre uns eine solche Störung eben recht und willkommen? Nein, lieber Meister Schumann, Ihr habt einen Vorschlag gethan, den Ihr selbst zu halten nicht vermöget. Denn wenn sie zu St. Nicolai zur Kirche läuten, so bleibet Ihr gewiß nicht auf Eurem Schemel sitzen, sondern werfet Pfriemen und Knieriemen bei Seite und zieht Eure Sonntagskleider an und gehet hin ins Gotteshaus. Denn wie ich Euch kenne, ist Euch Euer Kirchensitz nicht so wohlfeil.“

Dieser Beweis war allerdings zu wohl berechnet, als daß er seine Wirkung verfehlen konnte. Und so sehr die Menge vorher dem ehrlichen Schuhmachermeister Beifall gezollt hatte, so fiel sie doch jetzt dem letzten Sprecher wieder zu und rief eben so, wie vorher: „Ja, das ist wahr, das ist recht.“ — Selbst Meister Schumann schien seinen Vorschlag zu bereuen; er schlug beschämt die Augen nieder und sagte zuletzt: „Ihr habt recht, Meister Jung, das würde nicht zum Guten, sondern zum Uebeln führen und wir würden selbst am

Meiſten beſtraft werden. Der letzte Betrug würde dann ärger ſein, als der erſte. Aber Etwas müſſen wir doch thun! Stillſchweigen können wir doch nicht, ein lautes Zeugniß müſſen wir ablegen.“

„Ja, das ſoll auch geſchehen,“ rief ein Anderer. „Ich halte dafür, daß wir nicht blos ein lautes Zeugniß unſers lutheriſchen Glaubens ablegen, ſondern auch Etwas thun müſſen, daß Herr Gerhardt wieder in ſein Amt eingeſetzt werde. Unſer durchlauchtigſte Churfürſt iſt ein gnädiger, leutſeliger Herr. Ich glaube, wenn wir ihm die Sache recht vorſtellen, und ihm unſere Herzens- und Seelennoth recht aus einander ſetzen, ſo wird er unſere Bitte nicht verſchmähen, und uns gewiß unſern theuern Lehrer und Seelſorger wieder geben. Darum meine ich, wir ſetzen eine Bittſchrift auf an unſern gnädigſten Churfürſten und überreichen ſie ihm in aller Unterthänigkeit. Ich bin zwar ſonſt eben kein großer Held und muthiger Mann, aber in ſolcher ernſten und heiligen Sache würde ich mich erdreiſten, vor churfürſtlicher Durchlaucht zu erſcheinen.“

„Das würde Euch ſchwer fallen, Meiſter Kuntze,“ entgegnete ein anderer Bürger, ein alter Mann in grauen Haaren, der neben Meiſter Jung ſaß — „Ihr habt zwar recht, daß unſer große Churfürſt ein gar leutſeliger Herr iſt, aber wir Bürgersleute erlangen ſelten oder nie Zutritt zu dem Landesherrn. Und wenn es uns auch zuletzt möglich würde, ſo müßten wir doch vorher uns der Gunſt eines Andern verſichern, ohne welchen churfürſtliche Durchlaucht in dieſer Kirchenſache nun einmal

nichts zu thun scheint. Ich meine den Herrn Oberpräsidenten, dem nun doch einmal die Leitung der ganzen Angelegenheit vom Churfürsten übertragen ist. Ist dieser nicht für uns, so wird uns alles unser Bitten wenig helfen.“

„Nun gut, Meister Oerttel,“ sprach eine Stimme— „so fassen wir eine Bittschrift an den Herrn Oberpräsidenten ab. Dieser Herr ist nicht so streng und ungnädig, als er sonst wohl geschildert wird. Habe ich doch erst gestern noch, als ich der Frau Oberpräsidentin ein Dutzend Teller von dem beßten Zinne, das je aus meinem Werkofen geflossen ist, in die Küche ablieferte, die ganz besondere Ehre gehabt, mit dem gnädigen Herrn zu reden. Wenn wir diesem nun unsere Sache recht ans Herz legen, so haben wir gewonnen, und ich erbiete mich, das Wort bei ihm zu führen.“

„Ich würde Euch dazu meine Beistimmung geben, Meister Häßler,“ sagte der Vorige. „Ihr seid ja überhaupt ein Mann, der viel gereiset ist und vor großen Herren sich besser zu benehmen weiß, als wir. Jedenfalls aber werden wir nur durch den Herrn Oberpräsidenten an unsern durchlauchtigsten Churfürsten gelangen können.“

„Verzeiht mir, mein lieber Mitmeister,“ sprach hier Meister Jung, — „daß ich Euch in diesem Vorschlage nicht ganz beistimmen kann. Daß wir eine Bittschrift abfassen, darüber bin ich auch mit mir einig; aber diese muß nur an dem rechten Orte übergeben werden. Die hohen, gnädigen Herren haben es nicht immer gern,

wenn sich Bürgersleute unmittelbar an sie wenden. Wir sind Bürger und haben unsere Obrigkeit und Gott sei Dank, eine solche Obrigkeit, welche bisher mit der Kirche und dem Worte Gottes überhaupt es ehrlich und treu gemeint hat. An diese unsere christliche Obrigkeit sind wir gewiesen; wir können vertrauensvoll unsere Sache ihr empfehlen und gewiß sein, daß sie Alles zu unserm Besten thun wird. Darum geht mein Vorschlag dahin, wir fassen eine Bittschrift ab, etwa des Inhalts: daß wir zwar über die Wiedereinsetzung unsers Herrn Propstes Lilius sehr erfreut sind, daß aber uns eine neue Wunde geschlagen worden ist, die weher thut, als die erste, nämlich daß uns unser theurer Herr Gerhardt, die Säule und Stütze unsers lutherischen Glaubens, soll genommen werden. Wir bezeugen darin, daß dieser Herr Gerhardt unsers Wissens in Worten und Werken sich allezeit so gehalten, daß auch nicht die geringste Klage hat laut werden können, und bitten unsere Obrigkeit, daß sie sich des Herrn Gerhardt bei churfürstlicher Durchlaucht annehmen möge. So handeln wir als getreue, friedliebende Bürger. Ist Euch das genehm?"

Ein allgemeiner Beifall war die Antwort auf diese Frage, und an den Mienen aller Anwesenden konnte man sehen, daß Meister Jung mit seinem Vorschlage Alle für sich gewonnen hatte. Selbst Herr Matthias, der Wirth, lächelte zufrieden und rieb sich vor Freude die Hände; ja er konnte sich's nicht versagen, dem Meister Jung seinen besondern Dank für solchen Vorschlag zu bringen. „Meiner Treu," sprach er zu ihm, „Ihr

Lieder eine wahre Zierde des Gesangbuchs seien? Ich bin zwar ein sehr unverständiges Mädchen, und habe von dem Laufe der Welt keine Kenntniß, aber soviel meine ich doch, daß es nicht möglich ist, Herrn Gerhardt zu hassen, wenn man seine Lieder liebt. Warum wollt Ihr also, liebe Frau Pathe, allen Trost von Euch weisen? Warum wollt Ihr nur Trauriges und Trübes in Eurer Zukunft sehen, und nicht auch Fröhliches?"

„Da verkennst Du mich, Dorothea," antwortete Frau Maria Gerhardt ernst. „Wenn ich Deinen Tröstungen keinen Glauben beimessen kann, so geschieht es nur in Bezug auf unsern durchlauchtigsten Churfürsten, der nun einmal, was Du mir auch dagegen sagen magst, meinem armen Paul nicht gnädig gesinnt ist. Er ist dem Churfürsten als ein hartnäckiger Feind und Widersacher seines sogenannten Friedenswerkes geschildert worden; es ist mir wohl bekannt, daß gerade mein Gerhardt die Strenge des Gesetzes am Meisten erfahren soll, weil er nach des Herrn Reinharts Vertreibung und des Herrn Propstes Unterwürfigkeit unter churfürstliche Befehle für das Haupt der lutherischen Kirche in Berlin gehalten wird. So groß darüber meine Freude ist, die Gattin eines Mannes zu sein, der um seiner Glaubenstreue willen von seiner Gemeinde eben so geliebt, als von den Feinden gefürchtet und gehasset wird, so groß und gerecht ist darüber auch mein Zweifel an einen guten Ausgang der traurigen Spaltung. Auch thust Du mir Unrecht, Dorothea, wenn Du mich alles Trostes baar und ledig glaubst. Nein, mein Kind, ich habe meines Gottes

„Ja, Meister Jung soll die Schrift aufsetzen," rief es stürmisch von allen Seiten. „Niemand anders, als Meister Jung." —

„Nun, ich will es versuchen," sagte dieser offen und freundlich und ohne allen Schein von befriedigter Erwartung. Er forderte vom Wirthe Papier, Feder und Tinte. Während nun Jung die Bittschrift niederschrieb, herrschte eine tiefe Stille in der großen Gesellschaft; man wagte sich nur gegenseitig ins Ohr zu flüstern. Das war allerdings zunächst eine Folge des Ansehens und der Achtung, in welcher Meister Jung unter den Bürgern stand, aber dann auch ein Beweis von der aufrichtigen Liebe zu dem Diaconus Gerhardt und von der gewaltigen Erschütterung und Bestürzung, welche die Nachricht von Gerhardts Amtsentsetzung hervorgebracht hatte. Als Meister Jung mit Aufsetzung der Schrift fertig war, erhob er sich und sprach: „Ich werde nun euch lesen, was ich geschrieben habe. Ist euch Dies oder Jenes nicht recht, so sagt es laut und frei. Und nun höret:

> Wohlehrenveste, Großachtbare und Wohlweise, insonders großgünstige und hochgeehrte Herrn Bürgermeister und Rathmannen.

Denenselben sind unsere willigen und gehorsamen Dienste jederzeit zuvor und wird Ihnen sowohl als uns sattsam bekannt sein, was bisher in unserer lutherischen Kirche für ein Riß geschehen. Ob nun

zwar wir von einer Zeit zur andern verhoffet, es würde solcher wieder geheilet und Alles in stille Ruhe gesetzet werden, uns auch ein Blick desselben dadurch widerfahren, daß der Herr Propst M. Lilius sein voriges Amt wieder zu üben überkommen, so ist uns und unserer Kirche doch wieder ein neuer Schmerz darin zugestoßen, daß wir erfahren müssen, daß Herr Paul Gerhardt, unser geliebter Prediger und Seelsorger, uns auch will entzogen, und er wegen versagter Unterschreibung des churfürstlichen Edictes seines Amtes entlassen worden.

Aber es ist ja Einem Edlen Rathe und den ganzen beiden Städten Berlin und Cöln mehr als bekannt, daß dieser Mann nimmermehr wider Sr. churfürstl. Durchlaucht Glauben oder Dero Genossen geredet, geschweige geschmähet hätte, sondern er hat Alle und Jede zum wahren Christenthum durch Lehre und Leben bis Dato geführet und keine Seele mit Worten oder Werken angegriffen.

Was wird dann aus uns oder unserer Stadt endlich werden, wenn wir die Frommen nicht behalten und Die, so mit ihrem Gebete bisher noch vor dem Zorn Gottes gestanden, nicht mehr bei uns haben sollten? Sollte nach der Schrift kein Land oder Stadt dadurch errettet werden, obgleich Noah, Daniel und Hiob darin vorhanden wären, wie viel unerträglicher wird es uns dann ergehen, wenn wir auch dieselben nicht behalten, sondern fromme und gottselige Männer von uns stoßen wollen?

Dannenhero ersuchen Einen Edlen Rath wir hiermit ganz dringlich und gehorsam, Sie wollen sich doch unser, unserer Kirchen und deren Prediger getreulich annehmen, für dieselben, sonderlich aber für gedachten Herrn Gerhardt treufleißig solliciti ren und es bei Seiner churfürstl. Durchlaucht unterthänigst dahin vermitteln helfen, daß dieser fromme, ehrliche und in vielen Landen berühmte Mann uns möge gelassen und ihm wegen seines darüber gemachten Gewissens die Subscription gnädigst erlassen werde.

Wir getrösten uns gewieriger Resolution und verbleiben

Unseren großgünstigen und hochgeehrten
Herren

Gehorsame
Sämmtliche Verordnete der Bürgerschaft
zu Berlin.“

„Ja, so ist's recht, das ist gut,“ rief es von allen Seiten, als Meister Jung das Vorlesen der Schrift beendigt hatte. „Das wollen wir Alle unterschreiben, das ist uns ganz aus der Seele geredet.“

„Es wird hinreichen,“ sagte Jung, „wenn der Obermeister eines jeden Gewerkes unterschreibet, falls Ihr nämlich, lieben Mitbürger und Freunde, dazu Vollmacht habt.“

„Ja, die haben wir,“ riefen die Einen, und die Andern setzten hinzu: „Die geben wir, und Gott lasse unsere Bitte gesegnet sein.“ —

Und so ward denn diese Vorstellung der Bürgerschaft und der Gewerke zu Berlin an den Magistrat unterzeichnet. Das Original, welches heute noch in dem königlichen Ministerial-Archiv zu Berlin sich befindet, hat folgende Unterschriften:

Im Namen der gesammten Tuchmacher und Gewandtschneider unterschreibet

Lorentz Oerttel und Andreas Jung
beide Handwerksmeister.

In Vollmacht des ganzen Gewerkes der Schuhmacher in Berlin unterschreibe

ich Gabriel Schumann.

In Vollmacht des ganzen Gewerkes der Bäcker in Berlin unterschreibe ich

Joachim Liebrecht.

In Vollmacht des ganzen Gewerkes der Schlächter in Berlin unterschreibe

ich Wolf Starke.

In Vollmacht des ganzen Handwerks der Kürschner

Christian Kuntze.

In Vollmacht des ganzen Handwerks der Schneider unterschreibe ich

Jonas Seyffard.

In Vollmacht eines ganzen ehrbaren Handwerks der Zinngießer unterschreibe ich Solches

Jonas Christoph Häßler,
Zinngießer.

Als die Unterschrift vollzogen war, verließen die Bürger friedlich und ruhig, und nachdem Meister Jung die Abgabe an den Rath übernommen hatte, das Wirthshaus an der langen Brücke. Wir aber werden sehen, welchen Erfolg diese Bittschrift hatte.

Cap. 6.

Der Hausgottesdienst.

> Ich will verkündigen deinen Namen meinen Brüdern und mitten in der Gemeine dir lobsingen!
>
> Hebr. 2, v. 12.

Unsere Geschichte führt uns in die Amtswohnung des Diaconus Gerhardt, der durch seine so schnell über ihn ausgesprochene Amtsentsetzung die allgemeine Aufmerksamkeit der Residenz, ja der ganzen Churmark auf sich gezogen hatte. In dem Familienzimmer finden wir die Mutter mit ihrem Sohne, dem noch nicht vierjährigen Paul Friedrich, welcher durch seine kindliche Fröhlichkeit nicht im Stande war, den ernsten, trauernden Blick der Mutter aufzuheitern.

„Warum bist du aber so traurig, liebe Mutter?“ fragte der Knabe. „Bin ich denn vielleicht ungehorsam gewesen?“

„Nein, mein guter Fritz,“ antwortete sie — „ich bin nur traurig, weil wir bald unser Haus werden verlassen müssen.“

„Und wo gehen wir hin?“ fragte der Kleine fröhlich weiter.

„Das weiß der liebe Gott,“ entgegnete die Mutter ernſt. „Vielleicht ins Elend.“

„Und iſt es dort hübſch?“ fuhr Fritz in ſeinen fröhlichen Fragen fort.

„Du gutes, liebes, unſchuldiges Kind,“ rief die Mutter aus und küßte den Sohn unter Thränen. „Das Elend iſt ein großes, ödes, wüſtes Haus, wo nur arme und unglückliche Leute wohnen, wohin ſelbſt der Bettler uns nicht nachfolgen wird, weil nichts für ihn zu finden iſt.“

„Aber der liebe Gott wohnt doch auch darin, nicht wahr, liebe Mutter?“ fragte der Knabe.

„Ja, ja,“ antwortete ſie und über ihr bleiches Angeſicht fiel ein Strahl göttlicher Freude. „Das iſt der armen Leute einziger Troſt, daß der liebe, gute und gnädige Gott auch in ihrem Elende bei ihnen iſt. Er iſt oft der einzige Freund, der ihnen bleibt, und darauf wollen auch wir hoffen und unſern himmliſchen Vater bitten, daß er uns nicht verlaſſe und verſäume.“

„Das wird er auch gewiß nicht, liebe Frau Pathe,“ ſetzte die eintretende Jungfer Dorothea hinzu. „Ich bringe Euch dazu ſchon eine gute Botſchaft.“

„Die können wir brauchen, liebe Dorothea,“ ſprach die Hausfrau. „Willſt Du das Täublein mit dem Oelzweige ſein in unſerer Bedrängniß?“

„Entfernt alle Traurigkeit aus Eurer Seele,“ ſagte Dorothea. „Denn eben ſo ſehr, als die churfürſtliche

nichts zu thun scheint. Ich meine den Herrn Oberpräsidenten, dem nun doch einmal die Leitung der ganzen Angelegenheit vom Churfürsten übertragen ist. Ist dieser nicht für uns, so wird uns alles unser Bitten wenig helfen.“

„Nun gut, Meister Oerttel,“ sprach eine Stimme — „so fassen wir eine Bittschrift an den Herrn Oberpräsidenten ab. Dieser Herr ist nicht so streng und ungnädig, als er sonst wohl geschildert wird. Habe ich doch erst gestern noch, als ich der Frau Oberpräsidentin ein Dutzend Teller von dem beßten Zinne, das je aus meinem Werkofen geflossen ist, in die Küche ablieferte, die ganz besondere Ehre gehabt, mit dem gnädigen Herrn zu reden. Wenn wir diesem nun unsere Sache recht ans Herz legen, so haben wir gewonnen, und ich erbiete mich, das Wort bei ihm zu führen.“

„Ich würde Euch dazu meine Beistimmung geben, Meister Häßler,“ sagte der Vorige. „Ihr seid ja überhaupt ein Mann, der viel gereiset ist und vor großen Herren sich besser zu benehmen weiß, als wir. Jedenfalls aber werden wir nur durch den Herrn Oberpräsidenten an unsern durchlauchtigsten Churfürsten gelangen können.“

„Verzeiht mir, mein lieber Mitmeister,“ sprach hier Meister Jung, — „daß ich Euch in diesem Vorschlage nicht ganz beistimmen kann. Daß wir eine Bittschrift abfassen, darüber bin ich auch mit mir einig; aber diese muß nur an dem rechten Orte übergeben werden. Die hohen, gnädigen Herren haben es nicht immer gern,

wenn ſich Bürgersleute unmittelbar an ſie wenden. Wir ſind Bürger und haben unſere Obrigkeit und Gott ſei Dank, eine ſolche Obrigkeit, welche bisher mit der Kirche und dem Worte Gottes überhaupt es ehrlich und treu gemeint hat. An dieſe unſere chriſtliche Obrigkeit ſind wir gewieſen; wir können vertrauensvoll unſere Sache ihr empfehlen und gewiß ſein, daß ſie Alles zu unſerm Beßten thun wird. Darum geht mein Vorſchlag dahin, wir faſſen eine Bittſchrift ab, etwa des Inhalts: daß wir zwar über die Wiedereinſetzung unſers Herrn Propſtes Lilius ſehr erfreut ſind, daß aber uns eine neue Wunde geſchlagen worden iſt, die weher thut, als die erſte, nämlich daß uns unſer theurer Herr Gerhardt, die Säule und Stütze unſers lutheriſchen Glaubens, ſoll genommen werden. Wir bezeugen darin, daß dieſer Herr Gerhardt unſers Wiſſens in Worten und Werken ſich allezeit ſo gehalten, daß auch nicht die geringſte Klage hat laut werden können, und bitten unſere Obrigkeit, daß ſie ſich des Herrn Gerhardt bei churfürſtlicher Durchlaucht annehmen möge. So handeln wir als getreue, friedliebende Bürger. Iſt Euch das genehm?"

Ein allgemeiner Beifall war die Antwort auf dieſe Frage, und an den Mienen aller Anweſenden konnte man ſehen, daß Meiſter Jung mit ſeinem Vorſchlage Alle für ſich gewonnen hatte. Selbſt Herr Matthias, der Wirth, lächelte zufrieden und rieb ſich vor Freude die Hände; ja er konnte ſich's nicht verſagen, dem Meiſter Jung ſeinen beſondern Dank für ſolchen Vorſchlag zu bringen. „Meiner Treu," ſprach er zu ihm, „Ihr

seid doch immer der rechte Mann, lieber Meister Jung, und man hört es Euch an jedem Worte an, daß Ihr halb und halb studirt habt. Ja so ists recht, fein ordentlich und friedlich, wie es uns Bürgern geziemt. Ja, meiner Treu, — Ihr habt heute allerdings und gewissermaßen Euch selber übertroffen; denn ob ich gleich von meinen Grundsätzen, über den Partheien zu stehen, nicht lassen kann, so muß ich Euch doch gestehen, daß ich Euch vollkommen beistimme.“

„Laßt es nur gut sein,“ antwortete ihm Meister Jung — „wir kennen uns Beide ja seit langer Zeit. Füllet mir lieber noch einmal meinen Krug.“ —

Dadürch hatte Jung nun vollends des Herrn Matthias Herz gewonnen und er beeilte sich, dem Verlangen zu genügen. Jung aber fuhr fort: „Was du thun willst, das thue bald, heißt es in der Schrift. Darum dächte ich, lieben Mitbürger und Freunde, wir setzten gleich hier die Bittschrift auf und gingen nicht eher aus einander, als bis wir dieselbe unterschrieben haben. Zur Abfassung der Schrift wird aber Niemand besser taugen, als Herr Musikdirector Ebeling.“

„Ich?“ fragte Ebeling bestürzt. „Wo denkt Ihr hin, lieber Meister Jung? Musiker sind selten gute Briefsteller! Ja, wenn es gälte, unser Anliegen auf Noten zu setzen, da wollte ich eine tüchtige Symphonie zusammenstellen mit viel Unisono in den Hauptsätzen, und einigen Fugengängen im Eingange; aber auf Buchstaben verstehe ich mich nicht zum Besten, lieber Meister Jung. Niemand ist der rechte Mann, als Ihr selber.“

„Ja, Meister Jung soll die Schrift aufsetzen," rief es stürmisch von allen Seiten. „Niemand anders, als Meister Jung." —

„Nun, ich will es versuchen," sagte dieser offen und freundlich und ohne allen Schein von befriedigter Erwartung. Er forderte vom Wirthe Papier, Feder und Tinte. Während nun Jung die Bittschrift niederschrieb, herrschte eine tiefe Stille in der großen Gesellschaft; man wagte sich nur gegenseitig ins Ohr zu flüstern. Das war allerdings zunächst eine Folge des Ansehens und der Achtung, in welcher Meister Jung unter den Bürgern stand, aber dann auch ein Beweis von der aufrichtigen Liebe zu dem Diaconus Gerhardt und von der gewaltigen Erschütterung und Bestürzung, welche die Nachricht von Gerhardts Amtsentsetzung hervorgebracht hatte. Als Meister Jung mit Aufsetzung der Schrift fertig war, erhob er sich und sprach: „Ich werde nun euch lesen, was ich geschrieben habe. Ist euch Dies oder Jenes nicht recht, so sagt es laut und frei. Und nun höret:

Wohlehrenveste, Großachtbare und Wohlweise, insonders großgünstige und hochgeehrte Herrn Bürgermeister und Rathmannen.

Denenselben sind unsere willigen und gehorsamen Dienste jederzeit zuvor und wird Ihnen sowohl als uns sattsam bekannt sein, was bisher in unserer lutherischen Kirche für ein Riß geschehen. Ob nun

zwar wir von einer Zeit zur andern verhoffet, es würde solcher wieder geheilet und Alles in stille Ruhe gesetzet werden, uns auch ein Blick desselben dadurch widerfahren, daß der Herr Propst M. Lilius sein voriges Amt wieder zu üben überkommen, so ist uns und unserer Kirche doch wieder ein neuer Schmerz darin zugestoßen, daß wir erfahren müssen, daß Herr Paul Gerhardt, unser geliebter Prediger und Seelsorger, uns auch will entzogen, und er wegen versagter Unterschreibung des churfürstlichen Edictes seines Amtes entlassen worden.

Aber es ist ja Einem Edlen Rathe und den ganzen beiden Städten Berlin und Cöln mehr als bekannt, daß dieser Mann nimmermehr wider Sr. churfürstl. Durchlaucht Glauben oder Dero Genossen geredet, geschweige geschmähet hätte, sondern er hat Alle und Jede zum wahren Christenthum durch Lehre und Leben bis Dato geführet und keine Seele mit Worten oder Werken angegriffen.

Was wird dann aus uns oder unserer Stadt endlich werden, wenn wir die Frommen nicht behalten und Die, so mit ihrem Gebete bisher noch vor dem Zorn Gottes gestanden, nicht mehr bei uns haben sollten? Sollte nach der Schrift kein Land oder Stadt dadurch errettet werden, obgleich Noah, Daniel und Hiob darin vorhanden wären, wie viel unerträglicher wird es uns dann ergehen, wenn wir auch dieselben nicht behalten, sondern fromme und gottselige Männer von uns stoßen wollen?

Dannenhero ersuchen Einen Edlen Rath wir hiermit ganz dringlich und gehorsam, Sie wollen sich doch unser, unserer Kirchen und deren Prediger getreulich annehmen, für dieselben, sonderlich aber für gedachten Herrn Gerhardt treufleißig sollicitiren und es bei Seiner churfürstl. Durchlaucht unterthänigst dahin vermitteln helfen, daß dieser fromme, ehrliche und in vielen Landen berühmte Mann uns möge gelassen und ihm wegen seines darüber gemachten Gewissens die Subscription gnädigst erlassen werde.

Wir getrösten uns gewieriger Resolution und verbleiben

Unseren großgünstigen und hochgeehrten
Herren

Gehorsame
Sämmtliche Verordnete der Bürgerschaft
zu Berlin."

„Ja, so ist's recht, das ist gut," rief es von allen Seiten, als Meister Jung das Vorlesen der Schrift beendigt hatte. „Das wollen wir Alle unterschreiben, das ist uns ganz aus der Seele geredet."

„Es wird hinreichen," sagte Jung, „wenn der Obermeister eines jeden Gewerkes unterschreibet, falls Ihr nämlich, lieben Mitbürger und Freunde, dazu Vollmacht habt."

„Ja, die haben wir," riefen die Einen, und die Andern setzten hinzu: „Die geben wir, und Gott lasse unsere Bitte gesegnet sein." —

Und so ward denn diese Vorstellung der Bürgerschaft und der Gewerke zu Berlin an den Magistrat unterzeichnet. Das Original, welches heute noch in dem königlichen Ministerial-Archiv zu Berlin sich befindet, hat folgende Unterschriften:

Im Namen der gesammten Tuchmacher und Gewandtschneider unterschreibet
Lorentz Oerttel und Andreas Jung
beide Handwerksmeister.

In Vollmacht des ganzen Gewerkes der Schuhmacher in Berlin unterschreibe
ich Gabriel Schumann.

In Vollmacht des ganzen Gewerkes der Bäcker in Berlin unterschreibe ich
Joachim Liebrecht.

In Vollmacht des ganzen Gewerkes der Schlächter in Berlin unterschreibe
ich Wolf Starke.

In Vollmacht des ganzen Handwerks der Kürschner
Christian Kuntze.

In Vollmacht des ganzen Handwerks der Schneider unterschreibe ich
Jonas Seyffard.

In Vollmacht eines ganzen ehrbaren Handwerks der Zinngießer unterschreibe ich Solches
Jonas Christoph Häßler,
Zinngießer.

Als die Unterschrift vollzogen war, verließen die Bürger friedlich und ruhig, und nachdem Meister Jung die Abgabe an den Rath übernommen hatte, das Wirthshaus an der langen Brücke. Wir aber werden sehen, welchen Erfolg diese Bittschrift hatte.

Cap. 6.

Der Hausgottesdienst.

> Ich will verkündigen deinen Namen meinen Brüdern und mitten in der Gemeine dir lobsingen!
>
> Hebr. 2, v. 12.

Unsere Geschichte führt uns in die Amtswohnung des Diaconus Gerhardt, der durch seine so schnell über ihn ausgesprochene Amtsentsetzung die allgemeine Aufmerksamkeit der Residenz, ja der ganzen Churmark auf sich gezogen hatte. In dem Familienzimmer finden wir die Mutter mit ihrem Sohne, dem noch nicht vierjährigen Paul Friedrich, welcher durch seine kindliche Fröhlichkeit nicht im Stande war, den ernsten, trauernden Blick der Mutter aufzuheitern.

„Warum bist du aber so traurig, liebe Mutter?“ fragte der Knabe. „Bin ich denn vielleicht ungehorsam gewesen?“

„Nein, mein guter Fritz,“ antwortete sie — „ich bin nur traurig, weil wir bald unser Haus werden verlassen müssen.“

„Und wo gehen wir hin?“ fragte der Kleine fröhlich weiter.

„Das weiß der liebe Gott,“ entgegnete die Mutter ernſt. „Vielleicht ins Elend.“

„Und iſt es dort hübſch?“ fuhr Fritz in ſeinen fröhlichen Fragen fort.

„Du gutes, liebes, unſchuldiges Kind,“ rief die Mutter aus und küßte den Sohn unter Thränen. „Das Elend iſt ein großes, ödes, wüſtes Haus, wo nur arme und unglückliche Leute wohnen, wohin ſelbſt der Bettler uns nicht nachfolgen wird, weil nichts für ihn zu finden iſt.“

„Aber der liebe Gott wohnt doch auch darin, nicht wahr, liebe Mutter?“ fragte der Knabe.

„Ja, ja,“ antwortete ſie und über ihr bleiches Angeſicht fiel ein Strahl göttlicher Freude. „Das iſt der armen Leute einziger Troſt, daß der liebe, gute und gnädige Gott auch in ihrem Elende bei ihnen iſt. Er iſt oft der einzige Freund, der ihnen bleibt, und darauf wollen auch wir hoffen und unſern himmliſchen Vater bitten, daß er uns nicht verlaſſe und verſäume.“

„Das wird er auch gewiß nicht, liebe Frau Pathe,“ ſetzte die eintretende Jungfer Dorothea hinzu. „Ich bringe Euch dazu ſchon eine gute Botſchaft.“

„Die können wir brauchen, liebe Dorothea,“ ſprach die Hausfrau. „Willſt Du das Täublein mit dem Oelzweige ſein in unſerer Bedrängniß?“

„Entfernt alle Traurigkeit aus Eurer Seele,“ ſagte Dorothea. „Denn eben ſo ſehr, als die churfürſtliche

Ungnade Euren Gatten niederdrücken möchte, eben so hoch erhebt ihn die Liebe seiner Gemeinde wieder. Ihr könnt mir glauben, es ist Niemand in unserer Stadt, der nicht sein Haus öffnen würde, Euch darin aufzunehmen, wenn es, was Gott verhüten wird, so weit käme, daß Ihr dies Haus verlassen müßtet. Die gesammte Bürgerschaft ist in einem Bittschreiben an den Rath unserer Stadt eingekommen, daß er sich zu Gunsten Eures Gemahls bei dem Churfürsten verwenden möge. Und das ist geschehen. Der Herr Bürgermeister Tieffenbach hat meinem Vater gesagt, daß das Bittschreiben bereits abgegeben ist, und daß der wohllöbliche Rath auf das Beweglichste die Sache dem Churfürsten vorgestellt hat.“

„Und Du glaubst, daß dies uns helfen wird?“ fragte Frau Gerhardt mit schmerzlichem, zweifelhaftem Lächeln.

„Ganz gewiß,“ versicherte die Jungfrau. „Bedenkt doch nur, es wäre ja die unchristlichste Härte gegen Euren Herrn Gemahl, und die größte Grausamkeit gegen die arme, verlassene Gemeinde, wenn solche Bitten zurückgewiesen würden. Was hat denn Herr Gerhardt gethan? Er hat sich geweigert, den Revers zu unterschreiben, jedoch nicht aus Ungehorsam gegen Menschen, sondern aus Gehorsam gegen Gott, der durch sein Gewissen zu ihm redet. Ist es denn Herrn Gerhardts Schuld, wenn Menschen- und Gottesgebot in dieser Sache sich nicht vereinigen lassen? In dem Reverse sollen, wie mir der Vater erklärt hat, die lutherischen

Geistlichen versprechen, die Reformirten weder zu schelten noch zu schmähen; ist das nun nicht eine Kränkung für Herrn Gerhardt, schriftlich zu versprechen, das für die Zukunft zu unterlassen, was er bisher ohne Unterschrift in keinem Worte verschuldet hat? Gibt ihm nicht die ganze Gemeinde das Zeugniß, daß er in seinen Predigten des reformirten Glaubens niemals Erwähnung gethan? Weiß ich dies nicht am Beßten, da ich wohl keine einzige Predigt verabsäumt habe, die Herr Gerhardt zu St. Nicolai gehalten hat? Ist nicht sein ganzes Leben ein ununterbrochenes Zeugniß, daß er in Frieden und Liebe lebt mit Jedermann? Wo ist ein Wort, ein Werk, das bei ihm nicht aus dem wahren Christenthum gekommen wäre? Ist auch nur Einer in der Gemeinde, der auch nur je das kleinste Aergerniß an ihm hätte nehmen können? Darum sage ich, es ist unmöglich, daß der Churfürst in seiner Strenge gegen Euren Gemahl beharrt."

„Du gutes Kind," sagte die Hausfrau. „Dein Trost kommt aus gutem, christlichem Herzen. Aber in diesem unglückseligen Kirchenstreit gilt die menschliche Macht mehr, als die Macht des Wortes Gottes. Dazu kommt, daß unser Churfürst meinem armen Paul ganz besonders abgeneigt ist —"

„Glaubt das nicht," fiel Dorothea schnell ein. „Als vor acht Jahren der Churfürst das märkische Gesangbuch herausgeben ließ, hat er da nicht fast alle geistlichen Lieder Herrn Gerhardts darin aufnehmen lassen? Ja, hat er nicht geäußert, daß Herrn Gerhardts

Lieder eine wahre Zierde des Gesangbuchs seien? Ich bin zwar ein sehr unverständiges Mädchen, und habe von dem Laufe der Welt keine Kenntniß, aber soviel meine ich doch, daß es nicht möglich ist, Herrn Gerhardt zu hassen, wenn man seine Lieder liebt. Warum wollt Ihr also, liebe Frau Pathe, allen Trost von Euch weisen? Warum wollt Ihr nur Trauriges und Trübes in Eurer Zukunft sehen, und nicht auch Fröhliches?"

„Da verkennst Du mich, Dorothea," antwortete Frau Maria Gerhardt ernst. „Wenn ich Deinen Tröstungen keinen Glauben beimessen kann, so geschieht es nur in Bezug auf unsern durchlauchtigsten Churfürsten, der nun einmal, was Du mir auch dagegen sagen magst, meinem armen Paul nicht gnädig gesinnt ist. Er ist dem Churfürsten als ein hartnäckiger Feind und Widersacher seines sogenannten Friedenswerkes geschildert worden; es ist mir wohl bekannt, daß gerade mein Gerhardt die Strenge des Gesetzes am Meisten erfahren soll, weil er nach des Herrn Reinharts Vertreibung und des Herrn Propstes Unterwürfigkeit unter churfürstliche Befehle für das Haupt der lutherischen Kirche in Berlin gehalten wird. So groß darüber meine Freude ist, die Gattin eines Mannes zu sein, der um seiner Glaubenstreue willen von seiner Gemeinde eben so geliebt, als von den Feinden gefürchtet und gehasset wird, so groß und gerecht ist darüber auch mein Zweifel an einen guten Ausgang der traurigen Spaltung. Auch thust Du mir Unrecht, Dorothea, wenn Du mich alles Trostes baar und ledig glaubst. Nein, mein Kind, ich habe meines Gottes

Barmherzigkeit und Treue in zu großen und schweren Prüfungen meines Lebens erfahren, als daß ich jemals wankend werden sollte in meinem Vertrauen auf Ihn, dessen Hand nie zu kurz ist, mir zu helfen, und dessen Gnade ohne Grenzen ist. Als mein Gatte aus dem Consistorio zurückkam und er mir seine Amtsentsetzung mittheilte, wollte ich für den Augenblick, weil der Schlag doch schneller kam, als ich gefürchtet hatte, muthlos werden, aber Gerhardt legte seine Hand auf meine Stirn und sprach:

Auf Gottes Liebe mußt du stehn
Und dich nicht lassen fällen
Wenn auch der Himmel ein wollt' gehn,
Und alle Welt zerschellen.
Gott hat uns Gnade zugesagt;
Sein Wort ist wahr, wer sich drauf wagt,
Dem kann es nimmer fehlen.

Da schämte ich mich meines Kleinmuthes. Es war ja nur eine irdische Sorge, und die sind nimmer dem Herrn angenehm, wenn sie der Glaube nicht überwinden, nicht tragen kann. Was habe ich auch noch viel auf dieser Erde zu schaffen! Ich weiß es, in meinem Gebein naget der Wurm des Todes und ich werde vielleicht bald erlöset sein.“

„Ach redet nicht also,“ bat die Jungfrau. „Habt Ihr nicht vorhin selbst gesagt, Gottes Hand sei nie zu kurz, um zu helfen? Warum sollte also bei Euch Gottes Hilfe nicht möglich sein?“

„Nicht möglich?“ wiederholte Frau Gerhardt fra-

gend. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich! Aber es hieße auch, seines Gottes vergessen, unzweifelhafte Merkmale unserer leiblichen Auflösung, die doch nach Gottes Ordnung über uns kommen, nicht achten wollen. Doch ich sehe, Dorothea, daß Dich dies traurig macht und so laß uns nicht mehr davon reden. Auch höre ich, daß Jemand in der Hausflur schreitet, und irre ich mich nicht, so ist das Herr Ebeling, ein alter Junggeselle, vor dem Du Dich in Acht nehmen magst, Dorothea. Denn so viel ich gemerkt habe, hat er Dich von Grund des Herzens eben so lieb, als er sich Mühe gibt, dies Niemanden, am Wenigsten Dich merken zu lassen."

Dorothea erröthete über und über und nahm, um ihre Verlegenheit zu verbergen, den kleinen Fritz auf ihren Schoos. Unterdeß ging die Thüre auf und Herr Ebeling trat ein. Er verbeugte sich in aller Zierlichkeit gegen die Frauen, zog dann aus seiner breiten Tasche zwei schmale, lange Büchlein und sagte: „Es ist ein ganz besonderes Glück für mich, unter allen Frauen dieser Erde gerade diese Zwei, welchen ich das erste Dutzend der von meiner allerwenigsten Person mit wohl disponirten Melodieen versehenen geistreichen Lieder unseres hochgeehrten und werthen Herrn Paulus Gerhardt eigenhändig zu überreichen gesonnen bin, hier zusammen anzutreffen, und zwar Euch, Frau Gerhardt, weil Ihr an diesen Liedern nächst dem Dichter, Eurem Herrn Gemahl, das meiste Recht habt, und Euch, Jungfer Dorothea, weil Ihr diese Lieder am Schönsten und Erquicklichsten singet."

„Ich danke Euch," sagte Frau Gerhardt, indem sie das für sie bestimmte Heftlein in Empfang nahm; „Ob es sich gleich zur Zeit, wo das Herz äußerer Trübsal wegen krank ist, weniger gut singen läßt, als vielmehr still und lautlos seufzen und beten, so weiß ich doch, welchen Schatz ich in diesen Liedern habe und werde mich daran ergötzen."

Als Frau Gerhardt hier schwieg und Dorothea sich genöthigt sah, doch irgend ein Wort des Dankes zu sprechen, sagte sie: „Ihr thut mir der Ehre zu viel an, Herr Ebeling. Habt Ihr doch seit Jahren die allergrößte Mühe mit mir, und bleibe ich dennoch Eure ungelehrige Schülerin."

„Ihr seid allzu bescheiden, liebe Jungfer," entgegnete der Musikdirector. „Denn so wie der Höchste im Himmel den werthen und liebreichen Frauen unter andern nicht geringen Eigenschaften auch eine sonderbare, angenehme und holdselige Stimme beigelegt hat, um deretwillen sie nicht allein von dem Manne auch außer dem Augenscheine erkannt und geliebt werden, sondern womit sie auch des Schöpfers menschenliebende Gnade singen und preisen sollen, so könnt doch namentlich Ihr, liebreiche Jungfer, die Ihr mit Eurer Stimme das männliche Geschlecht gleichsam in eine Dienstbarkeit einsingt und gebunden haltet, unserm Gott im Himmel kein besseres tägliches Opfer bringen, als wenn Ihr, gleichwie von den Engeln im Himmel und von den Vögeln unter dem Himmel geschieht, hier auf Erden gleichsam als irdisches Engelein bald einen Dank- und

Lobgesang, bald ein Klag- und Trostliedlein anstimmet, und also der Wille Gottes im Himmel und auf Erden geschiehet.“

„Hütet Euch, mein Freund,“ sagte Frau Gerhardt lächelnd, als sie sah, daß Dorothea außer Stand war, auf diese Rede zu antworten — „hütet Euch, daß Ihr uns arme Frauen nicht zu hoch stellet. Es möchten nicht alle Männer Euch in solchem Frauenlobliede beistimmen.“

„Leider habt Ihr recht, ehrsame Frau,“ sprach Ebeling — „und will man namentlich um unserer allgemeinen Mutter Eva willen, welche den Mann zur Sünde verführt, allerlei Uebles von den Frauen reden. Aber solche Leute vergessen ganz, daß die Frauen von Gott und unserm Herrn Christo mannigfache große Ehren und Vorzüge vor uns Männern empfangen haben. Ist nicht schon der Mutter Eva die Verheißung geschehen, welche Hoffnung durch die Jungfrau Maria der ganzen Welt zum Besten erfüllt worden ist? Hat sich nicht unser Heiland nach seiner Auferstehung zuerst den Frauen offenbaren und zeigen wollen? Sind nicht die Weiber von der Zeit an die eifrigsten gewesen, welche die Predigt des heiligen Evangelii angenommen haben? Waren es nicht die Frauen, durch welche die Erkenntniß Gottes und seines Christi bei der Apostel Zeiten und in der ersten christlichen Kirche ausgebreitet und aller Orten emsiglich befördert wurde? Noch heut zu Tage sind die Frauen andächtiger im Gebete, fleißiger in allem Gottesdienste, auch zur Demuth und Nachsicht viel geneigter,

als die Männer. Darum sage ich, die Frauen sind es, welche den lobsingenden Engeln nachfolgen und mit geistlichen Liedern die Ehre Gottes am Lieblichsten singen und preisen.“

Herr Ebeling behauptete mit dieser seiner Lobrede auf die Frauen um so mehr den Sieg, als diesen durch den Eintritt Paul Gerhardts das Wort abgeschnitten wurde. „Das sind mir die rechten Freunde,“ sagte der Diaconus lächelnd — „die den Gefallenen nicht verlassen, sondern ihn in seinem Exile besuchen.“

„Im Exile?“ fragte Ebeling verwundert. „In der Verbannung, Herr Diaconus?“

„Nun, es ist nicht viel anders,“ antwortete Gerhardt. — „Zwar bin ich noch nicht aus der Stadt vertrieben und darf sogar noch in meiner Amtswohnung herbergen, aber bin ich nicht aus dem Hause Gottes vertrieben? Bin ich nicht verbannt von Kanzel und Altar? Bin ich nicht vom Krankenbette meiner Gemeindeglieder vertrieben, denen ich wohl als ein besuchender Freund ein tröstliches Wort zusprechen, aber die hungernden Seelen nicht mit dem Leib und Blute des Herrn im heiligen Abendmahle sättigen darf? Diese Strafe ist härter, denn die Herren des Consistorii glauben.“

„Und am Härtesten für uns, ehrwürdiger Herr Pathe,“ sagte Dorothea. „Aber das ist mein Trost, daß vielleicht schon morgen Alles wieder gut werden wird. Nicht wahr, Herr Pathe, Ihr hoffet dasselbe?“

„Ich wünsche es von ganzem Herzen,“ antwortete

dieſer — „aber hoffen kann ich es leider nicht. Und daran ſind meine Freunde gerade mehr ſchuld, als meine Feinde?“

„Wie meint Ihr das, lieber Herr?“ fragten mit der Hausfrau zugleich die beiden Andern.

„Es war zu fürchten,“ fuhr nun Gerhardt fort, „daß unſer Propſt Lilius durch ſeine Unterſchrift des Reverſes zwar wohl die Gunſt des Churfürſten und der Reformirten überhaupt, aber keineswegs die Zuſtimmung der lutheriſchen Geiſtlichen und der Gemeinde ſich gewinnen werde. Das Letztere hat ſich auch erfüllt. Wenn auch Einige dem alten Manne Glück wünſchen, daß er in ſein Amt wieder eingeſetzt worden iſt, ſo ſehen doch die Meiſten dies als einen Verrath am lutheriſchen Glauben an und es ſind ſchon bittere Aeußerungen gethan worden, welche den ehrwürdigen Propſt tief kränken müſſen. Wenn nun ſchon dadurch die Gunſt des Churfürſten gegen unſere Kirche ſich nicht vermehren kann, ſo geſchieht dies noch weniger dadurch, daß mir in meinem allerdings beklagenswerthen Schickſale das Beileid der Bürgerſchaft und des wohllöblichen Magiſtrats auf eine zu außerordentliche Weiſe erwieſen wird. Gott behüte mich, daß ich durch ſolche Reden eine Anklage gegen unſern gnädigſten Landesherrn erheben wollte, aber es liegt in der natürlichen Schwachheit des menſchlichen Herzens, Worte und Werke Anderer zu mißdeuten. Ich gelte doch in den Augen des Churfürſten als ein ungehorſamer Unterthan, der nur die wohlverdiente und angedrohte Strafe ſeines Ungehorſams trägt. Iſt nun dies

Gericht über mich ein gerechtes, so muß es die Billigung des ganzen Landes erhalten, aber dies ist eben nicht der Fall; und indem meine Freunde mir zugethan bleiben und ungewöhnliche Schritte zu meinem Beßten thun, treten sie in Zwiespalt mit den landesherrlichen Gesetzen. Es wäre besser für mich, wenn mich die Gemeinde meinem Schicksale überließe; dann würde die Gnade des Churfürsten mir zutheilen, was mir sein gegebenes Gesetz jetzt nothwendig verweigern muß.''

„Wie?'' fragte Dorothea mit Verwunderung. — „Wolltet Ihr von der Gnade annehmen, was Ihr vom Rechte fordern könntet?''

„Warum nicht, liebe Dorothea?'' antwortete Gerhardt. „Ich weiß, daß der Churfürst mir nur aus Gnaden geben kann, was mir frommt. Das Gesetz ist gegeben und muß befolgt werden. Ich habe sogar die vesteste Ueberzeugung, daß der Churfürst das Gesetz aus wahrer Fürsorge für des Landes und der Kirche Wohl und in der sichern Erwartung gegeben hat, die beiden Kirchen seines Landes in Eintracht und Frieden zu bringen. Und darum ist mir eben die Hoffnung genommen, auf dem Wege Rechtens wieder in mein Amt eingesetzt zu werden. Will aber churfürstliche Durchlaucht aus Gnaden mir vertrauen, daß ich auch ohne Revers nicht als Feind und Widersacher seiner Kirche handeln werde, warum sollte ich diese Gnade nicht annehmen, da sie mir meiner Seele Leben, nämlich die Arbeit im Dienste meines Heilandes zurückgiebt?''

nicht beschweren, und zu weiterer Verwirrung, deshalb er bei Gott schwere Verantwortung auf sich laden würde, nicht Anlaß geben solle. Denn Wir werden weder ihn noch andere Prediger in Unsern Landen dulden, welche solchen billig mäßigen Revers nicht unterschreiben wollen, welches denn dieser Gerhardt um so viel leichter thun kann, weil er, eurem Berichte nach, solcher Bescheidenheit sich vorher schon gebraucht haben soll. Sollte er aber sich, Solches zu thun, beständig weigern, so habt ihr auf ein anderes tüchtiges Subject, welches sich zur Unterschreibung des Reverses verstehet, zu gedenken und ohne längere Zeitverlierung zu vociren, damit Wir nicht widrigenfalls Selbst einen Andern zu vociren veranlasset werden. Wornach ihr euch zu achten habt. Sind euch übrigens in Gnaden wohl beigethan.

Cleve den 28. Februar 1666.

Ober-Präsident von Schwerin.

„Ihr sehet also, lieben Freunde und Mitbürger," fuhr nun Meister Jung fort — „es ist große Gefahr vorhanden, unsern theuern Seelsorger zu verlieren, wenn dieser nicht, was wir Alle weder hoffen noch wünschen und auch nicht hoffen können, sich zur Unterschrift des Reverses versteht. Unser durchlauchtigste Churfürst erkläret aber eben so ernstlich, daß Herr Gerhardt ohne Unterschrift nicht wieder in sein Amt eingesetzet werde! Hier ist also wenig Hoffnung für uns, und ist noch Etwas zu erringen, so kann es nur die Gnade von Seiten des Churfürsten und anhaltendes, dringliches Bitten

und Flehen von Seiten des Raths und der Bürgerschaft. Uns aber geziemet die erste Bitte. Bevor wir jedoch darüber weiter verhandeln, muß ich an euch die Frage stellen: Ist es auch euer Wunsch und Begehr, daß unser Herr Diaconus Paul Gerhardt wieder in sein Amt eingesetzet werde?"

Da erschallte ein fast überlautes, einstimmiges Ja durch das Zimmer und auf allen Gesichtern lag eine wehmüthige Freude, und selbst der Wirth, Herr Matthias, benutzte diese Gelegenheit, sich als ein guter lutherischer Bürger zu erweisen, indem er sich nicht allein damit begnügte, mit in das allgemeine Ja einzustimmen, sondern dem ehrbaren Meister Jung in das Ohr flüsterte: „So ist's recht, lieber Meister, Ihr seid doch ein wahrer Ehrenmann, der Niemandem ein Leides zufügen mag. Das ist auch mein Grundsatz: leben und leben lassen."

Meister Jung mochte aber diese menschenfreundliche Anerkennung überhört haben; denn ohne darauf zu achten, fuhr er zu der Versammlung gewendet fort: „Da wir nun in diesem Ersten einig sind, und demnach auch in dem Zweiten, nämlich daß wir uns in einem anderweiten Bittschreiben an den hochedlen Rath wenden, so werden wir zunächst darüber zu verhandeln haben, was wir in solchem Bittschreiben vorbringen wollen."

Nach einigen Augenblicken der tiefsten Ruhe und nachdem fast Alle auf den alten, ehrwürdigen Tuchmacher-Obermeister Lorenz Oertel hinsahen, als wollten sie diesem das erste Wort in dieser Sache lassen, sprach

er: „Als vor nun fast drei und funfzig Jahren Johann Sigismund das Glaubensbekenntniß seiner Väter verließ, gab es großes Klagen in den lutherischen Gemeinden. Ich war damals ein Bursche von zwanzig Jahren, und, daß ich es ehrlich gestehe, meiner Religionsansicht nach ziemlich Das, was jetzt ein Religionsmenger genannt wird, ja vielleicht noch weniger, da mir die Religion wenig Scrupel machte. Als aber unser Landesherr zur reformirten Kirche übertrat, da war es, als ob mit einem Male ein anderer Geist in mich gefahren wäre, und ich nicht allein, sondern alle jungen Leute und Solche, die bisher sorglos dahin geglaubt und gelebt hatten, wir hielten es nun auf einmal für eine Ehrensache, eifrig lutherisch zu sein. Ich konnte mir das damals nicht recht erklären, woher das kam und war deshalb gegen meinen Eifer selbst mißtrauisch. Aber jetzt sehe ich's wohl ein; — die Religion gleicht einer köstlichen Perle, die aber von Niemandem besonders geachtet wird, so lange sie ein Jeder ungestört besitzt; kommt aber nur die geringste Gefahr über dieselbe, so hält sie Jeder wieder lieb und werth und ist wohl im Stande, wie es in der Schrift heißt, Alles um dieser einen köstlichen Perle willen zu verlassen und zu verkaufen. Wenn daher churfürstliche Durchlaucht gegen das Zeugniß lutherischer Bürgerschaft ein Mißtrauen geäußert hat, und dasselbe darauf gestützt ist, daß wir mit gleichem Eifer für den Herrn Reinhart, wie jetzt für Herrn Gerhardt Fürbitte eingelegt, während jener dieselbe nicht verdienet habe, so erscheint es mir von churfürstlicher Durchlaucht un-

beachtet geblieben zu sein, daß wir nicht allein um der Person willen, sondern auch und vorzüglich um unsers Glaubens selbst willen und in schuldiger Treue gegen das lutherische Glaubensbekenntniß bittlich an landesherrliche Gnade gegangen sind. Unsere Geistlichen sind ja nicht Diener unserer selbst, sondern unseres Religionsbekenntnisses, Vertreter unsers Glaubens. Wenn wir daher uns ihrer Person annehmen, so geschieht das wohl aus besonderer Liebe und Dankbarkeit gegen sie, aber doch zumeist aus Liebe zu jener köstlichen Perle überhaupt, deren Köstlichkeit in Allen bedroht ist, wenn sie in Einem bedroht ist. Ich beklage es deshalb sehr, daß churfürstliche Durchlaucht wider alles Verhoffen weder durch einen wohledlen Rath noch auch durch unser bewegliches Suppliciren sich gnädigst hat bewegen lassen, unsern Herrn Paul Gerhardt, den frommen und christlichen Prediger, der an Lehre und Wandel Keinen in der Residenz hat, der ihm vorgehe, ohne Ausstellung des Reverses wieder in sein Amt einzusetzen willens ist. Denn was ist geschehen? Der Churfürst hat nicht allein unsere unterthänigste Fürbitte gänzlich abgeschlagen, sondern noch dazu ernstlich erkläret, in seinen Landen, also auch in unserer Stadt, keinen Prediger zu dulden, der den Revers nicht unterschreiben würde. Was haben wir nun zu erwarten? — daß uns zu St. Nicolai bald Niemand mehr bleiben wird, als der Herr Propst, der ohnedies täglich mehr verfällt und wohl bald wird ausgekämpft haben. Muß uns solcher Bescheid, solche Gefahr für unsere lutherische Kirche nicht bis ins innerste

Herz erschrecken und bestürzt machen? Wissen wir doch kaum noch, ob wir in der Welt, oder außer der Welt leben! Haben wir bis jetzt nicht all das Unsrige, was wir um und an hatten, für unsern durchlauchtigsten Churfürsten dahin gegeben, und das Alles bereitwillig und geduldig und in allem schuldigen Gehorsam, so daß auch selbst nach unserm Tode uns Niemand den Namen der getreuen Märker wird nehmen können? Das haben wir Alles geduldig ertragen, weil wir es als unsere Bürgerpflicht erachteten; aber nunmehr, da uns das innerste Herz angegriffen wird, und uns die treuen Seelsorger und Prediger unsers lutherischen Glaubens sollen entzogen werden, muß uns das nicht so hart angehen, daß wir fast ohnmächtig darüber werden möchten? Ich bin ein alter Mann und zur Abbüßung leiblicher Strafe fast zu schwach, aber wenn ich um dieser meiner Rede willen solche Strafe leiden sollte, würde ich's mit tausend Freuden thun, und wäre das Strohlager im Gefängnisse mein Sterbebett."

Diese Rede, welche den Sprecher fast ganz erschöpft hatte, machte einen tiefen Eindruck auf die Versammlung; doch so sehr sie geeignet war, das Blut in etwas leidenschaftliche Wallung zu bringen, so war doch die Wirkung mehr eine niederschlagende. Auf allen Mienen lag eine Art stille Trostlosigkeit; und nur Herr Matthias, der Wirth, nickte unaufhörlich unter beifälligem Lächeln, als wolle er sagen, daß ihm die Haltung seiner Gäste um seiner übernommenen Verantwortlichkeit willen gar sehr gefalle.

Meister Jung nahm darauf das Wort und sagte: „Ich muß es wiederholen, es ist über alle Maßen schmerzlich, daß die Bedingung, den Revers zu unterschreiben, nicht als Gewissenssache, sondern als Widersetzlichkeit gegen churfürstliche Durchlaucht und als Feindschaft gegen die reformirte Kirche angesehen wird. Niemand von unsern Predigern hat aber jemals daran gedacht, so wenig als wir selbst. Wo auch immer über unsere Glaubensartikel verhandelt worden ist, sei es im privaten Verkehr, oder in öffentlichen Religionsgesprächen oder auf der Kanzel geschehen, da ist es nicht auf Beschimpfung, sondern auf Erforschung der Wahrheit und auf Beruhigung des Gewissens abgesehen gewesen, und Solches ist ja das Gebot Christi. So lange aber treue Verwahrung unsers Friedens mit Gott im Gewissen als ein Ungehorsam gegen den Landesherrn angesehen wird, ist kein Heil für uns zu hoffen. Auch hat der Churfürst früherhin weniger ungnädig darüber gedacht. In dem Edicte vom 2. Juni 1662 steht es als landesherrliche Verordnung, daß die schon angestellten Geistlichen und Prediger mit der Unterschrift des Reverses verschont bleiben und nur die Candidaten bei ihrer Anstellung dazu angehalten werden sollen; und im Edicte vom 16. Septbr. 1664 wird diese Verordnung dadurch, daß sie nicht aufgehoben wird, stillschweigend wiederholt. Wenn nun jetzt gewissermaßen im Widerspruch mit dem churfürstlichen Befehle auch die angestellten Geistlichen und selbst Solche, die schon mit einem Fuße im Grabe stehen, den Revers unterschreiben sollen, wo

kann da der Unterthan Vertrauen haben zu landesherrlichen Gesetzen? Müssen wir denn nicht nothwendig auf die Gedanken gerathen, daß ein landesherrliches Gebot so ausgelegt und befolgt wird, wie es dem Einzelnen eben passend ist? Auch ich verwahre mich selbst gegen den Schein einer Verletzung der Ehrfurcht gegen unsern großen Churfürsten und wollte nur so viel sagen: Gott wird richten über Die, welche die Gewissen absichtlich verwirren und gefangen halten.“

„Wir werden auch wohlthun,“ sprach jetzt Meister Christian Kuntze, der Kürschner — „wenn wir in unserm erneuerten Bittschreiben darauf hinweisen, daß unsere Prediger nicht ohne reifliche Ueberzeugung sich der Unterschrift des Reverses weigern. Sind es doch schon Jahre her, daß sie darüber mit sich zu Rathe gehen! Auch ist es ja völlig erwiesen, daß gerade unsere Prediger und vor Allen unser theure Paul Gerhardt sich alles Zankens und Scheltens gegen die Reformirten jederzeit enthalten und in der Vertheidigung unsers lutherischen Glaubens immer das rechte Maas und Ziel inne gehalten hat. Warum aber weigert sich Herr Gerhardt der Unterschrift des Reverses? Weil unsere lutherische Religion es ihm verbietet, weil sein Gewissen es ihm nicht zuläßet, weil er in seinem Amte und Berufe zur besondern Treue gegen seine Kirche verbunden ist, — ist das Alles nicht Wort und Werk eines ehrlichen Mannes? Wenn nun aber das Edict gerade solche treugesinnte Männer von unsern Kanzeln vertreibt, wer soll sie ersetzen? Solche, welche den Revers unterschrieben

haben? Aber würden wir uns nicht dann selbst verdammen, wollten wir solche Prediger halten, welche ihr Predigtamt mit einer Treulosigkeit gegen die lutherische Lehre sich erworben haben? Kämen wir dann nicht mit unserm eigenen Gewissen in Widerspruch?"

„Ja gewiß!" setzte Meister Gabriel Schumann hinzu — „und es ist doch gewiß eine große Angst, das Gewissen; es läßt sich zwar weder sehen noch hören, aber lässet doch Tag und Nacht keine Ruhe und mischet sich in jeden Gedanken, in jedes Bitten und Wünschen und störet alle leibliche und geistige Ruhe. Darum hat auch churfürstliche Durchlaucht die Gewissen der Unterthanen bisher unbeschwert und ungestört gelassen. Wir haben in der Mark Katholiken, Juden, Wiedertäufer und Weigelianer, welche alle ungestört ihres Glaubens leben und ihre Prediger haben, ohne daß diesen irgend eine Unterschrift des Reverses angesonnen werde. Warum sollen nun gerade wir Lutherische, die wir in Kriegs- und Friedenszeiten für unsern gnädigsten Landesherrn Gut, Ehre und Blut dahingegeben und noch hingeben, da wir an der schweren Kriegslast und Contribution wohl noch lange tragen müssen, — warum sollen gerade unsere lutherischen Prediger, die sich doch keinerlei Untreue schuldig gemacht haben, weniger gelten, als Wiedertäufer und Juden, als Katholiken und Weigelianer?"

„Das ist Alles sehr wahr," sagte Meister Joachim Liebrecht, der Bäcker — „aber doch scheint mir die Erfüllung unserer Bitte nur Gnadensache zu sein. Unser

große Churfürst will gewiß aus dem christfreundlichsten Herzen den Kirchenfrieden wieder herstellen; dazu sind die Edicte gegeben. Soll nun unser theure Paul Gerhardt von der Unterschrift befreit werden, so kann dies nur besondere churfürstliche Gnade thun. Darum halte ich dafür, daß wir nichts Anderes zu thun haben, als churfürstliche Durchlaucht so lange demüthigst anzuflehen, bis wir erhört werden. Wir wollen daher zu unsers gnädigsten Landesherrn christlichem Gemüthe, zu dessen weit ausgebreitetem hohen Namen volles Vertrauen haben! Wir wollen unsern großen und gerechten Churfürsten um seiner löblichen hohen und vortrefflichen Prinzen willen, ja um Dessen willen, was der allgewaltige Gott durch Dero hochgeliebte Gemahlin an Ehesegen in Kurzem bescheeren wird, wir wollen ihn um Gottes Barmherzigkeit willen beschwören, daß er unsere Bitte gnädigst erhören wolle. Ein bittend Wort thut mehr, als zehn ungestüme."

„Ja wohl thut uns Gottes Barmherzigkeit noth," sagte der alte Meister Oerttel. „In unsern Landes-, Regierungs-, Krieges- und Hausesnöthen steigt wohl tägliches und stündliches Seufzen zum Herrn aller Herrn, zum großen und eifrigen Gott hinauf; aber doch meine ich, Gottes Barmherzigkeit und Gnade kommt desto reichlicher über Land und Leute, wenn die Menschen zuvor Barmherzigkeit und Gnade unter sich selbst üben. Es ist nur christlöblich, wenn wir churfürstlicher Durchlaucht Solches in unserm anderweiten Bittschreiben unterthänigst vorhalten und die Bitte stellen, daß nicht allein

unſer theure, vielgeliebte Paul Gerhardt ohne Unterſchrift des Reverſes in ſein Amt wieder eingeſetzet, ſondern daß auch allen unſern jetzigen Predigern dieſe Unterſchrift erlaſſen werde. Haben auch Einige unter ihnen vielleicht in dem einen oder dem anderen Worte gefehlet, ſo wird der Churfürſt ſich erinnern, daß die höchſte Macht und Gewalt eines Fürſten nicht ſowohl in Beſtrafung, als vielmehr in der Vergebung der Schulden beſtehe. Soll Frieden kommen in unſere Kirche, ſo bringt ihn die Gnade und Liebe, aber nicht die Strenge und menſchliche Gerechtigkeit. Nur dann werden unſere niedergeſchlagenen Gemüther wieder erhoben werden und wir werden erkennen, daß churfürſtliche Durchlaucht, wie in den Edicten mehrfach ausgeſprochen worden iſt, uns in unſerer Religion nicht kränken und ſtören laſſen will.“

Dies ernſte Wort des alten, ehrwürdigen Meiſters erwarb ſich die Zuſtimmung aller Anweſenden, Herr Matthias, der Wirth, ganz beſonders mit eingeſchloſſen, und Meiſter Jung erhielt wie das erſte Mal den Auftrag, nach Dem, was darüber verhandelt worden war, das zweite Bittſchreiben abzufaſſen. Nachdem Solches geſchehen und Meiſter Jung, wie das noch heute im königlichen Miniſterial-Archiv befindliche Schreiben ausweiſet, ſeiner Aufgabe in allen Dingen treulich nachgekommen war, machte, wie vorher, das Gewerke der Tuchmacher mit der Unterſchrift den Anfang und iſt nur noch zu bemerken, daß ſich den Gewerken, welche das erſte Bittſchreiben unterſchrieben hatten, in dieſem zweiten noch die vier Gewerke der Tiſchler, der Meſſer-

schmiede, der Waffenschmiede und der Kupferschmiede anschlossen.

Meister Jung erhielt auch diesmal wegen seiner besondern Freundschaft mit dem Bürgermeister Tiessenbach den Auftrag, das Bittschreiben auszuantworten, welches leider einen noch ungünstigeren Erfolg haben sollte, als das erste.

Cap. 8.

Der groſze Churfürſt.

> Ihr wiſſet, daß die weltlichen Fürſten herrſchen und die Oberherrn haben Gewalt. So ſoll es nicht ſein unter euch, ſondern ſo Jemand unter euch will gewaltig ſein, der ſei nur Diener.
>
> Matth. 20, v. 25. 26.

Um unſern Leſern ein möglichſt treues und lebendiges Bild der Glaubenskämpfe damaliger Zeit entwerfen zu können, müſſen wir ſie bitten, mit uns den weiten und für eine Zeit, die faſt zweihundert Jahre hinter uns liegt, gar beſchwerlichen und gefährlichen Weg von Berlin nach Cleve zu machen, wo und zwar auf dem alten Schloſſe Schwanenburg der groſze Churfürſt den Spätwinter und Frühling und einen Theil des Sommers dieſes Jahres reſidirte. Wir begleiten einen Wagen, in welchem vier Perſonen ſitzen und von welchen zwei uns noch unbekannt ſind. Dieſe ſind Herr Johann Tieffenbach, churfürſtlicher Kammergerichtsadvocat und dritter Bürgermeiſter der Reſidenz Berlin mit ſeiner Gattin

Frau Euphrosine Margaretha Reinhardt. Da nämlich der Rath zu Berlin nichts verabsäumen wollte, um zur Erfüllung der allseitigen Wünsche der Bürgerschaft um so mehr beizutragen, als er selbst diese Wünsche für Paul Gerhardt von ganzem Herzen theilte, so ward der jüngste Bürgermeister, welchen ohnedies ein dringliches Geschäft nach Cleve rief, beauftragt, die Bittschreiben der Bürgerschaft und des Rathes dem Churfürsten in Person zu überreichen, um wo möglich noch durch mündliche Fürbitte die Angelegenheit zu einem günstigen und schnellen Ende zu bringen. Die beiden andern Begleiter des Abgesandten waren Meister Jung und seine Tochter Dorothea, welche als Verwandte der Frau Bürgermeisterin Tieffenbach zu dieser Ehre gekommen waren; eine Ehre, welche Meister Jung um so freudiger annahm, als er theils dadurch seinen Eifer für Paul Gerhardt an den Tag legte, theils auch seiner Tochter ein längst gethanes Versprechen löste.

Als die Reisenden in Cleve angekommen waren und im Wirthshause zum goldnen Löwen Herberge genommen hatten, war ihnen, oder vielmehr nur der Jungfrau Dorothea ein ganz unerwarteter Besuch beschieden. Auf ein leises, schüchternes Klopfen öffnete sich nämlich die Thüre, und ein hageres, süßlächelndes Angesicht schob sich hinein, bei dessen Anblick Dorothea, wie damals beim Diaconus Gerhardt, einen Schrei des Entsetzens ausstieß. Es war der Geheimsecretär Stolpe, der leise, wie eine Schlange hereinschlich und in seiner gewohnten süßen Freundlichkeit sagte: „Ich bitte tausendmal um

gnädige Verzeihung, sintemal ich wohl weiß, daß ich des Eintritts in solche ehrenwerthe Gesellschaft nicht würdig bin, besonders da ich das Unglück habe, immer unfreundlich empfangen zu werden. Jedoch meinte ich, in der Fremde sei es eher vergönnt, daß eine Person niedern Standes, wie ich bin, solchen hochangesehenen Herren und Frauen aufwarte, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß unverhofftes Wiedersehen von Landsleuten in einer fremden Stadt allezeit viel Freude macht. Ich bitte deshalb nochmals um gnädigste Verzeihung.“

„Wie kommt Ihr so plötzlich nach Cleve, Herr Stolpe?“ fragte der Bürgermeister, als er sah, daß die Anderen nicht geneigt waren, das Gespräch einzuleiten.

„In Diensten meines gnädigen Herrn, des Herrn Oberpräsidenten von Schwerin,“ antwortete der Secretär. „Wir sind gestern abends in Begleitung des hochwürdigen Hofpredigers Herrn Stosch hier angekommen. Und obgleich Leute so geringen Standes, wie ich, selten oder nie Wissenschaft von dem Vorhaben ihres Herrn erhalten, so kann ich Euer Wohledlen doch soviel sagen, daß die leidige, schon seit so vielen Jahren obschwebende Religionsangelegenheit ein mündliches Referat des Herrn Oberpräsidenten an churfürstliche Durchlaucht nöthig gemacht hat. Ich weiß nun nicht, soll ich sagen, mein Glück oder mein Unglück wollte es, daß ich von Dero Ankunft allhier Kenntniß erhielt, und von meinem Herzen getrieben sogleich anher eilte, um meine geringen Dienste anzubieten, da ich hierorts nicht ganz fremd bin.

Ich weiß zwar nicht, welche Urſache Dero Anweſenheit allhier zu Grunde liegt —"

„Das dürfte auch nicht nöthig ſein, Herr Geheimſecretär," fiel Jung ſchnell und verdrießlich ein; denn er hatte bisher, ſeinen Mienen nach, ziemlich ungeduldig auf eine Gelegenheit gewartet, ſeinen Groll auszuthun. „Seid Ihr vielleicht wieder einmal im Wirthshauſe an der langen Brücke geweſen?"

„Es ſind wohl viele Wochen her," entgegnete Stolpe mit gefälliger Miene — „daß ich, meiner etwas überhäuften Geſchäfte halber nicht ſo viel Zeit dazu gewinnen konnte."

„Da war es wohl damals das letzte Mal," fuhr Jung bittern Tones fort — „als Ihr ſo gütig waret, uns über einige geſchichtliche Dinge in Sachen der Religion Aufklärung zu geben? Ich meine damals, wo Ihr fernerweit ſo gütig waret, einen gewiſſen Bürger, Namens Meiſter Jung, Gelegenheit zu einer Verantwortung auf dem Stadtgerichte zu geben?"

„Der ehrenwerthe Meiſter Jung ſcherzet mit meiner Wenigkeit," antwortete der Secretär in alter, ſüßer Freundlichkeit. Dorothea aber, von den peinlichſten Gefühlen gedrängt, warf ihrem Vater die bittlichſten Blicke zu, als wollte ſie ſagen: Vater, ich bitte Euch, erzürnet dieſen Mann nicht." Jung jedoch bemerkte dieſe ſtumme Sprache nicht und fuhr fort: „Nein, Herr Geheimſecretär, ich ſcherze nicht mit Euch, und wollte Euch nur mein Bedauern ausdrücken, daß Ihr in dieſen Tagen nicht in jenem Wirthshauſe zugegen waret; es ſind da

allerlei Reden geführt worden, die Euch hätten fernerweite Gelegenheit geben können, sie geeigneten Ortes mitzutheilen.“

„Lasset das, lieber Vetter,“ fiel hier der Bürgermeister ein. „Was vergangen, ist vergangen, und Herr Stolpe hat recht: in der Fremde begrüßen sich auch Diese gern, welche in der Heimath selten oder nie mit einander verkehrt haben. Darum heiße ich Euch willkommen, Herr Secretär, und würde mich allerdings freuen, wenn Ihr bei Eurer Bekanntschaft in dieser Stadt mir nützlich sein wolltet. Zunächst wisset Ihr vielleicht, ob churfürstliche Durchlaucht eben im Schlosse anwesend ist?“

„Allerdings, Euer Wohledlen,“ antwortete Stolpe — „und so ich vielleicht Euch dienen kann, stehe ich gern zu Euren Diensten.“

„Wisset Ihr vielleicht,“ fuhr der Bürgermeister fort — „ob der Herr Oberpräsident geneigt sein dürfte, mir jetzt für eine kurze Zeit Gehör zu geben?“

„O gewiß,“ versicherte der Geheimschreiber — „und so es Euer Wohledlen beliebt, eile ich sogleich, Euch anzumelden. Der Herr Oberpräsident hat seinen Wohnsitz nicht weit von hier.“

„Nun so bitte ich Euch darum,“ sagte der Bürgermeister. „Ich werde Euch bald folgen.“

So bereitwillig sich Stolpe dazu gezeigt hatte, so schien es ihm doch nicht ganz lieb zu sein, daß er sich so schnell entfernen sollte. Er hatte ja noch nicht einen einzigen Blick Dorotheens empfangen, und einzig nur um

dieſer willen war er hier eingetreten. Er wandte ſich daher an ſie mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Freundlichkeit und ſagte: „Hochgeehrteſte Jungfer Dorothea, wenn auch Ihr, wie ich zu verhoffen wage, in dieſer fremden Stadt Diejenigen gern begrüßet, welche in der Heimath Eurer viel zu gering ſind, ſo werdet Ihr mir geſtatten, Euch hierorts ein wenig bekannt zu machen; verſteht ſich in Begleitung Eures vielgeliebten Herrn Vaters, der mir im Grunde ſeines Herzens gewiß nicht ſo böſe iſt, als er wohl ſcheint. Ich werde deshalb ſpäter nachzufragen mir erlauben. Für jetzt empfehle ich mich der allſeitigen Wohlgewogenheit.“

Und mit dieſen Worten verließ der freundliche Mann das Zimmer.

„Um Gotteswillen, lieber Vetter, was habt Ihr gethan?“ fragte nun der Bürgermeiſter. „Es thut nicht gut, einen Mann, wie dieſen Stolpe, ſich zum Feinde zu machen.“

„Ich weiß es wohl, hochedler Herr Vetter,“ antwortete Meiſter Jung — „und ich wünſchte jetzt, ich hätte es nicht gethan. Aber Ihr könnt auch nicht glauben, wie der Anblick dieſes Heuchlers mein Innerſtes empört. Und da mir nichts daran liegt, in Begleitung dieſes Mannes in der Stadt umherzuziehen, ſo ſchlage ich Euch vor, daß Ihr mir Eure vielgeliebte Gattin anvertraut, um mit mir und meiner Dorothea eine kurze Wanderung anzutreten. Unterdeß werdet Ihr wohl Eure Geſchäfte beſorgen und Gott gebe Euch ſeinen Segen dazu.“

Während wir nun dieſe Drei für jetzt ihrem weitern Schickſale überlaſſen, folgen wir dem Herrn Bürgermeiſter auf ſeinem ernſten und bedeutſamen Wege. Trotz der freundlichen Zuſage des Geheimſchreibers Stolpe gelang es doch dem Bürgermeiſter nicht, mit dem Herrn Oberpräſidenten Rückſprache zu nehmen, weil dieſer beim Churfürſten war. Tieffenbach entſchloß ſich alſo kurz, ohne weitere Einleitung eine Audienz bei churfürſtlicher Durchlaucht nachzuſuchen. Als er ins Vorzimmer eingetreten war, traf er auf den Oberpräſident und den Hofprediger Stoſch, welche ohne Zweifel aus den innern Gemächern kamen, und das Schloß verlaſſen wollten.

„Ihr, Herr Bürgermeiſter?“ rief der Präſident dieſem verwundert zu. „Was führt Euch hierher?“

„Der Beruf meines Amtes, Eure Excellenz,“ antwortete Tieffenbach. „Ich komme im Namen und Auftrag des Rathes und der Bürgerſchaft zu Berlin, bei churfürſtlicher Durchlaucht ein ſchriftlich und mündlich Bittwort für unſern lieben Diaconus Paul Gerhardt einzulegen. Und daß mir Solches gelingen werde, hoffe ich um deswillen, weil ich ſo glücklich bin, gerade jetzt Ew. Gnaden zu treffen. Wenn der Herr Oberpräſident bei churfürſtlicher Durchlaucht nur ein Wort für mich redet, ſo werde ich nicht vergebens hieher gekommen ſein.“

So artig und gewinnend dieſe Rede auch ſein ſollte, ſo verfehlte ſie doch ziemlich ganz ihres Zweckes. Kaum hatte der Bürgermeiſter den Namen Paul Gerhardt ausgeſprochen, als ſich auch die Stirn des Präſidenten um-

zog. Indeß antwortete dieser doch: „Es sind erst drei Tage, daß ein abschläglicher Bescheid auf ein ähnliches Bittgesuch an den Rath zu Berlin ergangen ist. Ich meine doch, es wäre dies deutlich und bestimmt genug gewesen und ließe sich wohl daraus erkennen, wie unabänderlich vest churfürstlicher Durchlaucht Meinung und Wille in solcher Sache steht. Ich kann Euch, Herr Bürgermeister, im Voraus die Versicherung geben, daß alle Eure Schritte für den Diaconus Gerhardt vergeblich sind, wenn dieser selbst nicht zum schuldigen Gehorsam zurückkehrt.“

„Da stellt mir Eure Excellenz eine traurige Zukunft,“ sagte Tieffenbach. — „Indeß wird ein zweites Bittwort doch wenigstens in Gnaden verstattet sein. Das menschliche Herz ist unermüdlich im Wohlthun und oft dränget sich wider alles Erwarten die Gnade hinein und hält Gericht statt der Gerechtigkeit. Darum zunächst an Euer Hochwürden-Gnaden die unterthänige Bitte, mir bei churfürstlicher Durchlaucht wenn auch nur auf einige Minuten Audienz gnädig auszuwirken.“

„Das will ich wohl gern thun,“ sprach der Freiherr etwas freundlicher — „ob ich gleich wünschte, daß Ihr angemessenere Botschaft überbrächtet, als dies unerwartete zweite Bittwort. Uebergebet mir Euer Schreiben und wartet hier auf meine Zurückkunft. Herr Stosch wird sich freuen, unterdeß mit Euch zu conversiren.“

Der Bürgermeister übergab die beiden Bittschreiben dem Präsidenten, der nun in die innern Gemächer zurückging. Es dauerte aber ziemliche Zeit, ehe unter den

beiden Männern die Unterhaltung fließend wurde. Der Hofprediger Stoſch war als perſönlicher Widerſacher der Lutheriſchen zu ſehr bekannt, als daß Tieffenbach, der ſeinerſeits dem ſtrengſten Lutherthum anhing, offen und vertrauensvoll hätte mit ihm verkehren können, ſo freundlich auch der Hofprediger das Geſpräch einleitete. Da nun Tieffenbach abſichtlich auch die leiſeſte Andeutung über den kirchlichen Zwieſpalt vermied und ſo oft Stoſch das Geſpräch darauf zu bringen ſuchte, nicht im Geringſten darauf einging, ſo kam es, daß dieſe beiden Männer über eine halbe Stunde lang ſich gegenſeitig in den gewöhnlichſten Fragen und Antworten abquälten und der Bürgermeiſter wahre Pein litt. Schon hatte er der Befürchtung Raum gegeben, daß er wohl gar nicht würde vorgelaſſen werden, als endlich ein Diener eintrat, der den Bürgermeiſter vor churfürſtliche Durchlaucht beſchied.

Nicht ohne Bangen folgte Tieffenbach dem Diener durch mehrere glänzende Gemächer, bis er, angekommen in einem kleinen Zimmer, aufgefordert wurde, auf den Eintritt des Churfürſten zu warten. Durch eine Seitenthür nahm der Diener ſeinen Austritt. Nachdem Tieffenbach auch hier eine geraume Zeit zwiſchen peinigender Furcht und Hoffnung zugebracht hatte, öffnete ſich eine Thüre und der Churfürſt trat ein, begleitet vom Präſidenten. Schon der Eintritt verkündete nichts Gutes.

Friedrich Wilhelm, der große Churfürſt, damals ſechs und vierzig Jahre alt, hatte ohnedies für Alle, die ſich ihm nahten, ein zur Ehrfurcht zwingendes Weſen.

Zwiſchen den kleinen, von breiten, buſchigen Augenbraunen überdeckten Augen, die einen ſtechenden, faſt verächtlichen Blick um ſich warfen, trat die gebogene Adlernaſe kühn hervor. Ein wohlgepflegter Bart bedeckte die Oberlippe, dagegen Wange und Kinn bis auf ein kleines Bärtchen auf der Unterlippe glatt geſchoren waren. Während der Churfürſt bisher ſein eignes ſchönes, volles Haupthaar getragen hatte, fing er jetzt an, der immer mehr ſich ausbreitenden Sitte ſeiner Zeit zu huldigen, und ſein ſchönes und ehrwürdiges Haupt mit einem Walde von künſtlich zugerichteten und hochaufgekräuſelten fremden Haaren zu ſchmücken. Eine gewaltige Perücke, welche ſelbſt ſeine hohe, edle Stirn zur Hälfte bedeckte, fiel zu beiden Seiten des Hauptes, die Ohren völlig verbergend, in dichten Locken herab, breitete ſich auf den Schultern aus und umſchloß das Geſicht von den äußerſten Augenwinkeln an bis hinab zu beiden Seiten des Kinns, ſo daß nur die fleiſchige Unterkehle frei heraustrat. Mit dieſem, dem franzöſiſchen Geſchmacke entlehnten Kopfſchmuck wollte ſich die holländiſche Tracht ſeiner Kleidung, die er in Friedenszeiten trug, nicht wohl vereinigen; auch unterwarf er ſich ſpäter völlig den franzöſiſchen Moden.

Friedrich Wilhelm, ohnedies alſo ein Mann von tiefem, Ehrfurcht gebietenden Ernſte, zeigte dem Bürgermeiſter eine umwölkte Stirn; der Ausdruck der Erbitterung lag in ſeinen Leben funkelnden Augen. In der Hand hielt er die beiden ihm überreichten Bittſchreiben. Ohne die tiefe Verbeugung des Bürgermeiſters nur im

Geringsten zu beachten, redete er ihn finster und hastig an: „Ihr dienet keiner guten Sache! Wir hätten an Euch, als Bürgermeister Unserer Residenz, Uns einer geziemendern Ursache versehen, die Euch zu Uns führet. Könnet Ihr für jedes Wort Rede stehen, was hier geschrieben ist?"

„Ich verhoffe es," antwortete Tieffenbach. „Mit Wissen und Willen ist wenigstens in diesem Schreiben nichts enthalten, was dem unterthänigsten Gehorsam gegen Eure churfürstliche Durchlaucht zuwider wäre."

„Ihr führt eine kühne Sprache, Herr Bürgermeister," sagte der Churfürst bittern Tones. „Wer sind diese Verordnete der Bürgerschaft? Kennt Ihr sie?"

„Es sind Alles Ew. churfürstliche Gnaden getreueste Unterthanen," erwiderte der Bürgermeister — „und treue Anhänger ihrer Religion."

„Ja sie sollten es sein," setzte der Churfürst schnell hinzu — „aber sie sind es nicht. Es sind unruhige Leute, welche den Kirchenfrieden hassen und lieber in Zwiespalt leben. Wir sind versichert, daß diese Verordnete nicht von sich selbst, sondern blos aus Antrieb einiger Friedensstörer diese Schrift haben abfassen und bei Euch eingeben lassen. Wenn ein Jeder derselben absonderlich befragt werden sollte, würde gewiß nichts anderes herauskommen, als daß sie von solchen wenigen zankfüchtigen, unruhigen Leuten zur Unterschrift und Siegelung überredet und veranlaßt worden. Wisset Ihr, wer dies Supplicat der Bürgerschaft verfasset hat?"

Als der Bürgermeister einige Augenblicke schwieg, weil er mit seinem Gewissen nicht einig werden konnte,

den Namen seines Vetters zu nennen, fiel der Oberpräsident ein: „Form und Inhalt dieses Supplicates sind dem ersten völlig gleich, und da, wie mir versichert worden, der Tuchmachermeister Jung das erste abgefaßt hat, wird er wohl auch Verfasser dieses zweiten sein.“

„Dieserselbe Jung?“ wiederholte der Churfürst — „der Uns bereits seit langem als der friedhässigste und vornehmste Anstifter und Anführer solcher Tumultuanten bekannt ist? Ich befehle Euch, Schwerin, daß Ihr diesen Mann zur besondern Rechenschaft ziehen lasset. — Wie vermag ein solcher Mann zu schreiben“ — fuhr der Churfürst in ungnädigem Tone und mit dem Blick auf die Schreiben fort — „wie die Bürger über unsere Resolution in Sachen Eures ungehorsamen Predigers Gerhardt dergestalt bestürzt worden, daß sie nicht wüßten, ob sie in der Welt, oder außer der Welt lebten, daß sie Alles Ihrige, was sie um- und angehabt, fast dahin gegeben, daß ihnen jetzt das Herz angegriffen und die treuen Seelsorger und Prediger ihrer Religion wollten entzogen werden, daß Niemand von allen Predigern sich wider Uns oder Unsere Religion unverantwortlicher Weise aufgelehnt, und was dergleichen unbesonnene Worte und die sich in der Wahrheit ganz anders befinden, mehr sind? Nun, Herr Bürgermeister, wie wollt Ihr diese Unziemlichkeiten und Unwahrheiten Eures Meisters Jung verantworten?“

Tieffenbach, obgleich durch des Churfürsten strenges und bitteres Wort eingeschüchtert, ermannte sich doch

wieder und ſagte: „Wenn der Verfaſſer dieſer Bittſchrift in ſolchen Worten ſich Unziemlichkeiten hat zu Schulden kommen laſſen, ſo hat er nicht aus böſem Herzen gefehlet, ſondern aus chriſtlichem Mitleide mit dem allerdings traurigen Schickſale des removirten Predigers Gerhardt, und Eure churfürſtliche Durchlaucht möge um dieſes ſo natürlichen Herzeleids willen gnädigſt über ſolche Mängel hinwegſehen.“

„Und wenn Ihr Solches zugeſtehen müſſet,“ fuhr Friedrich Wilhelm in demſelben ungnädigen Tone fort — „war es denn nicht Eure, des Raths zu Berlin Schuldigkeit, ſolches Schreiben zurückzuweiſen? Aber was ſchreibet Ihr darüber? „Wir befinden ſo viele Motive und Rationes in dieſem inliegenden Bittſchreiben, daß wir unnöthig erachten, denſelben noch einige mehr hinzu zu thun.“ — So urtheilet Ihr, der Rath zu Berlin! Wahrhaftig, Uns wundert nicht wenig, daß Ihr nicht allein der Bürgerſchaft hierauf, der Gebühr nach, nicht begegnet, ſondern auch ſolche unziemliche und ungegründete Dinge, die Ihr ſogar Euch noch erlaubet Motive zu nennen, in Eurem Schreiben gleichſam approbiren, dieſelben für genugſam zureichend erkennen könnet. Ihr machet Euch alſo ſolcher Unziemlichkeiten und Unwahrheiten mit theilhaftig, indem Ihr ſie in Schutz nehmet und ſie Uns zuſchicket.“

„Durchlauchtigſter Churfürſt,“ antwortete der Bürgermeiſter — „Gott iſt unſer Zeuge, daß weder Rath noch Bürgerſchaft Dero Reſidenz in dieſen beiden unterthänigſten Bittſchreiben auch nur mit einem Wörtlein hat

gegen die Ehrfurcht und den Gehorsam gegen Ew. churfürstliche Gnaden noch gegen die Wahrheit verstoßen wollen, sondern das Alles ist nur die Sprache demüthig Bittender, deren ganzes Seelenheil und Frieden von dem Verlaufe dieser gehorsamsten Supplik abhängt. Denn, mein gnädigster Herr möge mir zu Gnaden halten, es hat die ganze Bürgerschaft mit uns sich über alle Maßen sehr entsetzet und betrübet, als wir vernommen, daß weder der Prediger Paul Gerhardt ohne Unterschrift des Reverses in sein Amt wieder eingesetzet, noch auch Einer in diesem Lande, und also auch in unserer Stadt soll geduldet werden, der nicht unterschrieben hätte. Nur deshalb hat die Bürgerschaft und namentlich die Gemeinde zu St. Nicolai ein bewegliches und demüthiges Supplicat anderweit uns überreicht, damit wir, der Rath zu Berlin, zugleich mit Eure churfürstliche Durchlaucht erbitten und zur Gnade bewegen möchten.“

Die Gnade des Churfürsten wurde aber durch solche Worte nichts weniger als erbeten; vielmehr warf der Fürst die beiden Schreiben unmuthig auf einen Tisch und ging einige Male heftig bewegt auf und nieder. Dann nahm er das Schreiben der Bürgerschaft abermals zur Hand und sagte: „Wir behalten uns vor, den Concipienten dieses Schreibens ernstlich zu bestrafen, und Ihr, Schwerin, werdet Uns darüber, daß und wie Solches geschehen ist, getreuen Bericht erstatten. Es ist unerhört,“ fuhr der Fürst dann fort — „wie unziemlich dieser Supplicant seine ungegründete Sache führt! Was soll das heißen, daß die Bürgerschaft nicht wisse,

ob ſie in der Welt oder außer der Welt lebe? Und iſt der Rath Unſerer Reſidenz wirklich ſo kurzſichtig und unverſtändig, Solches zu glauben?“

„Gnädigſter Herr,“ antwortete Tieffenbach nicht ohne einen Anflug von Empfindlichkeit — „wo das Herz für die heiligſten Angelegenheiten des Erdenlebens entbrannt iſt, kann wohl ein Ausdruck —“

„Verſuchet keine Verantwortung, Herr Bürgermeiſter,“ gebot der Fürſt. „Wir wollen Euch ſagen, was in dieſem Ausdrucke der Bürgerſchaft liegt: eine gräuliche Uebertreibung und Unwahrheit, von dem Verfaſſer dieſes Schreibens erdacht, um Aufruhr zu erregen, wofür er allerdings ſeine verdiente Züchtigung erhalten ſoll. Sollte die geſammte Bürgerſchaft, wie Wir jedoch nicht hoffen, mit dem Concipienten gleicher Meinung ſein, ſo möge ſie wohl zuſehen, daß ſie ſich durch dergleichen unnöthiges Klagen und Lamentiren nicht verſündige und Gott den Herrn reize, daß er dann ernſtlich ſolche ſchwere Zeiten über ſie ſchicken und Das, was ſie jetzt fälſchlich angegeben, an ihr dann in der That wahr machen müſſe.“

Die ſo ſehr aufgeregte, ungnädige Stimmung des Churfürſten ſchlug wenigſtens für den Augenblick den Muth des Bürgermeiſters völlig nieder, und er ſtand ſtumm und mit geſenkten Augen vor ſeinem Landesherrn. Dieſer jedoch wurde durch das ſtillſchweigende Aufnehmen der gemachten Vorwürfe und Anklagen nicht beſänftigt, vielmehr nahm er das unglückliche Bittſchreiben wieder zur Hand und fuhr fort: „Und was ſoll das

heißen, daß die Bürgerschaft alles Ihrige, was sie um- und angehabt, fast dahin gegeben habe?"

„Eure churfürstliche Durchlaucht wolle doch gnädigst beherzigen," antwortete nun Tieffenbach — „wie die Bürgerschaft Dero Residenz und alle Lutheraner jederzeit und auch bei den allergrößten und gefährlichsten Zeiten des letzten langjährigen blutigen Krieges doch getreu, gehorsam und beständig geblieben, und sich bis heute also gehalten haben. Eure churfürstliche Durchlaucht hat gnädigst versprochen, die Bürgerschaft einmal von der schweren Kriegslast und Contribution zu befreien; weil aber Solches bis jetzt hat unerfüllt bleiben müssen und genannte schwere Contribution noch immer fortgeht, so hat die Bürgerschaft darauf hinzudeuten sich unterfangen, aber nur, wie ich versichern darf, um dadurch Eure churfürstliche Durchlaucht zu bewegen, sie wolle dafür, weil jene Hoffnung bis jetzt unerfüllt geblieben, in diesem einen Puncte, nämlich der Erlassung der Unterschrift für ihre Prediger, sie gnädigst erhören."

„Also sollte man meinen," sagte der Fürst spöttisch — „die Bürgerschaft Unserer Residenz sei in großer leiblicher Noth? Aber lehrt nicht das tägliche Leben der Bürgerschaft gerade das Gegentheil? Habt Ihr, der Rath zu Berlin, nicht selbst zum Oefteren darüber geklaget, wie unter den Bürgern so großer Luxus und Pracht vorgehe, daß denselben zu steuern höchst nöthig sei? Wird nicht selbst von andern Ländern her oft genug ausgesprochen, daß nirgends größere Pracht und größerer Luxus herrsche, als in den beiden Residenzen Berlin und

Cöln? Und wenn die Einwohner derſelben bei den ſchweren Kriegszeiten zu den allgemeinen Laſten das Ihrige beigetragen haben und jetzt noch beitragen müſſen, weil die Wunde des dreißigjährigen Krieges noch lange nicht geheilet iſt, ſo iſt das Andern ebenſo ergangen. Ja wir hätten Euch, Herr Bürgermeiſter, nicht erſt daran erinnern ſollen, daß in der Zeit Unſerer Regierung die beiden Städte Berlin und Cöln in größere Aufnahme gekommen ſind, als es vor dieſem geweſen, und daß, wie der Augenſchein genugſam darthut, der Wohlſtand Unſerer Reſidenzen ſich täglich vermehrt.“

„Rath und Bürgerſchaft,“ ſagte der Bürgermeiſter — „erkennen dies jederzeit mit unterthänigſtem Danke an. Wir wiſſen, daß Dero hoher Name der ganzen Welt bekannt iſt und weithin in allen Ländern Eure churfürſtliche Durchlaucht der große Churfürſt genannt wird. Wir ſind auch ſtolz darauf, unter ſolchem Regimente zu leben, und ſollte es, was Gott in Gnaden verhüte, ſo weit kommen, Eurer churfürſtlichen Durchlaucht Regiment gegen auswärtige Feinde zu ſchützen, ſo würde keine Hand ſich zurückziehen und Alle mit Freuden Gut, Blut und Leben daran ſetzen. Aber wolle mein gnädigſter Herr nur bedenken, daß die Amtsentſetzung gerade des treueſten Seelſorgers einer Gemeinde wohl ans Herz greifen müſſe, und daß —“

„Es iſt gut,“ unterbrach der Fürſt den Sprecher noch in demſelben ungnädigen Tone, wie zuvor — „daß Ihr Uns an dieſen fernern Klagepunct in dieſem Schreiben erinnert. Daß die Bürgerſchaft vorgiebt, wie ihr

jetzt ans Herz gegriffen werde, dadurch, daß ihre treuen Prediger und Seelsorger ihr wollten entzogen werden, Solches ist ebenmäßig falsch. Wir begehren ihnen ihre Prediger nicht zu entziehen, sondern Wir wollen nur, daß sie sich, Unsern Edicten gemäß, des Schmähens, Lästerns, Verketzerns und Verdammens der Reformirten und deren Religion enthalten sollen. Denn Wir werden und können Solches nimmermehr leiden. Ganz falsch aber ist es, wenn der Concipient dieses Schreibens sagt, daß Niemand sich solches Lästerns und Schmähens unserer Religion habe zu Schulden kommen lassen. Denn Ihr wisset gar wohl, wie die berlinischen Prediger selbst Ursach gegeben haben, daß Wir den Revers von ihnen fordern mußten. Denn hätten sich Eure Prediger in Maaß und Grenzen gehalten, so hätten Wir sie wohl gern damit verschont. Das Alles wußtet Ihr, der Rath zu Berlin, und anstatt solche unzeitige und einfältige Supplicanten zurückzuweisen, sie und ihre ungehorsamen Prediger eines Bessern zu belehren, müssen Wir mit schwerem Mißfallen wahrnehmen, daß Ihr, der Rath zu Berlin, solchen Leuten noch beistimmet."

„Gnädigster Herr," sagte nun Tieffenbach. „Es muß uns Allen innigst leid thun, daß wir durch ein Supplicat das ernste Mißfallen churfürstlicher Durchlaucht erregt haben. Wir baten um Gnade und Bittende sind immer Unglückliche; denn unser Erlöser hat gesagt: „Geben ist seliger, denn Nehmen." Daß nun durch die begehrte Unterschrift des Reverses unter den luthe-

rischen Gemeinden und ihren Predigern Irrungen entstanden sind, daß die Prediger in ihren Gewissen und die Gemeinden an ihren Predigern irre werden, wird Eure churfürstliche Gnaden ohne mein unziemliches Erinnern wissen. Sollte es nun den also bedrängten lutherischen Gemeinden nur zum Uebeln ausgelegt werden müssen, wenn sie fürchten, es möchte ihnen zuletzt gar die freie Ausübung ihres lutherischen Gottesdienstes entzogen werden?"

„Also auch Ihr, der Rath zu Berlin, theilt solche thörichte Meinung?" fragte Friedrich Wilhelm mit bitterem, fast verächtlichem Lächeln. „Wahrhaftig, da wundert Uns fast nicht mehr, daß Ihr den Leuten diese Scrupel nicht benommen habt. So beliebt uns denn zu sagen, Herr Bürgermeister, was Wir noch gar nicht wissen. Wo und wie wird denn der Bürgerschaft die freie Ausübung ihres lutherischen Gottesdienstes entzogen? Sind ihnen ihre Kirchen zugeschlossen worden? Hat die lutherische Lehre Anfechtung erlitten? Seid Ihr etwa gezwungen worden, den reformirten Glauben anzunehmen? Oder vielleicht habt Ihr, der Rath zu Berlin und die Bürgerschaft eine ganz eigene Meinung von lutherischer Religionsfreiheit! Vielleicht versteht Ihr darunter, daß Eure lutherischen Prediger freie Macht behalten sollen, die Reformirten und ihre Religion nach ihrem Gutdünken zu verlästern, zu verketzern und zu verdammen? Haben Wir denn nicht in Unsern Edicten auch den Reformirten alles Verketzern und Verdammen der Lutherischen untersagt? Haben Wir nicht Allen volle

Freiheit gelassen, daß ein jeder Theil seine Lehre öffentlich bekennen und mit dem Evangelio streitende Lehren widerlegen könne, wenn es nur mit christlicher Bescheidenheit geschieht, wenn nur dem andern Theile nichts aufgebürdet wird, wozu sich dieser nicht versteht? Das Alles wisset Ihr, und doch setzet Ihr Euch in Worten und Werken dagegen.“

Obgleich der Bürgermeister nun schon völlig überzeugt war, daß er nichts ausrichten, sondern vielmehr die ganze Ungnade des Churfürsten mit sich nehmen würde, so wollte er doch noch einmal das Wort der Bitte versuchen und sprach: „Durchlauchtigster Churfürst, haben wir in solchem Vorbringen, obgleich gewiß mehr den Worten, als den Gedanken nach, gefehlet, so bitten wir unterthänigst und gehorsamst um Vergebung. Die nächste Ursache zu diesem erneuerten Bittschreiben war die Amtsentsetzung unseres Predigers Paul Gerhardt. Da nun Eure churfürstliche Durchlaucht die Enthaltung alles Scheltens und Schmähens der reformirten Lehre als die Bedingung setzet, unter welcher allein die Prediger uns erhalten bleiben sollen und ich und die ganze Bürgerschaft in aller Wahrheit versichern können, daß dieser Paul Gerhardt sich dieses Vergehens nie und nimmer schuldig gemacht hat und nach dem christlichen Gemüthe dieses Mannes sicherlich zu hoffen steht, daß er auch ohne Unterschrift des Reverses den Edicten treulich nachkommen werde, so wollte ich Eurer churfürstlichen Durchlaucht in aller Unterthänigkeit nochmals die Bitte ans Herz zu legen mich unterstehen, diesen

Paul Gerhardt gnädigſt wieder in ſein Amt einzuſetzen.“

„Und ohne Unterſchrift des Reverſes?“ fragte der Churfürſt raſch.

„Ja, gnädigſter Herr,“ antwortete Tieffenbach. „Der Prediger Gerhardt iſt nun einmal durch ſein Gewiſſen gebunden; und ſeine Freudigkeit im Amte und in der Lehre würde verloren gehen, wäre ſein Gewiſſen geſtört. Und —“

„Redet nicht weiter!“ gebot der Churfürſt ſtreng. „Wir haben ohnedies Euch ſchon zu große Geduld erwieſen. Wir verbleiben bei Unſerer vorigen Reſolution und können Euren Paul Gerhardt ohne Ausſtellung des Reverſes nicht wieder einſetzen. Es iſt Uns ohnedies zu Ohren gekommen, daß dieſer Prediger Gerhardt trotzdem, daß er ſeines Amtes entſetzet iſt, in ſeinem Hauſe Gottesdienſt gehalten hat und ſomit fortfährt, Uns zum Trotze ſeines Amtes zu warten und nun im Geheimen deſto mehr Unſern Glauben zu ſchmähen. Wir behalten Uns darüber weitere Unterſuchung vor.“ —

Nach einer Weile, in welcher der Churfürſt mit Zornesblicken auf und ab ſchritt, fuhr er fort: „Gleichwie Wir Euch bei der Freiheit Eurer lutheriſchen Religion allezeit zu laſſen gnädigſt gemeint ſind, ſo können Wir auch dagegen in Unſern Landen Unſere reformirte Religion von Euren lutheriſchen Predigern durchaus nicht verläſtern, verketzern, verdammen und dadurch allerhand Streit und Zwietracht ſtiften laſſen. Und wer ſich Solchem nicht bequemen und gehorſamen will, der

mag in solche Länder ziehen, wo ihm Solches verstattet wird. Eurer Bürgerschaft aber befehlen Wir Euch anzudeuten, daß sie sich um Unsere Edicte, welche nicht die Gemeinden, sondern nur die Prediger angehen, nicht zu bekümmern noch darein zu mischen habe, sondern daß sie lieber ihres Handwerkes und ihrer Nahrung abwarten solle. Euch aber, dem Rath zu Berlin, befehlen Wir, künftig dergleichen Supplicate abzuweisen und Eure Prediger zur Ausstellung des Reverses anzumahnen, und dieselben durch Euer unnöthiges Einschreiten in ihren unbefugten und muthwilligen Klagen nicht zu verstärken. Ihr seid entlassen.“

Tieffenbach, obgleich von dieser schweren Ungnade belastet, wollte doch noch einmal seine Bitte für Paul Gerhardt wiederholen, allein als er den ernsten und strenggebietenden Blick des Churfürsten gewahrte, entsank ihm der Muth und mit tiefer Verbeugung verließ er das fürstliche Gemach.

Cap. 9.

Der Verhaftsbefehl.

Was wollen wir denn hiezu ſagen? Iſt Gott für uns, wer mag wider uns ſein?

Röm. 8, v. 31.

Als Tieffenbach aus der Schwanenburg in ſeine Herberge zurückkehrte, war ſeine Seele mit Schmerz und Trauer erfüllt, darüber, daß die gethane Fürbitte eine gar ſo ungünſtige Aufnahme gefunden hatte, und ſomit für Paul Gerhardt nichts mehr zu hoffen war. Zu gleicher Zeit mußte Tieffenbach um ſeinen Vetter, den Meiſter Jung, ernſtlich beſorgt ſein; denn der Churfürſt hatte zu beſtimmt und wiederholt die Beſtrafung des Concipienten jenes unglücklichen Bittſchreibens ausgeſprochen; und obgleich Jungs Autorſchaft bis jetzt nur vom Oberpräſidenten gemuthmaßet wurde, ſo wußte der Bürgermeiſter doch zu gut, daß darüber bald völlige Gewißheit würde ausgemittelt werden. Und bei dem erregten Zorne des großen Churfürſten war es nicht abzuſehen, welche ſchwere Folgen dies für den armen

Meister bringen könne. Tieffenbach war gesonnen, augenblicklich wieder abzureisen; aber unglücklicher Weise fand er seine Reisebegleiter nicht zu Hause. Das ungewöhnlich freundliche Wetter eines zeitigen Frühlingstages hatte die Drei auf ihrer Wanderung in der Umgegend der Stadt länger zurückgehalten, als sie anfangs dachten, und als sie endlich zurückkehrten, war der Abend so nahe herangerückt, daß für heute an eine Abreise nicht zu denken war. Meister Jung war übrigens auf den Gedanken gekommen, kurz vor dem Wirthshause sich von den beiden Frauen zu trennen, um noch eine kleine Wanderung durch die Straßen und Märkte der Stadt zu machen; und da die Frau Bürgermeisterin sich zu ihrem Gatten ins Zimmer begab, traf es sich, daß Dorothea in dem ihrigen allein war und die Rückkunft ihres Vaters abwartete.

Da nahten sich bald darauf Tritte gegen die Thüre; schon wollte Dorothea, in der Ueberzeugung, es sei ihr Vater, diesem entgegeneilen, als ein leises Klopfen sie eines Andern belehrte. Und noch ehe sie die nöthige Fassung gewinnen konnte, schob sich durch die Thürspalte das hagere, süßlächelnde Angesicht des Geheimschreibers Stolpe. „Ich weiß, ehrsame Jungfer Dorothea," hub er an, „daß mein Eintritt Euch unwillkommen ist, auch mag es sich nicht geziemen, daß ein Mann zu so später Abendstunde bei einer ehrbaren Jungfrau einen Besuch macht. Indeß konnte ich theils nicht ahnen, daß Ihr allein seid, theils möchte auch in der freundschaftlichen Sorge um Euren Vater die Entschul-

digung meines unziemlichen Besuches von Euch freundlichst angenommen werden.“

„Um meinen Vater?“ wiederholte die Jungfrau zitternd, und doch gewissermaßen froh, daß sie ihre eigene Angst in der Besorgniß um ihren Vater verbergen konnte. — „Ist ihm irgend ein Unglück geschehen?“

„Das wohl noch nicht,“ tröstete Stolpe — „indeß wäre es möglich.“

„Und das sagt Ihr mir so ruhig?“ rief Dorothea aus. „Wo ist mein Vater? Wo ist der Herr Bürgermeister?“ Und dabei wollte sie das Zimmer verlassen.

„Wenn Ihr von hinnen geht,“ sagte der Geheimschreiber ganz ruhig — „so könntet Ihr leicht das Unglück unabänderlich herbeiführen. Nur wenn Ihr bleibet und mir einige Augenblicke geneigtes Gehör geben wollt, könnte das fragliche Unglück vermieden werden.“

„Ihr täuscht mich,“ sagte das Mädchen. „Ihr seid unbarmherzig, das Herz einer Tochter in solchen Zwiespalt zwischen Furcht und Angst zu setzen. Gestehet mir, daß Ihr mich täuschet, und ich will Euch Euren allerdings unziemlichen Eintritt vergeben und unter der Bedingung, daß Ihr mich augenblicklich wieder verlasset.“

„Das wäre zu viel gefordert,“ entgegnete Stolpe. „Denn das Erste wäre ein Vergehen gegen die Wahrheit, die mir stets heilig ist, und das Zweite eine unverdiente Strafe meiner freundlichen Gesinnung gegen Euch.“

„Nun, wenn Ihr bleiben wollt, so werde ich

gehen,“ sprach Dorothea entschieden und schritt nach der Thüre.

„Ich kann Euch Solches allerdings nicht hindern,“ sagte Stolpe ruhig und lächelnd. „Indeß eben so gewiß, als Ihr mich kalt und lieblos zurückstoßet, eben so gewiß kann ich Euch sagen, daß Euer Vater unrettbar verloren ist, wenn Ihr gehet.“

„Ihr seid ein Lügner,“ schalt das Mädchen — „und seid herzlos genug, nun die Angst eines Weibes zu Eurem Vortheile zu benutzen.“

„Selbst wenn Ihr scheltet, kann ich Euch nicht zürnen,“ entgegnete der Geheimschreiber. — „Indeß um Euch das scheinbare Räthsel zu lösen, darf ich Euch nur sagen, was sich ereignet hat. Ich habe so eben von meinem gnädigen Herrn Oberpräsidenten den Auftrag erhalten, den Namen Eures Vaters, des Meisters Jung, in ein gewisses Buch aufzuzeichnen; und wessen Namen darinnen steht, dem ist eben keine freundliche Zukunft beschieden. In den nächsten Tagen kehren wir nach Berlin zurück, und dort wird mein erstes Geschäft sein, die Ausfertigung eines Verhaftsbefehles des Meisters Jung, Eures Herrn Vaters.“

„Ihr seid ein herzloser, grausamer Lügner,“ wiederholte Dorothea in ihrer Angst. — „Was könnte mein armer Vater verbrochen haben, daß er sollte ins Gefängniß geworfen werden?“

„Ich bin allerdings,“ antwortete Stolpe — „um es Euch nochmals zu versichern, ein zu niedriger Diener meines gnädigen Herrn, als daß ich dessen Amtsgeheim-

niſſe zu erfahren würdig wäre; indeß iſt mir doch ſo viel mitgetheilt worden, daß die Sache mit dem Beſuche Eures Vaters in jenem Wirthshauſe an der langen Brücke zu Berlin und mit Dem zuſammenhängt, was daſelbſt in Betreff des Predigers Gerhardt geſprochen und geſchrieben worden iſt. Euer Vater muß doch dabei Aeußerungen gethan und niedergeſchrieben haben, welche einen Verhaftsbefehl gegen ihn rechtfertigen.“

Dorothea mußte, ſo ſehr ſie dem heuchleriſchen Weſen des ihr verhaßten Mannes mißtraute, doch in ihrem Herzen zugeben, daß bei dem Eifer ihres Vaters für die lutheriſche Sache die Mittheilung Stolpe's auf Wahrheit beruhen könne. Darum ſagte ſie: „Wenn es alſo wäre, was Gott gnädig verhüten mag, ſo ſprecht, wie wäre es möglich, meinen Vater zu retten?“

„Das könnte auf mannigfache Weiſe geſchehen,“ ſagte der Geheimſchreiber. „Das Allernatürlichſte wäre, daß Euer Vater dafür ſorgt, daß er nicht aufzufinden iſt. Er könnte entweder in Berlin einen ſichern Verſteck aufſuchen, oder noch ſicherer eine Zeit lang in einem fremden Lande ſich aufhalten, bis ſich der Zorn unſers großen Churfürſten gelegt hat.“

„Und das,“ fragte Dorothea, die ihre Faſſung bald wieder gewonnen hatte, ſchnell und mit dem Ausdruck der Geringſchätzung — „das würdet Ihr wirklich meinem Vater rathen? Wer vor dem Gerichte flieht, vor das er geladen iſt, iſt der nicht ſchuldig und feig zugleich? Mein Vater kann aber weder das Eine noch das Andere ſein. Aber ſelbſt dann, wenn mein Vater viel-

leicht aus Mißtrauen gegen ein partheiisches Gericht Berlin eine Zeit lang verlassen könnte, so sehe ich nicht ein, Herr Secretär, wie diese Rettung auf Eure Rechnung geschrieben werden könnte.“

„Es schmerzt mich sehr tief,“ entgegnete Stolpe in schmerzlichem Tone — „welche Freude es Euch zu machen scheint, ehrsame Jungfer, mich auch des kleinsten Ruhmes zu entkleiden, den ich etwa vor Euch haben könnte. Indeß dürfte doch hierbei noch ein Umstand Berücksichtigung verdienen, der von einiger Bedeutung zu sein scheint. Wäre der Gedanke an eine Rettung durch die Flucht etwa von Euch, Jungfer Dorothea, Eurem Vater gegeben und augenblicklich ausgeführt worden, so hätte ich allerdings die Gelegenheit verloren, Euch zu dienen. Allein eine Anzahl zufälliger Umstände, nämlich, daß Euer Vater die Gefahr, in der er schwebt, noch nicht ahnet, daß der gnädige Herr Oberpräsident ebenfalls noch nicht weiß, daß Euer Vater in Cleve anwesend ist, daß aber diese Mittheilung von mir natürlich in Kurzem gemacht werden kann, daß dann es leicht möglich ist, daß Euer Vater entweder sogleich hier in Cleve seinen unfreiwilligen Aufenthalt nehmen, oder daß er auf seiner Rückreise nach Berlin sich die allerdings etwas unangenehme Begleitung zweier Gerichtsdiener gefallen lassen müßte, dazu der zufällige Umstand, daß ich, obgleich mit widerstrebendem Herzen, doch in schuldiger Amtstreue bereits Einleitung dahin getroffen habe, daß Euer Herr Vater nicht unbewacht dieses Haus verlassen kann, und zuletzt, daß es nur von meiner geringen Per-

son abhängt, diese geheimen und unangenehmen Wächter zu entfernen. — diese kleinen zufälligen Umstände dürften doch von einiger Bedeutung sein.“

„Und das zählt Ihr mir so ruhig auf,“ sagte die Jungfrau mit verächtlicher Geberde — „als handle es sich um ein Kinderspiel! Gott schütze meinen armen Vater vor der Schmach, Euch seine Rettung zu verdanken, wenn anders Eure ganze Erzählung nicht ein Gewebe von Lug und Trug ist.“

Der Geheimschreiber, welcher zu der seltenen Classe von Menschen zu gehören schien, die gar nicht beleidigt werden können, antwortete in aller Freundlichkeit: „Ihr beliebt zu scherzen, wertheste Jungfrau Dorothea, und falls Ihr bei dieser Ansicht beharrtet, wäre es allerdings beklagenswerth, daß eine liebende und gehorsame Tochter nur deshalb ihren Vater nicht rettete, weil sie den wohlgemeinten guten Rath eines ihr verhaßten Mannes verschmähte. Da ich nun das Unglück haben soll, für meine Freundlichkeit nur Schmähung zu empfangen, so erlaubt, daß ich Euch verlasse und nur den beiden Männern, welche in der Hausflur meiner Befehle harren, die nöthige Instruction ertheile.“

Und dabei schickte Stolpe sich an, in aller Ruhe und Freundlichkeit das Zimmer zu verlassen. Dieser wahrhaft entsetzliche Gleichmuth erschütterte aber Dorotheens Seele. Die verzögerte Rückkehr ihres Vaters erschien ihr plötzlich als Unheil verkündend; und, wie das menschliche Herz in seiner Schwachheit ist — hat nur

einmal die geringste Furcht darin Raum genommen, so schreitet die Aengstlichkeit mit Riesenschritten vorwärts und Glied an Glied setzt sich unaufhaltsam an die schwere Kette, welche die arme Seele in Fesseln schlägt. Dorothea dachte an den allerdings großen und unvorsichtigen Eifer ihres Vaters für die lutherische Sache, an den ihr bekannten ernsten Willen des Churfürsten, selbst durch Hilfe äußerer Gewalt den Kirchenfrieden zu erzwingen, sie dachte an die liebloſe und unbarmherzige Vertreibung des Archidiaconus Reinhart, an die Absetzung ihres geliebten Gerhardt, sie dachte daran, wie ihr Vater allerdings schon wegen seiner Aeußerung vor Gericht gestanden und gewarnt worden war, bei Vermeidung ernstlicher Ahndung seinen lutherischen Eifer zu zügeln — sie dachte an die heimtückische Gewalt des Mannes, der vor ihr stand — und so füllte sich mit einem Male ihre Seele mit einer Angst und Bangigkeit, der sie nicht Herr werden konnte und der Vorwurf Stolpe's, daß sie den ihr gebotenen Weg der Rettung ihres Vaters verschmähe, lastete schwer auf ihrem Gewissen. „Bleibet," rief sie dem Geheimschreiber in aller Angst ihres Herzens zu — „bleibet noch! Ihr seid ein entsetzlicher Mann, Herr Stolpe! Wenn es wirklich so wäre, wie Ihr saget, wenn meinem armen Vater wirklich eine Gefahr drohete, die Ihr von ihm abwenden könntet, warum thut Ihr es nicht?"

„Warum ich es nicht thue?" wiederholte Stolpe zurückkehrend und in seiner süßen Freundlichkeit. „Wertheste Jungfer, die Menschen sind schwache Wesen. Wer

da säet, der will doch auch gern ärnten; wo Mühe und Arbeit ist, da darf der Lohn nicht fehlen.“

„Schweigt,“ rief ihm schnell die Jungfrau zu. „Das ist also Eure Absicht? Pfui über Euch, daß Ihr für ein Wort der Menschenfreundlichkeit Lohn verlanget!“

„Ihr verstehet mich ohne Zweifel nicht recht,“ entgegnete Stolpe mit unerschütterlicher Ruhe. „Und falls Ihr mir anders noch einige Augenblicke zu bleiben verstattet, möchte ich wohl Euch eine nähere Erklärung geben. Aus dem Tone Eurer Worte und aus den Mienen Eures im Zorne so lieblichen Angesichts schließe ich gewiß nicht mit Unrecht, daß Ihr mir böse und schändliche Gedanken zutrauet. Da kränket Ihr mich tief, wertheste Jungfrau. Es ist wahr, ich liebe Euch, und diese Liebe ist mein Unglück. Seitdem ich Euch das erste Mal sah, habe ich meine Ruhe und meinen Frieden verloren. Ihr habt, wie man spricht, mir es angethan. Dies ist nun aber für mich um so schmerzlicher, als ich leider weiß, daß Ihr mich hasset, und daß Ihr in diesem Hasse Alles zusammensuchet, was Eure Verachtung gegen mich nähren und vermehren kann. Wenn ich nun trotzdem meine Seele, die in Euren Banden gefangen liegt, nicht befreien kann und, wie Ihr doch wohl werdet bemerkt haben, alle Bitterkeit und Schmähung von Euch ruhig und ohne alle Wiedervergeltung hingenommen habe, so möget Ihr zunächst daraus absehen, daß meine Liebe zu Euch keine flüchtige Neigung ist, sondern daß sie meine ganze Seele umfasset. Werdet mir nicht böse darüber, liebe Jungfer; denn indem ich Solches

Euch auseinanderſetze, bin ich doch eben nicht beneidenswerth.“

„Ihr könnt mir nun nichts Neues mehr ſagen,“ ſprach Dorothea mit Würde — „und da Ihr meine Geſinnung in dieſer Angelegenheit kennt, ſo möget Ihr jetzt Euren Abſchied nehmen. Möge nun kommen über mich und meinen armen Vater, was uns bereitet iſt, Gott wird uns doch wohl nicht verlaſſen. Gehet, Herr Secretär, und thut, was Euch Euer Amt gebietet.“

„Ihr habt mich nicht ausreden laſſen,“ fuhr Stolpe ruhig fort — „darum bitte ich Euch nur noch um einige Augenblicke Gehör. In der Geſchichte des menſchlichen Herzens giebt es zahlreiche Beiſpiele, daß die Gefühle und Empfindungen wechſeln, daß ſich eben ſo gut Liebe in Haß, als Haß in Liebe verkehren kann. Warum ſollte alſo dies nicht auch bei Euch möglich ſein? Ich bitte für jetzt um nichts, als daß Ihr dieſe meine Hoffnung nicht für alle Ewigkeit zu Schanden machen möget, daß Ihr die Möglichkeit einer freundlichen Geſinnung für mich nicht völlig in Abrede ſtellet. Denn wahre Liebe iſt geduldig und langmüthig. Ich bitte um nichts, als daß Ihr mir dieſe Möglichkeit zugeſtehet, und daß Ihr mir in deren Folge erlauben möget, Euch von Zeit zu Zeit in aller Ehrbarkeit aufzuwarten. Und wenn mir auch erſt nach Jahresfriſt das erſte Wort, der erſte Blick von Euch zu Theil würde, der mir ſagte, daß Euer Haß gegen mich nur um ein Weniges abgenommen hat, ſo wäre ich überreichlich belohnt.“

„Es iſt nun genug,“ ſagte Dorothea ernſt und veſt.

„Ich habe zur Wahrung meiner Ehre Euch schon zu lange Gehör gegeben. Wisset, Herr Geheimsecretär, die Liebe ist kein Menschenwerk, sondern der Hauch Gottes in unserm Herzen. Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden, was aber Gott geschieden hat, das soll der Mensch nicht zusammenfügen wollen. Gehet nun, wenn Ihr noch Achtung vor einem Weibe habt, welches zu einer solchen Sprache gegen Euch gezwungen wird. Gehet und thut, was Eures Amtes ist. Gott wird unser Schutz und Trost sein.“ —

„Wie schön seid Ihr, wenn Ihr zürnet und strafet,“ sagte Stolpe in schmeichelndem Tone. Doch schnell, als er gewahrte, wie diese Aeußerung den Unwillen der Jungfrau erhöhte, und fast ärgerlich über sich selbst, auch nur für einen Augenblick aus seiner Rolle gefallen zu sein, lenkte er wieder ein und fuhr fort: „Wüßtet Ihr, wie schmerzlich mich die Erinnerung an die Pflichten meines Amtes berührt, Ihr würdet dies nicht so ruhig thun können. Ich bin der willenlose Diener eines mächtigen Herrn, der seinerseits wieder des Churfürsten Diener, obgleich auch einflußreicher Rathgeber ist und sich sogar der besondern Freundschaft desselben rühmen kann. Was aber mir geboten wird, muß ich in Ausführung bringen, und wenn dabei mein Herz blutete. Will ich Andern dienen, so ist dies nur möglich durch Ungehorsam gegen meinen Herrn, und die Folge davon würde sein, daß ich meines Amtes entsetzt werde. Und doch wie gern würde ich dies Opfer bringen, wie gern mich weit größern Gefahren aussetzen — um Euret-

willen. Der Herr Oberpräsident weiß nicht, daß Euer Vater hier in Cleve anwesend ist, er hat eben — und die Achtung und Liebe zu Euch möge diese meine Verletzung eines Amtsgeheimnisses entschuldigen — bereits den Befehl unterzeichnet, der Euren Vater sogleich nach seiner Rückkunft in Berlin zur Haft bringt. Dieser Befehl ist in meinen Händen — und hier mögt Ihr ihn lesen.“

Gegen ihren Willen, dem Secretär noch weitere Aufmerksamkeit zu schenken, richteten sich Dorotheens Blicke auf das vorgehaltene Papier; und als sie wirklich darauf den Namen ihres Vaters, das große churfürstliche Siegel und den ihr bekannten Namenszug des Oberpräsidenten gewahrte, erschrack sie durch und durch. Bisher hatte sie immer noch an der Wahrheit der ihr gemachten Mittheilungen gezweifelt, und da sie die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit nicht leugnen konnte, Alles für das trügerische Gewebe des ihr verhaßten Mannes gehalten; aber diese Ueberzeugung von der Wirklichkeit war zu schlagend und niederdrückend, als daß sie sich noch mit falschen Hoffnungen täuschen konnte. In der Angst ihres Herzens rief sie aus: „Entsetzlicher Mann, was wollt Ihr nun thun?“

„Hättet Ihr gefragt,“ sagte Stolpe — „was ich thun muß, so würde ich Euch antworten müssen: Euren Vater hier in Cleve zur Haft bringen, von der geschehenen Verhaftung Anzeige machen und abwarten, ob Meister Jung hier vor Gericht gestellt, oder gefangen nach Berlin gebracht werden soll.“ —

„Haltet ein," unterbrach die Jungfrau den Geheimschreiber, und an der Unruhe und Angst ihrer Stimme gab sich der volle kindliche Schmerz um den theuern Vater kund, so daß mit einem Male all' ihr früherer Muth dahin war. „Haltet ein," sprach sie — „Euch ist es ein Geringes und Kleines, ein Menschenherz zu durchbohren. Ihr nähret Euch von dem Hasse und der Angst, die Ihr einflößet, Euch ist es Seelenweide, zu vernichten und zu zerstören."

„Ich verzeihe Euch diese bittern Worte," antwortete Stolpe ruhig. „Es ist der Schmerz eines Kindes um den Vater, und solcher Schmerz hat besondere Vorrechte. Auch habe ich Euch, ehrsame Jungfer, nur gesagt, was ich thun müßte, wenn Ihr mich darum gefragt hättet. Da Ihr aber fraget, was ich thun will, so antworte ich Euch: Euren Vater retten! Meister Jung kehrt entweder eiligst nach Berlin zurück und bezieht dort für eine Zeitlang ein verborgenes Quartier, oder er begibt sich sogleich von hier aus über die Landesgrenze, was in wenigen Stunden zu bewerkstelligen ist. Komme ich nach Berlin zurück und ich finde Meister Jung in seiner Behausung nicht, nun, wer weiß denn, wo er sich aufhält? Abwesende Personen können nicht verhaftet werden."

„Wahrhaftig, Euer Rath ist gut," rief Dorothea aus, welche in der Angst und Besorgniß um die Freiheit ihres Vaters ganz vergaß, mit wem sie redete. — „Ja, Ihr habt Recht, das muß mein armer Vater thun. Ich werde mit ihm gehen, und ging er an das äußerste Meer."

„Wie freut mich dieſe Kindesliebe," ſprach der Geheimſecretär. „Indeß muß ich mir doch erlauben, noch hinzuzuſetzen, daß dieſe von mir angedeutete Rettung Eures Vaters an gewiſſe Bedingungen geknüpft iſt, die ich Euch ſchon mitzutheilen erlaubte. Rettung um Rettung, liebe Jungfer, Wohlthat um Wohlthat, — Liebe um Liebe." —

„Schweiget, Elender," gebot Dorothea, die durch dieſe Worte ihre vorige Faſſung wieder gewonnen hatte. „Jetzt verſtehe ich Eure niedre Seele. Ich Verblendete, daß ich nur einen Augenblick vergeſſen konnte, wer mit mir redet! Wollt Ihr Seelen retten um ſolchen Preis? Gilt Euch die Liebe für die Waare eines Mäklers, um die man handelt und feilſcht? Weichet von mir! Eher den Tod, ja eher noch vermag ich den Anblick meines Vaters in Ketten und Banden zu ertragen, als daß ich nur die leiſeſte Berührung Eurer Hand zu dulden vermöchte."

„Nun, wie Ihr wollt," ſprach Stolpe ruhig, und dabei öffnete er die Thür und rief zweien Männern, die vor derſelben ſtanden, zu: „Gehet hinab vor's Haus, und wartet dort meiner Befehle! Ehrſame Jungfer Dorothea," — wandte er ſich dann ruhig an dieſe — „ich habe die Ehre, Euch zu grüßen." Und mit dieſen Worten nahm er unter tiefer, ſüß-freundlicher Verbeugung ſeinen Abſchied.

Die Seele des armen Mädchens ward von tauſend Qualen durchſchnitten; Haß und Liebe, Furcht und Hoffnung, Angſt und Ergebung kämpften mit ein-

ander. Der Vorwurf Stolpe's, die Rettung ihres Vaters verschmäht zu haben, belastete aber doch ihr Kindesherz mehr als alles Andere; ja sie mußte sich jetzt sogar zugestehen, daß nur die Sorge für das eigene Wohl sie hatte an der Liebe zu ihrem Vater sündigen lassen. Und so wie dieser Gedanke in ihrer Seele laut geworden war, breitete sich die volle Pein folternd über sie aus, und Schaam, Schmerz und Reue zwangen sie zu dem Ausrufe: „Schmach über mich, ich habe gesündigt.“ Und fast in verzweifelnder Hast stürzte sie durch die Thüre; noch war es Zeit, den Secretär zurückzurufen — sie sah, wie Stolpe mit den beiden Männern die Treppe hinabging. Sie wollte rufen: „Herr Stolpe,“ aber das Wort wollte nicht über ihre Lippen; ihr ganzer Leib zitterte und ein Angstschrei drängte sich aus der Beklommenheit ihres Herzens. Als Stolpe dies hörte, und beim Zurückschauen die Jungfrau gewahrte, wie sie bleich und zitternd das Treppengeländer umfaßte, um nicht zusammenzubrechen, eilte er schnell die Treppe wieder hinauf. Dorothea hatte nur noch die Kraft, auszurufen: „Rührt mich nicht an!“ — aber auch im selben Augenblicke tönte eine Stimme in der Hausflur: „Was ist denn geschehen?“

„Barmherziger Gott,“ rief Dorothea aus — „das ist mein Vater!“ — und diese veränderte Scene gab ihrer wankenden Seele die volle Kraft zurück. Mit wenig Schritten war Meister Jung die Treppe hinan und die Tochter in seine Arme fassend und den Blick auf Stolpe gerichtet, sprach er im Tone wilden Zornes:

„Gott sei Eurer Seele gnädig, wenn Ihr meinem Kinde ein Leides gethan habt.“

„Nein, lieber Vater,“ sagte Dorothea — „mir nicht, aber Dir will er ein Leides thun.“

„Meister Jung,“ sprach nun der Secretär und auf dessen Wink zogen sich die beiden Männer in die Hausflur hinab — „vielleicht gefällt es Euch, mir auf wenige Augenblicke den Wiedereintritt in Euer Zimmer zu gestatten. Ich hoffe, Eure Tochter wird Dem nicht entgegen sein.“

Als Dorothea in der erneuerten Hoffnung auf die Rettung ihres Vaters auch auf keinerlei Weise die zuletzt gesprochenen Worte Stolpe's Lügen strafte und ins Zimmer voranschritt, lud Meister Jung den Secretär, wenn auch mit sichtbarem Widerstreben seiner Seele, zum Eintritt ein. „Was wollt Ihr, Herr Geheimschreiber?“ fragte er fast barsch.

Der Secretär zog ein Papier hervor, überreichte es dem Meister und sprach: „Kennt Ihr das? Im Namen des Churfürsten — Ihr seid ein Gefangener!“

„Warum?“ rief Jung aus. „Welches Verbrechens klagt man mich an?“

„Antwort darauf liegt nicht in meinem Auftrage,“ entgegnete Stolpe. „Vor Gericht werdet Ihr Solches erfahren, wenn Ihr es anders nicht selber wisset.“

Der Meister prüfte streng und genau den Verhaftsbefehl, und da er an der Aechtheit desselben nicht zweifeln konnte, gab er ihn dem Secretär zurück und sprach:

„Ich unterwerfe mich diesem Befehle. Sagt, wohin soll ich gehen?“

Da warf sich Dorothea an des Vaters Brust und sprach unter lautem Weinen: „Du willst gehen? Vater, kannst Du so ruhig Dein Kind verlassen? Kannst Du wirklich hier in fremder Stadt Dein Kind dem Jammer, der Schmach, der Verzweiflung preisgeben?“

„Mein Kind,“ antwortete Jung vest und ernst, „die Schrift sagt: Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat. Es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott geordnet. — Da wird auch dieser selbe Gott, mit dessen Zulassung ich von Dir getrennt werde, Dich nicht verlassen und versäumen. Du bist nicht allein hier; unser hochedler Vetter Tieffenbach und seine gute Gattin werden sich Deiner annehmen. Sagt, Herr Secretär, wohin habt Ihr Befehl, mich zu führen?“

Nach einigem Zögern antwortete Stolpe: „Meister Jung, ich weiß, Ihr glaubet mir in keinem Worte, Ihr gefallt Euch darin, unter bittern Vorwürfen meinem Herzen und Gewissen Das aufzubürden, was allein mein Amt von mir fordert. Mögt Ihr nun jetzt Dies oder Jenes aufs Neue thun, — genug ich sage Euch: Ihr könnt noch gerettet werden.“

„Und wie?“ fragte Jung verächtlich — „und durch wen?“

„Durch mich“ — antwortete der Secretär.

„Durch Euch?“ wiederholte der Meister unter spöttischem Lächeln. „Die Hilfe, die Ihr anbietet und bringt, kann kein ehrlicher Mann, kann besonders kein

lutherischer Bürger annehmen. Bin ich schuldig, so will und muß ich meine Strafe leiden, bin ich unschuldig, so werde ich gerettet werden ohne Euch.“

So wenig diese Aeußerungen den Secretär willig und gütig stimmen konnten, so sehr unterdrückte er den aufwallenden Ingrimm und sprach: „Meister Jung, ich kann Euch so viel sagen, daß Eure Theilnahme an den Versammlungen der lutherischen Bürger zu Gunsten Eures Predigers Gerhardt, und was Ihr dabei möget gesprochen oder geschrieben haben, die nächste Ursache Eurer Verhaftung ist. Es steht zu befürchten, daß die Strenge unsers Churfürsten in dieser Kirchensache Euch auf lange Zeit Eurer Freiheit berauben dürfte. Eure Verhaftung ist ein Unglück für die Bürgerschaft, die in Euch ihre besondere Stütze erkennt. Es ist Eure Schuldigkeit, Euch zu retten, wo Ihr noch könnt. Und das könnt Ihr! Niemand in Cleve weiß, daß Ihr hier seid, außer mir allein; ich habe selbst den beiden Männern, die Ihr in der Hausflur gesehen habt, verschwiegen, welchen Auftrag ich habe, und wer Ihr seid. Gehet jetzt mit Eurer Tochter frei von hinnen, haltet Euch, wo Ihr wollt, eine Zeit lang im Verborgenen auf und ich werde meinem gnädigen Herrn, dem Oberpräsidenten, die Mittheilung machen, daß Ihr nirgends aufzufinden seid.“

„Und welchen Preis verlangt Ihr dafür?“ fragte Meister Jung spöttisch. — „Denn ohne Euren besondern Nutzen thut Ihr doch Nichts.“

„Ja, ich leugne es nicht,“ antwortete Stolpe.

„Gerade für dieſes Liebeswerk möchte ich nicht ohne Lohn bleiben. Ich verlange nichts, als daß Ihr aufhöret, mir feindlich geſinnt zu ſein und daß Ihr mir die Hoffnung ausſprechet, zu einer beſſern, wenn auch ſpätern Zeit, in Eurem Hauſe eine freundliche Aufnahme zu finden.“

„Nimmermehr!“ rief Jung heftig aus. „Ein Mann wie Ihr, der mich ſchon einmal verrathen hat, verräth mich auch das zweite Mal, wenn der Lohn dafür annehmlich erſcheint! Warum ſoll ich flüchten? Nur der Feige, den ſein Gewiſſen verklagt, entzieht ſich ſeinen Richtern. Mein Gewiſſen aber iſt frei. Was ich gethan, geſprochen und geſchrieben habe, werde ich vor Gott und der Welt verantworten. Ich habe nichts gethan, als was die Treue im Evangelio von jedem lutheriſchen Bürger in dieſer traurigen Zeit fordert. Werde ich deshalb von partheiiſchen oder irregeleiteten Richtern für ſchuldig und ſtrafbar erkannt, ſo will ich willig und gern meine Strafe büßen. Zu einer Zeit, wo lutheriſche Prediger, wo fromme und gerechte Männer, wo treue Diener Jeſu, wie unſer Paul Gerhardt, um ihres Glaubens willen Spott, Schmach und Verfolgung erleiden und ſogar ihres Leibes Nahrung und Nothdurft beraubt werden, da iſt es für einen lutheriſchen Bürger eine Ehre, wenn er um ſeines Glaubens willen in den Kerker geworfen wird. Kann aber, wie ich verhoffe, mir nichts bewieſen werden, was der Wahrheit in Sachen Gottes und dem Gehorſam gegen Fürſt und Obrigkeit zuwider wäre, ſo brauche ich zu meiner Rettung nicht Euch, und

werde nicht der Schuldner eines Mannes, deſſen niedrige Seele ſich an Verrath und Hinterliſt weidet.“

„Ich vergebe Euch gern dieſe Schmähung meiner Perſon und meines Amtes,“ erwiderte der Secretär mit erzwungener Ruhe. „Es iſt dieſelbe Sprache, welche Ihr in dem ſogenannten Bittſchreiben zu Gunſten Eures Herrn Paul Gerhärdt redet. Und darüber richte nicht ich, ſondern churfürſtliche Durchlaucht.“

„Wie armſelig würde ich mir vorkommen,“ ſagte Meiſter Jung verächtlich — „wenn in Dem, was ich in dem genannten Bittſchreiben der Bürgerſchaft niedergeſchrieben habe, Ihr, Herr Geheimſchreiber, mein Richter ſein ſolltet.“

„Es iſt doch wenigſtens noch erfreulich“ — ſprach nun der Secretär mit dem Lächeln der Bosheit — „daß Ihr, Meiſter Jung, Euch als Concipient jener Bittſchrift nicht verleugnet. Durch dieſes freiwillige Zugeſtändniß werden manche, ſonſt nöthig gewordene Weiterungen abgeſchnitten. Zwar habe ich zum Zeugen Eures Zugeſtändniſſes Niemanden, als Eure ehrſame Tochter, Jungfer Dorothea; indeß ſeid Ihr viel zu wahrheitsliebend, als daß Ihr eine gethane Ausſage ableugnen könntet. Ehe ich jedoch mich beehre, meinen Abſchied von Euch bis auf Wiederſehen in Berlin zu nehmen, erlaube ich mir nur noch, Euch mitzutheilen, daß Ihr auf Eurer Rückreiſe die Begleitung zweier Männer annehmen werdet, welche den ſtrengſten Befehl haben, Euch alle mögliche Aufmerkſamkeit zu ſchenken und im wahren Sinne des Wortes, Euch nicht aus den Augen

zu lassen. In Berlin angekommen, würdet Ihr dann, Meister Jung, gut thun, den beiden Männern freundlichst zu folgen, wohin sie Euch führen, ohne erst großes und Euch doch gewiß nicht ganz angenehmes Aufsehen zu erregen. Und nunmehr noch einmal: Auf Wiedersehen in Berlin.“ Und somit schritt Stolpe zur Thür hinaus, wo er den beiden Männern noch Einiges ins Ohr flüsterte und dann süßlächelnd seines Weges ging.

„Um Gotteswillen, lieber Vater, was soll da geschehen?“ rief nun Dorothea unter Klagen aus.

„Beruhige Dich, mein Kind,“ antwortete Meister Jung. „Was kann mir geschehen? Nichts, das mich und Dich bekümmern könnte. Sie werden allerdings suchen, Dies oder Jenes auf mich zu bringen; denn wo Männer, wie jener Stolpe, mit thätig sind, da haben Wahrheit und Gerechtigkeit wenig dabei zu thun. Aber bange deshalb nicht um mich! Hat mich der Herr wirklich berufen, ein Zeugniß von ihm abzulegen vor der Welt, so wird er mich auch stärken und schützen. Tröste Dich mit mir durch unseres lieben Paul Gerhardts Trost- und Freudenlied:

Ist Gott für mich, so trete
Gleich Alles wider mich!
So oft ich ruf' und bete,
Weicht Alles hinter sich.

Hab ich das Haupt zum Freunde,
Und bin geliebt bei Gott,
Was kann mir thun der Feinde
Und Widersacher Rott'?

Jetzt nahten sich Männerschritte der Thür. Dorothea erzitterte und flüchtete sich zum Vater; sie mochte den Wiedereintritt des entsetzlichen Stolpe fürchten. Indeß es war der Herr Bürgermeister Tieffenbach, der mit den Worten eintrat: „Endlich finde ich Euch hier, lieber Vetter! Wie eifrig habe ich Euch überall gesucht und suchen lassen, um Euch wo möglich noch zu rechter Zeit einen guten Rath zu geben. Jetzt ist es leider, wie ich sehe, zu spät. Eure Anwesenheit ist verrathen und mein Wille, Euch zu helfen, gebrochen."

„Vielen freundlichen Dank, hochedler Herr Vetter, für diesen Euren guten Willen," antwortete Meister Jung. „Hättet Ihr mir auch zu rechter Zeit rathen können, mich etwa durch die Flucht der Gefangenschaft zu entziehen, glaubet mir, ich wäre doch hier geblieben. Ich werde nun die besondere Ehre haben, von zwei Gerichtsdienern nach Berlin begleitet zu werden. Sollte dies so geschehen, daß meine Dorothea von mir getrennt würde, so bitte ich Euch, nehmt Euch ihrer gütigst an."

„Ich hätte es nicht gedacht," sagte Tieffenbach ernst den Kopf schüttelnd — „daß meine Sendung hierher einen so traurigen Ausgang haben würde. Beladen mit der vollen Ungnade des Churfürsten kehre ich zurück, betrogen in jeder Hoffnung für eine glücklichere Wendung der Dinge, und erfüllt mit gerechter Besorgniß um das Wohl unserer lutherischen Kirche. Wenn der Herr selbst seine Kirche nicht schützt, so sind wir verloren."

„Ja, gewiß," setzte Jung schnell hinzu. „Mit

unſerer Macht iſt nichts gethan, wir ſind gar bald verloren. Indeß, theurer Herr Vetter, der rechte Mann ſtreitet mit uns und für uns; darum laſſet uns muthig und ſtark bleiben: Die Welt" — ſo redet unſer liebe Gerhard zu unſerm Gott —"

Die Welt, die mag zerbrechen,
Du ſtehſt mir ewiglich.
Kein Brennen, Hauen, Stechen
Soll trennen mich und dich.
Kein Hunger und kein Dürſten,
Kein' Armuth, keine Pein,
Kein Zorn des großen Fürſten
Soll mir ein' Hind'rung ſein.

Getröſtet und geſtärket durch ſolche Worte ſchickten ſich die Reiſenden zur Rückkehr nach Berlin an. Gegen Wiſſen und Willen ſeines Vetters brachte es Tieffenbach bei dem Oberpräſidenten wenigſtens noch dahin, daß Meiſter Jung ohne Begleitung der beiden Gerichtsdiener reiſen konnte, indem er ſelbſt, der Bürgermeiſter, Bürgſchaft dafür leiſtete, daß Meiſter Jung nicht allein keinen Verſuch zur Flucht machen, ſondern auch jeder Zeit und Stunde bereit ſein würde, vor ſeinen Richtern zu erſcheinen. Und ſo fuhren die Vier mit ganz andern Empfindungen in die Reſidenz zurück, als mit welchen ſie dieſe verlaſſen hatten.

Cap. 10.

Das Geständniß.

Herr, sei nicht ferne von mir, denn Angst ist nahe. Denn es ist hier kein Helfer!

Psalm 22, v. 12.

Seit mehreren Tagen war der Frühling nicht allein im Calender, sondern auch wirklich in der Natur angebrochen. Eine milde laue Luft wehte über das frische Grün, das aller Orten hervorbrach und das sandigen Gegenden, wie denen der Churmark, einen doppelten Reiz verleiht. Freude und neues Leben herrschte überall, nur nicht unter der lutherischen Bürgerschaft Berlins und Cölns. Die Strenge des Churfürsten gegen die Geistlichen, welche sich der Unterschrift des Reverses weigerten und die Ungnade desselben, welche fühlbar auf Rath und Bürgerschaft lastete, hatten einen trüben, traurigen Geist in der Gemeinde erzeugt und den Segen des Evangeliums vielen schwachen Seelen hinweggenommen.

Im Hause Dessen, der die nächste Ursache dazu war, des Diaconus Paul Gerhardt, sah es nicht viel besser aus, obgleich aus anderer Ursache. Frau Maria, die schon seit Langem kränkelte, war in eine ernstliche Krankheit verfallen und lag zu Bette. Bei seinem letzten Besuche hatte der Arzt dem Eheherrn zwar erklärt, daß die Krankheit nicht sogleich zum Tode sei, hatte aber die gegründete Befürchtung ausgesprochen, daß das Leben der armen, schwergeprüften Frau sichtbar, wenn auch langsam der Auflösung entgegengehe und eine wirkliche Abzehrung schon begonnen habe. Wo ist ein Ehemann, der bei aufrichtiger Liebe zu dem Weibe seines Herzens, zu der Mutter seiner Kinder, eine solche Botschaft nicht mit der tiefsten Betrübniß aufnähme? Selbst eine in der Gottesfurcht gewurzelte Seele ist nicht stark genug, um den Gram darüber zu besiegen. So auch unser Gerhardt, der, wie die menschliche Natur überhaupt, stärker und getroster war, wenn er mitten im Kampfe, mitten in der Ertragung des herbeigekommenen Schicksals sich befand, als wenn die Gefahr erst drohend herannahte.

Wir finden ihn am Bette der kranken Gattin, der es wenigstens nicht an leiblicher Pflege fehlte, denn nicht allein Dorothea kam Tag und Nacht nicht von der geliebten Frau Pathe fort, auch die Schwester der Hausfrau, die Wittwe des vor neun Jahren verstorbenen Archidiaconus Joachim Fromm, eines entfernten Verwandten des Propstes Fromm zu St. Petri, wartete mit schwesterlicher Liebe der armen Kranken.

„Ihr seid so traurig, lieber Herr," sprach die Kranke zu ihrem Gatten. „Ich fürchte doch nicht, daß Euch meine Krankheit so sehr besorgt macht."

„Nein, mein gutes Weib," antwortete Gerhardt und die Lüge, zu welcher ihn die Gutmüthigkeit verführte, drückte sich in dem Blicke seiner Augen ab. Deshalb setzte er sogleich hinzu: „Das heißt, ich will damit nicht eben sagen, daß mich Deine Niederlage nicht schmerzte; denn wie könnte ich ruhig und fröhlich sein, wenn Du leidest. Ich wollte nur sagen, daß ich um des Ausgangs Deiner Krankheit willen nicht besorgt bin. Gott ist ja allmächtig und allbarmherzig; was bei Menschen nicht möglich ist, ist möglich bei ihm."

„Ist das Euer Ernst, mein Gerhardt?" fragte Maria mit wehmüthigem Lächeln. „Scheint es mir doch fast, als wenn Ihr Euch bemühtet, Anders zu reden, als Ihr fühlet."

„Wie das?" fragte Gerhardt schnell und in sichtbarer Verlegenheit.

„Ihr täuscht mich nicht," sagte die Kranke ruhig. „Ich weiß zu gut, daß der Wurm des Todes an meinen Gebeinen naget, und daß meine Stunde vielleicht nahe ist."

„Maria," rief Gerhardt aus — „das sagst Du mir so ruhig? Das sprichst Du im Blicke auf unser Söhnlein? Maria, möchtest Du denn so gern sterben?"

„Und würde es Euch denn erschrecken," antwortete die Hausfrau — „wenn ich mit Sanct Paulo sagte: Ich habe Lust, abzuscheiden und bei Jesu Christo zu

ſein? Mein theurer Paul,“ fuhr ſie fort und reichte dem Gatten die Hand — „weiß doch auf Erden Niemand beſſer, als Ihr, wie glücklich ich bin, wie gern ich unter Euch lebe; aber wo der Herr zu meinem Erdenleben geſagt hat: Bis hierher und nicht weiter! da ziemt mir ja nichts, als ſtilles, williges Unterwerfen. Habe ich nicht auch Vater und Mutter und vier Kindlein bei dem Herrn, die mich erwarten? Nein, nein, mein Gerhardt, Ihr denket und fühlet eben ſo wie ich; aber geſtehet mir es nur, Eure Liebe zu mir, vielleicht auch wohl die Beſorgniß, die Ankündigung meines nahen Todes möchte mich kleinmüthig und verzagt machen, leget Euch andere Worte auf die Lippen. Doch vertraue ich herzlich und gern mit Euch der Macht und Barmherzigkeit unſeres Gottes, der mich retten kann, wenn er will. Und ſo laſſet uns denn mit Ruhe und Ergebung des Willens unſers himmliſchen Vaters warten! Aber, lieber Mann, thut die Traurigkeit von Eurem Angeſichte; ein in Gott fröhliches Herz und Angeſicht iſt dem Kranken eine Erquickung.“

„Maria, wie beſchämſt Du mich!“ ſprach Gerhardt und drückte der Gattin Hand. „Ja, ich will es Dir geſtehen, ich ſelbſt war ſo ſchwach und kleinmüthig, als ich es von Dir fürchtete. Ich erkenne aber auf's Neue, daß das Herz des Weibes demüthiger iſt vor Gott, als des Mannes unſtäter Geiſt. Wohl Dir, Du treue, liebe Seele, daß Du den Frieden haſt, den uns der Herr gelaſſen hat, und den die Welt nicht geben und nicht nehmen kann. Für jetzt aber iſt, wie mir der Arzt mit-

theilte, noch keine Gefahr für Dich, und ehe wirkliche Gefahr eintritt, kann Gott große Dinge an Dir und uns Allen gethan haben. Darum laß uns, wie der Prophet sagt, still und geduldig sein, damit wir stark werden. Euch aber, liebe Schwägerin und Dir, liebe Dorothea, lohne es Gott, was Ihr bisher gethan habt; vermag ich es nicht, weil vielleicht auch mein Leben nicht zu hoch mehr laufen mag, so wird unser Fritz es Euch einst in Werken beweisen, was Ihr seiner Mutter Gutes gethan habt.“

„Sprecht nicht davon, lieber Herr Pathe,“ sagte Dorothea. „Wäre unsere Pflege nicht Zöllner- und Pharisäerliebe, wenn wir auch nur im Geringsten daran dächten? Aber die Frau Pathe hat recht, Ihr seid heute ungewöhnlich trüb und traurig; ist Euch etwa ein besonderes Leid widerfahren?

„Ein seines Amtes entsetzter Prediger,“ antwortete Gerhardt schmerzlich-lächelnd, „hat allerdings sein besonderes Leid zu tragen. Dem Pfarrer, welchen der Glaube zum Reden treibt, Solches wehren und ihm verbieten, daß er in seiner Gemeinde Gott diene, ist ein hartes Gesetz und ist nicht viel besser, als einem Vater verbieten, daß er seine Kinder liebe und für sie sorge. Es mag ein Leichtes sein, im hohen Consistorio mit einem Worte oder einem Federzuge die ganze Amtsthätigkeit eines Seelsorgers auszustreichen, es mag auch billig sein, daß dabei nicht gefragt werde, ob der aus seiner Gemeinde herausgerissene und bei Seite geworfene Seelsorger sein täglich Brot habe oder nicht; denn

hat es der Pfarrer verschuldet, so mag er seiner Schuld Strafe leiden. Aber daß man nicht an das bittere Herzeleid denkt, welches einem Diener Gottes am Leben nagt, wenn er den Tempel sieht, in welchem er nicht mehr reden darf, wenn er den Gliedern seiner Gemeinde begegnet, um deren Seelenheil er sich nicht mehr bekümmern darf, wenn er die Glocken zum Gotteshause rufen hört und Alle dürfen gehen, weil Allen die Glocken zurufen: Kommet her! und nur dem armen, vertriebenen Pfarrer rufen sie zu: Du darfst nicht herkommen! — daß man im hohen Consistorio daran nicht denkt und also gar nicht weiß, wie bitterlich man gestrafet hat, das ist's, was mich trüb' und traurig macht."

„Aber," entgegnete Dorothea leise, weil sie bemerkte, daß die kranke Frau Gerhardt eben die Augen zu einem längst erbetenen Schlummer geschlossen hatte, — „aber bedenkt Ihr nicht, lieber Herr Pathe, was Euch bei diesem Leide getröstet? Gibt es nur ein fühlend Herz in der Gemeinde, das nicht in seinem Gebete zu Gott Eurer gedächte? Herrscht nicht allgemeine Sorge und Unruhe um Euch und für Euch? Ist Euer Leid nicht ein Leid der ganzen Gemeinde?"

„Du gutes Kind," sagte Paul Gerhardt mit mildem Vorwurfe — „Du willst Wunden heilen, und schlägst sie nur größer! Eben daß in der Gemeinde Sorge und Unruhe herrschen, daß der Friede des Wortes Gottes gestöret ist, daß im Hause Gottes keine Eintracht regieret, und daß ich zu diesem Allen, wenn auch nicht einzig und allein, doch, wie ich mir's nicht leugnen

kann, eine nicht geringe Urſache bin, das iſt's ja, was mich nicht fröhlich werden läßt, auch wenn ich mein eigenes Leid völlig vergeſſe. Und denkſt Du nicht an Deinen armen Vater, Dorothea? Wer iſt die Urſache, daß er nun ſo viele Wochen ſchon gefangen gehalten wird und daß es ſcheint, als wolle man dem treuen, lieben Manne alle mögliche Schuld und Strafe aufbürden? Leidet er nicht um meinetwillen? Sitzt er nicht im Gefängniß, weil er mich aus den Banden churfürſtlicher Ungnade befreien wollte? Dorothea, denkſt Du nicht an Deinen Vater?"

Dieſe wiederholte Frage machte auf die Jungfrau einen tiefen, ſchmerzlichen Eindruck. Gerhardt ahnete freilich nicht, daß Dorothea abſichtlich jede Erinnerung an ihren Vater vermied, weil ſie ſchon wußte, wie ſehr ihr Herr Pathe ſich darüber anklagte, daß er allein die Schuld an Allem trage. Als nun aber Gerhardt dieſe zarte Rückſicht in eine tadelnswerthe Vergeßlichkeit zu verwandeln ſchien, da fiel der Schein von Kraft und Seelenſtärke, mit der ſie bisher ihren kindlichen Schmerz getragen hatte. Die hellen Thränen ſtürzten aus ihren Augen, als ſie antwortete: „Ich armes Mädchen, daß ich nur an meinen Vater denken, aber zu ſeiner Befreiung nichts thun kann. Meiner Aeltern Haus iſt nun verödet, Vater und Mutter im Grabe; — denn ein Gefängniß iſt doch nur ein Grab für die Lebendigen. Wie eine heimathloſe Fremde gehe ich im Hauſe meiner Kindheit aus und ein und auf und ab, und fände ich hier nicht bei Euch ſo liebreiche Aufnahme, ich müßte

vergehen in meiner Einsamkeit. Lieber Herr Pathe, kann dieser trostlose Zustand noch lange dauern?"

„Das Ende weiß nur Gott," sagte Gerhardt mit schmerzlichen Mienen. „Wir sind Alle in der Menschen Gewalt, der wir uns nicht entziehen können, wollen wir uns nicht zugleich von Gott wenden. Sonst gewinnt sich wohl der Verbrecher seine Freiheit, wenn er zu Gott zurückkehrt, aber hier ist Freiheit nur möglich, wenn das Herz von Gott abfällt. Wüßte ich nicht, daß Dein Vater, Dorothea, wie einst die Apostel, fröhlich von des Raths Angesicht gegangen wäre, darum, daß er würdig gefunden worden, Schmach zu leiden um des Namens des Herrn Jesu willen, seine Gefangenschaft würde mir schmerzhafter sein, als läge ich selbst in Ketten und Banden. Doch das tröstet mich noch und gibt mir und Dir veste Zuversicht auf den Herrn, daß die Zeit nahe sei, wo er uns Alle erlösen wird von allen Uebeln."

„Das wolle Gott," sprach Dorothea und legte ihre gefalteten Hände über die Brust. „Denn die Angst meines Herzens ist groß, da ich meinen armen Vater hätte retten können, hätte ich mich selbst nicht so hoch gehalten. Ich fühle es immer mehr, ich hätte das Opfer sein sollen, und nicht mein guter, lieber Vater. Denn meinen Leib konnte ich verlieren, aber meine Seele nicht."

„Es gefällt mir nicht, Dorothea," entgegnete Gerhardt veſt — „daß Du solche Gedanken wieder äußerst, nachdem ich hoffte, du würdest sie für immer besiegt

haben. Glaube mir, liebes Kind, — das leibliche und zeitliche Wohl, das Du in Verbindung mit jenem Stolpe verloren hätteſt, war das Wenigſte. Aber es handelte ſich um der Seele Heil, um des Glaubens Macht, um der Kirche Veſtigkeit. Ein lutheriſches Mädchen, welches mit einem Manne, wie dieſer Stolpe, der unſers lutheriſchen Glaubens böswilliger Feind und Widerſacher iſt, ein Ehebündniß einzugehen vermöchte, fällt von ihrem Glauben ab, und wenn ſie damit das leibliche Wohl ihres Vaters erkaufen könnte. Dorothea, hätteſt Du anders gehandelt, als Du gehandelt haſt, Du wäreſt nicht meines treuen Freundes Jung ehrſame Tochter geweſen. Ja Dein eigner Vater hätte es Dir weder in Zeit noch in Ewigkeit gedankt, wenn Du ihn um ſolchen Preis hätteſt retten wollen. Ja, wollen, ſage ich; denn Meiſter Jung hätte ſich nicht alſo retten laſſen. Hat Dir Dein Vater darüber Vorwürfe gemacht? Hat er Dich nicht vielmehr unter Freudenthränen an ſein Herz gedrückt, daß Du Deinem Glauben treu geblieben biſt? Iſt er nicht mit Freuden vor ſeine Richter und ins Gefängniß gegangen, weil er nach ſolchen herrlichen Proben Deines lutheriſchen Herzens auch für die Zeit um Dich ohne Furcht iſt, wo er von Dir getrennt bleibt? Nein Dorothea, darüber klagen iſt faſt nicht viel beſſer, als bereuen, daß Du ſtandhaft in der Verſuchung geweſen biſt.“

„Zürnet mir nicht, lieber Herr Pathe,“ ſagte Dorothea bittend; denn ſo ernſtliche Belehrung hatte ſie noch nicht von ihm gehört. „Ich weiß, daß ich ein

armes, ſchwaches Mädchen bin; aber vergeſſet wenigſtens nicht, daß nur die Liebe zu meinem Vater mir zuweilen ſolche Vorwürfe macht. Ach, Chriſto treulich nachfolgen, iſt wahrlich nicht leicht.“

„Und doch iſt's nur, was der Herr geboten hat,“ ſetzte Paul Gerhardt hinzu. — „Er ſpricht: Wer nicht um meines Namens willen verläſſet Vater und Mutter, Haus und Hof, der iſt mein nicht werth. Der Herr meint dies zunächſt in ſolchen Fällen, wo zwiſchen Aeltern und Kindern das Reich Gottes ein Hinderniß wird; danke Du aber Gott, mein liebes Kind, daß eine ſolche Trennung zwiſchen Dir und Deinem Vater nicht ſtattfindet, und daß es ſich hier nur handelt, den Vater zu verlaſſen für eine kurze Zeit irdiſchen Leidens, die bald wird vorüber ſein.“

Gerhardt wollte in ſeinen Tröſtungen noch weiter fortfahren, aber er wurde durch ziemlich laute Männerſchritte, welche der Thüre ſich näherten, daran gehindert. Die Thüre öffnete ſich und Meiſter Gabriel Schumann trat in Begleitung des Meiſters Joachim Liebrecht ein. Ein Blick auf die ſchlummernde Frau Gerhardt machte ſie zweifelhaft, ob ihr Eintritt erwünſcht ſei oder nicht. Gerhardt aber überließ die Sorge für die Kranke der getreuen Dorothea, und ging mit den beiden Männern in das anſtoßende Gemach. „Was bringt Ihr mir, lieben Freunde?“ fragte er hier.

„Ehrwürdiger, lieber Herr, nicht viel Gutes,“ antwortete Meiſter Schumann in etwas aufgeregtem Tone. „Wenn der traurige Zuſtand in unſerer Stadt und

Gemeinde noch lange fortdauert, das kann nicht zum Guten führen.“

„Ist Euch irgend ein Unfall begegnet, lieber Meister,“ fragte der Diaconus.

„Mir nicht allein, lieber Herr,“ war die Antwort. „Der ganzen Gemeinde, der ganzen lutherischen Kirche! Wandert von Haus zu Haus, Ihr höret überall Klagen und Seufzen. Es fehlt die Freudigkeit zur Arbeit, es fehlt der Muth zu tragen und zu dulden, es fehlt der Trost in unsern Leiden. Wir haben die Kirche, aber sie ist uns nicht viel besser, als verschlossen, wir haben Kanzel und Altar, aber Niemanden, der von da uns segnete — wir haben die Sacramente, aber Niemanden, der sie verwaltet. In der ganzen Bürgerschaft ist Unruhe und Spannung, es ist, als ob selbst das tägliche Brot uns verkümmert wäre. Im Rath der Stadt herrscht Muthlosigkeit, weil des Churfürsten Ungnade ihn getroffen hat; die Reformirten sind fröhlich und jubiliren, und wir Lutherischen gehen einher wie eine geschlagene und zerstreute Heerde ohne Hirten. Ehrwürdiger Herr, dieser Zustand kann nicht lange dauern, — er kann nichts Gutes bringen.“

„Das ist allerdings eine traurige Schilderung,“ sagte Gerhardt mit niedergeschlagenen Augen — „und für mich um so schmerzlicher, da es scheint, als klagtet Ihr mich darüber an.“

„Davor behüte uns Gott,“ fiel Meister Schumann schnell ein. „Das fehlte noch zu unserm geistigen und leiblichen Elende, daß Ihr, ehrwürdiger, lieber Herr,

in Unfreundlichkeit unſerer gedächtet. Wäre ich hierher gekommen, Euch anzuklagen, ich verdiente dann, daß ich aus der Bürgerſchaft geſtoßen würde. Ich kam zu Euch, um zu klagen, um Euch mein bedrängtes Herz auszuſchütten und Euch um Beirath anzugehen. Durch die ganze Gemeinde geht eine große und gerechte Furcht, daß das Kleinod unſeres lutheriſchen Glaubens, die Bekenntnißſchriften unſerer Kirche, wirklich in Gefahr ſeien. Es geht das Gerücht, daß unſer Churfürſt durchaus nicht mehr geſtatten will, daß unſere Prediger auf unſere ſymboliſchen Bücher verpflichtet werden; das Kennzeichen unſerer Kirche ſoll hinweggenommen werden, und Gott verhüte in Gnaden, daß Solches geſchehe. Das kann nicht zum Guten führen.“

„Ihr fürchtet doch wohl zu viel,“ entgegnete Paul Gerhardt. „Das wird und kann der Churfürſt nicht thun. Die Bekenntnißſchriften ſind nicht das Werk eines einzelnen Menſchen; ſie ſind von der geſammten lutheriſchen Kirche als der eine köſtliche Schatz angenommen worden, in welchem die Summa unſeres Glaubens enthalten iſt. Fürſten und Völker haben ſie genehmigt; ſie ſind der theuer errungene Kampfpreis der Reformation und durch das in dreißig Kriegsjahren vergoſſene Blut beſiegelt und geheiligt. Was die geſammte lutheriſche Kirche zur Grundlage ihres Glaubens gemacht hat, das kann der Einzelne, und wäre es unſer große Churfürſt ſelbſt, nicht aufheben und hinwegnehmen. Er hat die Macht, die lutheriſchen Prediger ihres Amtes zu entſetzen, ja er kann mit Gewalt der

Waffen die Lutherischen aus seinem Lande vertreiben, aber er kann nicht einer einzigen Seele, die im Glauben verharren will, das köstliche Kleinod entreißen. Doch dahin wird es nicht kommen.“

„Auch ich habe diese veste Hoffnung,“ sagte Meister Liebrecht — „obgleich nicht zu leugnen ist, daß nach Dem, was bereits geschehen ist, wohl Manches noch zu befürchten steht. Unsere lutherischen Prediger, welche sich der Unterschrift des Reverses weigern, werden Einer nach dem Andern ihres Amtes entsetzt; die Bürgerschaft, die sich ihrer Prediger annimmt, trifft eben so gut, wie den Rath der Stadt, die churfürstliche Ungnade; der einzelne Bürger, der ein Wort zur Vertheidigung unseres Glaubens redet, wird von heimlichen Spähern bewacht und in Ketten und Banden gelegt, das giebt allerdings keine erfreuliche Aussicht für die Zukunft der lutherischen Kirche.“

„Ja, lieber Herr,“ setzte Meister Schumann schnell hinzu — „das traurige Schicksal unseres Mitbürgers Jung läßt uns das Schlimmste fürchten. Es sind nun drei Wochen her, daß er wie ein Verbrecher im Thurme sitzt. Und was hat er gethan? Er hat im Namen der gesammten Bürgerschaft eine Bittschrift abgefaßt und dabei, das können wir Alle mit einem heiligen Eide belegen, nur niedergeschrieben, was zwar von Einzelnen geäußert, aber von Allen gebilligt worden ist. Ist Meister Jung schuldig, so sind wir es Alle, und wenn wir es ruhig mit ansehen, daß der Einzelne dafür gestraft wird, was Alle verschuldet haben, so sind wir ungetreue

Mitbürger und bedecken uns mit Schmach und Schande. Darum sind wir Willens, irgend einen entscheidenden Schritt zur Befreiung des Meisters Jung zu thun, und ich gestehe es Euch, ehrwürdiger Herr, daß wir Beide als Abgesandte der Bürgerschaft hier erscheinen, um mit Euch darüber zu berathen.“

„Meister Schumann,“ antwortete Paul Gerhardt ernst — „das scheint mir kein guter Geist zu sein, der aus Euch redet; das lautet ja fast, als wolltet Ihr offene Gewalt brauchen.“

„Solche letzte Mittel wird Gott abwenden,“ sagte Meister Schumann. — „Die Greuel des Krieges liegen zu kurze Zeit hinter uns, als daß wir nicht vor jeder äußeren Gewalt erschrecken und zurückbeben sollten. Aber um desto niederschlagender ist es, wenn wir von Andern Gewalt leiden sollen. Ich meine nicht blos jenen unglücklichen Revers überhaupt, der uns einen Prediger nach dem andern vertreiben wird, bis wir völlig verwaiset stehen, sondern auch ganz besonders, was unserm Mitbürger Jung geschehen ist. Es mag sein, daß er gefänglich eingezogen wurde, obgleich ein Ehrenmann, wie Jung, sich seinen Richtern nicht entzieht, und könnte er dadurch dem Tode entfliehen. Aber wisset Ihr denn, ehrwürdiger Herr, was sich begeben hat?“

Als Gerhardt, mehr mit sich als mit der Erzählung beschäftigt, diese Frage mit Stillschweigen beantwortete, fuhr Meister Schumann fort: „Weil in unserer Bittschrift die Worte niedergeschrieben sind, daß wir bei so ungnädiger Resolution, bei solcher unbarmherzigen Ver-

treibung unſerer Seelſorger nicht mehr wüßten, ob wir in oder außer der Welt lebten, daß wir alles das Unſere, was wir um und angehabt, faſt dahin gegeben und daß uns nun auch das Herz angegriffen werde, da unſere treuen Seelſorger und Prediger um der Religion willen uns ſollen entzogen werden, — weil dieſe Worte darin niedergeſchrieben ſind, ſo ſoll uns dies gar ſehr zum Uebeln gedeutet werden, und namentlich ſoll unſer theure Jung darunter leiden.“

„Wahrſcheinlich, weil er der Verfaſſer der Bittſchrift iſt,“ warf Gerhardt traurig hin.

„Ja, das iſt er allerdings,“ fuhr Meiſter Schumann ſchnell fort. — „Meiſter Jung hat die erſte, wie die zweite Bittſchrift abgefaßt, weil er der einzige Mann unter uns ſchlichten, ungelehrten Bürgern ſein dürfte, der Solches zu thun im Stande iſt. Aber wenn auch Jung die Bittſchrift niedergeſchrieben hat, ſo hat er ſie doch nicht erſonnen und für ſich ſelbſt erdacht, ſondern nur getreulich zuſammengeſtellt, was in unſerer Verſammlung von Einzelnen geſprochen worden iſt. Und gerade jene unglücklichen Gedanken, welche bei dem Churfürſt ſo viel Anſtoß erlitten haben, ſind nicht von Jung, ſondern von einem andern ehrbaren und von uns Allen hochgeliebten Meiſter ausgeſprochen worden. Dies hat Jung vor dem Oberpräſidenten auf Befragen ausgeſagt, aber ganz beſtimmt und beharrlich den Namen des Bürgers zu nennen ſich geweigert, dem er dieſe Worte nachgeſchrieben hat. Dieſe Weigerung nun wird ihm ſo zum Uebeln ausgelegt und Alles hervorgeſucht,

um seine Schuld größer und strafbarer zu machen. Und wie ist Solches geschehen? Denkt Euch, ehrwürdiger Herr, was die offenbare Bosheit ersonnen hat. Der Geheimschreiber Stolpe hat eine ganze Liste voll Reden und Aeußerungen vorgelegt, welche Meister Jung bald öffentlich, bald im Geheimen soll gethan haben, und woraus sich ergeben soll, daß Meister Jung die Bürgerschaft zum Aufruhr gegen Obrigkeit und den Landesherrn habe aufwiegeln wollen; ja es wird ihm nichts weniger, als ein Majestätsverbrechen angedichtet! Und da der treue, ehrbare Mann bei seinem Verhöre nicht kleinmüthig und verzagt erscheint, sondern frei, vest und offen von der Wahrheit des Evangelii und der Gerechtigkeit unserer Bitte Zeugniß gibt, so wird gerade diese Treue und Vestigkeit ihm zum Beweise seiner Schuld gedeutet, und es hat den Anschein, als sollte der treue Bürger und getreue lutherische Christ dies sein Zeugniß mit ewigem Gefängnisse büßen.“

„Das wende Gott von ihm ab,“ sagte Paul Gerhardt ernst. „Aber sprecht, was gedachtet Ihr denn nun in dieser traurigen Angelegenheit zu thun?“

„Ehrwürdiger Herr,“ antwortete Meister Liebrecht, als Schumann mit der Antwort zögerte — „dies ist's eben, was uns zu Euch führt. Wir wollen, wie wir es auch in unserm Bittschreiben unterzeichnet haben, in allen Stücken getreue Märker bleiben; wir wollen nichts thun, was gegen Gesetz und Obrigkeit verstieße. Bei unserer Berathung darüber sind mancherlei Vorschläge, und daß ich es Euch offen gestehe, auch einige

böse gethan worden, die jedoch nur von einigen jungen und unerfahrenen Bürgern ausgingen und sogleich zurückgewiesen wurden. Einige wollten die Stände unseres märkischen Vaterlandes um Vermittelung angehen und hatten namentlich auf den hochedlen Herrn von Rochow ihr Vertrauen gesetzt. Andere stimmten dafür, daß wir an den Magistrat ein drittes Bittschreiben erlassen sollten; aber wie verlautet, würde der Rath schwerlich darauf eingehen, da er bei der Ungnade, die jetzt auf ihm ruht, von seiner Vermittelung bei dem Churfürsten wenig hofft. Einige dachten an den Heren Oberpräsidenten, in dessen Hand allerdings das Ganze gelegt zu sein scheint. Denn er kann züchtigen und kann lossagen, je nachdem es ihm gefällt. Da es aber schwer hält, vor dem Herrn Oberpräsidenten zu erscheinen, ohne durch seinen Geheimschreiber Stolpe eingeführt zu werden, und dieser Mann als ein offener Feind des lutherischen Glaubens und, ohne daß wir eigentlich wissen, warum, — als ein persönlicher Feind des Meisters Jung uns sattsam bekannt ist, so wurde von diesem Schritte wenig Erspriessliches gehofft. Ich selbst that den Vorschlag, unmittelbar an unsern großen Churfürsten selbst ein Bittgesuch um Befreiung des Meisters Jung abzugeben; aber da ich es doch auch für unmöglich halten muß, daß ein schlichter Bürger bei churfürstlicher Durchlaucht Audienz erlange, so bin ich von diesem Vorschlage zurückgekommen. Es bleibt nun noch einer übrig, — doch das ist Eure Sache, Meister Schumann.“ —

„Bitten fruchtet wenig," fuhr nun Meister Schumann fort. — „Wer bittet, der gesteht zu, daß er von der Gerechtigkeit nichts erwarten darf, weil seine Sache keine gerechte ist. Nun sind wir doch in vollem Rechte, — wir haben nichts gethan, was durch irgend ein Gesetz verboten wäre. Vielmehr erleiden wir Gewalt und Unrecht! In solchen Fällen ist uns Bürgern Schutz und Gerechtigkeit verheißen. Darum meinte ich, wir wollen eine Klage einreichen, und die gesammte Bürgerschaft soll sie unterschreiben. Wir wollen darin nichts erwähnen von dem Drucke der Gesetze gegen unsere lutherische Kirche und Prediger, sondern lediglich, was an Meister Jung geschehen ist. Wir wollen auf strenge Untersuchung antragen, ob in den genannten Worten in unserer Bittschrift ein Verbrechen liege oder nicht, und wir wollen sogleich bekennen, daß wir Alle den Inhalt unserer Bittschrift verantworten, und, falls er strafbar ist, wir Alle die Strafe tragen und nicht dulden wollen, daß der Einzelne unverschuldet für Alle leide und dazu noch eines Verbrechens verdächtig gemacht werde, an welches Keiner von uns gedacht hat."

„Klagen wolltet Ihr?" fragte Gerhardt. — „Und gegen wen?"

Diese Frage schien die beiden Bürger zu überraschen; denn sie schwiegen einige Augenblicke still. Endlich antwortete Schumann: „Wir wissen, daß unser Churfürst zu gerecht ist, als daß er eine Ungerechtigkeit begünstigen sollte; wir wissen auch, daß der Herr Oberpräsident bei aller seiner Treue gegen die reformirte Lehre

doch nicht fähig ist, mit Wissen und Willen auch nur dem Geringsten unter uns Unrecht zu thun. Aber darin liegt es eben, er weiß nicht, auf welche hinterlistige Weise der arme Meister Jung ihm verdächtig gemacht wird; und das soll durch eine strenge Untersuchung ihm zu wissen gethan werden. Wir können nur gegen Einen klagen, und das ist der Geheimschreiber Stolpe.“

„Und wolltet Ihr diesen Mann bei Eurer Obrigkeit verklagen, die keine Gewalt über ihn hat?“ fragte Paul Gerhardt weiter; und fuhr dann beim Stillschweigen der Beiden fort: „Nein, lieben Meister und Freunde, auf diesem Wege kommt Ihr nicht zum Ziele. Wenn Ihr, und das mit vollem Rechte, Vertrauen zu der Gerechtigkeit unseres durchlauchtigsten Churfürsten und seiner Geheimen Räthe habt, so wartet das Ende ab. Daß Meister Jung dabei leidet und für Euch Alle leidet, und besonders um meinetwillen leidet, thut mir in der innersten Seele weh. Aber die Zeit der Prüfung wird vorübergehen, und ich hoffe zu dem Herrn, dem Könige der Könige, daß Alles sich noch friedlich ende dadurch, daß Jedem sein Recht ungeschmälert behalten bleibt. Wollt Ihr Etwas dazu thun, so habt Ihr nur Zweierlei, nämlich Gebet und Bitte; das Gebet zu Gott, und die Bitte an die Menschen. In so schweren Zeiten, welche für unsere lutherische Kirche heraufgekommen sind, ist es eines jeden Lutherischen Gewissenssache, nicht das Geringste zu thun, was auch nur den Schein einer Ungesetzlichkeit, eines Ungehorsams vertrüge. Wird aber unsere Treue im Bekenntnisse als ein Ungehorsam ge-

deutet, so gehört dies zum Kreuze Jesu Christi, welches Keiner mit Murren tragen darf, der Christo nachfolgen will. Gehet jetzt, lieben Freunde und beruhigt Euch. Was mich selbst betrifft, so überlasset den Ausgang meiner Prüfung dem allweisen, allgerechten und allgnädigen Gott, dem Schützer und Erhalter seiner Kirche. Thut für mich keinen Schritt mehr, darum bitte ich Euch in aller Freundlichkeit; denn Alles, was Ihr um meinetwillen leidet, trifft mich in doppelter Pein. Will der Herr mich noch lassen in seinen Diensten, so wird er das Herz Derer leiten und regieren, welchen er Gewalt auf Erden gegeben hat. Wollt Ihr aber für unsern lieben Meister Jung ein demüthiges Bittwort einlegen, so thut es, und thut es bald. Thut es in des Herrn Namen; denn wer in Seinem Namen den Vater um Etwas bittet, dem wird er es geben. Und so sei Gott mit Euch.“

Mit diesen Worten entließ Paul Gerhardt die beiden Bürger, die aber ihren Mienen zufolge eben nicht sehr getröstet von hinnen gingen. Sie hatten allerdings schmerzlich erfahren, wie wenig ein Wort der Bitte bis jetzt gefruchtet hatte. Ihr Unmuth aber hatte darin seinen Grund, daß sie die Zeit, wo Gott ihnen zu helfen beschlossen hatte, nicht geduldig genug erwarten mochten.

Als Gerhardt in das Zimmer seines kranken Weibes zurücktrat, fand er zwar diese zu seiner Freude noch in ruhigem Schlummer, aber als er nach Dorotheen sich umsah, erblickte er diese im Winkel des Fensters still weinend. „Was fehlt Dir, mein Kind?“ fragte er theilnehmend. Das Mädchen schwieg und blickte ihn mit

weitgeöffneten Augen stumm und schmerzlich fragend an. „Mein Kind, fuhr Gerhardt etwas ängstlich fort, — „was ist Dir denn geschehen? Willst Du nun nicht sagen, was Dir fehlt?“

Dorothea antwortete mit erzwungener Ruhe: „Lieber Herr Pathe, ich habe etwas Unziemliches gethan, ich habe an der Thüre gestanden und Eurem Gespräche mit den beiden Bürgern zugehört.“

„Und was hast Du gehört?“ fragte Gerhardt, dem die so ungewöhnliche kalte und berechnete Ruhe des Mädchens sehr auffiel. „Hast Du auch recht gehört, mein Kind?“

„Ja,“ antwortete die Jungfrau. — „Mein Vater sitzt im Thurme, eines Verbrechens angeklagt, auf welches Todesstrafe gesetzt ist. Er leidet dies Alles, nicht weil er ein getreuer lutherischer Christ und Bürger ist, sondern allein, weil ich seine unglückliche, undankbare und feige Tochter bin.“

„Was willst Du damit sagen, Dorothea?“ fragte Gerhardt erstaunt.“

„Es muß Etwas geschehen, das diese entsetzliche Last von meinem Herzen nimmt,“ fuhr Dorothea fort. „Wie sehr auch eine falsche Ruhe mich in den Gewissensschlaf wiegen will, der Geist Gottes züchtiget mich doch und hält mir die Sünde vor, die ich an meinem Vater gethan habe. Kann ich hier nicht wieder gut machen, was ich Uebels gethan, so ist mein Frieden für dieses Leben dahin.“

Eben als Gerhardt nach einigen Augenblicken der

ſchmerzlichſten Verwunderung über das räthſelhafte Weſen Dorotheens weitere Fragen thun wollte, öffnete ſich die Thüre, und Herr Ebeling trat ein. „Gott ſendet Euch hierher!“ rief ihm Dorothea entgegen und ſetzte, ohne dem Eintretenden Zeit zu laſſen, ſeine Grüße anzubringen, dann hinzu: „Herr Ebeling, ich weiß, Ihr liebet mich. Je mehr Ihr mir dies zu verbergen geſucht habt, deſto mehr habe ich es geſehen. Iſt es alſo?“

Der Muſikdirector ſchrack zuſammen, wie Einer, der ein Geheimniß, das er vor aller Welt verborgen glaubt, plötzlich verrathen ſieht. Unfähig, Red' und Antwort zu geben, ſchlug er die Augen nieder, richtete ſie dann wieder bald auf Dorothea, bald auf den Diaconus, bald auf die Kranke und verrieth alle Zeichen der peinlichſten Verlegenheit. Dorothea aber fuhr fort: „Ich bitte Euch, Herr Ebeling, antwortet mir. Reißet mich aus meiner Angſt. Es wäre entſetzlich, wenn ich mich täuſchte! Sprecht, Herr Ebeling, liebt Ihr mich? Iſt es wirklich Eures Herzens Wunſch, daß ich Euer Weib werden möchte?“

„Dorothea,“ antwortete nun der Muſikdirector „wiſſet Ihr auch, welche tiefe Wunde Ihr durch ſolche Fragen meinem Herzen ſchlaget, wenn Ihr über mich ſpotten ſolltet.“

„Nein,“ rief die Jungfrau im heiligen Ernſte aus. „Gott iſt mein Zeuge, daß ich nicht ſpotte. Keine Drohung, keine Gewalt, kein Leiden hätte dies mein Geſtändniß mir entriſſen; ich hätte es mit mir in mein Grab genommen' wenn Ihr, Herr Ebeling, nicht zuerſt

geredet hättet. Ich weiß auch, daß ich durch solche unziemliche Rede in Eurer Achtung verlieren muß, ich weiß, daß ich die Würde jungfräulicher Schaam und Ehre verletze und muß es ruhig und verdient tragen, wenn Ihr nun über mich spottet. Aber die Angst meines Herzens ist groß. Vor dem allgegenwärtigen Gott, vor diesem ehrwürdigen Diener unsers Herrn, vor dieser kranken Frau, in deren Herzen allein mein stiller Schmerz begraben liegt, bekenne ich Euch, daß ich Euch innig und treulich liebe, daß ich Euer Weib werden will, daß ich Euch angehöre, seit der Zeit, wo Ihr mich die Lieder dieses Mannes, dieses frommen Sängers der Liebe unseres Herrn verstehen und singen lehrtet. Nun redet, Herr Ebeling, mehr kann ich Euch nicht gestehen, denn ich habe kein Geheimniß mehr.“

„Dorothea!“ rief nun Ebeling aus. „Ach, wenn Ihr mich nicht täuschtet mit dieser süßen, holdseligen Rede! Wenn Ihr wirklich Mitleid hättet mit einem armen Manne, der allein und verlassen da gestanden und den Schmerz seiner Einsamkeit hoffnungslos bisher getragen hat, wenn Ihr wirklich den ersten und letzten heißen Wunsch meines Herzens, den ich mit in mein Grab genommen, da ich es nie gewagt hätte, um den köstlichen Schatz Eures Herzens zu werben — wenn Ihr wirklich dies mein einzig Sehnen und Verlangen erfüllen wolltet — nein, ich kann es nicht glauben — so glücklich kann ich armer Mann nicht werden.“

„Es ist Gottes Wille, daß es also sein sollte,“ sagte Dorothea. „Hier meine Hand, ich bin Euer

Weib. Aber erfahret nun auch den Preis, um welchen ich mich Euch gebe. Ich gehe zum Herrn Oberpräsidenten, wollt Ihr mich begleiten? Oder wollt Ihr Euch mit dem stummen Segen eines gefangenen Mannes begnügen?"

„Mein Kind," rief hier Paul Gerhardt aus — „was willst Du thun?"

„Meinen Vater befreien," antwortete die Jungfrau vest und ernst. „Eher sollen sich diese meine Augen nicht zum Schlummer schließen, eher sollt Ihr, Herr Ebeling, mich nicht als Eure wahre, verlobte Braut betrachten, bis auch mein Vater wieder frei ist. Wollt Ihr mir dazu behilflich sein?"

„Ja, das will ich," sagte Ebeling. „Um den Preis Eurer Liebe ginge ich selbst in den Tod!"

„Nun so kommt," fuhr Dorothea fort. „Wo es sich um Freiheit handelt, ist jeder verzögerte Augenblick eine Sünde an Gott und Menschen. Doch, ehrwürdiger, lieber Herr Pathe," — wandte sie sich nun an Paul Gerhardt — „ist mein Vater frei und hat seine Hand mich und diesen Mann gesegnet, dann wird das volle, gedrängte Herz zu Euch flüchten und sprechen: Segne auch Du uns."

„Du willst also wirklich diesen kühnen Schritt thun?" fragte Gerhardt verwundert.

„Ich muß, lieber Herr Pathe," antwortete sie. „Ich habe es nicht vergessen, wie Ihr mich in dieser Sache getröstet und mein Gewissen als frei erklärt habt. Aber es gibt Selbstanklagen, gegen welche kein anderer

Troſt aufkommen kann, als der des gebrachten Schuldopfers. Segnet meinen Gang, lieber Herr Pathe.“

„Du liebes, gutes, getreues Kind!“ rief Gerhardt aus und legte ſeine Hand auf ihre Stirne. „Des Herrn Wort ſei Deines Fußes Leuchte und ein Licht auf Deinen Wegen. Und was Du bitteſt und thueſt in unſers Herrn Namen, das geſchehe Dir.“

Dorothea nahte ſich dann leiſe dem Bette der Kranken; und als dieſe noch friedlich ſchlummerte, küßte ſie ſtill die bleichen Wangen der geliebten Dulderin, drückte den kleinen Fritz mit mütterlicher Zärtlichkeit an ihre Bruſt und verließ dann an der Hand Ebelings das Zimmer.

Cap. 11.

Die Audienz.

In der Angst rief ich den Herrn an, und der Herr erhörte mich und tröstete mich. Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht. Was können mir Menschen thun?

Psalm 118, v. 5. 6.

Dorothea nahm in Begleitung Ebelings ihren Weg nach der Wohnung des Oberpräsidenten, des Freiherrn Otto von Schwerin, eines Mannes, der, mit dem besondern Vertrauen seines Fürsten beehrt, für die gesammten Angelegenheiten der Churmark eine allerdings bedeutende Macht in seinen Händen trug und auf die Gesinnung und Willensmeinung des großen Churfürsten in der streitigen Kirchensache einen unleugbaren bedeutenden Einfluß ausübte.

Als Dorothea in den großen Vorsaal, der zu dem Zimmer des Oberpräsidenten führte, eingetreten war, fühlte sie doch, daß ihr früherer Muth etwas gebrochen sei. „Gott stärke mein schwaches Herz,“ sprach sie für

ſich hin. „Was kann ich armes, geringes und unwiſſendes Mädchen einem ſo großen Herrn gegenüber ausrichten! Ebeling, auf Euch ſetze ich, nächſt Gott, mein Vertrauen! Laſſet uns Beide nicht vergeſſen, daß es gilt, einen lieben, treuen Vater aus ſeinem Gefängniſſe zu befreien.“

Der Muſikdirector verrieth in ſeinen Mienen freilich eben nicht den größten Muth; ihm wurde es auch wohl leichter, die Geiger, Pfeifer und Sänger nach ſeinem Willen zu leiten, als die Gedanken und Sinne eines vornehmen, mächtigen Herrn. Indeß fühlte er doch wohl, daß er vor dem Mädchen nicht muthlös erſcheinen dürfe und ſagte deshalb: „Liebe Jungfer, laſſet uns auf Gottes Hilfe vertrauen, der die Herzen der Menſchen leitet wie Waſſerbäche. Iſt das Werk, das Ihr thun wollt, Ihm angenehm, ſo werdet Ihr es hinausführen! Doch, liebe Jungfer, zunächſt wird es allerdings nöthig ſein, uns zu vergewiſſern, daß der Herr Oberpräſident anweſend und ſodann, ob Hochderſelbe geneigt ſei, uns, oder auch wohl nur Euch, eine Audienz gnädig zu bewilligen. Und da es ſich ferner nicht geziemen will, daß wir ohne Anmeldung weiter vorſchreiten, ſo wird es auch wohl nöthig ſein, dies durch Jemanden thun zu laſſen. Es iſt deshalb ſehr unangenehm, daß ſich auch nirgends eine Seele zeigt, an welche wir uns wenden könnten. Dies Haus iſt ja wie ausgeſtorben.“ —

Der gute Muſikdirector ahnete freilich nicht, daß dies nicht Zufall, ſondern ſchlaue Berechnung eines Mannes war, der keine Gelegenheit, die ihm nutzbar

erschien, ungenützt vorübergehen ließ. Der Geheimschreiber Stolpe hatte die Beiden sich dem Hause nähern sehen, und, als er von ihrem wirklichen Eintritt in dasselbe sich überzeugt hatte, sogleich der sämmtlichen Dienerschaft befohlen, sich ruhig auf ihrem Zimmer zu verhalten, und ihm die Verhandlung mit den Ankommenden allein zu überlassen. Nachdem Ebeling und Dorothea noch eine Zeit lang, unentschlossen, wohin sie sich eigentlich wenden sollten, geharrt, öffnete sich eine der vielen Thüren und das süßfreundlich lächelnde Angesicht des Geheimschreilbers Stolpe trat mit den beiden kleinen durchdringenden Augen hervor.

„Ist es möglich," rief er aus — „die ehrsame Jungfer Dorothea Jung und der wohlgelahrte Herr Musikdirector Ebeling, Meister und Schülerin, — Freund und Freundin! Wie glücklich macht mich dieser Anblick!"

Dorothea, obgleich auf die Zusammenkunft mit diesem Manne vorbereitet und, wie sie meinte, sattsam mit Muth bewaffnet, ihm gegenüber zu erscheinen, vermochte doch bei dem Tone seiner Stimme, die wie ein vergifteter Pfeil Leib und Seele ihr durchbohrte, nicht ruhig zu bleiben. Ein leises Zittern bewegte ihre Hände und, hinter Ebeling flüchtend, forderte sie diesen dadurch auf, sich mit dem ihr in den Tod verhaßten Manne in das nöthige Vernehmen zu setzen.

„Ihr seid sehr gütig, Herr Secretär, sagte Ebeling. „Auch Euer Anblick ist uns willkommen, da wir um des Anliegens willen, das uns hierher führt, uns an

Niemanden beſſer wenden könnten, als an Euch. Wir nämlich, oder wenigſtens Jungfer Dorothea wünſcht nichts Geringeres, als die Gnade einer Audienz bei Seiner Hochwürden-Gnaden, dem Herrn Oberpräſidenten von Schwerin, und da Ihr, wie allbekannt, des gnädigen Herrn Oberpräſidenten beſondere Gunſt und Freundſchaft genießt, ſo dürfte die Erfüllung unſerer Bitte wohl in Eurer Hand liegen. Und wir bitten Euch geziemend darum.“

„Ei, ei, Herr Muſikdirector,“ entgegnete Stolpe lächelnd — „ſeit wann verſteht Ihr denn ſo artig zu ſchmeicheln? Ihr wiſſet eben ſo gut, wie ich, daß ich meines gnädigen Herrn machtloſer Diener bin und daß ich, meinem Stande überhaupt nach, gar tief unter dem Euren ſtehe. Indeß macht jede Herablaſſung einen freundlichen Eindruck und gewinnt ſich Zuneigung und Vertrauen. Ich wiederhole Euch, Euer Anblick macht mich glücklich.“

„Dürfte auch ich meine Bitte wiederholen?“ fragte Ebeling. „Die Jungfer Jung wünſcht gar dringend mit Seiner Hochwürden-Gnaden wenn auch nur wenige Worte zu ſprechen.“

„Die Jungfer Jung?“ rief Stolpe aus. — „Dann thut es mir doppelt leid, daß ich zur Erfüllung dieſer Bitte nicht beitragen kann.“

„Und warum nicht?“ fragte Ebeling beſtürzt.

„Zunächſt,“ lautete Stolpe's Antwort — „glaube ich kaum, daß der Herr Oberpräſident anweſend iſt; und dann, ſollte mein gnädiger Herr auch anweſend

ſein, ſo habt Ihr jedenfalls eine üble Stunde gewählt, wo ſelbſt ich, bei aller ſchmeichelhaften Auszeichnung, die Ihr mir beizulegen beliebtet, nicht wagen darf, in ſein Cabinet zu treten.“

„Aber,“ fragte der Muſikdirector — „ſollte der gnädige Herr in ſo dringenden Angelegenheiten nicht gern eine Ausnahme machen? Wir haben einen ſo weiten Weg gemacht, und wenn der gnädige Herr erfährt, daß ein armes und bedrängtes Mädchen ihn ſprechen will, ſollte er da nicht Gehör ſchenken?“

„Ein armes, bedrängtes Mädchen?“ wiederholte der Geheimſchreiber. „Gott weiß es, wie ſehr dieſe Worte mein ohnedies ſo weiches Herz erſchüttern. Ich halte es für des Mannes ſchönſte Aufgabe, ſich eines bedrängten Weibes anzunehmen, und demgemäß würde ich ſelbſt zu jedem Opfer bereit ſein, um dieſer Schuldigkeit eines Mannes nachzukommen. Aber nehmet mir's nicht übel, Herr Muſikdirector, wenn ich an der Wahrheit Eurer Rede einigen Zweifel mir erlaube. Das bedrängte Herz eines Weibes pflegt nicht ſtumm zu ſein. Wenn ich nun auch annehmen muß, daß die ehrſame Jungfer Jung ſich darin gefällt, gerade mir allein zu mißtrauen, und ich daraus, daß die genannte Jungfer nicht allein ihre ſchönen Augen vor mir verſchließt, ſondern auch hinter Euch, als ihren Schützer, ſich verbirgt, mit Recht ſchließen muß, daß mein Anblick ſie eben ſo unglücklich, als der ihrige mich glücklich macht, ſo werdet Ihr doch einſehen, Herr Muſikdirector, daß ein in Wahrheit bedrängtes weibliches Herz weder die

Decke vor die Augen, noch das Schloß vor den Mund legt. Ich bin ein billiger Mann, Herr Ebeling; ich könnte zum Beispiel Euch beneiden, daß Ihr die Ehre habt, dieser ehrsamen Jungfer Schützer und Führer zu sein, ja ein anderer Mann, als ich, würde Euch darum hassen. Aber mein weiches Herz ist solcher Gesinnungen unfähig, ich bin Euch in aller Freundlichkeit entgegengekommen.“

„Herr Secretär,“ fiel Ebeling ein.

Stolpe aber ließ ihn nicht weiter reden und fuhr fort: „Ich sagte Euch also, ich bin ein billiger Mann; Ihr habt, scheint es, das ganze Vertrauen dieser ehrsamen Jungfer, ja ich bin selbst stark genug auszusprechen, — Ihr besitzt, scheint es, das ganze Herz dieser ehrsamen Jungfer! Ich verlange nichts, als einen freundlichen Blick ihrer Augen, und ein freundliches Wort ihrer Lippen. Kann Jemand billiger sein, Herr Musikdirector?“

Ebeling, von des Mannes eiserner Kälte im Tone, welche mit dem süßen Lächeln seines bleichen, abgemagerten Gesichtes in fast schauerlichem Widerspruche stand, in die peinlichste Verlegenheit gesetzt, zögerte einige Augenblicke, ehe er antwortete: „Erlaubt mir, Herr Secretär, Euch zu erinnern, warum wir eigentlich hier erschienen sind, und welche Bitte wir an Euch gestellt haben.“

„Sehr richtig,“ antwortete Stolpe und sein Lächeln nahm den Ausdruck der Bosheit an. — „Ihr verstehet es wohl, da auszuweichen, wo Euch der Muth zur ehrlichen Antwort fehlt. Ihr kommt als Bittende hierher,

aber nicht, wie es Bittenden geziemt. Daß die ehrsame Jungfer Jung zur Wahrung ihrer jungfräulichen Würde nicht allein, sondern unter Eurem Schutze hier eintrat, möchte man wohl nicht tadeln, obgleich ich mich erinnere, aus dem Munde dieser ehrsamen Jungfrau so strenge Ansichten von weiblicher Würde und Ehre gehört zu haben, daß es mich fast Wunder nimmt, dieselbe an der Hand eines unverheiratheten Mannes durch die Straßen der Residenz wandern zu sehen. Geschähe dies unter dem Schleier der Nacht, so bliebe es doch wenigstens den menschlichen Augen verborgen, aber am hellen Tage —"

Bis hierher hatte es Dorothea über sich vermocht, den mannigfachen Anreizungen des Secretärs standhaft auszuweichen und ihm ein verächtliches Stillschweigen entgegen zu setzen. Aber jetzt, wo dieser Elende die Reinheit ihres Herzens und Wandels anzutasten wagte, vermochte sie nicht länger zu schweigen. Hervortretend unterbrach sie die Rede des Schreibers und sagte im lauten, durchdringenden Tone gekränkter Ehre: „Pfui über Euch, die Ihr den Nothstand eines bedrängten Weibes mit Schmach und Hohn zu bedecken den Muth habet. Wenn Ihr es unbegreiflich findet, daß ein ehrbares Bürgermädchen in Begleitung dieses Mannes als eine Bittende in diesem Hause erscheint, so wisset, ich bin dieses Mannes verlobte Braut. Und nun thut Eure Schuldigkeit und meldet mich bei Eurem Herrn."

So sehr nun Stolpe Meister seiner Empfindungen war, so wirkte doch diese Eröffnung Dorotheens so

geredet hättet. Ich weiß auch, daß ich durch solche unziemliche Rede in Eurer Achtung verlieren muß, ich weiß, daß ich die Würde jungfräulicher Schaam und Ehre verletze und muß es ruhig und verdient tragen, wenn Ihr nun über mich spottet. Aber die Angst meines Herzens ist groß. Vor dem allgegenwärtigen Gott, vor diesem ehrwürdigen Diener unsers Herrn, vor dieser kranken Frau, in deren Herzen allein mein stiller Schmerz begraben liegt, bekenne ich Euch, daß ich Euch innig und treulich liebe, daß ich Euer Weib werden will, daß ich Euch angehöre, seit der Zeit, wo Ihr mich die Lieder dieses Mannes, dieses frommen Sängers der Liebe unseres Herrn verstehen und singen lehrtet. Nun redet, Herr Ebeling, mehr kann ich Euch nicht gestehen, denn ich habe kein Geheimniß mehr.“

„Dorothea!“ rief nun Ebeling aus. „Ach, wenn Ihr mich nicht täuschtet mit dieser süßen, holdseligen Rede! Wenn Ihr wirklich Mitleid hättet mit einem armen Manne, der allein und verlassen da gestanden und den Schmerz seiner Einsamkeit hoffnungslos bisher getragen hat, wenn Ihr wirklich den ersten und letzten heißen Wunsch meines Herzens, den ich mit in mein Grab genommen, da ich es nie gewagt hätte, um den köstlichen Schatz Eures Herzens zu werben — wenn Ihr wirklich dies mein einzig Sehnen und Verlangen erfüllen wolltet — nein, ich kann es nicht glauben — so glücklich kann ich armer Mann nicht werden.“

„Es ist Gottes Wille, daß es also sein sollte,“ sagte Dorothea. „Hier meine Hand, ich bin Euer

Weib. Aber erfahret nun auch den Preis, um welchen ich mich Euch gebe. Ich gehe zum Herrn Oberpräsidenten, wollt Ihr mich begleiten? Oder wollt Ihr Euch mit dem stummen Segen eines gefangenen Mannes begnügen?"

„Mein Kind," rief hier Paul Gerhardt aus — „was willst Du thun?"

„Meinen Vater befreien," antwortete die Jungfrau vest und ernst. „Eher sollen sich diese meine Augen nicht zum Schlummer schließen, eher sollt Ihr, Herr Ebeling, mich nicht als Eure wahre, verlobte Braut betrachten, bis auch mein Vater wieder frei ist. Wollt Ihr mir dazu behilflich sein?"

„Ja, das will ich," sagte Ebeling. „Um den Preis Eurer Liebe ginge ich selbst in den Tod!"

„Nun so kommt," fuhr Dorothea fort. „Wo es sich um Freiheit handelt, ist jeder verzögerte Augenblick eine Sünde an Gott und Menschen. Doch, ehrwürdiger, lieber Herr Pathe," — wandte sie sich nun an Paul Gerhardt — „ist mein Vater frei und hat seine Hand mich und diesen Mann gesegnet, dann wird das volle, gedrängte Herz zu Euch flüchten und sprechen: Segne auch Du uns."

„Du willst also wirklich diesen kühnen Schritt thun?" fragte Gerhardt verwundert.

„Ich muß, lieber Herr Pathe," antwortete sie. „Ich habe es nicht vergessen, wie Ihr mich in dieser Sache getröstet und mein Gewissen als frei erklärt habt. Aber es gibt Selbstanklagen, gegen welche kein anderer

Troſt aufkommen kann, als der des gebrachten Schuldopfers. Segnet meinen Gang, lieber Herr Pathe.“

„Du liebes, gutes, getreues Kind!“ rief Gerhardt aus und legte ſeine Hand auf ihre Stirne. „Des Herrn Wort ſei Deines Fußes Leuchte und ein Licht auf Deinen Wegen. Und was Du bitteſt und thueſt in unſers Herrn Namen, das geſchehe Dir.“

Dorothea nahte ſich dann leiſe dem Bette der Kranken; und als dieſe noch friedlich ſchlummerte, küßte ſie ſtill die bleichen Wangen der geliebten Dulderin, drückte den kleinen Fritz mit mütterlicher Zärtlichkeit an ihre Bruſt und verließ dann an der Hand Ebelings das Zimmer.

Cap. 11.

Die Audienz.

In der Angſt rief ich den Herrn an, und der Herr erhörte mich und tröſtete mich. Der Herr iſt mit mir, darum fürchte ich mich nicht. Was können mir Menſchen thun?

Pſalm 118, v. 5. 6.

Dorothea nahm in Begleitung Ebelings ihren Weg nach der Wohnung des Oberpräſidenten, des Freiherrn Otto von Schwerin, eines Mannes, der, mit dem beſondern Vertrauen ſeines Fürſten beehrt, für die geſammten Angelegenheiten der Churmark eine allerdings bedeutende Macht in ſeinen Händen trug und auf die Geſinnung und Willensmeinung des großen Churfürſten in der ſtreitigen Kirchenſache einen unleugbaren bedeutenden Einfluß ausübte.

Als Dorothea in den großen Vorſaal, der zu dem Zimmer des Oberpräſidenten führte, eingetreten war, fühlte ſie doch, daß ihr früherer Muth etwas gebrochen ſei. „Gott ſtärke mein ſchwaches Herz,“ ſprach ſie für

sich hin. „Was kann ich armes, geringes und unwissendes Mädchen einem so großen Herrn gegenüber ausrichten! Ebeling, auf Euch setze ich, nächst Gott, mein Vertrauen! Lasset uns Beide nicht vergessen, daß es gilt, einen lieben, treuen Vater aus seinem Gefängnisse zu befreien.“

Der Musikdirector verrieth in seinen Mienen freilich eben nicht den größten Muth; ihm wurde es auch wohl leichter, die Geiger, Pfeifer und Sänger nach seinem Willen zu leiten, als die Gedanken und Sinne eines vornehmen, mächtigen Herrn. Indeß fühlte er doch wohl, daß er vor dem Mädchen nicht muthlos erscheinen dürfe und sagte deshalb: „Liebe Jungfer, lasset uns auf Gottes Hilfe vertrauen, der die Herzen der Menschen leitet wie Wasserbäche. Ist das Werk, das Ihr thun wollt, Ihm angenehm, so werdet Ihr es hinausführen! Doch, liebe Jungfer, zunächst wird es allerdings nöthig sein, uns zu vergewissern, daß der Herr Oberpräsident anwesend und sodann, ob Hochderselbe geneigt sei, uns, oder auch wohl nur Euch, eine Audienz gnädig zu bewilligen. Und da es sich ferner nicht geziemen will, daß wir ohne Anmeldung weiter vorschreiten, so wird es auch wohl nöthig sein, dies durch Jemanden thun zu lassen. Es ist deshalb sehr unangenehm, daß sich auch nirgends eine Seele zeigt, an welche wir uns wenden könnten. Dies Haus ist ja wie ausgestorben.“ —

Der gute Musikdirector ahnete freilich nicht, daß dies nicht Zufall, sondern schlaue Berechnung eines Mannes war, der keine Gelegenheit, die ihm nutzbar

erschien, ungenützt vorübergehen ließ. Der Geheimschreiber Stolpe hatte die Beiden sich dem Hause nähern sehen, und, als er von ihrem wirklichen Eintritt in dasselbe sich überzeugt hatte, sogleich der sämmtlichen Dienerschaft befohlen, sich ruhig auf ihrem Zimmer zu verhalten, und ihm die Verhandlung mit den Ankommenden allein zu überlassen. Nachdem Ebeling und Dorothea noch eine Zeit lang, unentschlossen, wohin sie sich eigentlich wenden sollten, geharrt, öffnete sich eine der vielen Thüren und das süßfreundlich lächelnde Angesicht des Geheimschreibers Stolpe trat mit den beiden kleinen durchdringenden Augen hervor.

„Ist es möglich," rief er aus — „die ehrsame Jungfer Dorothea Jung und der wohlgelahrte Herr Musikdirector Ebeling, Meister und Schülerin, — Freund und Freundin! Wie glücklich macht mich dieser Anblick!"

Dorothea, obgleich auf die Zusammenkunft mit diesem Manne vorbereitet und, wie sie meinte, sattsam mit Muth bewaffnet, ihm gegenüber zu erscheinen, vermochte doch bei dem Tone seiner Stimme, die wie ein vergifteter Pfeil Leib und Seele ihr durchbohrte, nicht ruhig zu bleiben. Ein leises Zittern bewegte ihre Hände und, hinter Ebeling flüchtend, forderte sie diesen dadurch auf, sich mit dem ihr in den Tod verhaßten Manne in das nöthige Vernehmen zu setzen.

„Ihr seid sehr gütig, Herr Secretär, sagte Ebeling. „Auch Euer Anblick ist uns willkommen, da wir um des Anliegens willen, das uns hierher führt, uns an

Niemanden beſſer wenden könnten, als an Euch. Wir nämlich, oder wenigſtens Jungfer Dorothea wünſcht nichts Geringeres, als die Gnade einer Audienz bei Seiner Hochwürden-Gnaden, dem Herrn Oberpräſidenten von Schwerin, und da Ihr, wie allbekannt, des gnädigen Herrn Oberpräſidenten beſondere Gunſt und Freundſchaft genießt, ſo dürfte die Erfüllung unſerer Bitte wohl in Eurer Hand liegen. Und wir bitten Euch geziemend darum.“

„Ei, ei, Herr Muſikdirector,“ entgegnete Stolpe lächelnd — „ſeit wann verſteht Ihr denn ſo artig zu ſchmeicheln? Ihr wiſſet eben ſo gut, wie ich, daß ich meines gnädigen Herrn machtloſer Diener bin und daß ich, meinem Stande überhaupt nach, gar tief unter dem Euren ſtehe. Indeß macht jede Herablaſſung einen freundlichen Eindruck und gewinnt ſich Zuneigung und Vertrauen. Ich wiederhole Euch, Euer Anblick macht mich glücklich.“

„Dürfte auch ich meine Bitte wiederholen?“ fragte Ebeling. „Die Jungfer Jung wünſcht gar dringend mit Seiner Hochwürden-Gnaden wenn auch nur wenige Worte zu ſprechen.“

„Die Jungfer Jung?“ rief Stolpe aus. — „Dann thut es mir doppelt leid, daß ich zur Erfüllung dieſer Bitte nicht beitragen kann.“

„Und warum nicht?“ fragte Ebeling beſtürzt.

„Zunächſt,“ lautete Stolpe's Antwort — „glaube ich kaum, daß der Herr Oberpräſident anweſend iſt; und dann, ſollte mein gnädiger Herr auch anweſend

sein, so habt Ihr jedenfalls eine üble Stunde gewählt, wo selbst ich, bei aller schmeichelhaften Auszeichnung, die Ihr mir beizulegen beliebtet, nicht wagen darf, in sein Cabinet zu treten.“

„Aber,“ fragte der Musikdirector — „sollte der gnädige Herr in so dringenden Angelegenheiten nicht gern eine Ausnahme machen? Wir haben einen so weiten Weg gemacht, und wenn der gnädige Herr erfährt, daß ein armes und bedrängtes Mädchen ihn sprechen will, sollte er da nicht Gehör schenken?“

„Ein armes, bedrängtes Mädchen?“ wiederholte der Geheimschreiber. „Gott weiß es, wie sehr diese Worte mein ohnedies so weiches Herz erschüttern. Ich halte es für des Mannes schönste Aufgabe, sich eines bedrängten Weibes anzunehmen, und demgemäß würde ich selbst zu jedem Opfer bereit sein, um dieser Schuldigkeit eines Mannes nachzukommen. Aber nehmet mir's nicht übel, Herr Musikdirector, wenn ich an der Wahrheit Euer Rede einigen Zweifel mir erlaube. Das bedrängte Herz eines Weibes pflegt nicht stumm zu sein. Wenn ich nun auch annehmen muß, daß die ehrsame Jungfer Jung sich darin gefällt, gerade mir allein zu mißtrauen, und ich daraus, daß die genannte Jungfer nicht allein ihre schönen Augen vor mir verschließt, sondern auch hinter Euch, als ihren Schützer, sich verbirgt, mit Recht schließen muß, daß mein Anblick sie eben so unglücklich, als der ihrige mich glücklich macht, so werdet Ihr doch einsehen, Herr Musikdirector, daß ein in Wahrheit bedrängtes weibliches Herz weder die

Decke vor die Augen, noch das Schloß vor den Mund legt. Ich bin ein billiger Mann, Herr Ebeling; ich könnte zum Beispiel Euch beneiden, daß Ihr die Ehre habt, dieser ehrsamen Jungfer Schützer und Führer zu sein, ja ein anderer Mann, als ich, würde Euch darum hassen. Aber mein weiches Herz ist solcher Gesinnungen unfähig, ich bin Euch in aller Freundlichkeit entgegengekommen.“

„Herr Secretär,“ fiel Ebeling ein.

Stolpe aber ließ ihn nicht weiter reden und fuhr fort: „Ich sagte Euch also, ich bin ein billiger Mann; Ihr habt, scheint es, das ganze Vertrauen dieser ehrsamen Jungfer, ja ich bin selbst stark genug auszusprechen, — Ihr besitzt, scheint es, das ganze Herz dieser ehrsamen Jungfer! Ich verlange nichts, als einen freundlichen Blick ihrer Augen, und ein freundliches Wort ihrer Lippen. Kann Jemand billiger sein, Herr Musikdirector?“

Ebeling, von des Mannes eiserner Kälte im Tone, welche mit dem süßen Lächeln seines bleichen, abgemagerten Gesichtes in fast schauerlichem Widerspruche stand, in die peinlichste Verlegenheit gesetzt, zögerte einige Augenblicke, ehe er antwortete: „Erlaubt mir, Herr Secretär, Euch zu erinnern, warum wir eigentlich hier erschienen sind, und welche Bitte wir an Euch gestellt haben.“

„Sehr richtig,“ antwortete Stolpe und sein Lächeln nahm den Ausdruck der Bosheit an. — „Ihr verstehet es wohl, da auszuweichen, wo Euch der Muth zur ehrlichen Antwort fehlt. Ihr kommt als Bittende hierher,

aber nicht, wie es Bittenden geziemt. Daß die ehrsame Jungfer Jung zur Wahrung ihrer jungfräulichen Würde nicht allein, sondern unter Eurem Schutze hier eintrat, möchte man wohl nicht tadeln, obgleich ich mich erinnere, aus dem Munde dieser ehrsamen Jungfrau so strenge Ansichten von weiblicher Würde und Ehre gehört zu haben, daß es mich fast Wunder nimmt, dieselbe an der Hand eines unverheiratheten Mannes durch die Straßen der Residenz wandern zu sehen. Geschähe dies unter dem Schleier der Nacht, so bliebe es doch wenigstens den menschlichen Augen verborgen, aber am hellen Tage —"

Bis hierher hatte es Dorothea über sich vermocht, den mannigfachen Anreizungen des Secretärs standhaft auszuweichen und ihm ein verächtliches Stillschweigen entgegen zu setzen. Aber jetzt, wo dieser Elende die Reinheit ihres Herzens und Wandels anzutasten wagte, vermochte sie nicht länger zu schweigen. Hervortretend unterbrach sie die Rede des Schreibers und sagte im lauten, durchdringenden Tone gekränkter Ehre: „Pfui über Euch, die Ihr den Nothstand eines bedrängten Weibes mit Schmach und Hohn zu bedecken den Muth habet. Wenn Ihr es unbegreiflich findet, daß ein ehrbares Bürgermädchen in Begleitung dieses Mannes als eine Bittende in diesem Hause erscheint, so wisset, ich bin dieses Mannes verlobte Braut. Und nun thut Eure Schuldigkeit und meldet mich bei Eurem Herrn."

So sehr nun Stolpe Meister seiner Empfindungen war, so wirkte doch diese Eröffnung Dorotheens so

erschütternd auf seine Seele, daß er den Schreck darüber nicht augenblicklich beherrschen und verdecken konnte. Indeß schnell berechnend, welche Folgen diese unerwartete Niederlage für ihn haben müßte, sammelte er, wie durch einen zauberhaften Schlag, sich wieder und dasselbe süß-freundliche Lächeln lagerte sich auf seine vertrockneten Wangen. Eben wollte er darauf, jedenfalls glückwünschend antworten, als eine andere Thüre sich öffnete und der Herr Oberpräsident selbst heraustrat. „Was gibt es hier?" fragte er rasch und unfreundlich.

„Gnädiger Herr," antwortete Stolpe in der demüthigsten Verbeugung — „eben wollte ich Eurer Gnaden das unterthänige Gesuch dieser ehrenwerthen Jungfrau vortragen. Es ist die Tochter des Tuchmachermeisters Jung, die Eure Excellenz um eine kurze Audienz bittet und durch mich die freundliche Hoffnung auf die gnädige Erfüllung ihrer Bitte Eurer Excellenz an das Herz legt."

„Tretet ein," sagte nun der Präsident freundlicher, und Dorothea ging mit klopfendem Herzen in das geöffnete Gemach; der Präsident folgte und schloß die Thüre. Stolpe aber eilte auf Ebeling zu und sagte: „Nur flüchtig kann ich Euch, lieber Herr Musikdirector, meinen Glückwunsch abstatten, da mich mein Amt jetzt von hier entfernt. Indeß bitte ich Euch, zu verweilen, bis ich zurück sein werde." — Und mit diesen Worten trat Stolpe durch eine andere Thür in das dem Audienzzimmer zunächst gelegene Gemach. Ohne Zweifel lag ihm jetzt mehr daran, heimlicher Zeuge der Unterredung Dorotheens mit dem Präsidenten zu sein, als seine Freude

über den Bräutigamsstand dem Herrn Musikdirector in Weiterm auszudrücken. So blieb Ebeling im Vorsaale allein. Wir aber folgen dem zitternden Mädchen.

„Ihr seid also die Tochter des Meisters Jung?“ fragte der Präsident. „Was ist Euer Anliegen?“

„Gnädiger Herr,“ antwortete die Jungfrau und der Ton ihrer Stimme verrieth die Gewalt, mit welcher sie die Angst und Beklommenheit ihrer Seele zu bemeistern suchte — „gnädiger Herr, ich bin ein armes, unwissendes Mädchen, unbekannt und unerfahren in Sprache und Sitte, wie es sich geziemen mag, vor großen Herren Alles im rechten Ausdrucke zu reden. Mich führt die Liebe zu meinem armen Vater, der Drang eines gestörten Gewissens und das Vertrauen auf Eurer Gnaden Freundlichkeit und Gerechtigkeit hierher und um deswillen hoffe ich auf gnädiges Gehör.“

„Wenn Ihr, wie ich merke,“ sagte der Präsident — „eine Fürbitte für Euren Vater einlegen wollt, so muß ich Euch gleich zur Ersparniß Eurer Mühen bemerken, daß Ihr Euch nicht mit falschen Hoffnungen täuschet. Die Angelegenheit des Meisters Jung geht auf höchsten Befehl churfürstlicher Durchlaucht den Weg gesetzlicher Prüfung und Gerechtigkeit. Trägt es aber Etwas zu Eurer Beruhigung bei, so kann ich Euch versichern, daß ich von ganzem Herzen wünsche, Euer Vater möge unschuldig erfunden werden.“

„Das wird er,“ sagte Dorothea mit vester Stimme — „das muß er. Gnädiger Herr Präsident, mein

armer Vater ist des Verbrechens nicht schuldig, dessen er angeklagt wird.“

„Nun, das wird sich finden,“ war die Antwort. — „Und wenn Ihr sonst nichts weiter, als diese Versicherung abzugeben habt —“ der Präsident vollendete den Satz seiner Rede dadurch, daß er mit der Hand nach der Thüre wies.

„Nein,“ rief Dorothea aus — „Eure Gnaden wird mich noch einige Augenblicke anhören. Man hat mir gesagt, ein aufrichtiger und gewissenhafter Zeuge könne zur Freisprechung eines Angeklagten Viel, ja wohl Alles beitragen. Und ich will ein Zeugniß für meinen Vater ablegen.“

„Liebes Kind,“ unterbrach sie der Präsident mit einem Lächeln, in welchem sich Mitleid mit der Unwissenheit und dem Unverstande aussprach — „liebes Kind, Du weißt natürlich nicht, daß Du ein gar sehr verdächtiger Zeuge bist, und überdies zur Ablegung eines Zeugnisses nicht fähig.“

„Eure Gnaden möge mir nicht böse werden,“ fuhr Dorothea mit festerer Stimme fort. — „Ueber einen Vater kann Niemand besseres Zeugniß geben, als das Kind. Das menschliche Herz ist schwach und läßt sich nur allzu oft von äußeren Reizungen zu Gedanken und Worten verführen, die nicht aus der Tiefe kommen. Aber im Hause, im Kreise der Seinen, im täglichen Verkehr solcher Menschen, die Gott zusammengeführt hat für das irdische Leben, da redet der Mund, wie das Herz in Wahrheit fühlt und denkt. Ich weiß, mein

armer Vater ist angeklagt, in Worten und Werken gegen den Gehorsam gesündigt zu haben, welchen die Unterthanen der Obrigkeit schuldig sind; ja ich weiß, daß er sogar des strafbaren Vorhabens angeklagt ist, die Bürgerschaft zum Aufruhr gegen unsern gnädigsten Churfürsten zu verführen. Gnädiger Herr, solches entsetzliche Vorhaben kommt nicht von Ungefähr und ist nicht das Werk eines Augenblickes, und ist nicht, je nachdem die Umgebung ist, ein anderes. Was mein Vater zu thun beschlossen hat, das führt er aus, so weit menschliche Kraft es vermag, und redet davon gegen Jedermann; denn mein Vater hat keine Menschenfurcht, er weiß, daß Gott mit ihm ist, wenn er auf Gottes Wegen geht. Nun aber weiß ich, und bezeuge es vor dem allgegenwärtigen Gott und vor Euch, gnädiger Herr Präsident, daß ich auch nie und nimmermehr aus dem Munde meines Vaters ein Wort gehört habe, welches sich auf ein solches Verbrechen deuten ließe. Vielmehr hat mein Vater jederzeit mit aller schuldigen Ehrfurcht und Unterthänigkeit von unserm durchlauchtigsten Churfürsten geredet, und mir von Kindheit an das Wort der Schrift eingeprägt: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn die Obrigkeit ist von Gott verordnet! Und mein Vater ist ein treuer, ehrlicher lutherischer Christ und Bürger. Mit Wissen und Willen geht keine Lüge über seine Lippen. Herr Präsident, mein Vater kann des Verbrechens nicht schuldig sein, dessen er angeklagt wird.“

„Du verstehst das nicht, mein Kind,“ entgegnete

der Präſident lächelnd, wiewohl mit mehr Wohlwollen, als vorher. — „Du kannſt es nicht wiſſen, daß bei Unterſuchung von Thatſachen, die nicht geleugnet werden können, auf ſonſtige Aeußerungen wenig und nur ſehr vorſichtig Rückſicht genommen werden kann. Du ſagſt ganz recht, das menſchliche Herz iſt ſchwach; es denkt bald Gutes, bald Böſes. Drücken ſich aber böſe Gedanken in Worten und Werken aus, ſo verfallen ſie nach Gottes Ordnung dem menſchlichen Gerichte. Du vertheidigſt Deinen Vater, wie es einem Kinde zukommt, aber das Gericht richtet nicht über den Vater, ſondern über den Bürger und Unterthan. Dein Vater iſt ſeit Jahren bekannt als ein eifriger Lutheriſcher, der namentlich gegen die Edicte in dieſem Kirchenſtreite vielfach tadelnd ſich ausgeſprochen hat. Es iſt übergenug von Zeugen beſtätigt worden, welche gefährliche und aufrühreriſche Aeußerungen Dein Vater bald hier bald dort gethan hat. Dein Vater iſt der treueſte Freund und Vertheidiger jenes unruhigen Paul Gerhardt, der ſich durch ſeinen beharrlichen Ungehorſam trotz der Milde und Gnade, die ihm von Seiten churfürſtlicher Durchlaucht widerfahren iſt, immer mehr als Feind und Widerſacher alles Kirchenfriedens offenbaret. Dein Vater hat die Bürgerſchaft aus eigener Machtvollkommenheit zuſammen berufen, die Gemüther zum Widerſtande gegen die Edicte erhitzt, die beiden Bittſchriften für den genannten Paul Gerhardt abgefaſſet und gleichſam zum offnen Trotze und Hohn den weiten Weg nach Cleve gemacht, um die vermeintlichen Wirkungen ſeiner unge-

ziemlichen Vorstellungen mit eignen Augen zu sehen. Doch, mein Kind, ich vergesse ganz, daß Du über solche Dinge zu urtheilen unfähig bist und ich will, um Deiner Kindesliebe willen, Dir gern vergeben, daß Du mich durch Deinen Eintritt gestört hast. Gehe nun, und erwarte von der Gerechtigkeit, was Rechtens ist."

„Gnädiger Herr Präsident, ich kann nicht gehen," antwortete die Jungfrau vest und entschlossen. „Eure Gnaden kann unmöglich es meinem Vater zum Vorwurfe machen, daß er ein Freund und Vertheidiger des Herrn Paul Gerhardt ist. Es wird in der ganzen Gemeinde Mariä und Nicolai nicht eine Seele geben, die nicht mit Liebe und Dankbarkeit an diesem Paul Gerhardt hinge. Gnädiger Herr Präsident, ein Mann, wie dieser Paul Gerhardt, der wie ein Apostel des Herrn das Wort vom Kreuze verkündigt, der, wenn er von heiliger Stätte herab uns die Schrift eröffnet, einen Zugang findet zu Aller Herzen, der, wenn er segnet am Altar, den Geist des Herrn in Wahrheit allen Gläubigen mittheilt, weil der Geist des Herrn sein eignes Herz erfüllt, — ein Mann, wie dieser Paul Gerhardt, der in jeder Familie seiner Gemeinde wenigstens eine Seele zählt, welche er mit dem Worte Gottes erleuchtet, gekräftigt und getröstet und aus falscher Ruhe und Sicherheit zum neuen Leben in Christo erweckt und aufgerichtet und aus des Herzens Hoffart zur Demuth unter das Kreuz gebracht hat, dieser theure Gottesmann, der zahllose Thränen des Elendes unter uns getrocknet hat, der in keiner Noth der Seinen sich zurückgezogen, an allen

Krankenbetten geſeſſen und die kranken Seelen geheilet, der den Sterbenden ein letzter Freund und Fürbitter bei Gott geweſen iſt, — ſollten wir Den nicht wieder lieben, der uns Alle ſo wahrhaft liebt? Ja noch mehr, Herr Präſident, ein Mann, wie dieſer Paul Gerhardt, der in ſeinem eignen Hauſe Allen ein Vorbild wird, wie der Mann des Weibes treueſter Freund und Führer zur Seligkeit und ſeiner Kinder Erzieher und Wohlthäter ſein ſoll, der bei allem ſchweren Kreuz und Ungemach, das ihn und ſein Haus betroffen, bei dem ſchmerzreichen Anblicke ſeines kranken, dem Tode entgegenwelkenden Weibes nicht einen Augenblick ſein Ohr den Bitten des niedrigſten Bettlers verſchließt, der der Wittwen und Waiſen ſich erbarmet und ſie in ſeinem Hauſe aufnimmt, als wären ſie die Seinen, — ein Mann, wie dieſer theure, geliebte Paul Gerhardt, der ſeinem Gott und Herrn im Himmel mit derſelben Treue dient, als dem Fürſten und dem Lande und der Gemeinde, wohin ihn Gott gewieſen hat, — dieſer theure, liebe, fromme Sänger der Liebe unſers Erlöſers, deſſen Lieder und Pſalmen in Aller Herzen leben, der nur mit dem einen Liede: Befiehl du deine Wege, ſchon Tauſenden aufs Neue Stecken und Stab in die ermattete Hand gelegt, tauſend niedergebeugte Gemüther wieder zu der Hoffnung erhoben hat, die nicht läſſet zu Schanden werden, — gnädiger Herr Präſident, müßten wir nicht die undankbarſten Seelen ſein, wollten wir dieſen Mann nicht lieben?“

Als Dorothea hier ſchwieg, blieb der Blick des Prä-

ſidenten mit Verwunderung auf ihr ruhen, bis er im Tone aufrichtigen Wohlwollens ihr antwortete: „Mädchen, Du ſchwärmeſt für dieſen Gerhardt! Iſt das nicht Deines Vaters Geiſt, der aus Dir redet?“

„Nein, gnädiger Herr,“ entgegnete die Jungfrau. „Hat mein Vater vor Eurer Gnaden eben ſo geredet, wie ich, ſo iſt das nur der Geiſt des Glaubens und der Liebe, die aus dem Glauben kommt. Eure Gnaden wollte es meinem Vater zum Vorwurfe machen, daß er ein eifriger Lutheriſcher ſei. Nun, gnädiger Herr, ich bin unwiſſend in den Streitſätzen zwiſchen den Reformirten und den Lutheriſchen, aber wenn eifrig lutheriſch ſein ſo viel heißt, als von ganzem Herzen glauben, daß die Schrift heiliges Gottes Wort iſt und menſchlicher Verſtand und Weisheit ſich dieſem geoffenbarten Gotteswerk willig und gläubig unterwerfen muß, daß wir arme, verlorne Menſchen vor Gott nur gerechtfertigt werden durch den Verſöhnungstod unſers Heilandes, daß alle Seligkeit nur ein Geſchenk göttlicher Gnade um Jeſu Chriſti willen iſt, daß Gottes ewige Liebe und Barmherzigkeit Niemanden verſtößt, ſondern Alle zum Leben und zur Seligkeit berufen hat und auch die ärmſte Seele nicht zurückweiſet, wenn ſie noch zu Chriſto flüchtet, — wenn eifrig lutheriſch ſein heißt, das heilige Abendmahl nicht blos als ein Gedächtniß an des Herrn Tod, ſondern als ein heiliges Sacrament begehen, wo der Segen des ganzen Erlöſungswerkes Jeſu Chriſti zuſammenkommt und der feierliche Genuß des Brotes und Weines unſere Seele in wahre Gemeinſchaft mit Chriſto

setzet, so daß wir als die lebendigen Glieder an Dem, der das Haupt ist, wahrhaft Theil haben an seinem Leibe und Blute, das er um unserer Sünden willen und zu unserer Gerechtigkeit dahingegeben und vergossen hat, — und wenn eifrig lutherisch sein heißet: diesen Glauben treulich bewahren, ihn nicht lassen in keiner Angst und Noth des Lebens, ihn verkündigen und ihn vertheidigen, wo es nur sei, und um dieses Glaubens willen freudig hinnehmen Schmach und Spott und Hohn, Verfolgung, Kerker und Banden, dann, Herr Präsident, dann bin ich auch eine eifrige Lutherische, und tausend und aber tausend Seelen mit mir."

„Welch ein Geist lebt in dieser Seele!" rief der Präsident voll Erstaunen aus, als er bemerkte, wie Ton und Stimme, Blick und Miene, und ein hochglühendes Roth der Wangen allerdings von der Innigkeit und Wahrheit des Eifers eines lutherischen Mädchens ein unwiderlegbares Zeugniß abgaben. Er konnte sich's auch nicht leugnen, daß die fast verächtliche Gleichgültigkeit, mit welcher er die Tochter eines gefangenen Tuchmachers empfangen hatte, ihm unwillkührlich in eine Art von Achtung und Ehrfurcht übergeschlagen war. „Das ist nicht die Sprache eines niedern Weibes," dachte er bei sich — „das ist noch viel weniger die Sprache der Heuchelei und der Berechnung! Was Wunder, wenn der Vater in gleichem Maaße auftritt, da er dieses Mädchens Lehrer und Vorbild ist!" Hierauf wandte er sich an das Mädchen, blickte sie lange und ernstprüfend an und fragte dann: „Was willst Du eigentlich von

mir? Was glaubst Du, daß ich zur Erfüllung Deiner Wünsche thun könnte?“

„Gnädiger Herr,“ antwortete Dorothea ruhiger und im Tone herzlichen Flehens. „Gnädiger Herr, lasset meinen Vater frei!“ —

„Nein, mein Kind, entgegnete der Präsident schnell — „diese Bitte zu erfüllen, steht außer meiner Macht. Dagegen gebe ich Dir gern das Versprechen, daß Deinem Vater, so weit es in meiner Hand liegt, kein Leid widerfahren soll. Die Haft Deines Vaters ist nöthig, weil vielfache Anklagen gegen ihn vorliegen, die, weil sie die geheiligte Person des Landesherrn betreffen, die strengste Untersuchung erfordern. Wenn ich auch zugestehe, daß das Ergebniß der Untersuchung bisher von keinem besondern Gewicht in der Waagschale der Schuld Deines Vaters ist, so ist doch auch seine jetzige Haft weniger eine Folge der gegen ihn vorgebrachten Anklagen, als vielmehr die ihm zuerkannte Strafe für Verletzung der schuldigen Unterthänigkeit und der Ehrfurcht gegen churfürstliche Durchlaucht, welche er dadurch, daß er sich als Verfasser des letzten Bittschreibens, und dadurch, daß er durchaus alle Verantwortlichkeit auf sich genommen und etwaige Schuldige nicht hat nennen wollen, zugestanden hat.“

Diese ruhige Auseinandersetzung machte auf die Jungfrau einen tiefern Eindruck, als der frühere, scharfe Ton des Präsidenten, und schlug für den Augenblick all' ihren Muth darnieder. Der Präsident schien fast Mitleid mit dem armen Mädchen zu haben, welches

trostlos und rathlos die Augen senkte und im Stillschweigen verharrte.

„Irre ich mich nicht," fuhr nun der Präsident fort — „so sagtest Du mir, Dich hätte der Drang eines gestörten Gewissens hierher geführt. Was willst Du damit sagen?"

Diese in aufmunterndem Tone gesprochenen Worte wirkten wie ein Blitz auf die trauernde Seele Dorotheens. Sie blickte rasch auf und offenbarte die Freude eines Herzens, dem plötzlich in großer Noth ein rettender Gedanke gekommen ist. „Gnädiger Herr," sagte sie — „darf ich hoffen, daß Eure Gnaden mir eine Frage beantwortet?"

„Warum nicht," antwortete der Präsident lächelnd. „Du wirst doch nicht etwa Fragen an mich thun, die ich nicht zu beantworten wagen dürfte!"

„Eure Gnaden," sprach nun Dorothea weiter — „sagte mir, es lägen gegen meinen armen Vater schwere Anklagen vor. Wer ist dieser Ankläger? Wer hat so falsches Zeugniß gegen meinen Vater abgelegt?"

„Mein Kind," entgegnete der Präsident in sichtbarer Verlegenheit — „das ist allerdings eine Frage, die an einem andern Orte verhandelt wird. Doch mögest Du wenigstens so viel wissen, daß das Zeugniß gegen Deinen Vater von einem glaubwürdigen Manne abgelegt worden ist."

„Ich kenne diesen Mann," sagte Dorothea, die nun ihren vollen Muth wieder erhalten hatte. — „Und wenn Eure Gnaden mir ein Geständniß abzulegen erlaubt,

wozu die höchste Noth mich treibt, so dürfte es sich zeigen, ob jener Mann ein glaubwürdiger Zeuge ist oder nicht.“

Noch ehe aber der Präsident antworten konnte, öffnete sich eine kleine, halbverborgene Seitenthür und Herr Stolpe schlich in aller Unterthänigkeit herein und sprach: „Eure Hochwürden-Gnaden erlaube ich mir erhaltenem Befehle gemäß, zu erinnern, daß die Sitzungsstunde nahe ist.“

„Gut, gut, Stolpe,“ sagte der Präsident. — „Ich komme bald.“

„Dann wollte ich mir noch erlauben,“ fuhr Stolpe demüthigst fort — „Eure Hochwürden-Gnaden um Hochdero Resolution zu bitten, da ich die nöthigen Vorlagen zur heutigen Sitzung nicht eher ausfertigen kann.“

„So?“ fragte der Präsident etwas verdrießlich — „Nun, wartet! — Doch das hat Zeit bis morgen.“

„Und dann,“ begann der unerschütterliche Secretär von Neuem. Aber diesmal sollte er nicht weiter zu Worte kommen; der Präsident wandte sich finster nach ihm um und sagte: „Ich sage Euch, es hat Zeit bis morgen. Geht jetzt, und vermeldet den Herren Räthen, daß ich bald erscheinen werde.“

Da mochte der Geheimschreiber doch keinen weitern Einwand wagen; er verbeugte sich tief und freundlichst und sprach im Abgehen für sich: „Da muß also auf andere Weise geholfen werden.“

„Nun rede,“ sagte der Präsident zu Dorotheen gewandt. „Du hast mich begierig gemacht! Doch hüte

Dich, daß Du keine Unwahrheit vorbringst! Wen hälst Du für den Ankläger Deines Vaters?"

„Den Mann," sagte Dorothea unerschrocken — „der eben dies Zimmer verließ."

„Meinen Secretär?" rief der Präsident aus. „Wie kommst Du zu dieser Vermuthung?"

„Gnädiger Herr," fuhr nun das Mädchen fort. „Es mag sich vielleicht doch nicht geziemen, daß ich solche Geständnisse hier ablege. Aber Gott wird es mir gnädig verzeihen; die höchste Noth, der noch einzige Weg, meinen armen Vater zu befreien, treibt mich dazu. — Ja, Eure Gnaden, Herr Stolpe ist der Ankläger meines Vaters, und kein anderer. — Und der Grund und Ursache seiner Anklage ist: Rache gegen mich; er will die Tochter in dem Vater verderben."

„Bedenke, was Du sprichst," sagte der Präsident ernst.

„Ja gewiß," versicherte die Jungfrau. „Von jedem Worte, das ich noch reden werde, bin ich bereit, Rechenschaft zu geben vor Gott und Menschen. Herr Stolpe wirbt seit langer Zeit um meine Liebe und das auf eine Weise, die eine ehrbare Jungfrau kränken und schmerzen muß. Ich kann diesen Mann nicht achten und lieben, weil meine ganze Seele mir sagt, daß Gott uns geschieden hat. Zudem bin ich seit Kurzem die verlobte Braut eines ehrbaren Mannes. Wenn ich Herrn Stolpe's Bewerbungen zurückwies, so that ich nur, wozu mich meine Seele antrieb. Aber er selbst achtet weder meiner Worte noch meiner Thaten; er will eine Neigung in

meinem Herzen erzwingen, die mir völlig unmöglich ist. In Cleve bot er mir die Befreiung meines Vaters an, wenn ich mich seinen Wünschen fügen wollte. Ich schwankte, nicht zwischen Liebe und Haß gegen ihn, sondern zwischen Liebe zu meinem Vater und — daß ich es gestehe, Liebe zu mir selbst. Ich wies den Antrag des Herrn Stolpe zurück und legte dadurch die Fesseln an meines Vaters Hand. Das ist die Last meines Gewissens. Jetzt weiß ich's, — um meinen Vater zu befreien, mußte ich mich selbst, mein Lebensglück, meine Hoffnungen, meine Liebe opfern; aber ich liebte mich mehr, denn meinen Vater. Gott möge mir diese Sünde verzeihen, wenn sie nicht größer ist, denn daß sie mir vergeben werden könnte."

„Mädchen," rief der Präsident aus — „redest Du die Wahrheit?"

„So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort, Jesus Christus" — antwortete Dorothea fest und legte ihre gefalteten Hände auf die Brust. — „Noch den Eintritt zu Eurer Gnaden wollte mir Herr Stolpe um denselben Preis verkaufen. Da ich nun Zeuge war, unter welchen Drohungen dieser Herr Stolpe in Cleve meinen Vater verließ, und wie mein Vater in der Aufregung vielleicht einige verletzende Aeußerungen gegen denselben gethan hat, so wird Eure Gnaden den Verdacht rechtfertigen, welchen ich gegen diesen Mann ausgesprochen habe."

„Also Du sagtest," sprach der Präsident — „daß mein Secretär die Rettung Deines Vaters unter der

von Dir angegebenen Bedingung Dir versprochen hat! — Du sagtest das, und bleibst dabei?"

„Ja, mein gnädiger Herr," versicherte Dorothea und setzte dann, als sie den finstern Blick des gestrengen Herrn gewahrte, hinzu: „Doch kann ich Eure Gnaden aus der Tiefe meines Herzens versichern, daß ich keinerlei Anklage gegen Herrn Stolpe aussprechen, sondern wo möglich nur zur Befreiung meines armen Vaters ein von der höchsten Noth mir aufgedrungenes Geständniß ablegen wollte. Darum, Eure Gnaden, verschmäht die Bitte eines armen Mädchens nicht. Ich habe weder Bruder, noch Schwester und meine Mutter schläft seit Jahren in ihrem Grabe. Seid barmherzig, gnädiger Herr, gebt einer verlassnen Tochter den nächsten Freund und Schützer, den Vater zurück, und nehmet durch das Wort der Gnade, das Ihr über einen gewiß getreuen Bürger und Unterthan aussprechet, die schwere Last von meinem Gewissen. Entlasset meinen Vater aus seinem Gefängnisse, und findet es Eure Gnaden für nöthig, daß er fernerhin zur Verantwortung bereit sei, nehmet ihm sein Wort ab, daß er erscheinen will, und wäre es zum Tode. Mein Vater wird das Wort geben und halten, so wahr ich weiß, daß er mich liebt."

Der Präsident blieb einige Augenblicke in finsterm Nachdenken versunken; dann sagte er: „Gehe jetzt, mein Kind! Du wirst Deinen Vater bald wiedersehen."

„Gott vergelte Euch dies Wort," rief die Jungfrau freudig aus, und ihre Augen standen voll Thränen. Der Präsident aber stand auf, schritt auf sie zu und

fragte im Tone herzlichen Wohlwollens: „Wie heißest Du?“

„Dorothea, gnädiger Herr,“ antwortete sie.

„Dorothea?“ wiederholte der Präsident. „Also Gottesgabe! Ja und mit Recht! Dein Vater ist ein glücklicher Mann! Wohl Dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!“ Und mit diesen Worten wandte sich der Präsident und schritt durch die kleine Thüre. Dorothea aber kehrte mit ihrem Bräutigam in ihr väterliches Haus zurück, wo einige Freunde ihres Vaters mit Unruhe auf ihre Rückkehr warteten.

Kurze Zeit nachher, während das muthige Mädchen den Bürgern ihre Unterredung mit dem Herrn Oberpräsidenten erzählte, öffnete sich die Thüre. Da flog Dorothea von ihrem Sitze auf, stürzte dem Eintretenden entgegen und rief: „Mein Vater, mein lieber Vater!“ und sie legte ihr Haupt an seine Brust und weinte. Und Meister Jung weinte auch, als er sprach: „Mein Kind, mein liebes, theures Kind! Gott segne Dich!“

„Und segnet Diesen mit,“ setzte Dorothea hinzu und zog Ebeling an ihres Vaters Brust. „Nehmt ihn ihn auf als Euren Sohn, als Eurer Tochter Herzensfreund! Ist's Euch so recht, lieber Vater?“

„Ja, ja,“ antwortete Meister Jung mit gebrochener Stimme; — „das ist der Freude zu viel an einem Tage. Gott segne euch, lieben Kinder!“

Und die umstehenden Bürger sprachen: Amen! Amen!

Cap. 12.

Eine Consistorial-Sitzung.

> Seid allezeit bereit zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist, und das mit Sanftmüthigkeit und Furcht, und habt ein gut Gewissen.
>
> 1 Petri 3, v. 15. 16.

Das hochwürdige churfürstliche Consistorium war versammelt. Präsident und Räthe hatten ihre Sitze eingenommen; und nur ein Stuhl war noch unbesetzt. Auf einen Wink des Präsidenten öffnete sich die Thüre und Andreas Fromm, der lutherische Propst zu St. Petri, trat ein.

„Herr Propst," redete ihn der Präsident ernst an — „nach Dem, was sich in Betreff Eurer begeben hat, wird es Euch nicht auffallen, daß Ihr, statt wie bisher, Euren Platz in der Reihe der Räthe einzunehmen, heute vor churfürstlichem Consistorio nicht als Beisitzer, sondern als Pfarrer und Prediger erscheinet, um nach churfürstlicher Durchlaucht höchstem Befehle Red' und Antwort

zu geben. Ihr erinnert Euch, daß Ihr vor einiger Zeit in Gegenwart meiner und des Herrn Hofpredigers Stosch, sowie des Pfarrers zu Ribbeck, Johann Müller's, Euch unterstanden, die schweranklagende Aeußerung zu thun: die lutherische Kirche erleide von den Reformirten Gewalt. So wenig überhaupt eine solche Aeußerung gerade von Euch zu erwarten war und so sehr ich für meine Person zeither auch geneigt war, diese Eure Worte als den flüchtigen Erguß eines unbewachten Herzens zu betrachten, so hat sich doch in neuester Zeit Manches begeben, was diese gute Meinung über Euch zu Schanden macht. Es ist uns mitgetheilt worden, daß Ihr Euch zu Denen geschlagen habt, welche die Reversausstellung des Propstes Lilius als einen Verrath an der lutherischen Kirche bezeichnen und in Wort und Schrift als solchen verschreien, daß Ihr, was früher nicht geschehen, jetzt mit dem, seines Amtes entsetzten Diaconus Paul Gerhardt in nähere Freundschaft getreten seid und daß Ihr auf Eurer Kanzel seit einiger Zeit in Behandlung der Streitfragen beider Kirchen und des Elenchus nicht mehr die Mäßigung beobachtet, die Euch früher auszeichnete. Aus solchem Allen, sowie besonders daraus, daß Ihr Euch geweigert habt, den Revers zu unterschreiben, geht hervor, daß Ihr Eure Ansichten über die Maaßnehmungen churfürstlicher Durchlaucht, den Kirchenfrieden herzustellen, geändert habt. Hieraus folgt ferner, daß das gesammte Consistorium, wenn es Eure erwähnte Aeußerung: daß die lutherische Kirche von den Reformirten Gewalt erleide, für eine Beleidigung unsers

durchlauchtigsten Landesherrn erklärt, völlig begründete Ursache dazu hat. Ich fordere Euch demnach auf, Euch darüber zu vertheidigen, wenn Ihr anders es vermöget.“

Der Propst, der in seinen bisherigen Collegen jetzt seine Richter sah und noch dazu bei seinem furchtlosen Umherschauen den lauernden, höhnisch-lächelnden Blicken des Hofpredigers Stosch begegnete, konnte eine gewisse Empfindlichkeit darüber nicht ganz verleugnen, als er antwortete: „Ich bin bereit, über Alles Red' und Antwort zu geben, was churfürstliches Consistorium mir dazu vorlegen wird. Doch ist die gegen mich erhobene Anklage so vielfach, daß ich in Wahrheit nicht weiß, auf was die hochwürdigen und gnädigen Herren zuerst meine Verantwortung hören wollen.“

Als der Präsident nicht sogleich wieder antwortete, nahm der Hofprediger Stosch das Wort und sagte: „Was die geheiligte Person churfürstlicher Durchlaucht betrifft, ist natürlich das Nächste und Wichtigste und demnach werdet Ihr Euch darüber zu verantworten haben, was Seine Hochwürden und Gnaden Euch in dieser Hinsicht vorgehalten hat.“

Der Propst warf dem Hofprediger einen finstern Blick zu und sagte: „Ich kann und mag nicht leugnen, daß ich von der Gewalt geredet, welche die lutherische Kirche von der reformirten erleidet. Wer die Seelenangst lutherischer Geistlichen gesehen hat, mit welcher sie an die Unterschrift des Reverses denken und woraus so sichtbarlich hervorgeht, daß es nicht Ungehorsam gegen die landesherrlichen Edicte, sondern lautere Gewissenssache

iſt, die ſie davon abhält, — und wer wiederum hat mit anſehen müſſen, wie dennoch ſolche arme, bedrängte lutheriſche Pfarrer durch allerlei Einreden, Vorſtellungen und Drohungen zur Unterſchrift getrieben wurden, der hat meines Bedünkens nicht zu viel geſagt, wenn er das Gewalt nennt.“

„Und ſomit geſteht Ihr zu,“ fiel Stoſch ſchnell ein — „daß Ihr Euch einer Beleidigung churfürſtlicher Durchlaucht ſchuldig gemacht habt?“

„Mit Nichten, Herr Hofprediger,“ antwortete Fromm. „Denn wenn es auch wahr iſt, daß dieſe Anforderung zur Unterſchrift des Reverſes auf Befehl des durchlauchtigſten Landesherrn geſchieht, ſo iſt doch bekannt, daß churfürſtliche Durchlaucht in ſolchen Kirchen- und Glaubensſtreitigkeiten gern dem Rathe Anderer folgt, und zwar Derer, welche die lutheriſche Kirche mit wenig freundlichen Augen betrachten. Zur Ausführung eines Geſetzes bedarf es der äußern Macht, aber das Geſetz ſelbſt kommt aus dem innern Menſchen. Darum ſage ich: ich habe jene Worte, auf welchen, wie es ſcheint, die Hauptanklage gegen mich beruht, nicht wider Seine Durchlaucht, ſondern gegen die Räthe geſprochen, welche Seine churfürſtliche Durchlaucht zu ſolchen Handlungen reizen.“

Der Hofprediger Stoſch erglühte vor Zorn und wollte dieſem durch eine weitere Rede Luft machen; aber der Präſident ſelbſt nahm das Wort und ſagte: „Bedenkt, Herr Propſt, was Ihr redet. Wir hatten uns zu Euch der guten Hoffnung verſehen, daß Ihr

jene Aeußerung dahin erläutern würdet, als hättet Ihr, von einer augenblicklichen Aufregung verführt, nicht recht überdacht, welche schwere Anklage Ihr in solchen Worten aussprechet; aber wie wir sehen, wollt Ihr Euch rechtfertigen, statt entschuldigen, und meinet, es sei leichter, uns selbst anzuklagen.“

„Gnädiger Herr Oberpräsident,“ entgegnete der Propst — „wenn ich von den Räthen redete, welche churfürstliche Durchlaucht zu solcher Strenge gegen uns Lutherische reizen, so kann ich aus treuem Herzen versichern, daß ich dabei an Eure Hochwürden-Gnaden nicht gedacht habe. Ich bin zu oft Zeuge gewesen, wie Eure Gnaden den Kirchenfrieden so herstellen will, daß Niemandes Recht und Gewissen dabei verletzt werde und die Entlassung des Meisters Jung aus seiner Haft ist ein neues Zeugniß, wie wenig Eure Gnaden gesonnen ist, Gewalt zu üben gegen Solche, die aus treuem, christlutherischem Herzen und Gewissen handeln! Ich meine vielmehr solche Räthe, welche als offene Feinde der lutherischen Lehre bekannt sind und Willens zu sein scheinen, die lutherische Kirche völlig aufzuheben. Ich meine nicht weltliche, sondern geistliche Räthe.“

Dieser allerdings offenbare Angriff gegen den Hofprediger Stosch ward von diesem auch als eine ihn persönlich treffende Beleidigung aufgenommen. „Gnädiger Herr Präsident,“ sagte er, als er bemerkte, daß dieser zu sprechen im Begriff war, — „es dürfte mir wohl gestattet sein, hierauf nach Gebühr zu antworten. Wenn Ihr, Herr Propst, Eure gegen die geheiligte Person

unſers Landesherrn gemachte Beleidigung dadurch geringer zu machen ſucht, daß Ihr ſie auf Andere übertragt, und wie es den Anſchein hat, auf mich, ſo ſeid Ihr im Allgemeinen weder gerechtfertigt, noch entſchuldigt. Denn ſchon das Zugeſtändniß, daß Ihr überhaupt habt beleidigen wollen, läßt ſich mit Amt und Würden eines lutheriſchen Propſtes, mit dem Ernſte und der leidenſchaftloſen Bedächtigkeit eines Beiſitzers des churfürſtlichen Conſiſtorii und mit der Freundlichkeit und Milde eines chriſtlichen Predigers nicht vereinigen. Sodann wenn auch darin für uns niedrige geiſtliche Räthe viel Ehre liegen mag, daß Ihr unſern Einfluß bei Seiner Durchlaucht gnädigſten Reſolutionen ſo hoch anſchlagt, ſo liegt doch vielmehr darin eine neue Beleidigung unſers großen Churfürſten, die nämlich, daß unſer durchlauchtigſte Landesherr ſo wenig Gerechtigkeit und Wahrheit übe, daß derſelbe ſich die Meinung Anderer gegen Seinen eignen Willen aufdringen laſſe. Wenn Ihr, Herr Propſt, die Ausführung gegebener allgemeiner Geſetze für eine Gewaltthätigkeit erklärt und hier vor geöffnetem churfürſtlichen Conſiſtorio den allerdings ungewöhnlichen Muth habt, zu ſagen, Seine churfürſtliche Durchlaucht ließe ſich zu ſolchen Gewaltthätigkeiten von Andern reizen, ſo werfet Ihr dadurch auf die zwölf Jahre, in welchen Ihr als Beiſitzer des Conſiſtorii Treue und Gehorſam dem Landesherrn zu halten vermöge Eures Eides verpflichtet waret, eben kein erfreuliches Licht.“

Stoſch ſchwieg hier und der ſo hart angegriffene

Propſt ſchickte ſich zu ſeiner Vertheidigung an; aber er bemerkte, daß der Hofprediger nur ein wenig neue Kraft habe ſchöpfen wollen. Denn dieſer fuhr fort: „Im Uebrigen darf dieſes Euer Verhalten Niemanden Wunder nehmen. Wer, wie Ihr, Herr Propſt, auf der einen Seite ſeine eigene, lutheriſche Kirche ſo weit verleugnet, daß er die Concordienformel ſchmähet, daß er in einer Reihe von Briefen an mich und meinen Collegen Bergius ſich für einen heimlichen Reformirten ausgibt, der nur aus Klugheit auf den Rath ſeiner Freunde dies nicht öffentlich zugeſtehe, wer, um Solches glaubhaft zu machen, allerhand Anklagen gegen die lutheriſchen Eiferer vorbringt, dieſelben namentlich aufführt und auf deren Beſtrafung anträgt — und wer doch dann wieder auf der andern Seite die Maaßnehmungen des durchlauchtigſten Landesherrn tadelt und ſchmähet, die Anforderung der Reversunterſchrift als eine von den Reformirten an den Lutheriſchen geübte Gewalt verſchreit und ſich ſelbſt der Unterſchrift des Reverſes, den er vorher gut geheißen hat, weigert, und ſich dabei mit einem Male wieder erinnert, daß er des Abraham Calov zu Wittenberg Schüler ſei, — wer Solches zu thun fähig iſt, der beweiſet allerdings, daß er weder lutheriſch, noch reformirt, weder Diener der Kirche, noch des Landesherrn iſt und auf Treue und Gehorſam wenig Werth legt.“

Dieſer kränkende Angriff, der ſich nur aus der bittern, leidenſchaftlich-gehäſſigen Gemüthsſtimmung des Hofpredigers und aus ſeiner perſönlichen Feindſchaft gegen den armen Propſt erklären läßt, den er zu verderben be-

schlossen hatte, machte selbst auf den Präsidenten und die andern Consistorialräthe einen unangenehmen Eindruck. Der Präsident warf dem Hofprediger eben keinen zufriedenen Blick zu und der Consistorialrath Seidel sagte: „Ich wünschte doch, Herr College, daß es Euch gefallen haben möchte, in diese Eure Anklage weniger solche Dinge zu mischen, welche Eure Person betreffen und daß Ihr Euch daran erinnern möchtet, wie manche im Vertrauen gemachte Mittheilungen und augenblickliche Herzensregungen und Ansichten keineswegs dazu dienen können, über den wahren Werth oder Unwerth eines Mannes zu entscheiden.“

Der Präsident, der allerdings seit Fromm's Weigerung, den Revers zu unterschreiben, das bisher in ihn gesetzte Vertrauen völlig zurückgenommen hatte, war doch unpartheiisch und menschenfreundlich genug, sich des so arg geschmähten Mannes anzunehmen. Er wandte sich daher an ihn und sagte: „Auch ich mag nicht Alles billigen, was der Herr Hofprediger, wenn auch vielleicht im treuen Eifer für seine Kirche, gegen Euch gesprochen hat. Indeß liegt doch Etwas klar und deutlich vor, was Euch zum gerechten Vorwurfe gemacht werden kann, nämlich das Schwankende Eurer Ansichten, daß man nicht wissen kann, ob Ihr Eurer wirklichen Ueberzeugung nach ein Lutherischer oder ein Reformirter seid, und es dürfte wohl Euch selbst räthlich erscheinen, darüber eine bestimmte Aufklärung zu geben.“

Nach einigen Augenblicken der Zögerung antwortete der Propst: „Wenn es auch schwer ist, in dieser meiner

unruhigen Gemüthsstimmung, in welche mich der gehässige Angriff eines Mannes, der sich meinen Freund nannte, versetzt hat, darauf eine deutliche Antwort zu geben, so will ich's doch thun, wie ich es in diesem Augenblicke vermag. Ich habe nicht blos im Geheimen, sondern auch öffentlich ausgesprochen, daß es für den Frieden der beiden streitenden Kirchen besser wäre, wenn es keine Concordienformel gäbe, welche gleich bei ihrer Entstehung statt der Eintracht, die sie bringen sollte, Zwietracht aussäete. Ich habe zu gleicher Zeit geheim und öffentlich gesagt, daß, so lange die lutherische wie die reformirte Kirche streng und unbeugsam auf ihre Unterscheidungslehren hielten, ein Friede zwischen Beiden unmöglich sei. Da ich aber des Glaubens lebe, daß die Kirche Christi im Grunde nur eine sein kann, und, wenn sie es doch nicht ist, dies nur auf die Schuld der Kirchenglieder kommt, so ist es ferner meine Ueberzeugung, daß diese Einheit der Kirche Christi nur dann hergestellt werden kann, wenn die jetzt bestehenden Kirchen ihre Unterscheidungslehren und Streitfragen fallen lassen, und sich in den Lehrsätzen vereinigen, welche ihnen allen gemeinsam sind. Dazu ist aber nöthig, daß die jetzt von einander geschiedenen christlichen Kirchen sich zuvörderst auflösen und dann auf Grund des reinen Evangelii eine neue, eine biblische oder evangelische Kirche bilden. Daß dies möglich sei, wird Niemand bezweifeln; denn so gut, als die ersten Jünger des Herrn einmüthiglich bei einander saßen, so gut können es auch alle spätern. Aber so lange freilich jede einzelne christliche Kirche sich für die

allein rechte und wahre hält und darum ein Recht zu haben meint, die andere zu schmähen und zu verdammen, so lange wird es Streit, Zwietracht, Verketzerung und Verdammung unter den Christen geben. Ich will weder eine reformirte, noch eine lutherische Kirche, sondern eine evangelische; ich will kein anderes Concordienbuch, als die heilige Schrift, ich will kein anderes Christenthum, als das alte, ächt biblische. Wenn ich nach dieser meiner innern Ueberzeugung weder als Lutherischer, noch als Reformirter erscheine, so muß mich dies zwar tief schmerzen, wenn mir dabei das Verdammungsurtheil gesprochen wird, aber ich kann bei solcher Lage der Dinge auch auf kein milderes Urtheil hoffen."

Als der Propst hier schloß und dabei muthig und getrost auf seine Richter blickte, herrschte für einige Zeit ein tiefes Stillschweigen in der Versammlung, das allem Anschein nach für den Angeklagten günstig gedeutet werden konnte. So leicht und schnell war aber der Hofprediger Stosch nicht geneigt, sich den Sieg entreißen zu lassen. Er nahm daher das Wort und sagte mit sichtbar erzwungener Ruhe und Freundlichkeit: „Es ist uns gewiß Allen erfreulich, daß Ihr, Herr Propst, durch diese Eure Auseinandersetzung die Mißdeutung hinweggenommen habt, welche in Betreff Eurer wirklichen Ansicht von dem christlichen Religionsbekenntnisse nothwendig gemacht werden mußte. Indessen da wir leider noch nicht so weit sind, daß die reformirte und lutherische Kirche sich in eine große biblische oder evangelische Gemeinde verschmelze, vielmehr eine jede jetzt mehr als

Krankenbetten gesessen und die kranken Seelen geheilet, der den Sterbenden ein letzter Freund und Fürbitter bei Gott gewesen ist, — sollten wir Den nicht wieder lieben, der uns Alle so wahrhaft liebt? Ja noch mehr, Herr Präsident, ein Mann, wie dieser Paul Gerhardt, der in seinem eignen Hause Allen ein Vorbild wird, wie der Mann des Weibes treuester Freund und Führer zur Seligkeit und seiner Kinder Erzieher und Wohlthäter sein soll, der bei allem schweren Kreuz und Ungemach, das ihn und sein Haus betroffen, bei dem schmerzreichen Anblicke seines kranken, dem Tode entgegenwelkenden Weibes nicht einen Augenblick sein Ohr den Bitten des niedrigsten Bettlers verschließt, der der Wittwen und Waisen sich erbarmet und sie in seinem Hause aufnimmt, als wären sie die Seinen, — ein Mann, wie dieser theure, geliebte Paul Gerhardt, der seinem Gott und Herrn im Himmel mit derselben Treue dient, als dem Fürsten und dem Lande und der Gemeinde, wohin ihn Gott gewiesen hat, — dieser theure, liebe, fromme Sänger der Liebe unsers Erlösers, dessen Lieder und Psalmen in Aller Herzen leben, der nur mit dem einen Liede: Befiehl du deine Wege, schon Tausenden aufs Neue Stecken und Stab in die ermattete Hand gelegt, tausend niedergebeugte Gemüther wieder zu der Hoffnung erhoben hat, die nicht lässet zu Schanden werden, — gnädiger Herr Präsident, müßten wir nicht die undankbarsten Seelen sein, wollten wir diesen Mann nicht lieben?“

Als Dorothea hier schwieg, blieb der Blick des Prä-

ſidenten mit Verwunderung auf ihr ruhen, bis er im Tone aufrichtigen Wohlwollens ihr antwortete: „Mädchen, Du ſchwärmeſt für dieſen Gerhardt! Iſt das nicht Deines Vaters Geiſt, der aus Dir redet?“

„Nein, gnädiger Herr,“ entgegnete die Jungfrau. „Hat mein Vater vor Eurer Gnaden eben ſo geredet, wie ich, ſo iſt das nur der Geiſt des Glaubens und der Liebe, die aus dem Glauben kommt. Eure Gnaden wollte es meinem Vater zum Vorwurfe machen, daß er ein eifriger Lutheriſcher ſei. Nun, gnädiger Herr, ich bin unwiſſend in den Streitſätzen zwiſchen den Reformirten und den Lutheriſchen, aber wenn eifrig lutheriſch ſein ſo viel heißt, als von ganzem Herzen glauben, daß die Schrift heiliges Gottes Wort iſt und menſchlicher Verſtand und Weisheit ſich dieſem geoffenbarten Gotteswerk willig und gläubig unterwerfen muß, daß wir arme, verlorne Menſchen vor Gott nur gerechtfertigt werden durch den Verſöhnungstod unſers Heilandes, daß alle Seligkeit nur ein Geſchenk göttlicher Gnade um Jeſu Chriſti willen iſt, daß Gottes ewige Liebe und Barmherzigkeit Niemanden verſtößt, ſondern Alle zum Leben und zur Seligkeit berufen hat und auch die ärmſte Seele nicht zurückweiſet, wenn ſie noch zu Chriſto flüchtet, — wenn eifrig lutheriſch ſein heißt, das heilige Abendmahl nicht blos als ein Gedächtniß an des Herrn Tod, ſondern als ein heiliges Sacrament begehen, wo der Segen des ganzen Erlöſungswerkes Jeſu Chriſti zuſammenkommt und der feierliche Genuß des Brotes und Weines unſere Seele in wahre Gemeinſchaft mit Chriſto

das Vertrauen seiner Gemeinde zu verlieren, endlich mit Zittern und Zagen den Revers ausgestellt hat, wie er seit dieser Zeit in Schrift und Rede auf das Schmählichste und Schimpflichste angegriffen wird, und wie er für seine eigene große Gewissenspein durch die ihm wieder zugewandte Gnade unsers durchlauchtigsten Churfürsten keinerlei Beruhigung und Entschädigung finden kann, und, wie ich aus sicherm Munde weiß, nur Ruhe und Frieden von seinem baldigen Tode hoffet, so wiederhole ich's hier nochmals, daß der alte Mann an seiner eignen Seele einen Verrath begangen hat. Hätte er, da ihn einmal sein Gewissen davon abhielt, den Revers nicht unterschrieben, so würde er zwar seines Amtes, aber nicht seiner Seelenruhe entsetzt worden sein und die dankbare lutherische Bürgerschaft hätte den alten, treuverdienten Prediger und Seelsorger nicht leiblich verkümmern lassen. Und was zuletzt meine Freundschaft mit meinem lieben Amtsbruder, dem Herrn Paul Gerhardt betrifft, so kann ich es nur tief und schmerzlich beklagen, daß mir das freundliche Zutrauen dieses treuen und frommen Dieners unsers Herrn nicht früher erschlossen worden ist. Ein Mann, wie dieser Paul Gerhardt, der die Liebe aller seiner Gemeindeglieder besitzt, der zu den wenig wahrhaft treuen Haushaltern über Gottes Geheimnisse zu zählen ist, der das Verständniß der Schrift wie selten Einer erfaßt hat und im Bekenntnisse seines Glaubens in Gedanken, Worten und Werken bisher noch um keinen Schritt gewankt hat, der mit einem einzigen Verse seiner geistlichen und lieblichen

Lieder mehr Segen stiftet, als ich selbst mit vielen meiner Predigten, eines solchen Mannes Freundschaft ist ein köstlicher Schatz und nicht würdig genug zu halten. Wenn also auf diese von mir erläuterten Punkte das churfürstliche Consistorium meine Verurtheilung auszusprechen sich bewogen fühlt, so muß ich mich Dem unterwerfen."

Diese Vertheidigungsrede war freilich dem Inhalte und Tone nach zu wenig darauf berechnet, die Gunst des Consistorii sich zu erwerben, und besonders war es Stosch, der während derselben in Blick und Miene sein Mißfallen mit einer höhnischen Freude zu erkennen gab, die nur darin ihren Grund haben konnte, daß er bei solcher Art sich zu vertheidigen das Verderben des ihm verhaßten Mannes unausbleiblich hielt. Indeß wurde ihm für jetzt noch nicht die Genugthuung, diese Erwartung bestätigt zu sehen. Denn der Präsident schien sogar in gewisser Hinsicht für den Angeklagten gewonnen zu sein. Denn er sagte: „Obgleich in dieser Eurer Vertheidigungsrede Einiges enthalten ist, welches mit Eurer frühern Mäßigung und Toleranz nicht vollkommen harmonirt, so bin ich doch nicht gemeint, eine offenbare Feindschaft gegen die reformirte Kirche darin zu finden. Noch viel weniger vermag ich Euch die strafbare Absicht beizulegen, daß Ihr unsern großen Churfürsten in Wahrheit hättet beleidigen wollen. In Betracht Eurer frühern getreuen Mitarbeit an der Herstellung des Kirchenfriedens ist auch churfürstliche Durchlaucht gern willig und bereit, jene Aeußerung, welche

den Reformirten Gewaltthätigkeiten gegen die Lutherischen Schuld gibt, als eine Uebereilung anzusehen, die aus keinem böswilligen Herzen gekommen ist. Denn wie sehr Ihr Euch noch bemühen würdet, darzuthun, daß Ihr jene Worte nicht wider Seine Durchlaucht, sondern wider Seiner churfürstlichen Durchlaucht Räthe gesprochen habet, es würde doch immer so ziemlich auf Eins hinauskommen, und die persönliche Betheiligung unsers gnädigsten Landesherrn nicht hinwegdisputirt werden können. Nun will churfürstliche Durchlaucht, daß Ihr, Herr Propst, diese fragliche Aeußerung vor dem versammelten Consistorio so erkläret, daß das Aergerniß hinweggenommen werde. Seid Ihr dazu bereit?"

„Ich weiß nicht," antwortete Fromm ausweichend — „auf welche Weise dies mir angemuthet wird."

Der Hofprediger Stosch fühlte sich, das sah man an dem flüchtigen Erröthen seiner Wangen und an dem stechenden Blicke seiner Augen, durch diese Aeußerung Fromm's veranlaßt, wieder einen seiner bereit gehaltenen vergifteten Pfeile gegen das Herz des Propstes abzuschießen; aber der Präsident winkte ihm Stillschweigen zu und fuhr in ungewöhnlicher Ruhe fort: „Herr Propst, daß in jenen vielfach erwähnten Worten, Ihr möget sie nun erklären, wie Ihr wollt, ein Aergerniß liegt, leidet keinen Zweifel. Sie enthalten theils eine unbillige und ungerechte Beurtheilung der so landesväterlich berechneten Rathschläge unsers Churfürsten, theils eine tiefgreifende Verletzung der billigen Rücksichten, welche Ihr gegen die Mitglieder des Consistorii zu nehmen habt.

Dies Aergerniß nehmet hinweg und erkläret hier offen und frei, daß Ihr durchaus Niemanden habt beleidigen wollen und daß es Euch überhaupt leid thut, eine solche Aeußerung gethan zu haben, zu welcher Euch keinerlei Veranlassung gegeben war und die Ihr durch nichts zu vertheidigen im Stande seid.“

Der Propst sah den Präsidenten mit ernstfragendem Blicke an und antwortete dann vest und laut: „Herr Oberpräsident, eine solche Erklärung kann ich nicht abgeben.“

„Und warum nicht?“ fragte der Präsident rasch und unwillig, während unter den gesammten Räthen ein fast lautes Murmeln umherlief und Stosch vor Eifer sich auf seinem Stuhle hin und her bewegte.

„Ich kann nicht sagen,“ fuhr nun der Propst fort — „daß ich zu solcher Aeußerung keinerlei Veranlassung gehabt habe und nicht im Stande bin, sie zu vertheidigen. Die Veranlassung war die Gewissensfolter des armen ribbecker Pfarrers, der durch Einschüchterungen und Drohungen gezwungen werden sollte, den Revers zu unterschreiben. Ich hätte müssen ein dreifaches Erz um meine Brust gehabt haben, hätte mich die Angst und Qual des armen Mannes nicht rühren sollen. Wenn ich auch gern und willig gestehe, daß ich eine persönliche Beleidigung nicht habe aussprechen wollen, so kann ich doch nicht sagen, daß es mir leid thut, jene Aeußerung gethan zu haben. Das würde dann heißen, als thäte es mir leid, mit der Gewissensqual eines armen, getreuen Pfarrers Mitleid gehabt zu haben.“

Dich, daß Du keine Unwahrheit vorbringst! Wen hälst Du für den Ankläger Deines Vaters?"

„Den Mann," sagte Dorothea unerschrocken — „der eben dies Zimmer verließ."

„Meinen Secretär?" rief der Präsident aus. „Wie kommst Du zu dieser Vermuthung?"

„Gnädiger Herr," fuhr nun das Mädchen fort. „Es mag sich vielleicht doch nicht geziemen, daß ich solche Geständnisse hier ablege. Aber Gott wird es mir gnädig verzeihen; die höchste Noth, der noch einzige Weg, meinen armen Vater zu befreien, treibt mich dazu. — Ja, Eure Gnaden, Herr Stolpe ist der Ankläger meines Vaters, und kein anderer. — Und der Grund und Ursache seiner Anklage ist: Rache gegen mich; er will die Tochter in dem Vater verderben."

„Bedenke, was Du sprichst," sagte der Präsident ernst.

„Ja gewiß," versicherte die Jungfrau. „Von jedem Worte, das ich noch reden werde, bin ich bereit, Rechenschaft zu geben vor Gott und Menschen. Herr Stolpe wirbt seit langer Zeit um meine Liebe und das auf eine Weise, die eine ehrbare Jungfrau kränken und schmerzen muß. Ich kann diesen Mann nicht achten und lieben, weil meine ganze Seele mir sagt, daß Gott uns geschieden hat. Zudem bin ich seit Kurzem die verlobte Braut eines ehrbaren Mannes. Wenn ich Herrn Stolpe's Bewerbungen zurückwies, so that ich nur, wozu mich meine Seele antrieb. Aber er selbst achtet weder meiner Worte noch meiner Thaten; er will eine Neigung in

meinem Herzen erzwingen, die mir völlig unmöglich ist. In Cleve bot er mir die Befreiung meines Vaters an, wenn ich mich seinen Wünschen fügen wollte. Ich schwankte, nicht zwischen Liebe und Haß gegen ihn, sondern zwischen Liebe zu meinem Vater und — daß ich es gestehe, Liebe zu mir selbst. Ich wies den Antrag des Herrn Stolpe zurück und legte dadurch die Fesseln an meines Vaters Hand. Das ist die Last meines Gewissens. Jetzt weiß ich's, — um meinen Vater zu befreien, mußte ich mich selbst, mein Lebensglück, meine Hoffnungen, meine Liebe opfern; aber ich liebte mich mehr, denn meinen Vater. Gott möge mir diese Sünde verzeihen, wenn sie nicht größer ist, denn daß sie mir vergeben werden könnte."

„Mädchen," rief der Präsident aus — „redest Du die Wahrheit?"

„So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort, Jesus Christus" — antwortete Dorothea fest und legte ihre gefalteten Hände auf die Brust. — „Noch den Eintritt zu Eurer Gnaden wollte mir Herr Stolpe um denselben Preis verkaufen. Da ich nun Zeuge war, unter welchen Drohungen dieser Herr Stolpe in Cleve meinen Vater verließ, und wie mein Vater in der Aufregung vielleicht einige verletzende Aeußerungen gegen denselben gethan hat, so wird Eure Gnaden den Verdacht rechtfertigen, welchen ich gegen diesen Mann ausgesprochen habe."

„Also Du sagtest," sprach der Präsident — „daß mein Secretär die Rettung Deines Vaters unter der

von Dir angegebenen Bedingung Dir versprochen hat! — Du sagtest das, und bleibst dabei?"

„Ja, mein gnädiger Herr," versicherte Dorothea und setzte dann, als sie den finstern Blick des gestrengen Herrn gewahrte, hinzu: „Doch kann ich Eure Gnaden aus der Tiefe meines Herzens versichern, daß ich keinerlei Anklage gegen Herrn Stolpe aussprechen, sondern wo möglich nur zur Befreiung meines armen Vaters ein von der höchsten Noth mir aufgedrungenes Geständniß ablegen wollte. Darum, Eure Gnaden, verschmäht die Bitte eines armen Mädchens nicht. Ich habe weder Bruder, noch Schwester und meine Mutter schläft seit Jahren in ihrem Grabe. Seid barmherzig, gnädiger Herr, gebt einer verlassnen Tochter den nächsten Freund und Schützer, den Vater zurück, und nehmet durch das Wort der Gnade, das Ihr über einen gewiß getreuen Bürger und Unterthan aussprechet, die schwere Last von meinem Gewissen. Entlasset meinen Vater aus seinem Gefängnisse, und findet es Eure Gnaden für nöthig, daß er fernerhin zur Verantwortung bereit sei, nehmet ihm sein Wort ab, daß er erscheinen will, und wäre es zum Tode. Mein Vater wird das Wort geben und halten, so wahr ich weiß, daß er mich liebt."

Der Präsident blieb einige Augenblicke in finsterm Nachdenken versunken; dann sagte er: „Gehe jetzt, mein Kind! Du wirst Deinen Vater bald wiedersehen."

„Gott vergelte Euch dies Wort," rief die Jungfrau freudig aus, und ihre Augen standen voll Thränen. Der Präsident aber stand auf, schritt auf sie zu und

fragte im Tone herzlichen Wohlwollens: „Wie heißeſt Du?“

„Dorothea, gnädiger Herr,“ antwortete ſie.

„Dorothea?“ wiederholte der Präſident. „Alſo Gottesgabe! Ja und mit Recht! Dein Vater iſt ein glücklicher Mann! Wohl Dem, der Freude an ſeinen Kindern erlebt!“ Und mit dieſen Worten wandte ſich der Präſident und ſchritt durch die kleine Thüre. Dorothea aber kehrte mit ihrem Bräutigam in ihr väterliches Haus zurück, wo einige Freunde ihres Vaters mit Unruhe auf ihre Rückkehr warteten.

Kurze Zeit nachher, während das muthige Mädchen den Bürgern ihre Unterredung mit dem Herrn Oberpräſidenten erzählte, öffnete ſich die Thüre. Da flog Dorothea von ihrem Sitze auf, ſtürzte dem Eintretenden entgegen und rief: „Mein Vater, mein lieber Vater!“ und ſie legte ihr Haupt an ſeine Bruſt und weinte. Und Meiſter Jung weinte auch, als er ſprach: „Mein Kind, mein liebes, theures Kind! Gott ſegne Dich!“

„Und ſegnet Dieſen mit,“ ſetzte Dorothea hinzu und zog Ebeling an ihres Vaters Bruſt. „Nehmt ihn ihn auf als Euren Sohn, als Eurer Tochter Herzensfreund! Iſt's Euch ſo recht, lieber Vater?“

„Ja, ja,“ antwortete Meiſter Jung mit gebrochener Stimme; — „das iſt der Freude zu viel an einem Tage. Gott ſegne euch, lieben Kinder!“

Und die umſtehenden Bürger ſprachen: Amen! Amen!

Und am frühen Morgen des 20. Juli desselben Jahres 1666 fuhr heimlich und in aller Stille ein von allen Seiten verschlossener Wagen aus dem Thore Berlins, das nach Wittenberg führt. Ein Mann saß darin mit Weib und Kindern. Das war der abgesetzte Propst zu St. Petri, M. Andreas Fromm, der Berlin für immer verließ.

Cap. 13.

Die Hilfe in der Noth.

Und soll geschehen, ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören.

Jesaia 65, v. 24.

So wenig auch die Ereignisse, welche theils unmittelbar theils mittelbar unsern Paul Gerhardt betrafen, geeignet waren, auf die leibliche Wiedergenesung seiner armen kranken Gattin vortheilhaft einzuwirken, so sollte dennoch ihre letzte irdische Lebenszeit bei aller äußern Trübsal nicht eine fortlaufende Kette leiblicher Noth sein. Davon völlig überzeugt, ja sogar herzlich darnach verlangend, daß ihr irdischer Leib bald zerbrechen werde, nahm sie jeden einzelnen Tag, ja jede einzelne Stunde, die sie außerhalb des Bettes in lieblicher Kühlung am geöffneten Fenster zubringen konnte, für ein Gnadengeschenk des Herrn hin, und genoß dieselbe in herzlicher Freude. Der Hausarzt suchte, entweder aus wirklicher Ueberzeugung von der möglichen Wiederherstellung seiner Patientin, oder aus zarter Schonung für sie, mit allem

Eifer in ihrer Seele diese Hoffnung zu erwecken und zu erhalten; er erhielt aber immer die Antwort: „Herr Doctor, Ihr meinet es sicherlich gut mit mir; aber ich weiß, daß mein Ende nicht mehr allzufern ist und ich folge gern dem Rufe meines Herrn.“

Der Vater trat mit dem kleinen Friedrich ins Zimmer, eben als die Mutter eine ihrer glücklichern Stunden am Fenster verlebte. „Nun, mein gutes Weib,“ rief ihr Gerhardt zu — „labst Du Dich an der lieblichen Sommerluft und trinkest neues Leben?“

„Ach ja, lieber Herr,“ antwortete sie lächelnd und zufrieden, obgleich dieses Lächeln auf den blassen, abgemagerten Wangen und aus den tiefliegenden hohlen Augen mehr Schmerz als Freude erregte — „ach ja, lieber Herr. Die milde Luft thut mir unbeschreiblich wohl und mir ist seit Langem nicht so wohl gewesen. Ich dachte eben an Euer schönes Sommerlied:

Geh aus mein Herz und suche Freud
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben!

Es ist mir, als verstände ich jetzt erst jenen Vers, den ich so oft vor mich hingesungen:

Ach, denk ich, bist du hier so schön
Und läßt du uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und goldnem Schlosse werden?

„Und willst Du denn gar so gern fort von uns?“ fragte Gerhardt im Tone schmerzlicher Bitte und hob den Knaben auf der Mutter Schoos.

Maria blickte mit ernster Wehmuth auf den Gatten, drückte den Knaben vest an ihre Brust und sagte dann: „Muß ich denn nicht gehen?“

„Ja, gewiß, zu Deiner Zeit,“ antwortete Gerhardt — „das heißt zu der Zeit; die Gott Dir ausersehen hat. Gott aber allein weiß es, ob diese nah oder fern ist; so lange nun Du uns noch bleiben sollst, so lange laß unser Haus das goldene Schloß sein, wo wir uns mit einander freuen und fröhlich sind. Und da Gott große Dinge an uns Allen thut und gethan hat, und es dem allmächtigen Gott möglich ist, selbst aus dem Tode wieder zu erwecken, so laß uns auch nichts versäumen, was dazu unsere Schuldigkeit ist. Hat Dir der Arzt nicht kräftige Suppen angerathen?“

„Er sprach davon,“ sagte die Hausfrau mit gesenkten Augen.

„Und hast Du der Magd Auftrag dazu gegeben?“ fragte Gerhardt weiter.

„Noch nicht, lieber Herr,“ berichtete sie.

„Aber, warum thust Du das nicht, Maria?“ sagte Gerhardt mit freundlichem Vorwurfe. „Gebiete ihr doch, daß sie das nöthige Fleisch dazu kaufe.“

Maria legte die Hand vor die Augen und antwortete nicht. „Was fehlt Dir, mein Kind?“ fragte Gerhardt theilnehmend. „Habe ich Dir wehgethan?“

„O nein,“ antwortete sie.

jene Aeußerung dahin erläutern würdet, als hättet Ihr, von einer augenblicklichen Aufregung verführt, nicht recht überdacht, welche schwere Anklage Ihr in solchen Worten aussprechet; aber wie wir sehen, wollt Ihr Euch rechtfertigen, statt entschuldigen, und meinet, es sei leichter, uns selbst anzuklagen.“

„Gnädiger Herr Oberpräsident,“ entgegnete der Propst — „wenn ich von den Räthen redete, welche churfürstliche Durchlaucht zu solcher Strenge gegen uns Lutherische reizen, so kann ich aus treuem Herzen versichern, daß ich dabei an Eure Hochwürden-Gnaden nicht gedacht habe. Ich bin zu oft Zeuge gewesen, wie Eure Gnaden den Kirchenfrieden so herstellen will, daß Niemandes Recht und Gewissen dabei verletzt werde und die Entlassung des Meisters Jung aus seiner Haft ist ein neues Zeugniß, wie wenig Eure Gnaden gesonnen ist, Gewalt zu üben gegen Solche, die aus treuem, christlutherischem Herzen und Gewissen handeln! Ich meine vielmehr solche Räthe, welche als offene Feinde der lutherischen Lehre bekannt sind und Willens zu sein scheinen, die lutherische Kirche völlig aufzuheben. Ich meine nicht weltliche, sondern geistliche Räthe.“

Dieser allerdings offenbare Angriff gegen den Hofprediger Stosch ward von diesem auch als eine ihn persönlich treffende Beleidigung aufgenommen. „Gnädiger Herr Präsident,“ sagte er, als er bemerkte, daß dieser zu sprechen im Begriff war, — „es dürfte mir wohl gestattet sein, hierauf nach Gebühr zu antworten. Wenn Ihr, Herr Propst, Eure gegen die geheiligte Person

unſers Landesherrn gemachte Beleidigung dadurch geringer zu machen ſucht, daß Ihr ſie auf Andere übertragt, und wie es den Anſchein hat, auf mich, ſo ſeid Ihr im Allgemeinen weder gerechtfertigt, noch entſchuldigt. Denn ſchon das Zugeſtändniß, daß Ihr überhaupt habt beleidigen wollen, läßt ſich mit Amt und Würden eines lutheriſchen Propſtes, mit dem Ernſte und der leidenſchaftloſen Bedächtigkeit eines Beiſitzers des churfürſtlichen Conſiſtorii und mit der Freundlichkeit und Milde eines chriſtlichen Predigers nicht vereinigen. Sodann wenn auch darin für uns niedrige geiſtliche Räthe viel Ehre liegen mag, daß Ihr unſern Einfluß bei Seiner Durchlaucht gnädigſten Reſolutionen ſo hoch anſchlagt, ſo liegt doch vielmehr darin eine neue Beleidigung unſers großen Churfürſten, die nämlich, daß unſer durchlauchtigſte Landesherr ſo wenig Gerechtigkeit und Wahrheit übe, daß derſelbe ſich die Meinung Anderer gegen Seinen eignen Willen aufdringen laſſe. Wenn Ihr, Herr Propſt, die Ausführung gegebener allgemeiner Geſetze für eine Gewaltthätigkeit erklärt und hier vor geöffnetem churfürſtlichen Conſiſtorio den allerdings ungewöhnlichen Muth habt, zu ſagen, Seine churfürſtliche Durchlaucht ließe ſich zu ſolchen Gewaltthätigkeiten von Andern reizen, ſo werfet Ihr dadurch auf die zwölf Jahre, in welchen Ihr als Beiſitzer des Conſiſtorii Treue und Gehorſam dem Landesherrn zu halten vermöge Eures Eides verpflichtet waret, eben kein erfreuliches Licht.“

Stoſch ſchwieg hier und der ſo hart angegriffene

fehlen, thut mir weh. Hier muß Rath geschafft werden, wenn anders Gott nicht schon selber Rath geschafft hat.“

Bald darauf klingelte es an der Hausthür; bekannte Tritte und Schritte näherten sich und Herr Ebeling mit seiner lieben Braut trat ins Zimmer. Dorothea nahm aus einem Körbchen, das sie am Arme trug, einen zinnernen Krug, aus dessen halbverschlossener Oeffnung leichte Dampfwölkchen lustig emporkräuselten. „Nun will ich doch sehen, ob mir mein Wagestück gelungen ist,“ sagte sie, nach der Frau Gerhardt gewendet. „Von der Georgenstraße bis hierher ist doch mancher Schritt zu machen, aber wirklich, liebe Frau Pathe, die Suppe ist noch heiß. Darum esset nur gleich! Ich hoffe, das wird Euch sehr wohl thun.“

„Wie gut Du bist, mein liebes Kind,“ rief Frau Gerhardt aus. „Aber sage mir, wie kommst Du darauf, eben jetzt eine Suppe zu bringen?“

„Eben jetzt?“ wiederholte Dorothea verwundert und setzte dann lächelnd hinzu: „Das kann ich Euch wahrlich nicht sagen, liebe Frau Pathe, weil ich's nämlich selber nicht weiß. Eben so gut möchtet Ihr das Bienlein fragen, warum es Honig in seine Zelle trägt; ich glaube, wir Beide thun es, ohne dabei viel zu denken! Doch esset lieber und Gott lasse es Euch gesegnet sein.“

Frau Maria aber zögerte immer noch; ihr Blick wandte sich fragend nach ihrem Gatten, der ihn wohl verstand und zu ihr sagte: „Ich weiß, Maria, Du denkst an mein Wort: „Hier muß Rath geschafft werden, wenn anders Gott nicht selber schon Rath geschafft

hat! Nun ſieh, das Täublein, welches einſt zur Beſperzeit aus dem Kaſten flog, und mit einem Oelblatte im Schnabel zurückkam, fliegt auf des Herrn Geheiß auch heute noch aus und ein, und was Elia, dem Thisbiter, am Bache Crith Morgens und Abends begegnete (1 Kön. 17), das geſchieht auf desſelben Herrn Geheiß auch heute noch.“

„Ei, ei, lieber Herr Pathe,“ ſagte Dorothea ſchnell und mit einem Anfluge von Schaamröthe — „Ihr ſetzet die Sache zu deutlich auseinander, als daß ich ſie nicht verſtehen ſollte. Aber Ihr wiſſet auch,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, — „daß das ein Rabe war, der Brot und Fleiſch brachte? Wollt Ihr mich mit einem Raben vergleichen?“

„Warum nicht?“ antwortete Gerhardt lächelnd. „Erſcheint Ihr Beide doch als Gottes Boten und Diener, die ſeine Befehle ausrichten! Ja, warum ſollte ich das Räthſel nicht ganz löſen! Ich fand es auch für nöthig, daß meine liebe Maria eine ſtärkende Suppe zu ſich nehme; es fand ſich aber, daß zufällig unſere beiden Kaſſen wüſte und leer waren, und daß wir für diesmal unſern lieben Herrn im Himmel Küchenmeiſter mußten ſein laſſen.“

„Da komme ich wohl auch eben zu rechter Zeit,“ rief der Muſikdirector aus und legte ein Beutelchen mit klingender Münze auf den Tiſch, und fuhr dann fort: „Ihr wiſſet, mein theurer, ehrwürdiger Freund, daß ich vor einigen Wochen das zweite Dutzend Eurer geiſtlichen Andachtslieder herausgegeben habe. Dieſen Mor-

gen habe ich die letzten Exemplare davon verkauft, und hier bringe ich Euch Euren Ehrensold.“

„Ich weiß nicht, woher es kommt,“ sagte Gerhardt mit verdrießlicher Miene — „schon als Ihr mir meinen Antheil des Gewinnes am ersten Dutzend brachtet, machte mir das Geld keine rechte Freude; es kam mir vor wie unwürdiger Handel mit Gottes Wort. Heute erneuert sich dies Gefühl doppelt stark in mir. Gott weiß es, als ich diese Lieder sang, dachte ich an keinen andern Gewinn, als an den Frieden meines Herzens und Derer, die etwa meine Lieder mit mir singen wollten. Herr Ebeling, ich hätte es nicht zugeben sollen, daß Ihr mit meinen Liedern, die doch nur zur Ehre Gottes gesungen worden sind, einen Handel treiben dürfet.“

„Und Gott weiß es,“ setzte Ebeling schnell hinzu — „daß Ihr mir und Euch selber Unrecht thut. Wäre es mir und Euch wirklich darum zu thun, aus Euren Liedern nur zeitlichen Nutzen zu ziehen, so würde sich damit allerdings ein gar einträglicher Handel machen lassen, nicht um meiner Musik willen, die ich dazu gesetzet habe, — denn, wie ich schon oft gesagt habe, zu Euren Liedern macht sich jeder selbst Musik, und eine bessere, als die meine, — sondern um Eurer Lieder willen. Und hätte ich noch viele hundert Exemplare, ich würde sie alle verkaufen; und ließ ich mir jedes Lied mit einem Gulden bezahlen, ich würde sie dennoch alle verkaufen. Aber, nehmt mir den Ausdruck nicht übel, mein ehrwürdiger Freund, zu Händlern und Mäklern taugen wir Beide nicht, und daß ich es Euch ganz offen gestehe,

— so oft ich ein Exemplar verkaufte und mir die Bezahlung dafür auf den Tisch gelegt wurde, dachte ich immer in meinem Herzen: „Ihr armen Leute, wenn Ihr denken solltet, daß euer Geld genau so viel wiegt, als dies Dutzend Lieder. Ihr bezahlet damit nicht einen einzigen Vers! Aber weil es der Notenstecher und der Notendrucker nicht umsonst thun kann und auch der Papierhändler nichts weggiebt, es sei denn für Geld, und weil nun einmal Niemand im heiligen römischen Reiche Nahrung und Kleidung verabreicht, es sei denn wiederum für's Geld, — und weil außerdem auch der liebe Herr Paul Gerhardt solcher leiblichen Dinge für sich und sein Haus nicht entbehren kann, und weil derselbe liebe Herr Paul Gerhardt allezeit wenig irdischen Gutes in seiner Tasche vorgefunden, und weil ohnedies in jetziger Zeit der Herr Churfürst vergessen zu haben scheint, daß Einer, der seines Amtes entsetzet ist, doch immer noch um Erfüllung der vierten Bitte zu sorgen hat, — ja, so dachte ich weiter, und weil Paulus zu den Corinthern spricht: Wisset ihr nicht, daß die da opfern, essen vom Opfer? Und die des Altares pflegen, genießen des Altars? Also hat auch der Herr befohlen, daß, die das Evangelium verkündigen, sollen sich vom Evangelio nähren (1 Cor. 9, 13. 14), so meinte ich, die christlichen Leute in den guten Städten Berlin und Cöln und in der ganzen Mark Brandenburg könnten immerhin dafür, daß Ihr, lieber Herr, ihnen das geistliche Manna für ihrer Seele Leben und Seligkeit zu essen gebet, Euch das

nöthige leibliche Brot zu eſſen geben, noch dazu, als es der Apoſtel Paulus gar nicht anders will.“

„Mit dieſem Vorbilde ſprechet Ihr eben wenig zu meinem Gunſten,“ entgegnete Gerhardt mit tiefem Ernſte: „Denn Ihr wiſſet wohl, daß Paulus zu obiger Stelle hinzuſetzt: Ich aber habe Derer keines gebraucht. Ich ſchreibe auch nicht darum davon, daß es mit mir alſo ſollte gehalten werden. Es wäre mir lieber, ich ſtürbe, denn daß mir Jemand meinen Ruhm ſollte zu nichte machen.“ Ihr ſeht daraus, lieber Freund, daß Paulus eben nicht vom Evangelio lebte, und daß ich dies eben jetzt nicht kann, da ich ja als Diener des Evangelii meines Amtes entſetzt bin!“

„Erlaubt mir,“ ſagte Ebeling ſchnell, halb ernſt, halb ſcherzend — „daß ich Euch hier ſogleich mit doppelten Waffen ſchlage. Zuerſt: Warum hatte Paulus nicht nöthig, vom Evangelio ſich zu nähren? Weil er nebenbei ſein Handwerk trieb und Teppiche webte und ohne Zweifel dieſelben zu gutem Preiſe verkaufte, wie uns Solches im achtzehnten Capitel der Apoſtelgeſchichte erzählt wird. Da nun aber heut zu Tage unſere bürgerlich-chriſtliche Ordnung der Dinge ſo geſtaltet iſt, daß Einer, der ſich zur Verkündigung des Evangelii bereitet, nicht mehr zu gleicher Zeit auch hinterm Webſtuhle oder ſonſt in der Werkſtatt ſitzen kann, um ſeinen Leib zu nähren durch Handarbeit, und auch Ihr demnach in dieſem Stücke dem Apoſtel Paulus nicht gleich werden könnet, ſo folgt, daß der Zuſatz des Apoſtels: Ich aber habe Derer keines gebraucht! Euch durchaus nicht irre

machen kann und darf. Zweitens sagtet Ihr, Ihr könntet die von mir angeführte Stelle der Schrift deshalb nicht auf Euch beziehen, weil Ihr vom Dienste im Evangelio entsetzt wurdet und also auch nicht davon leben könntet. Das könnt Ihr doch wohl nicht im Ernste reden, mein theurer, ehrwürdiger Freund. Es ist wahr, Ihr seid vom äußern Amte des Evangelii entsetzet, aber hat der große Churfürst Macht und Gewalt, Euch auch vom innern Amte des Evangelii zu entsetzen? Kann des Churfürsten Befehl Euch die Gaben, die Kraft und das Amt nehmen, das Ihr von Gott überkommen habt? Bleibt Ihr nicht auch als ein abgesetzter Diener vom Worte Gottes immer noch im Dienste des Wortes Gottes? Kann es der große Churfürst, und wäre er noch zehnmal größer, als er ist, Jemand wehren, daß er von Euch Licht und Kraft und Trost aus dem Evangelio empfange? Ja noch mehr! Predigt Ihr denn nicht in Wahrheit noch das Evangelium? Sind denn Eure Lieder etwas Anderes, als das lautere, klare Evangelium? Etwas anderes, als das lebendige und kräftige Gotteswort, das schärfer ist, denn kein zweischneidig Schwert und durchdringet, bis daß es scheidet, Seele und Geist, auch Mark und Bein und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens? Der Churfürst hat Euch verboten, auf der Kanzel und am Altar zu predigen; aber kann er Euch die Predigt nehmen, die Ihr aus Euren Liedern ausgehen lasset in alle Welt? Nimmermehr! Darum sage ich, Ihr verkündigt noch das Evangelium in Euren Liedern, die gar herrliche und prächtige Postillenpredigten sind, und des-

halb ſollt Ihr auch von dieſem Evangelio leben. So will es der Apoſtel, und daß der Churfürſt nicht will, daß Ihr auch auf andere Weiſe noch vom Evangelio Euch nähret, — nun das iſt eben ſo gut Sache ſeines Gewiſſens, wie es Sache Eures Gewiſſens iſt, daß Ihr Gott mehr gehorchet, als den Menſchen.“

Als Paul Gerhardt auf dieſe deutliche und kräftige Vertheidigungsrede ſeines muſikaliſchen Freundes ſtill und ernſt vor ſich hinſah, fragte Ebeling noch: „Seid Ihr nun, mein lieber Herr, um dieſes elenden Stückes Geldes willen, das ich Euch hier bringe, beruhigt?“

„Wie kann ich anders?“ rief Gerhardt aus. „Gott weiß es, wie weh es mir thut, daß ich mich ſolchen Troſtes bedürftig halten muß.“ —

„Und nun noch Eins,“ ſetzte der Muſikdirector hinzu: „Keiner von Denen, die Eure Lieder bei mir gekauft haben, hat unterlaſſen, mich zu fragen, wann das dritte Dutzend erſcheinen würde. Ich habe dann jedes Mal geantwortet: In wenig Wochen! Habe ich daran recht gethan? Wollet Ihr mir Eure Lieder noch ferner überantworten? Oder wollt Ihr die Weiſſagung des Propheten wider Tyrus: Alſo will ich mit dem Getöne deines Geſanges ein Ende machen, daß man den Klang deiner Harfen nicht mehr hören ſoll (Ezechiel 26, 13), an Euch ſelbſt in Erfüllung bringen?“

„Was ich noch habe, ſollt Ihr haben, lieber Ebeling,“ antwortete Gerhardt. „Ich werde für Euch zuſammen ſuchen, was ſich noch unter meinen Papieren findet und was ſonſt noch unbekannt geblieben iſt. Aber

ein neues Lied werde ich dem Herrn nicht mehr singen können. Wie die gefangenen Juden von sich sprachen: An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die darinnen sind (Psalm 137, 1. 2.), so muß ich auch jetzt von mir sprechen. Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht muthlos bin, und daß ich mich in dieser meiner äußern Trübsal von ganzem Herzen Gottes meines Heilandes freue. Aber ich bin doch ein gefangener Mann; gefangen in dem Worte der Obrigkeit, das mich aus dem Hause meines Gottes ausschließt, gefangen in meinen Schmerzen, daß ich, wenn sie am Tage des Herrn zur Kirche läuten, nicht mehr hingehen kann, an heiliger Stätte laut und öffentlich Zeugniß zu geben von Jesu Christo. Ja, lieber Ebeling, diese Kraft ist gebrochen; der gefangene Vogel verlernt auf lange Zeit, vielleicht auf immer, seine Lieder, die er in seiner Freiheit gesungen hat.“

„Wie schmerzt mich dies Euer Wort, lieber Gerhardt,“ sagte hier die Gattin, welche mit der größten Theilnahme dem Gespräche der beiden Männer zugehört hatte.

Gerhardt schrak bei diesen Worten auf, als fühle er, daß er in Gegenwart seines kranken Weibes die eigentliche Stimmung seiner Seele habe zu laut werden lassen. „Mein gutes Weib,“ antwortete er nun — „ich weiß, was Du mir damit sagen willst. Du wirfst mir meinen Kleinmuth vor, und das mit Recht. Das ist das traurige Opfer, das ich so oft der Schwachheit

meines Herzens bringe. Aber zürne mir darum nicht; solche flüchtige Augenblicke von Schwachheit und Kleinmuth werden nur zu einem kräftigen Regen, der auf die Saat des Wortes Gottes in der Seele fällt und neues Leben zurückbringt. Schon jetzt fühle ich wieder neuen Lebensmuth. Darum beruhige auch Du Dich, liebe Maria, und gedenke mit mir an das Wort der Schrift: Alle neue Sorgen werfet auf den Herrn; denn Er sorgt für euch.“

Und die Sorge des Herrn für Gerhardt und die Seinen sollte allerdings heute noch in größerem Maaße sich zeigen. Die Thüre öffnete sich und Meister Jung trat herein; als er seine Tochter Dorothea und seinen künftigen Herrn Schwiegersohn gewahrte, rief er lächelnd aus: „Ich glaube doch nicht, daß Ihr Beide hier in aller Stille habt Hochzeit machen wollen? Ist es nicht zu verwundern, Herr Gevatter“ — wandte er sich an Gerhardt — „wie sich die Liebenden immer zusammenfinden?“

„Es war wirklich Zufall, lieber Vater,“ sagte Dorothea unter Erröthen — „daß mir eben, als ich hier ins Haus eintreten will, Herr Ebeling begegnet, und dahin wollte, wohin ich ging.“

„Sie waren Beide liebe Boten des Herrn,“ sprach Gerhardt entschuldigend. — „Dorotheens Suppentöpfchen ist für unser Haus ein wahres Oelkrüglein der Wittwe von Zarpath; so oft es auch leer wird, füllt sich's doch immer wieder. Lieben Leute, ihr thut des Guten zu viel an uns. —“

„Wie?“ fragte Meister Jung verwundert. — „Könnte man Leibliches und Geistiges gegen einander abwägen und die Summe des Guten berechnen, das Ihr, lieber Herr Gevatter, an uns Allen gethan habt, so stehen wir doch als arme Bettler Euch gegenüber, und es ist fast schmerzlich für uns, daß wir die himmlischen Schätze, mit welchen Ihr uns reich macht, nur mit irdischem Gute Euch vergelten können. Doch erlaubt, daß ich mich einer Last entledige, die mir ungewohnt zu tragen ist.“ Und dabei zog er zwei schwere Rollen Geldes aus der Tasche, legte sie auf den Tisch und sagte: „Eure treue Gemeinde grüßt Euch durch mich, mein ehrwürdiger Herr und Freund und gibt Euch die herzliche Zusage, daß Ihr jedes Mal zu rechter Zeit diese Steuer empfangen sollt.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Gerhardt in Bestürzung.

„Nur das wollte ich noch hinzusetzen,“ antwortete der Meister — „daß Ihr unten in Eurer Hausflur zwei Körbe finden werdet, den einen von Meister Liebrecht, dem Bäcker, und den andern von Meister Starke, dem Schlächter; doch das ist eigentlich Küchenangelegenheit und somit für Eure liebe Hausfrau.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ wiederholte Gerhardt. „Ihr wollt doch nicht etwa, daß ich ärnten soll, wo ich nicht gesäet habe?“

„Nein, das wollen wir nicht,“ entgegnete Jung. „Wir wollen nur unsere Schuldigkeit thun und Euch bringen, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört.“

„Lieber Meister," rief Gerhardt aus — „ich weiß, daß aus Euch Allen das gute Herz redet, aber was Ihr da bringet, kann ich nicht annehmen! Darum stecket nur diese Rollen wieder zu Euch!"

„Herr Diaconus," sagte Jung mit Ernst und Würde — „Ihr trauet mir gewiß zu, daß ich dem Mammon nicht das Wort rede und daß ich unter allen irdischen Gütern Geld und Gut für das Unwürdigste halte, mit dem man geistige Arbeit bezahlt. Aber ich sage Euch, auf diese zwei Packete bin ich stolz, daß ich sie Euch bringe."

„Ich verstehe Euch nicht," sagte Gerhardt in sichtbarer Verwirrung.

„Nun so erlaubt, lieber Herr Gevatter," fuhr Jung fort — „daß ich mich deutlicher erkläre. Unlängst waren wir Bürger im Wirthshause an der langen Brücke zusammen; es war das erste Mal wieder, nachdem ich meiner Haft entlassen worden war. Daß wir den ganzen Abend hindurch von nichts Anderm geredet, als von Euch und den Gefahren, die unsern lutherischen Glauben bedrohen, könnt Ihr wohl denken. Da trat plötzlich Einer auf und sagte: Habt Ihr auch daran gedacht, daß ein abgesetzter Prediger auch sein täglich Brot verliert? Ja, antworteten wir. Und am Morgen darauf wird mein Haus eine wahre geistliche Rentkammer. Nicht allein die wohlhabenden Bürger, selbst die Aermsten in der Gemeinde kamen und brachten ihr Scherflein. Herr Gevatter, ich habe im Grunde ein hartes Herz, und gebe nicht viel auf Thränen und allerlei Rührspiel;

aber ich ſchäme mich nicht, Euch zu geſtehen — es hat mich doch im Grunde der Seele angegriffen, als ich die Worte und Reden hörte, mit welchen die Leute mir ihren Beitrag aushändigten. Gebt das unſerm Herrn Gerhardt, ſagten ſie, ſo lange wir ſelber noch einen Biſſen Brotes haben, ſoll er nicht hungern! Ihr kennt die alte Mutter Rhewald in der Brüderſtraße; Ihr wiſſet, das arme Weib weiß oft früh nicht, wovon ſie ſich mittags ſättigen ſoll. Und ſie kam, und brachte ihre Gabe. Ich wollte ſie nicht annehmen und wies ſie zurück. Aber ich habe es herzlich bereut und von dieſer Mutter Rhewald es am Gründlichſten gelernt, daß Geben ſeliger iſt, denn Nehmen. Ja, Herr Gevatter, ich ſage es Euch nochmals, auf dieſes Geld bin ich ſtolz! Der Churfürſt nimmt die Steuern und Abgaben ſeiner Unterthanen ein; wenn auch der größte Theil der Bürger dieſelben willig und pünktlich zahlt, weil er weiß, daß ſie zur Ordnung des Ganzen nöthig ſind, ſo gibt er ſie doch nicht immer gern, und auf einem guten Theile dieſes Geldes ruht mancher Seufzer, manche Klage, manche Anklage, mancher Vorwurf und vielleicht auch wohl mancher böſe Gedanke, den der Unverſtand, die Unwiſſenheit und die Bosheit denkt. Aber wiſſet Ihr, was auf dieſem Gelde ruhet? Der Segen von tauſend Seelen, die Euch lieben, der Dank von Tauſenden, die in Euch ihren geiſtlichen Vater verehren, die Freudenthränen zahlloſer Herzen, die Ihr getröſtet und aufgerichtet durch Euer Wort! Herr Gevatter, was die Liebe gibt, gibt ſie gern! Ich muß es noch einmal ſagen —

ich bin ſtolz auf dieſes Geld; dieſes an ſich nichtswürdige Gut iſt doch das Zeugniß dankbarer Chriſtenſeelen, das Zeugniß der Wahrheit unſers lutheriſchen Glaubens. Wir haben kein anderes Mittel, Euch zu danken, als dieſes! Und ich bin ſtolz darauf, daß ich Euch dieſe Steuer bringen kann, weil ich daraus ſehe, daß es die Leute für eine wahre Ehre halten, daß ich in Eurem Hauſe als ein alter Freund aus- und eingehen darf. Herr Gevatter, wollt Ihr das Geld nun nehmen?"

Gerhardt ſchwieg; an ſeinen Mienen wurde der ſchwere Kampf ſichtbar, den er zwiſchen der Rührung über dieſen herrlichen Beweis einer dankbaren Kirchgemeinde und ſeinem eigenen Gefühle von Ehre kämpfte. „Lieber Herr Gevatter," ſagte er endlich — „ich wollte doch, Ihr drängtet mich nicht dazu. Hat doch bis jetzt der Magiſtrat auch mich es noch nicht empfinden laſſen, daß ich meines Amtes entſetzt bin, und mir meinen Gehalt ausgezahlt, als wäre ich noch im Amte. Wenn auch das allerdings nicht wohl hinreichen will zur leiblichen Erhaltung meiner Familie, ſo hoffe ich doch, daß mir Gott Kraft geben wird, auf andere Weiſe noch zu verdienen, was noth thut. Herr Gevatter, der Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth, aber bin ich denn noch ein Arbeiter?"

„Ich mag's nicht glauben, daß Ihr daran zweifelt," antwortete Meiſter Jung. — „Der Landesherr konnte Euch wohl das Amt, aber nicht die Liebe nehmen, die wir zu Euch haben und mit welcher Ihr noch Eurer Gemeinde angehört. Ihr waret bisher, als Geiſtlicher,

ein Diener Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Habt Ihr das aufgehört zu sein? Kann es Euch verboten werden, auch fernerhin noch in unsere Häuser einzutreten, unsere Schwachen zu stärken, die Augen der Verblendeten zu öffnen, die Kranken zu trösten und die Sterbenden zu segnen? Oder hätte Euch der Zorn des großen Fürsten so niedergeschlagen, daß Ihr selbst die Lust am Worte Gottes und den Muth verloren hättet, dies Wort Denen zu geben, die Euch darum bitten? Oder wäret Ihr durch Eure Amtsentsetzung wirklich so sehr aus aller Gemeinschaft mit Eurer bisherigen Gemeinde getreten, daß Ihr in Eurem Kämmerlein nicht einmal mehr für sie, für uns betetet?"

„Ihr thut mir weh, Meister Jung," sagte Gerhardt betrübt.

„Ei, Herr Gevatter, Ihr thut auch uns weh," setzte Jung schnell im Tone schmerzlicher Klage hinzu. „Wir lieben Euch und Euch ist's nicht recht, — wir theilen unser Brot mit Euch, damit uns der Rest desto besser schmecke, und Euch ist's nicht recht, — wir wollen uns vor der Schmach und Schande bewahren, daß wir unsern geistlichen Vater, unsern Seelsorger, unsern theuern Hirten zur Zeit leiblicher Noth verlassen, und Euch ist's nicht recht — wir wollen dem Churfürsten beweisen, daß die lutherischen Bürger seiner Residenzstadt nicht gleichgiltig zusehen, wenn es sich um ihren Glauben handelt, und Euch ist's nicht recht — wir wollen der ganzen Welt zeigen, daß wir christlich und treulich ge-

nöthige leibliche Brot zu essen geben, noch dazu, als es der Apostel Paulus gar nicht anders will.“

„Mit diesem Vorbilde sprechet Ihr eben wenig zu meinem Gunsten,“ entgegnete Gerhardt mit tiefem Ernste: „Denn Ihr wisset wohl, daß Paulus zu obiger Stelle hinzusetzt: Ich aber habe Derer keines gebraucht. Ich schreibe auch nicht darum davon, daß es mit mir also sollte gehalten werden. Es wäre mir lieber, ich stürbe, denn daß mir Jemand meinen Ruhm sollte zu nichte machen.“ Ihr seht daraus, lieber Freund, daß Paulus eben nicht vom Evangelio lebte, und daß ich dies eben jetzt nicht kann, da ich ja als Diener des Evangelii meines Amtes entsetzt bin!“

„Erlaubt mir,“ sagte Ebeling schnell, halb ernst, halb scherzend — „daß ich Euch hier sogleich mit doppelten Waffen schlage. Zuerst: Warum hatte Paulus nicht nöthig, vom Evangelio sich zu nähren? Weil er nebenbei sein Handwerk trieb und Teppiche webte und ohne Zweifel dieselben zu gutem Preise verkaufte, wie uns Solches im achtzehnten Capitel der Apostelgeschichte erzählt wird. Da nun aber heut zu Tage unsere bürgerlich-christliche Ordnung der Dinge so gestaltet ist, daß Einer, der sich zur Verkündigung des Evangelii bereitet, nicht mehr zu gleicher Zeit auch hinterm Webstuhle oder sonst in der Werkstatt sitzen kann, um seinen Leib zu nähren durch Handarbeit, und auch Ihr demnach in diesem Stücke dem Apostel Paulus nicht gleich werden könnet, so folgt, daß der Zusatz des Apostels: Ich aber habe Derer keines gebraucht! Euch durchaus nicht irre

machen kann und darf. Zweitens ſagtet Ihr, Ihr könntet die von mir angeführte Stelle der Schrift deshalb nicht auf Euch beziehen, weil Ihr vom Dienſte im Evangelio entſetzt wurdet und alſo auch nicht davon leben könntet. Das könnt Ihr doch wohl nicht im Ernſte reden, mein theurer, ehrwürdiger Freund. Es iſt wahr, Ihr ſeid vom äußern Amte des Evangelii entſetzet, aber hat der große Churfürſt Macht und Gewalt, Euch auch vom innern Amte des Evangelii zu entſetzen? Kann des Churfürſten Befehl Euch die Gaben, die Kraft und das Amt nehmen, das Ihr von Gott überkommen habt? Bleibt Ihr nicht auch als ein abgeſetzter Diener vom Worte Gottes immer noch im Dienſte des Wortes Gottes? Kann es der große Churfürſt, und wäre er noch zehnmal größer, als er iſt, Jemand wehren, daß er von Euch Licht und Kraft und Troſt aus dem Evangelio empfange? Ja noch mehr! Predigt Ihr denn nicht in Wahrheit noch das Evangelium? Sind denn Eure Lieder etwas Anderes, als das lautere, klare Evangelium? Etwas anderes, als das lebendige und kräftige Gotteswort, das ſchärfer iſt, denn kein zweiſchneidig Schwert und durchdringet, bis daß es ſcheidet, Seele und Geiſt, auch Mark und Bein und iſt ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens? Der Churfürſt hat Euch verboten, auf der Kanzel und am Altar zu predigen; aber kann er Euch die Predigt nehmen, die Ihr aus Euren Liedern ausgehen laſſet in alle Welt? Nimmermehr! Darum ſage ich, Ihr verkündigt noch das Evangelium in Euren Liedern, die gar herrliche und prächtige Poſtillenpredigten ſind, und des-

halb sollt Ihr auch von diesem Evangelio leben. So will es der Apostel, und daß der Churfürst nicht will, daß Ihr auch auf andere Weise noch vom Evangelio Euch nähret, — nun das ist eben so gut Sache seines Gewissens, wie es Sache Eures Gewissens ist, daß Ihr Gott mehr gehorchet, als den Menschen.“

Als Paul Gerhardt auf diese deutliche und kräftige Vertheidigungsrede seines musikalischen Freundes still und ernst vor sich hinsah, fragte Ebeling noch: „Seid Ihr nun, mein lieber Herr, um dieses elenden Stückes Geldes willen, das ich Euch hier bringe, beruhigt?“

„Wie kann ich anders?“ rief Gerhardt aus. „Gott weiß es, wie weh es mir thut, daß ich mich solchen Trostes bedürftig halten muß.“ —

„Und nun noch Eins,“ setzte der Musikdirector hinzu: „Keiner von Denen, die Eure Lieder bei mir gekauft haben, hat unterlassen, mich zu fragen, wann das dritte Dutzend erscheinen würde. Ich habe dann jedes Mal geantwortet: In wenig Wochen! Habe ich daran recht gethan? Wollet Ihr mir Eure Lieder noch ferner überantworten? Oder wollt Ihr die Weissagung des Propheten wider Tyrus: Also will ich mit dem Getöne deines Gesanges ein Ende machen, daß man den Klang deiner Harfen nicht mehr hören soll (Ezechiel 26, 13), an Euch selbst in Erfüllung bringen?“

„Was ich noch habe, sollt Ihr haben, lieber Ebeling,“ antwortete Gerhardt. „Ich werde für Euch zusammen suchen, was sich noch unter meinen Papieren findet und was sonst noch unbekannt geblieben ist. Aber

ein neues Lied werde ich dem Herrn nicht mehr singen können. Wie die gefangenen Juden von sich sprachen: An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die darinnen sind (Psalm 137, 1. 2.), so muß ich auch jetzt von mir sprechen. Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht muthlos bin, und daß ich mich in dieser meiner äußern Trübsal von ganzem Herzen Gottes meines Heilandes freue. Aber ich bin doch ein gefangener Mann; gefangen in dem Worte der Obrigkeit, das mich aus dem Hause meines Gottes ausschließt, gefangen in meinen Schmerzen, daß ich, wenn sie am Tage des Herrn zur Kirche läuten, nicht mehr hingehen kann, an heiliger Stätte laut und öffentlich Zeugniß zu geben von Jesu Christo. Ja, lieber Ebeling, diese Kraft ist gebrochen; der gefangene Vogel verlernt auf lange Zeit, vielleicht auf immer, seine Lieder, die er in seiner Freiheit gesungen hat.“

„Wie schmerzt mich dies Euer Wort, lieber Gerhardt,“ sagte hier die Gattin, welche mit der größten Theilnahme dem Gespräche der beiden Männer zugehört hatte.

Gerhardt schrak bei diesen Worten auf, als fühle er, daß er in Gegenwart seines kranken Weibes die eigentliche Stimmung seiner Seele habe zu laut werden lassen. „Mein gutes Weib,“ antwortete er nun — „ich weiß, was Du mir damit sagen willst. Du wirfst mir meinen Kleinmuth vor, und das mit Recht. Das ist das traurige Opfer, das ich so oft der Schwachheit

meines Herzens bringe. Aber zürne mir darum nicht; solche flüchtige Augenblicke von Schwachheit und Kleinmuth werden nur zu einem kräftigen Regen, der auf die Saat des Wortes Gottes in der Seele fällt und neues Leben zurückbringt. Schon jetzt fühle ich wieder neuen Lebensmuth. Darum beruhige auch Du Dich, liebe Maria, und gedenke mit mir an das Wort der Schrift: Alle neue Sorgen werfet auf den Herrn; denn Er sorgt für euch.“

Und die Sorge des Herrn für Gerhardt und die Seinen sollte allerdings heute noch in größerem Maaße sich zeigen. Die Thüre öffnete sich und Meister Jung trat herein; als er seine Tochter Dorothea und seinen künftigen Herrn Schwiegersohn gewahrte, rief er lächelnd aus: „Ich glaube doch nicht, daß Ihr Beide hier in aller Stille habt Hochzeit machen wollen? Ist es nicht zu verwundern, Herr Gevatter“ — wandte er sich an Gerhardt — „wie sich die Liebenden immer zusammenfinden?“

„Es war wirklich Zufall, lieber Vater,“ sagte Dorothea unter Erröthen — „daß mir eben, als ich hier ins Haus eintreten will, Herr Ebeling begegnet, und dahin wollte, wohin ich ging.“

„Sie waren Beide liebe Boten des Herrn,“ sprach Gerhardt entschuldigend. — „Dorotheens Suppentöpfchen ist für unser Haus ein wahres Oelkrüglein der Wittwe von Zarpath; so oft es auch leer wird, füllt sich's doch immer wieder. Lieben Leute, ihr thut des Guten zu viel an uns. —“

„Wie?“ fragte Meister Jung verwundert. — „Könnte man Leibliches und Geistiges gegen einander abwägen und die Summe des Guten berechnen, das Ihr, lieber Herr Gevatter, an uns Allen gethan habt, so stehen wir doch als arme Bettler Euch gegenüber, und es ist fast schmerzlich für uns, daß wir die himmlischen Schätze, mit welchen Ihr uns reich macht, nur mit irdischem Gute Euch vergelten können. Doch erlaubt, daß ich mich einer Last entledige, die mir ungewohnt zu tragen ist.“ Und dabei zog er zwei schwere Rollen Geldes aus der Tasche, legte sie auf den Tisch und sagte: „Eure treue Gemeinde grüßt Euch durch mich, mein ehrwürdiger Herr und Freund und gibt Euch die herzliche Zusage, daß Ihr jedes Mal zu rechter Zeit diese Steuer empfangen sollt.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Gerhardt in Bestürzung.

„Nur das wollte ich noch hinzusetzen,“ antwortete der Meister — „daß Ihr unten in Eurer Hausflur zwei Körbe finden werdet, den einen von Meister Liebrecht, dem Bäcker, und den andern von Meister Starke, dem Schlächter; doch das ist eigentlich Küchenangelegenheit und somit für Eure liebe Hausfrau.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ wiederholte Gerhardt. „Ihr wollt doch nicht etwa, daß ich ärnten soll, wo ich nicht gesäet habe?“

„Nein, das wollen wir nicht,“ entgegnete Jung. „Wir wollen nur unsere Schuldigkeit thun und Euch bringen, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört.“

„Lieber Meister," rief Gerhardt aus — „ich weiß, daß aus Euch Allen das gute Herz redet, aber was Ihr da bringet, kann ich nicht annehmen! Darum stecket nur diese Rollen wieder zu Euch!"

„Herr Diaconus," sagte Jung mit Ernst und Würde — „Ihr trauet mir gewiß zu, daß ich dem Mammon nicht das Wort rede und daß ich unter allen irdischen Gütern Geld und Gut für das Unwürdigste halte, mit dem man geistige Arbeit bezahlt. Aber ich sage Euch, auf diese zwei Packete bin ich stolz, daß ich sie Euch bringe."

„Ich verstehe Euch nicht," sagte Gerhardt in sichtbarer Verwirrung.

„Nun so erlaubt, lieber Herr Gevatter," fuhr Jung fort — „daß ich mich deutlicher erkläre. Unlängst waren wir Bürger im Wirthshause an der langen Brücke zusammen; es war das erste Mal wieder, nachdem ich meiner Haft entlassen worden war. Daß wir den ganzen Abend hindurch von nichts Anderm geredet, als von Euch und den Gefahren, die unsern lutherischen Glauben bedrohen, könnt Ihr wohl denken. Da trat plötzlich Einer auf und sagte: Habt Ihr auch daran gedacht, daß ein abgesetzter Prediger auch sein täglich Brot verliert? Ja, antworteten wir. Und am Morgen darauf wird mein Haus eine wahre geistliche Rentkammer. Nicht allein die wohlhabenden Bürger, selbst die Aermsten in der Gemeinde kamen und brachten ihr Scherflein. Herr Gevatter, ich habe im Grunde ein hartes Herz, und gebe nicht viel auf Thränen und allerlei Rührspiel;

aber ich schäme mich nicht, Euch zu gestehen — es hat mich doch im Grunde der Seele angegriffen, als ich die Worte und Reden hörte, mit welchen die Leute mir ihren Beitrag aushändigten. Gebt das unserm Herrn Gerhardt, sagten sie, so lange wir selber noch einen Bissen Brotes haben, soll er nicht hungern! Ihr kennt die alte Mutter Rhewald in der Brüderstraße; Ihr wisset, das arme Weib weiß oft früh nicht, wovon sie sich mittags sättigen soll. Und sie kam, und brachte ihre Gabe. Ich wollte sie nicht annehmen und wies sie zurück. Aber ich habe es herzlich bereut und von dieser Mutter Rhewald es am Gründlichsten gelernt, daß Geben seliger ist, denn Nehmen. Ja, Herr Gevatter, ich sage es Euch nochmals, auf dieses Geld bin ich stolz! Der Churfürst nimmt die Steuern und Abgaben seiner Unterthanen ein; wenn auch der größte Theil der Bürger dieselben willig und pünktlich zahlt, weil er weiß, daß sie zur Ordnung des Ganzen nöthig sind, so gibt er sie doch nicht immer gern, und auf einem guten Theile dieses Geldes ruht mancher Seufzer, manche Klage, manche Anklage, mancher Vorwurf und vielleicht auch wohl mancher böse Gedanke, den der Unverstand, die Unwissenheit und die Bosheit denkt. Aber wisset Ihr, was auf diesem Gelde ruhet? Der Segen von tausend Seelen, die Euch lieben, der Dank von Tausenden, die in Euch ihren geistlichen Vater verehren, die Freudenthränen zahlloser Herzen, die Ihr getröstet und aufgerichtet durch Euer Wort! Herr Gevatter, was die Liebe gibt, gibt sie gern! Ich muß es noch einmal sagen —

gen habe ich die letzten Exemplare davon verkauft, und hier bringe ich Euch Euren Ehrensold.“

„Ich weiß nicht, woher es kommt,“ sagte Gerhardt mit verdrießlicher Miene — „schon als Ihr mir meinen Antheil des Gewinnes am ersten Dutzend brachtet, machte mir das Geld keine rechte Freude; es kam mir vor wie unwürdiger Handel mit Gottes Wort. Heute erneuert sich dies Gefühl doppelt stark in mir. Gott weiß es, als ich diese Lieder sang, dachte ich an keinen andern Gewinn, als an den Frieden meines Herzens und Derer, die etwa meine Lieder mit mir singen wollten. Herr Ebeling, ich hätte es nicht zugeben sollen, daß Ihr mit meinen Liedern, die doch nur zur Ehre Gottes gesungen worden sind, einen Handel treiben dürfet.“

„Und Gott weiß es,“ setzte Ebeling schnell hinzu — „daß Ihr mir und Euch selber Unrecht thut. Wäre es mir und Euch wirklich darum zu thun, aus Euren Liedern nur zeitlichen Nutzen zu ziehen, so würde sich damit allerdings ein gar einträglicher Handel machen lassen, nicht um meiner Musik willen, die ich dazu gesetzet habe, — denn, wie ich schon oft gesagt habe, zu Euren Liedern macht sich jeder selbst Musik, und eine bessere, als die meine, — sondern um Eurer Lieder willen. Und hätte ich noch viele hundert Exemplare, ich würde sie alle verkaufen; und ließ ich mir jedes Lied mit einem Gulden bezahlen, ich würde sie dennoch alle verkaufen. Aber, nehmt mir den Ausdruck nicht übel, mein ehrwürdiger Freund, zu Händlern und Mäklern taugen wir Beide nicht, und daß ich es Euch ganz offen gestehe,

— so oft ich ein Exemplar verkaufte und mir die Bezahlung dafür auf den Tisch gelegt wurde, dachte ich immer in meinem Herzen: „Ihr armen Leute, wenn Ihr denken solltet, daß euer Geld genau so viel wiegt, als dies Dutzend Lieder. Ihr bezahlet damit nicht einen einzigen Vers! Aber weil es der Notenstecher und der Notendrucker nicht umsonst thun kann und auch der Papierhändler nichts weggiebt, es sei denn für Geld, und weil nun einmal Niemand im heiligen römischen Reiche Nahrung und Kleidung verabreicht, es sei denn wiederum für's Geld, — und weil außerdem auch der liebe Herr Paul Gerhardt solcher leiblichen Dinge für sich und sein Haus nicht entbehren kann, und weil derselbe liebe Herr Paul Gerhardt allezeit wenig irdischen Gutes in seiner Tasche vorgefunden, und weil ohnedies in jetziger Zeit der Herr Churfürst vergessen zu haben scheint, daß Einer, der seines Amtes entsetzet ist, doch immer noch um Erfüllung der vierten Bitte zu sorgen hat, — ja, so dachte ich weiter, und weil Paulus zu den Corinthern spricht: Wisset ihr nicht, daß die da opfern, essen vom Opfer? Und die des Altares pflegen, genießen des Altars? Also hat auch der Herr befohlen, daß, die das Evangelium verkündigen, sollen sich vom Evangelio nähren (1 Cor. 9, 13. 14), so meinte ich, die christlichen Leute in den guten Städten Berlin und Cöln und in der ganzen Mark Brandenburg könnten immerhin dafür, daß Ihr, lieber Herr, ihnen das geistliche Manna für ihrer Seele Leben und Seligkeit zu essen gebet, Euch das

ſinnt ſind unter einander, und Euch iſt's nicht recht! Herr Gevatter, wollt Ihr dies Geld nicht annehmen?"

„Ja, ich nehme es an," antwortete Gerhardt veſt und entſchloſſen. — „Ich kann mich nun nicht weigern, wenn Ihr mich mit ſolchen Worten dränget. Ich nehme dies Geld als ein Capital, das die brüderliche Liebe darleiht und das ich verzinſen will treulich und ehrlich."

„Ja, verzinſet es nur, mein ehrwürdiger Freund," fuhr Jung fort. — „Verzinſet es mit Eurer Treue im Glauben, mit Eurem Vorbilde in aller Gottes- und Bruderliebe, verzinſet es mit der Kraft Eures Gebetes für die Freiheit unſerer lutheriſchen Kirche und erfüllet im Geiſtigen, wie bisher, an uns die Aufforderung des Apoſtels: Laſſet uns Gutes thun an Jedermann, allermeiſt aber an des Glaubens Genoſſen."

Jetzt ertönte ein leiſes Klopfen an der Thüre, und als dieſelbe ſich öffnete, trat eine Magd herein, welche den Diaconus Gerhardt inſtändigſt bat, ſogleich zu dem Propſte Lilius zu kommen.

„Was iſt geſchehen?" fragte Gerhardt mit Beſorgniß.

Das Mädchen fing an zu weinen und ſagte: „Ach, kommt nur ſchnell, ehrwürdiger Herr, wenn Ihr nicht zu ſpät kommen wollt. Mein alter, guter Herr iſt von einem Schlagfluſſe getroffen worden und iſt ſterbenskrank. Er verlanget gar ſehnlich nach Euch."

Und ohne weitere Antwort eilte Gerhardt davon. Meiſter Jung aber ſprach ernſt für ſich hin: „Gott erleichtere dieſem Manne ſeine Todesſtunde!" —

Cap. 14.

Des Sterbenden Abendmahl.

> Das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen und der Herr wird ihn aufrichten, und so er hat Sünden gethan, werden sie ihm vergeben sein. Bekenne Einer dem Andern seine Sünden, und betet für einander, daß ihr gesund werdet. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.
>
> Jacob. 5, v. 15. 16.

Als Gerhardt in das Zimmer des kranken Propstes eintrat, tönte ihm Klagen und Weinen entgegen. Frauen und Kinder umstanden das Bett, in welchem Lilius lag. Gerhardt näherte sich und schrak bei dem Anblicke des Kranken zurück. Der Propst lag da, einem Todten ähnlicher, als einem Lebenden. Todtenbleich die magern, eingefallenen Wangen, matter, glanzloser Schweis auf der Stirne und dem kahlen Oberhaupte, wo nur noch zu beiden Seiten spärliches, graues Haar die Schläfe deckte; die tiefliegenden Augen geschlossen.

„Um Gottes willen," rief Gerhardt aus, „ich komme zu spät."

„Gott verhüte das in seiner Gnade," antwortete ein Weib unter Thränen. „Er muß noch mit Euch reden, ehe denn er stirbt, er hat gar zu herzlich nach Euch verlangt."

Darauf beugte sie sich auf den Kranken nieder, legte ihr Ohr an seinen Mund, lauschte lang und ängstlich und sagte dann: „Gott sei Dank, er lebet noch." Dann erfaßte sie des Propstes Hand, strich mit der andern über seine Stirn und sprach: „Lieber Herr! — Lieber, guter Herr, höret Ihr nicht?"

Der Kranke blieb regungslos. „Er ist im Scheiden!" sagte Gerhardt mit leiser, betender Stimme. — „Störet ihn nicht! Wenn der Todesengel mit des Menschen Seele redet, ziemt es uns nur zu beten."

„Nein, nein," rief die Frau aus. — „Er darf noch nicht sterben! Großer, barmherziger Gott, nur noch wenige Augenblicke Gnade und Leben für ihn!" — Dann legte sie ihren Mund an des Sterbenden Ohr und rief hinein: „Herr Gerhardt ist da, — lieber Herr, — wollt Ihr nicht Herrn Gerhardt sehen?"

Da flog ein leises Zucken über das bleiche Angesicht und die Augenlieder suchten sich zu heben. Aber sie lagen bleiern schwer auf den brechenden Augen. Als der Kranke merkte, daß er seine Augen nicht öffnen konnte, hob er seine rechte Hand auf, ließ sie aber sogleich wieder aufs Bett sinken. Gerhardt ergriff sie und sagte: Herr Propst, kennt Ihr mich?"

Lilius nickte ein wenig mit dem Haupte, wandte dann aber plötzlich sein Gesicht abwärts und suchte es im Kopfkissen zu verbergen. Nach einigen Minuten des peinlichsten Stillschweigens erhob der Kranke seine Hand etwas kräftiger, als zuvor und winkte mit derselben nach der Thüre. „Was mag er wollen?“ fragte die Frau und Gerhardt antwortete: „Ich glaube, er wünscht, daß Ihr uns allein lassen möchtet. Ist's nicht so, lieber Herr College?“

Lilius nickte zustimmend und sprach dann noch mit gebrochenem, nur halb verständlichem Tone: „Ja, lasset uns allein.“ — Und alle Anwesenden verließen bis auf Gerhardt das Zimmer. Da faltete der Propst seine Hände, öffnete mühsam und schwer die Augen bis zur Hälfte, sandte einen bittenden, schmerzlich bittenden Blick auf Gerhardt und schloß dann sogleich wieder die müden Augen. Gerhardt verstand diese stumme Sprache; er ließ sich auf seine Kniee nieder, schloß in seine gefalteten Hände die rechte Hand des Sterbenden ein, betete und sprach:

„Allmächtiger, starker, hülfreicher Gott und Vater, unser einiger Trost und unsere Zuflucht, Du weißt und siehest, daß dieser Dein Knecht jetzt in großer Noth und Gefahr ist und weder Rath, noch Hülfe noch Trost weiß. Denn in unserer Macht stehet es nicht, aus solcher großen Noth uns selbst zu erretten. Wir wissen nicht, was wir thun sollen, sondern unsere Augen sehen nach Dir! Dein Name heißet Herr Zebaoth, groß von Rath und mächtig von That: Deine Hand hat ja den

Himmel ausgebreitet und Deine Hände haben das Trockene bereitet! Herr, Herr, die Wasserwellen sind groß, Du aber bist noch größer in der Höhe. Ach Gott, Du bist ja unsere einige Zuversicht und Stärke in den großen Nöthen, die uns getroffen haben, Du hast ja gesagt durch den Mund Davids: Wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer versänken, wenn gleich das Meer wüthete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen, dennoch soll die Stadt Gottes feinlustig bleiben mit ihrem Brünnlein, da die Wohnungen des Höchsten sind. Nun siehe, Herr, ist nicht unser gläubiges Herz die Stadt, wo Du drinnen bist und hilfst ihr frühe, — darum wird sie wohl bleiben. Verbirg Dein Antlitz nicht vor uns, verstoße nicht im Zorne Deine Kinder, denn Du bist unsere Hilfe. Laß uns nicht, und thue Deine Hand nicht von uns ab, Gott, unser Heil; denn alle Hilfe hat uns verlassen! Nimm Du uns aber auf, Herr; Du hast ja gesagt: da dieser Elende rief, hörte es der Herr und half ihm aus allen seinen Nöthen. Laß sich Deine Engel um uns her lagern, die wir Dich fürchten und laß uns aushelfen. Sei uns gnädig, Gott, sei uns gnädig; denn auf Dich trauet unsere Seele und unter den Schatten Deiner Flügel haben wir Zuflucht. Du bist ja der Gott, der Wunder thut, Du hast Deine Macht bewiesen an den Völkern, Du machst die Blinden sehend, die Tauben hörend und die Sprachlosen redend und die Todten weckest Du auf! Herr, so erbarme Dich und verschmähe nicht den Seufzer des brechenden Herzens, den Seufzer um Gnade

und Erbarmung um Jesu Christi, unsers Herrn willen! Amen!" —

Als Gerhardt hier endete und sich wieder erhob, schaute er in das geöffnete Auge des Propstes, aus welchem ein wehmüthiger Blick ihn suchte. „Ich danke Euch," sprach der Kranke mit schwacher Stimme und schwerer Zunge. „Gott hat Euer Gebet erhört, nicht das meine; ich habe zu schwer an ihm gesündigt."

„Und sind Euch Eure Sünden herzlich leid?" fragte Gerhardt.

„So wahr mir Gott helfe, ja!" antwortete Lilius.

„Und tragt Ihr gegen Niemanden Groll in Eurem Herzen?" fragte Gerhardt weiter.

Der Probst schlug bei dieser Frage die Augen nieder und sagte nach einer Pause: „Ich hoffe zu Gott, ich werde noch so weit kommen, ehe denn ich sterbe, was freilich in Kurzem geschehen muß. Lieber Herr College, verdammt Ihr mich eben so sehr, wie die Andern?"

„Wie meinet Ihr das? Und wen meinet Ihr?" fragte Gerhardt. Da zeigte Lilius auf einen Tisch, auf welchem eine Schrift lag, dem Aussehen nach ganz neu. „Leset nur den Titel dieser Schrift," bat der Kranke. — „Sie ist mir diesen Morgen von einem Unbekannten ins Haus geschickt worden, ein bitterer Stachel, der mir den Todesstoß geben soll und wohl auch gegeben hat."

Gerhardt nahm die Schrift zur Hand und las: „Die böse Sieben, welche unlängst kurz

und gut in einem academischen Programmate zu Latein widerlegt, aber auf groß Verlangen treuer deutscher Leute auch deutsch in Druck gegeben worden. Im Jahre 1666." — „Und was steht darin?" fragte Gerhardt verwundert.

„Lauter vergiftete Pfeile, die nach meinem Herzen gerichtet sind," antwortete der Propst. „Man schilt mich darin einen Heuchler und Synkretisten, einen hinterlistigen und teuflischen Mann, einen Götzendiener und Treulosen und das Alles, weil ich den Revers unterschrieben habe. Ja, ich weiß es, ich hätte nicht unterschreiben sollen; aber das Gericht, das sie über mich halten, ist zu hart, zu grausam."

„Ich kann Euch" — sagte Gerhardt — „nur an das Wort der Schrift erinnern: „Denn so wir uns selber richten, so würden wir nicht gerichtet. Wenn wir aber gerichtet werden, so werden wir von dem Herrn gezüchtiget, auf daß wir nicht sammt der Welt verdammet werden! (1 Cor. 11, v. 31. 32). Wenn Ihr also Euch selber richtet, darf Euch das Gericht der Welt nicht niederschlagen."

„Richtet auch Ihr mich?" wiederholte der Propst schmerzlichen Tones seine Frage.

„Ja," antwortete Gerhardt ernst und vest. — „Ich habe Euch gerichtet in jenen Augenblicken, wo Ihr mit mir vor dem Consistorio standet, und von Eurem Gewissen abgehalten wurdet, Eure Wiedereinsetzung ins Amt um den Preis einer Untreue am lutherischen Bekennt-

niſſe zu erkaufen. In der Stille meines Herzens habe ich Euch gerichtet und es ſchmerzlich unſerm Herrn geklagt, daß Ihr ſein Kreuz, welches Ihr viele Jahre lang ſo treulich getragen habt, in dieſer Prüfung zu ſchwer fandet. Aber da Ihr Euch ſelber richtet, bleibt mir nichts übrig, als Euch der Gnade und Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen.“

„Und glaubt Ihr, daß mir Gnade werden wird?“ fragte der Propſt.

„Ich glaube es zuverſichtlich,“ antwortete Gerhardt. — „Und ich ſchäme mich in dem Herzen unſerer Amtsbrüder, welche mit ſolchen vergifteten Pfeilen, wie ſie in dieſer Schrift ſich finden, gegen Euch fechten. Geiſtliche Sachen ſollen geiſtlich gerichtet werden, und nur der natürliche Menſch richtet mit Schelt- und Schmähworten.

„Alſo glaubt auch Ihr,“ fuhr Lilius fort — „daß ich nicht recht gethan habe?“

„Ja,“ verſicherte Gerhardt. — „Ich wußte, daß Ihr in Eurem Herzen und Gewiſſen gebunden waret, die Unterſchrift des Reverſes zu verweigern, und dennoch thatet Ihr, was Euch verboten war. Ihr gehorchtet den Menſchen mehr, denn Gott. Ich weiß wohl, daß Ihr von allen Seiten auf gar kluge Weiſe dazu gebracht worden ſeid, ich weiß, daß Euer eigener Sohn in einer beſonderen Zuſchrift Euch die Unterſchrift des Reverſes angerathen hat, ich weiß, daß Ihr in Euren alten Tagen, müde des Streites geworden, Euch nach Ruhe und Frieden ſehntet, und ich fühle es, wie weh

ich bin ſtolz auf dieſes Geld; dieſes an ſich nichtswürdige Gut iſt doch das Zeugniß dankbarer Chriſtenſeelen, das Zeugniß der Wahrheit unſers lutheriſchen Glaubens. Wir haben kein anderes Mittel, Euch zu danken, als dieſes! Und ich bin ſtolz darauf, daß ich Euch dieſe Steuer bringen kann, weil ich daraus ſehe, daß es die Leute für eine wahre Ehre halten, daß ich in Eurem Hauſe als ein alter Freund aus- und eingehen darf. Herr Gevatter, wollt Ihr das Geld nun nehmen?''

Gerhardt ſchwieg; an ſeinen Mienen wurde der ſchwere Kampf ſichtbar, den er zwiſchen der Rührung über dieſen herrlichen Beweis einer dankbaren Kirchgemeinde und ſeinem eigenen Gefühle von Ehre kämpfte. ,,Lieber Herr Gevatter,'' ſagte er endlich — ,,ich wollte doch, Ihr drängtet mich nicht dazu. Hat doch bis jetzt der Magiſtrat auch mich es noch nicht empfinden laſſen, daß ich meines Amtes entſetzt bin, und mir meinen Gehalt ausgezahlt, als wäre ich noch im Amte. Wenn auch das allerdings nicht wohl hinreichen will zur leiblichen Erhaltung meiner Familie, ſo hoffe ich doch, daß mir Gott Kraft geben wird, auf andere Weiſe noch zu verdienen, was noth thut. Herr Gevatter, der Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth, aber bin ich denn noch ein Arbeiter?''

,,Ich mag's nicht glauben, daß Ihr daran zweifelt,'' antwortete Meiſter Jung. — ,,Der Landesherr konnte Euch wohl das Amt, aber nicht die Liebe nehmen, die wir zu Euch haben und mit welcher Ihr noch Eurer Gemeinde angehört. Ihr waret bisher, als Geiſtlicher,

ein Diener Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Habt Ihr das aufgehört zu sein? Kann es Euch verboten werden, auch fernerhin noch in unsere Häuser einzutreten, unsere Schwachen zu stärken, die Augen der Verblendeten zu öffnen, die Kranken zu trösten und die Sterbenden zu segnen? Oder hätte Euch der Zorn des großen Fürsten so niedergeschlagen, daß Ihr selbst die Lust am Worte Gottes und den Muth verloren hättet, dies Wort Denen zu geben, die Euch darum bitten? Oder wäret Ihr durch Eure Amtsentsetzung wirklich so sehr aus aller Gemeinschaft mit Eurer bisherigen Gemeinde getreten, daß Ihr in Eurem Kämmerlein nicht einmal mehr für sie, für uns betetet?"

„Ihr thut mir weh, Meister Jung," sagte Gerhardt betrübt.

„Ei, Herr Gevatter, Ihr thut auch uns weh," setzte Jung schnell im Tone schmerzlicher Klage hinzu. „Wir lieben Euch und Euch ist's nicht recht, — wir theilen unser Brot mit Euch, damit uns der Rest desto besser schmecke, und Euch ist's nicht recht, — wir wollen uns vor der Schmach und Schande bewahren, daß wir unsern geistlichen Vater, unsern Seelsorger, unsern theuern Hirten zur Zeit leiblicher Noth verlassen, und Euch ist's nicht recht — wir wollen dem Churfürsten beweisen, daß die lutherischen Bürger seiner Residenzstadt nicht gleichgiltig zusehen, wenn es sich um ihren Glauben handelt, und Euch ist's nicht recht — wir wollen der ganzen Welt zeigen, daß wir christlich und treulich ge-

sinnt sind unter einander, und Euch ist's nicht recht! Herr Gevatter, wollt Ihr dies Geld nicht annehmen?"

„Ja, ich nehme es an," antwortete Gerhardt fest und entschlossen. — „Ich kann mich nun nicht weigern, wenn Ihr mich mit solchen Worten dränget. Ich nehme dies Geld als ein Capital, das die brüderliche Liebe darleiht und das ich verzinsen will treulich und ehrlich."

„Ja, verzinset es nur, mein ehrwürdiger Freund," fuhr Jung fort. — „Verzinset es mit Eurer Treue im Glauben, mit Eurem Vorbilde in aller Gottes- und Bruderliebe, verzinset es mit der Kraft Eures Gebetes für die Freiheit unserer lutherischen Kirche und erfüllet im Geistigen, wie bisher, an uns die Aufforderung des Apostels: Lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen."

Jetzt ertönte ein leises Klopfen an der Thüre, und als dieselbe sich öffnete, trat eine Magd herein, welche den Diaconus Gerhardt inständigst bat, sogleich zu dem Propste Lilius zu kommen.

„Was ist geschehen?" fragte Gerhardt mit Besorgniß.

Das Mädchen fing an zu weinen und sagte: „Ach, kommt nur schnell, ehrwürdiger Herr, wenn Ihr nicht zu spät kommen wollt. Mein alter, guter Herr ist von einem Schlagflusse getroffen worden und ist sterbenskrank. Er verlanget gar sehnlich nach Euch."

Und ohne weitere Antwort eilte Gerhardt davon. Meister Jung aber sprach ernst für sich hin: „Gott erleichtere diesem Manne seine Todesstunde!" —

Cap. 14.

Des Sterbenden Abendmahl.

> Das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen und der Herr wird ihn aufrichten, und so er hat Sünden gethan, werden sie ihm vergeben sein. Bekenne Einer dem Andern seine Sünden, und betet für einander, daß ihr gesund werdet. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.
>
> Jacob. 5, v. 15. 16.

Als Gerhardt in das Zimmer des kranken Propstes eintrat, tönte ihm Klagen und Weinen entgegen. Frauen und Kinder umstanden das Bett, in welchem Lilius lag. Gerhardt näherte sich und schrak bei dem Anblicke des Kranken zurück. Der Propst lag da, einem Todten ähnlicher, als einem Lebenden. Todtenbleich die magern, eingefallenen Wangen, matter, glanzloser Schweis auf der Stirne und dem kahlen Oberhaupte, wo nur noch zu beiden Seiten spärliches, graues Haar die Schläfe deckte; die tiefliegenden Augen geschlossen.

und gut in einem academiſchen Programmate zu Latein widerlegt, aber auf groß Verlangen treuer deutſcher Leute auch deutſch in Druck gegeben worden. Im Jahre 1666.“ — „Und was ſteht darin?“ fragte Gerhardt verwundert.

„Lauter vergiftete Pfeile, die nach meinem Herzen gerichtet ſind,“ antwortete der Propſt. „Man ſchilt mich darin einen Heuchler und Synkretiſten, einen hinterliſtigen und teufliſchen Mann, einen Götzendiener und Treuloſen und das Alles, weil ich den Revers unterſchrieben habe. Ja, ich weiß es, ich hätte nicht unterſchreiben ſollen; aber das Gericht, das ſie über mich halten, iſt zu hart, zu grauſam.“

„Ich kann Euch“ — ſagte Gerhardt — „nur an das Wort der Schrift erinnern: „Denn ſo wir uns ſelber richten, ſo würden wir nicht gerichtet. Wenn wir aber gerichtet werden, ſo werden wir von dem Herrn gezüchtiget, auf daß wir nicht ſammt der Welt verdammet werden! (1 Cor. 11, v. 31. 32). Wenn Ihr alſo Euch ſelber richtet, darf Euch das Gericht der Welt nicht niederſchlagen.“

„Richtet auch Ihr mich?“ wiederholte der Propſt ſchmerzlichen Tones ſeine Frage.

„Ja,“ antwortete Gerhardt ernſt und veſt. — „Ich habe Euch gerichtet in jenen Augenblicken, wo Ihr mit mir vor dem Conſiſtorio ſtandet, und von Eurem Gewiſſen abgehalten wurdet, Eure Wiedereinſetzung ins Amt um den Preis einer Untreue am lutheriſchen Bekennt-

niſſe zu erkaufen. In der Stille meines Herzens habe ich Euch gerichtet und es ſchmerzlich unſerm Herrn geklagt, daß Ihr ſein Kreuz, welches Ihr viele Jahre lang ſo treulich getragen habt, in dieſer Prüfung zu ſchwer fandet. Aber da Ihr Euch ſelber richtet, bleibt mir nichts übrig, als Euch der Gnade und Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen.“

„Und glaubt Ihr, daß mir Gnade werden wird?“ fragte der Propſt.

„Ich glaube es zuverſichtlich,“ antwortete Gerhardt. — „Und ich ſchäme mich in dem Herzen unſerer Amtsbrüder, welche mit ſolchen vergifteten Pfeilen, wie ſie in dieſer Schrift ſich finden, gegen Euch fechten. Geiſtliche Sachen ſollen geiſtlich gerichtet werden, und nur der natürliche Menſch richtet mit Schelt- und Schmähworten.

„Alſo glaubt auch Ihr,“ fuhr Lilius fort — „daß ich nicht recht gethan habe?“

„Ja,“ verſicherte Gerhardt. — „Ich wußte, daß Ihr in Eurem Herzen und Gewiſſen gebunden waret, die Unterſchrift des Reverſes zu verweigern, und dennoch thatet Ihr, was Euch verboten war. Ihr gehorchtet den Menſchen mehr, denn Gott. Ich weiß wohl, daß Ihr von allen Seiten auf gar kluge Weiſe dazu gebracht worden ſeid, ich weiß, daß Euer eigener Sohn in einer beſonderen Zuſchrift Euch die Unterſchrift des Reverſes angerathen hat, ich weiß, daß Ihr in Euren alten Tagen, müde des Streites geworden, Euch nach Ruhe und Frieden ſehntet, und ich fühle es, wie weh

Himmel ausgebreitet und Deine Hände haben das Trockene bereitet! Herr, Herr, die Wasserwellen sind groß, Du aber bist noch größer in der Höhe. Ach Gott, Du bist ja unsere einige Zuversicht und Stärke in den großen Nöthen, die uns getroffen haben, Du hast ja gesagt durch den Mund Davids: Wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer versänken, wenn gleich das Meer wüthete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen, dennoch soll die Stadt Gottes feinlustig bleiben mit ihrem Brünnlein, da die Wohnungen des Höchsten sind. Nun siehe, Herr, ist nicht unser gläubiges Herz die Stadt, wo Du drinnen bist und hilfst ihr frühe, — darum wird sie wohl bleiben. Verbirg Dein Antlitz nicht vor uns, verstoße nicht im Zorne Deine Kinder, denn Du bist unsere Hilfe. Laß uns nicht, und thue Deine Hand nicht von uns ab, Gott, unser Heil; denn alle Hilfe hat uns verlassen! Nimm Du uns aber auf, Herr; Du hast ja gesagt: da dieser Elende rief, hörte es der Herr und half ihm aus allen seinen Nöthen. Laß sich Deine Engel um uns her lagern, die wir Dich fürchten und laß uns aushelfen. Sei uns gnädig, Gott, sei uns gnädig; denn auf Dich trauet unsere Seele und unter den Schatten Deiner Flügel haben wir Zuflucht. Du bist ja der Gott, der Wunder thut, Du hast Deine Macht bewiesen an den Völkern, Du machst die Blinden sehend, die Tauben hörend und die Sprachlosen redend und die Todten weckest Du auf! Herr, so erbarme Dich und verschmähe nicht den Seufzer des brechenden Herzens, den Seufzer um Gnade

und Erbarmung um Jesu Christi, unsers Herrn willen! Amen!" —

Als Gerhardt hier endete und sich wieder erhob, schaute er in das geöffnete Auge des Propstes, aus welchem ein wehmüthiger Blick ihn suchte. „Ich danke Euch," sprach der Kranke mit schwacher Stimme und schwerer Zunge. „Gott hat Euer Gebet erhört, nicht das meine; ich habe zu schwer an ihm gesündigt."

„Und sind Euch Eure Sünden herzlich leid?" fragte Gerhardt.

„So wahr mir Gott helfe, ja!" antwortete Lilius.

„Und tragt Ihr gegen Niemanden Groll in Eurem Herzen?" fragte Gerhardt weiter.

Der Probst schlug bei dieser Frage die Augen nieder und sagte nach einer Pause: „Ich hoffe zu Gott, ich werde noch so weit kommen, ehe denn ich sterbe, was freilich in Kurzem geschehen muß. Lieber Herr College, verdammt Ihr mich eben so sehr, wie die Andern?"

„Wie meinet Ihr das? Und wen meinet Ihr?" fragte Gerhardt. Da zeigte Lilius auf einen Tisch, auf welchem eine Schrift lag, dem Aussehen nach ganz neu. „Leset nur den Titel dieser Schrift," bat der Kranke. — „Sie ist mir diesen Morgen von einem Unbekannten ins Haus geschickt worden, ein bitterer Stachel, der mir den Todesstoß geben soll und wohl auch gegeben hat."

Gerhardt nahm die Schrift zur Hand und las: „Die böse Sieben, welche unlängst kurz

Zeit der höchsten Noth. Aber nicht eher; darum bitte ich Euch, sendet nach einem Andern? Wem möget Ihr vertrauen?"

Als Lilius sah, daß Gerhardt vest und beharrlich in seiner Weigerung blieb, sagte er: „So bitte ich Euch, sendet nach unserm Amtsbruder Lorentz."

Gerhardt verließ sogleich das Zimmer, um draußen die nöthigen Befehle zu ertheilen; kam dann aber schnell zurück, um die Ankunft des im Nachbarhause wohnenden Diaconus zu erwarten. Dieser zögerte auch nicht lange und trat bald darauf ins Zimmer. Als er den mit den heiligen Gefäßen gedeckten Tisch erblickte, erschrak er und sagte: Um wes willen habt Ihr mich rufen lassen, Herr Propst?"

„Ich bitte Euch herzlich," antwortete Lilius — mir das heilige Abendmahl zu reichen."

„Das darf ich nicht," sprach der Diaconus vest und ruhig. „Mein Gewissen verbietet mir, Euch die Absolution zu ertheilen. Ihr seid vom Glauben abgefallen!"

Wie ein Donnerwort durchfuhr diese Rede des Propstes Seele und selbst Gerhardt blickte erschüttert auf den Priester, der in Todesnoth solch ein zweischneidiges Schwert in das Herz stieß.

Der Kranke richtete sich jetzt mit seiner letzten Kraft auf und sprach: „Wollt Ihr weniger barmherzig sein, als unser Herr am Kreuze, der zum Missethäter sprach: Wahrlich ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein? Wollt Ihr mich auf dem Wege zur Ewigkeit verschmachten lassen? Wollt Ihr strenger richten, als

Gott, der mir durch sein Wort seinen Frieden gesendet hat?“

Diese Fragen, aus dem Munde eines Sterbenden an ihn gerichtet, machten auf den Diaconus einen tiefen Eindruck; er schlug die Augen nieder und sprach milder: „So leget mir Eure Beichte ab. Beichtet Ihr so, wie mein Herz wünscht und hoffet, so werde ich Euch thun, was Ihr bittet. Wo nicht, — so möge Gott richten zwischen Euch und mir, da ich meines Gottes Gebot in meinem Herzen trage und nun und nimmermehr thun werde, was er mir verbietet!“

„Ja, ich will beichten,“ sprach der Propst und faltete seine Hände, und wollte sich wiederum aufrichten, aber die Kraft war gewichen. Er sank in die Kissen zurück und begann nun mit schwacher Stimme: „Herr Gott, ich habe schwer gesündigt und tief gesündigt vor Dir, — ich habe Dich und Dein heiliges Wort verrathen und verkauft um meines Fleisches Ruhe und Sicherheit willen, ich bin nicht werth, daß Du unter mein Dach gehest — aber Herr, sieh an meinen Jammer und mein Herzeleid — ich vergehe in der Angst meines Herzens, wenn Du Dein Angesicht von mir wendest! Herr Jesu, Gottes Sohn, — bitte Du für mich — ich kann nicht mehr! — Amen!“

Der Diaconus Lorentz trat darauf näher an des Sterbenden Bett und sprach in aller Würde des Wortes und des Amtes: „Lieber Freund, daß Du Dich für einen armen Sünder erkennest, das ist gut und ein gewisses Zeichen, daß Du noch einen gnädigen Gott hast.

Denn wo man die Sünde nicht erkennet, keine Reue noch Leid darüber hat, dies ist ein böses Zeichen und zu besorgen, daß der Teufel und die Welt das Herz ganz und gar besessen und verstocket haben. Darum sollst Du um des willen, daß Du Deine Sünden also erkennest, darüber Reue und Leid hast, und dieselben los zu werden begehrst, es für gewißlich halten, solches sei eine sonderlich große Gnade Gottes und ein Werk des heiligen Geistes, dafür Du Gott dem Herrn zu danken schuldig bist. Noch mehr aber sollst Du Gott dem Herrn dafür danken, daß er Dich in Deinen Sünden, in Deiner Reue, in Deinem Leide nicht gar verzweifeln läßt, sondern Dir so gnädig ist, daß er Dich lehret, bei seinem heiligen Evangelium Trost und Vergebung zu suchen. Auf daß Du aber solcher Gnade desto gewisser und sicherer sein magst, will ich Dir auch das Wort der Absolution mittheilen, wodurch die Gnade, die sonst durch die öffentliche Predigt des Evangelii aller Welt in gemeinsamer Andacht gepredigt wird, und die Du selbst so oft gepredigt hast, und die für Deine Person besonders verheißen ist, Dir in dieser Stunde Deiner Todesnoth gegeben werde. Und, mein lieber Freund, dies Wort der Absolution, welches ich auf Gottes Verheißung Dir mittheile, sollst Du achten, als ob Dir Gott durch eine Stimme vom Himmel Gnade und Vergebung Deiner Sünden zusage und sollst Gott herzlich danken, der solche Gewalt der Kirche und den Christen auf Erden gegeben hat."

Darauf legte der Priester seine beiden Hände auf

des Sterbenden Haupt, während Gerhardt auf seine Kniee niederfiel und stille Thränen der göttlichen Traurigkeit weinte. Lorentz aber sprach: „Georg Lilius, der allmächtige Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi will Dir gnädig und barmherzig sein und will Dir alle Deine Sünden vergeben um deßwillen, daß sein lieber Sohn Jesus Christus dafür gelitten hat und gestorben ist. Und im Namen desselbigen unsers Herrn Jesu Christi, auf seinen Befehl und in Kraft seiner Worte, da er sagt: Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten" — spreche ich Dich aller Deiner Sünden frei, ledig und los, daß sie Dir allzumal sollen vergeben sein, so reichlich und vollkommen, als Jesus Christus dasselbige durch sein Leiden und Sterben verdient und durchs Evangelium in aller Welt zu predigen befohlen. Und dieser tröstlichen Zusage, die ich Dir jetzt im Namen des Herrn Christi gethan, wollest Du Dich tröstlich annehmen, Dein Gewissen darauf zufrieden stellen und ernstlich glauben, Deine Sünden sind Dir gewißlich vergeben, im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen."

„Herr," sagte hier Gerhardt — „habt Ihr auch mir das Wort der Absolution gesprochen?"

„Wenn Euer Herz darnach verlangt hat, und Ihr dies mein Wort reuig und gläubig in Euch aufgenommen habt, Ja!" — antwortete Lorentz.

„Nun," fuhr Gerhardt fort — „so laßt mich mit

dieſem Sterbenden theilnehmen an dem Mahle unſers Herrn Jeſu Chriſti.“

Da fiel ein Strahl heiliger Freude auf des Propſtes Angeſicht; er reichte ſeine Hand dem treuen Freunde, der noch an ſeinem Bette kniete, und ſprach: „Gott danke Euch dieſe Freude der Verſöhnung, die Ihr mir bereitet.“

Der Diaconus Lorentz trat darauf an den Tiſch und ſprach: „So betet mit mir: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir! Herr, höre meine Stimme, laß Dein Ohr merken auf die Stimme meines Flehens. So Du willſt, Herr, Sünde zurechnen, Herr, wer wird beſtehen? Denn bei Dir iſt die Vergebung, daß man Dich fürchte. Ich harre des Herrn, meine Seele harret, und ich hoffe auf ſein Wort. Meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache zur andern. Israel hofft auf den Herrn, denn bei dem Herrn iſt die Gnade und viel Erlöſung bei ihm. Und er wird Israel erlöſen aus allen ſeinen Sünden.“ Sprecht ferner mit mir: „Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat ſeinen Sohn nicht geſandt in die Welt, daß er die Welt richten, ſondern daß die Welt durch ihn ſelig werde. Wer an ihn glaubet, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubet, der iſt ſchon gerichtet, denn er glaubet nicht an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes! Alles, ſpricht der Herr, was mir mein Vater giebet, das kommt zu mir, und wer zu mir

kommt, den werde ich nicht hinaus stoßen. Denn ich bin vom Himmel gekommen, nicht daß ich meinen Willen thue, sondern Dessen, der mich gesandt hat. Das ist aber der Wille des Vaters, der mich gesandt hat, daß ich nichts verliere von Allem, das er mir gegeben hat, sondern daß ich es auferwecke am jüngsten Tage. Das ist aber der Wille Dessen, der mich gesandt hat, daß, wer den Sohn siehet und glaubet an Ihn, habe das ewige Leben und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage." Und nun lasset uns beten: Vater unser, der Du bist im Himmel. Geheiliget werde Dein Name. Zu uns komme Dein Reich. Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden. Unser täglich Brot gieb uns heute. Und vergieb uns unsere Schuld, als wir vergeben unsern Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung. Sondern erlöse uns von dem Uebel. Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit! Amen."

Und nach diesem Gebete fuhr der Priester fort und sprach: „Unser Herr Jesus Christus, in der Nacht, da er verrathen ward, nahm er das Brot, dankte, und brach's und gab's seinen Jüngern und sprach: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Solches thut zu meinem Gedächtniß."

Und der Priester nahm das gesegnete Brot, reichte es den Beiden und sprach: „Nehmet hin und esset, das ist der Leib unsers Herrn Jesu Christi, für eure Sünde in Tod gegeben, der stärke und bewahre euch im wahren Glauben zum ewigen Leben, Amen."

Dann trat er an den Tisch zurück und sprach: „Desselben gleichen nahm Jesus auch den Kelch nach dem Abendmahle und sprach: Nehmet hin und trinket Alle daraus: Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Solches thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß.“

Und nun reichte er auch den Kelch den Beiden und sprach: „Nehmet hin und trinket, das ist das Blut unsers Herrn Jesu Christi, für eure Sünden vergossen; das stärke und bewahre euch im rechten Glauben zum ewigen Leben, Amen!“

Als Lorentz hier schwieg, hob Gerhardt, das Herz überquellend vor Freude und Dank, seine Hände in die Höhe und sprach: „Lobet den Herrn alle Heiden, preiset ihn alle Völker. Denn seine Gnade und Wahrheit waltet über uns in Ewigkeit, Hallelujah!“

Lilius aber öffnete seine Augen, die bisher geschlossen gewesen, und in einem wahrhaft verklärten Leuchten seines Angesichts betete er mit lauter, kräftiger Stimme: „Ich danke Dir, ich danke Dir, — ich danke Dir allmächtiger Herr Gott, daß Du mich durch diese heilsame Gabe hast erquicket in meiner Todesnoth. Ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich doch kein Unglück, denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich. Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Der

dir alle deine Sünden vergiebt und heilet alle deine Gebrechen. Der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönt mit Gnade und Barmherzigkeit. Der deinen Mund fröhlich machet, und du wieder jung wirst wie ein Adler! Lobe den Herrn, meine Seele.“

Jetzt brach sich auf einmal seine Stimme; seine Lippen bewegten sich noch zitternd fort, als bete er still. Aber auf seiner Stirne lag ein matter, kalter Schweiß. Die Augen schlossen sich halb und die Hände fielen willenlos zur Seite nieder. Da legte Lorenz seine Linke auf das kalte Haupt und die Rechte auf die ermattende Brust und sprach: „Georg Lilius, der Herr segne Dich und behüte Dich. Der Herr erleuchte sein Angesicht über Dich und sei Dir gnädig. Der Herr erhebe sein Angesicht auf Dich und gebe Dir Frieden! Amen.“

Und noch einmal hob sich die Brust hoch — dann sank sie zurück.

Die Seele des Knechtes Gottes stand vor ihrem Herrn.

Gerhardt aber reichte seine Hand dem Diaconus Lorentz und sprach: „Im Angesichte dieses todten Mannes und im Angesichte des ewigen Herrn und Richters lasset uns geloben und schwören, nicht zu weichen und zu wanken und zu halten am Bekenntnisse der Hoffnung! Ewige Treue unserm lutherischen Glauben! Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges, noch Zukünftiges, weder Hohes, noch Tiefes, noch keine andere Creatur

mag uns ſcheiden von der Liebe Gottes, die in Chriſto Jeſu iſt, unſerm Herrn! Amen.“

„Amen, Amen,“ wiederholte Lorentz. „Es ſoll alſo geſchehen.“ —

Und die Beiden gingen von dannen!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Vom Verfaſſer des vorliegenden Werkes ſind im Verlage von Gebhardt und Reisland in Leipzig ferner erſchienen:

Philipp Jacob Spener.

Eine Geſchichte

vergangener Zeit für die unſere.

2 Bände. Preis 1½ Thaler.

Leben und Sterben.

Mittheilungen

aus dem

Tagebuche eines Geiſtlichen.

2 Bände. Preis 1¼ Thaler.

Der Friedensbote.

Zeitſchrift

für

Belebung und Förderung des chriſtlichen Lebens.

Jahrgang 1843 u. 1844.

Preis des Jahrganges von 36 Bogen, die zwei Bände bilden, 1½ Thaler.

(Erſcheint auch für 1845.)

Vollbrecht's Wallfahrt

oder

die Auferweckung des todten Christus.

Eine Geschichte für unsere Tage.

Preis 1½ Thaler.

Ferner sind in gleichem Verlage erschienen:

Dr. Joh. Jac. Rambach's

geistliche Lieder.

Vollständig gesammelt und nebst einem Abriß seines Lebens unverändert herausgegeben von

Dr. phil. **Julius Leopold Pasig,**

Nachmittagsprediger an der Universitätskirche zu Leipzig.

Preis ½ Thaler.

Lehrbuch

der

christlichen Religion

nach Ordnung des lutherischen Katechismus

auf

biblischem und kirchlichem Grunde,

von

Dr. Emil Francke.

Bevorwortet vom

Consistorialrath Dr. Rudelbach.

Preis ¾ Thaler.

Paul Gerhardt.

Zweiter Theil.

Paul Gerhardt.

Kirchengeſchichtliches Lebensbild

aus der Zeit

des groſzen Churfürſten.

Von

C. A. Wildenhahn,

Pastor Sec. zu St. Petri in Bautzen.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1845.

Verlag von Gebhardt und Reisland.

Inhalt

des zweiten Theiles.

Seite.

Cap. 1. Die Fürbitte 1

„ 2. Die Botſchaft 21

„ 3. Ein Bild der Vergangenheit 44

„ 4. Die Gewiſſensangſt 64

„ 5. Die Verlobten 81

„ 6. Die Trauung 102

„ 7. Die Abfertigung 121

„ 8. Der Tod des Verlaſſenen 150

„ 9. Der Eifer mit Unverſtand 177

Seite.

Cap. 10. Der letzte Verſuch 202
„ 11. Der Abſchied vom Amte 230
„ 12. Die Erlöſung 255
„ 13. Des Wittwers Klage und Troſt 282
„ 14. Nachtrag 308

Paul Gerhardt.

Zweiter Theil.

Selig iſt der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewähret iſt, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat Denen, die ihn lieb haben.

Jacob. 1, v. 12.

Cap. 1.

Die Fürbitte.

Ein Wort geredet zu ſeiner Zeit iſt
wie goldene Aepfel in ſilbernen Schalen.
Sprüchw. 25. v. 11.

Es war am neunten Januar des Jahres 1667, als in den Morgenſtunden der Churfürſt Friedrich Wilhelm ſich in ſeinem Schloſſe zu Cöln an der Spree nach den Zimmern ſeiner Gemahlin, Louiſe Henriette, der älteſten Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, begab, um ſeiner Gewohnheit gemäß, einen Blick in das glückliche Leben ſeiner Familie zu thun, ehe er ſich mit den Sorgen und Arbeiten ſeiner Regierung beſchäftigte.

Als er an die Thüre des Zimmers trat, in welchem ein Betaltar aufgerichtet war, hielt er plötzlich an. Ihm war es, als höre er ſprechen. Und ſo war es auch; die Churfürſtin redete, aber mit Gott — ſie betete, und das in ſo herzlichem Tone, daß der Churfürſt nicht den Muth hatte, durch ſeinen Eintritt das Gebet ſeiner

könnte vor Dir, wolltest Du mit mir in's Gericht gehen. Aber Du weißt auch, Herr, daß ich nicht müde werde, Deinen heiligen Willen über mich zu erkennen und Dir immer treuer und inniger zu dienen in aller Furcht und in aller Liebe. Verlaß mich auch heute nicht in dem guten Kampfe meines Glaubens! Dir übergebe ich mich mit Leib, Seele und Leben, an Dein Vaterherz lege ich meine Sorgen, das leibliche und geistige Wohl meines Gemahls und meiner Kinder und aller treuen und frommen Christen, welche im Glauben des Sohnes Gottes auf Dich schauen, daß Du sie behütest von nun an bis in Ewigkeit. Bescheere mir einst, früh oder spät, nach Deinem Wohlgefallen, ein seliges Ende und laß mich der Erscheinung der Herrlichkeit meines Herrn Jesu Christi mit Verlangen und Freude warten. Gott der Vater segne mich und behüte mich! Gott der Sohn erleuchte sein Antlitz über mich und sei mir gnädig! Gott der heilige Geist erhebe sein Antlitz auf mich und gebe mir seinen Frieden, Amen!"

Als die Churfürstin hier geschlossen hatte, verharrte der Churfürst noch eine Weile in der lautlosesten Stille und in das ernsteste Nachdenken versunken, an der Thüre; es schien fast, als fehle ihm der Muth, einzutreten und durch seine Erscheinung die Blicke seiner Gattin, die mit so ganzem Herzen suchte, was droben ist, auf sich zu lenken. Endlich öffnete er leise, blieb aber lautlos unter der Thüre stehen, als er bemerkte, wie seine Gemahlin noch vor dem Altar knieend, und die Augen von den Händen bedeckt, in stiller Seele ihr Ge-

bet fortsetzte. Nach einer Weile blickte die Churfürstin, durch das unvermeidliche Geräusch aufmerksam gemacht, um sich, und als sie ihren Gemahl unter der Thüre stehen sah, erhob sie sich schnell, eilte ihm entgegen und sprach: „Mein Herr, mein lieber, theurer Herr!“

Und der Churfürst öffnete seine Arme, zog die Gattin an seine Brust und sagte mit bewegter Stimme: „Louise, ich danke Euch, daß Ihr auch für mich gebebetet habt. Es mag lange her sein, daß ich für mich selbst nicht so innig und herzlich mit Gott geredet habe. Soll nicht auf dem Gebete eines frommen Weibes ein besonderer Segen ruhn?“

„Gott hat alles Gebet zu segnen verheißen,“ antwortete die Churfürstin. — „wenn es nur aus einem treuen, gläubigen Herzen kommt. Seid Ihr wohl und gesund, lieber Herr? Hat die gestrige, so beschwerliche Reise von dem weiten Cleve bis hierher Euch keine Unannehmlichkeit hinterlassen?“

„Nein, nicht im Geringsten,“ antwortete der Fürst — „Ihr waret ja an meiner Seite, was konnte mir da Uebels geschehen?“

„Ach, spottet meiner nicht,“ bat die Gattin in schmerzlich-freudigem Tone.

„Davor behüte mich Gott,“ antwortete Friedrich Wilhelm ernst. — „Ich weiß, Louise, daß Ihr der gute Engel meines Lebens seid. Es sind nun volle zwanzig Jahre, daß Ihr die treue Gefährtin meines Lebens wurdet, und bin ich in dieser ganzen Zeit nicht immer ein glücklicher Gatte und Vater gewesen? Und danke

ich dies nicht Euch, Eurem frommen, gottesfürchtigen Sinne, der die Gnade Gottes über mich und mein Haus erhalten hat, Eurer Anmuth, mit welcher Ihr, als ein lieber Bote des Herrn, allezeit in mein oft so ernstes und schwer geprüftes Leben tratet, Eurer Einfachheit und Milde, mit welcher Ihr, eine wahre Fürstin, über uns Alle regieret, Eurem Ernst und Eurer Vestigkeit zur Zeit der Noth?"

„Nein, nicht mir, lieber, guter Herr," entgegnete die Churfürstin. „Sind wir nicht alle nur Werkzeuge in der Hand des allmächtigen und gnädigen Gottes? Und wenn Ihr mich so unverdient mit Eurem Lobe überschüttet, muß ich dann nicht vielmehr Euch als den Gründer meines Erdenglückes von ganzem Herzen lieben und verehren? Seid Ihr mir nicht allezeit ein freundlicher, gnädiger Herr gewesen? Habt Ihr nicht mit unermüdlicher Liebe Alles gethan, was nur je mein Herz erfreuen konnte? Habt Ihr nicht seit jenem zwei und zwanzigsten November, wo Ihr vor zwanzig Jahren noch in später Abendstunde so unvermuthet im Haag ankamet, bis auf den heutigen Tag mir dasselbe liebende, treue, vertrauende Herz erhalten?"

Die Erinnerung an diesen Tag breitete über des Churfürsten Angesicht eine herzliche Freude. „Ja," rief er aus, „diesen Tag, wo ich Euch zum ersten Male in Eurer bräutlichen Schöne sah, werde ich nimmermehr vergessen. Ich könnte Euch von Stunde zu Stunde noch erzählen, was sich damals ereignete. Ja, ich weiß es," — fuhr der Churfürst im Drange seliger Erinne-

rung fort — „ich weiß es, es war Abends sieben Uhr, als ich in Eures seligen Vaters Schlosse ankam. Niemand wußte es, ja Niemand kannte mich beim Eintritt. Ich hatte Niemand bei mir, als Burgsdorf und Arnim, und ihnen streng befohlen, mein Incognito gegen Niemand zu verrathen. Wir hatten desselben Tages wohl acht Meilen Weges zurückgelegt; der beschwerliche Ritt hatte uns sehr ermüdet, aber als ich an dem Thore Eures Schlosses hielt, war ich wie neugeboren. Eurem Bruder Wilhelm entdeckte ich mich zuerst und beredete mit ihm, wie ich Euch überraschen wollte. Und dann, — ja dann führte er mich in Euer Zimmer. Als ich Euch da erblickte, das schöne, liebe Angesicht von dem Kerzenlicht erleuchtet, zu beiden Seiten Eures Hauptes das volle, glänzende Lockenhaar, — als dann aus Euren milden, freundlichen Augen ein Strahl mich suchte, — mich erkannte — Louise, wisset Ihr das nicht mehr? Fühltet Ihr es nicht in dem zitternden Drucke meiner Hand, daß ich der Glücklichste war im ganzen Lande?“

„Wie freundlich seid Ihr mir?“ sagte die Churfürstin — „und wie habt Ihr mir seitdem dieselbe Liebe erhalten und habt mit meiner Schwachheit allezeit eine so gnädige Nachsicht gehabt.“ —

„Ihr weichet mir nicht aus,“ fuhr der Churfürst eifrig fort, völlig gefangen in der süßen Erinnerung an jene Zeit. — „Ich muß Euch Alles erzählen! Wisset Ihr noch, Louise, wie wir dann zu Eurem seligen Herrn Vater uns begaben, der, obgleich krank und schwach und an seinen Stuhl gefesselt, dennoch mit väterlicher

Liebe und Zärtlichkeit mich an seine Brust zog, meine Hand in die Eure legte, und uns segnete?"

„Der gute, liebe, selige Vater!" rief die Churfürstin aus und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Der Churfürst aber sah das nicht; er schwelgte in der Erinnerung an jene Zeit und fuhr fort: „Und dann am andern Morgen, als Ihr Alle noch von süßen Träumen auf Eurem Lager gehalten wurdet, ritt ich mit meinen Begleitern durch die stillen, leblosen Straßen der Stadt, wie ein Dieb, der das treueste Herz auf Erden in seinen Besitz gebracht hat, weit hinaus vor's Thor bis zu dem verabredeten Orte. Dann kam Euer Bruder Wilhelm, von einer stattlichen Reiterschaar begleitet und mit vierzig Wagen. Und nun erst zog ich ein öffentlich vor allem Volk als Euer verlobter Bräutigam, zog in die Versammlung der General-Staaten und machte dort meinem vor Freude und Wonne gepreßten Herzen Luft. Und fünf Tage darauf, am sieben und zwanzigsten November Abends fünf Uhr, sprach im alten Hofe am Nordende der Priester seinen Segen über unsere Herzen. Wie schön waret Ihr, Louise, als Ihr, umgeben von den Prinzen und Grafen Eures Hauses und Landes, an den Altar tratet? Euer Kleid von Silbertuch und silbernen Spitzen, die mit Perlen und Diamanten gezierte Krone auf Eurem Haupte, — ja, es war dies Alles überreich schön und glänzend; aber Ihr selbst waret doch die schönste Krone, Eure Augen mir die liebsten Diamanten, und Euer

Herz der köstlichste Schatz, den ich aus dem Haag mitnahm.“

Als der Churfürst hier schwieg und seine Blicke in der herzlichsten Freude auf seiner Gemahlin ruhen ließ, welche, obgleich im neun und dreißigsten Lebensjahre stehend, dennoch in allem Liebreize sich erhalten hatte, nach welchem sie zu den liebenswürdigsten Frauen ihrer Zeit gerechnet wurde, — schien es ihm unerwartet zu sein, daß er ihr Angesicht von einer tiefen Wehmuth berührt sah. „Macht Euch das traurig, Louise,“ fragte er, — „wenn ich Euch mein Glück erzähle?“

„Ach, mein lieber Herr,“ antwortete sie mit plötzlichem Lächeln — „es ist nur die Größe meiner Schuld vor Gott, die mich niederdrückt. Wie bin ich's werth, daß Ihr mich so herzlich liebt, daß Gott seine Güte und Gnade mir so überreichlich hat widerfahren lassen?“

„Denkt nicht so gering von Euch,“ sprach der Churfürst. „Gott weiß es, welcher gute Geist durch Euch in mein Haus, ja in mein Land gekommen ist. Ihr wisset, Louise, daß bei Eurer Ankunft hier in Cöln und Berlin an meinem Hofe, wie in den beiden Residenzen nicht der beßte Geist herrschte. Die traurige Zeit des langen, blutigen dreißigjährigen Krieges hatte, ja ich schäme mich nicht, es Euch zu sagen, hatte einen Geist der Rohheit und Völlerei eingeführt, der aller Zartheit, aller Zucht und Sitte Hohn sprach. Mein seliger Vater, der dieses unziemliche Wesen aus voller Seele verabscheute, war doch zu gutmüthigen Herzens,

um mit der Gewalt seines Wortes diesen Geist zu bannen, und ich selbst, damals sechs und zwanzig Jahr alt und leicht erregbaren, unruhigen Blutes, stand in großer Gefahr, von diesem traurigen Geiste völlig mit ergriffen zu werden. Da kamt Ihr, und Eure Milde und Sanftmuth, die Keuschheit und Reinheit Eures ganzen Wesens in Worten und Werken, die lautere Gottesfurcht, Eure dem Herrn geweihte Seele — dies ging wie eine Sonne in unserer Nacht auf, und verscheuchte einen bösen Geist nach dem andern. Namentlich erinnere ich Euch an den Oberkämmerer Burgsdorf; er war ein Freund meines seligen Vaters gewesen, er hatte sich auch mein Vertrauen erworben und ich entließ ihn nur ungern von mir. Aber Ihr batet mich darum und so geschah es. Jetzt fühle ich's wohl; Euer zartes, frommes Gemüth konnte sich mit jenem obgleich tapfern, doch in dem Greuel des Krieges sittlich völlig gesunkenen Manne nicht vereinen. Und heute noch danke ich Euch, daß Ihr diesen edlen, bessern Geist in mir erweckt habt. Darum sage ich: denket nicht so gering von Euch!"

„Ach, lieber Herr," entgegnete die Churfürstin. — „Fordert mich denn dies Alles nicht noch zu größerem Danke gegen Gott auf, der mich solcher Gnade würdig gehalten hat? Liegt nicht darin die neue Verpflichtung gegen mich, mich ihm ganz und gar zu ergeben? Ist nicht die Liebe, die Ihr mir erweiset, nur eine große Schuld, die ich abzutragen habe?"

„Und thut Ihr das nicht, Louise?" fragte der Churfürst, und küßte die Gattin und sprach: „Ja, Gott

Herz der köstlichste Schatz, den ich aus dem Haag mitnahm.“

Als der Churfürst hier schwieg und seine Blicke in der herzlichsten Freude auf seiner Gemahlin ruhen ließ, welche, obgleich im neun und dreißigsten Lebensjahre stehend, dennoch in allem Liebreize sich erhalten hatte, nach welchem sie zu den liebenswürdigsten Frauen ihrer Zeit gerechnet wurde, — schien es ihm unerwartet zu sein, daß er ihr Angesicht von einer tiefen Wehmuth berührt sah. „Macht Euch das traurig, Louise,“ fragte er, — „wenn ich Euch mein Glück erzähle?“

„Ach, mein lieber Herr,“ antwortete sie mit plötzlichem Lächeln — „es ist nur die Größe meiner Schuld vor Gott, die mich niederdrückt. Wie bin ich's werth, daß Ihr mich so herzlich liebt, daß Gott seine Güte und Gnade mir so überreichlich hat widerfahren lassen?“

„Denkt nicht so gering von Euch,“ sprach der Churfürst. „Gott weiß es, welcher gute Geist durch Euch in mein Haus, ja in mein Land gekommen ist. Ihr wisset, Louise, daß bei Eurer Ankunft hier in Cöln und Berlin an meinem Hofe, wie in den beiden Residenzen nicht der beßte Geist herrschte. Die traurige Zeit des langen, blutigen dreißigjährigen Krieges hatte, ja ich schäme mich nicht, es Euch zu sagen, hatte einen Geist der Rohheit und Völlerei eingeführt, der aller Zartheit, aller Zucht und Sitte Hohn sprach. Mein seliger Vater, der dieses unziemliche Wesen aus voller Seele verabscheute, war doch zu gutmüthigen Herzens,

um mit der Gewalt seines Wortes diesen Geist zu bannen, und ich selbst, damals sechs und zwanzig Jahr alt und leicht erregbaren, unruhigen Blutes, stand in großer Gefahr, von diesem traurigen Geiste völlig mit ergriffen zu werden. Da kamt Ihr, und Eure Milde und Sanftmuth, die Keuschheit und Reinheit Eures ganzen Wesens in Worten und Werken, die lautere Gottesfurcht, Eure dem Herrn geweihte Seele — dies ging wie eine Sonne in unserer Nacht auf, und verscheuchte einen bösen Geist nach dem andern. Namentlich erinnere ich Euch an den Oberkämmerer Burgsdorf; er war ein Freund meines seligen Vaters gewesen, er hatte sich auch mein Vertrauen erworben und ich entließ ihn nur ungern von mir. Aber Ihr batet mich darum und so geschah es. Jetzt fühle ich's wohl; Euer zartes, frommes Gemüth konnte sich mit jenem obgleich tapfern, doch in dem Greuel des Krieges sittlich völlig gesunkenen Manne nicht vereinen. Und heute noch danke ich Euch, daß Ihr diesen edlen, bessern Geist in mir erweckt habt. Darum sage ich: denket nicht so gering von Euch!"

„Ach, lieber Herr," entgegnete die Churfürstin. — „Fordert mich denn dies Alles nicht noch zu größerem Danke gegen Gott auf, der mich solcher Gnade würdig gehalten hat? Liegt nicht darin die neue Verpflichtung gegen mich, mich ihm ganz und gar zu ergeben? Ist nicht die Liebe, die Ihr mir erweiset, nur eine große Schuld, die ich abzutragen habe?"

„Und thut Ihr das nicht, Louise?" fragte der Churfürst, und küßte die Gattin und sprach: „Ja, Gott

segne Euch, mein theures Herz und Leben! Heute ist ein glücklicher Tag über mich aufgegangen!"

Die tiefe Bewegung seines Gemüthes trieb den Churfürsten, im Zimmer ein wenig auf- und abzugehen. Dabei näherte er sich dem Schreibpulte seiner Gattin, wo er ein mit Versen beschriebenes Blatt Papier fand. „Was ist das?" fragte er verwundert. „Das ist ja Eure Hand! Und wie ich sehe, noch ganz frisch geschrieben!"

„Ich habe es allerdings erst diesen Morgen niedergeschrieben," antwortete die Churfürstin. „Das Herz war mir gar zu voll, ich konnte nicht anders."

„Und das ist ja gar ein geistlich Lied," fuhr der Churfürst fort. „Ich weiß wohl, daß Euch Gott die herrliche Dichtergabe verliehen hat; habt Ihr doch oft schon mit kleinen Versen mich erfreut, die Euer frommes Herz Euch eingegeben hat. Ach, leset mir das Lied, Louise. Wenn Euer Mund ausspricht, was Euer Herz zuvor mit Gott geredet hat, so wird das eine doppelt eindringliche Sprache."

„Wenn Ihr mir ein billiger und gnädiger Richter sein wollt," sagte die Churfürstin — „so mag ich's wohl thun. Ich bitte Euch aber, lieber Herr, sehet mehr auf den Gedanken, als auf das Wort und die Sprache." Dann nahm sie das Blatt zur Hand und las:

Jesus, meine Zuversicht
Und mein Heiland ist im Leben!
Dieses weiß ich, sollt' ich nicht
Darum mich zufrieden geben?
Was die lange Todesnacht,
Mir auch für Gedanken macht.

Jesus, er, mein Heiland lebt,
Ich werd' auch das Leben schauen,
Sein, wo mein Erlöser schwebt.
Warum sollte mir denn grauen?
Lässet auch ein Haupt sein Glied,
Welches es nicht nach sich zieht?

Ich bin durch der Hoffnung Band
Ja genau mit ihm verbunden,
Meine starke Glaubenshand
Wird in ihm gelegt gefunden,
Daß mich auch kein Todesbann
Ewig von ihm trennen kann.

„Habt Ihr denn nur solche Todesgedanken?“ unterbrach hier der Churfürst, plötzlich ernst geworden, seine Gemahlin. „Warum hüllt Ihr denn mitten in allem frischen, blühenden Leben Eure Seele in das traurige Todtenkleid?“

„Traurig?“ wiederholte die Gattin. „Nein, gewiß nicht, lieber Herr! Meine Seele war nie heiterer und fröhlicher, als diesen Morgen, wo ich dies Lied an meinen Heiland niederschrieb. Ist es nicht des Christen Pflicht, eben mitten in aller Blüthezeit des Lebens an den Tod zu denken? Doch, damit Ihr wisset, warum gerade dieser Gedanke heute so lebendig in meiner Seele geworden ist, — vergönnt mir, lieber Herr, diese Mittheilung. Es war vielleicht in Folge der gestrigen Reise, daß ich, allzuermüdet, nicht gut schlafen konnte. Um mir die Einsamkeit der Nacht weniger quälend zu machen, gedachte ich, wie ich's schon oft gethan hatte, durch Nachdenken über einen Spruch aus der heiligen

Schrift meine Gedanken zu fesseln. Und wie ich nach einem suche, fallen mir sogleich die herrlichen Worte aus dem Buche Hiob in das Herz: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken, und werde hernach mit dieser meiner Haut umgeben werden und werde in meinem Fleisch Gott sehen. Denselben werde ich nur sehen und meine Augen werden ihn schauen, und kein Fremder" (Hiob 19, 25—27). Und diese Worte nahmen mein Herz und Sinn so sehr gefangen, daß ich nichts Anderes denken konnte, als sie, und frühzeitig aufstand und niederschrieb, was mir meine Seele vorsprach."

Statt aller Antwort schüttelte der Churfürst ernst und betrübt das Haupt und sagte dann: „Wollet Ihr nicht bis zum Ende lesen?"

Und die Churfürstin las weiter:

Ich bin Fleisch und muß daher
Auch einmal zu Asche werden;
Das gesteh' ich; doch wird er
Mich erwecken aus der Erden,
Daß ich in der Herrlichkeit
Um ihm sein mög' allezeit.

Dann wird eben diese Haut
Mich umgeben, wie ich's gläube;
Gott wird werden angeschaut
Dann von mir in diesem Leibe;
Und in diesem Fleisch werd' ich
Jesum sehen ewiglich.

Dieſer meiner Augen Licht
Wird ihn, meinen Heiland, kennen;
Ich, ich ſelbſt, ein Fremder nicht,
Werd' in ſeiner Liebe brennen!
Nur die Schwachheit um und an
Wird von mir ſein abgethan.

Was hier kranket, ſeufzt und fleht
Wird dort friſch und herrlich gehen.
Irdiſch werd' ich ausgeſäet,
Himmliſch werd' ich auferſtehen,
Hier geh' ich natürlich ein,
Nachmals werd' ich geiſtlich ſein.

Seid getroſt und hoch erfreut!
Jeſus trägt euch, meine Glieder,
Gebt nicht Statt der Traurigkeit,
Sterbt ihr, Chriſtus ruft euch wieder,
Wenn die letzt' Poſaun' erklingt,
Die auch durch die Gräber dringt.

Lacht der finſtern Erdenkluft,
Lacht des Todes und der Höllen.
Denn ihr ſollt euch durch die Luft
Eurem Heiland zugeſellen.
Dann wird Schwachheit und Verdruß
Liegen unter eurem Fuß.

Nur daß ihr den Geiſt erhebt
Von den Lüſten dieſer Erden
Und euch Dem ſchon jetzt ergebt,
Dem ihr beigefügt wollt werden.
Schickt das Herze da hinein,
Wo ihr ewig wünſcht zu ſein.

Als die fürstliche Dichterin hier ihr schönes Lied, welches seitdem ein Eigenthum der ganzen evangelischen Christenheit geworden ist und schon manche Todestrauer in Lebensfreude verwandelt hat, gendet hatte, erblickte sie ihren Gemahl in tiefes Nachdenken verloren, das Haupt auf die Hand gestützt, und die Augen zu Boden gerichtet. Nach einer Weile wiederholte er die letzten Worte des Verses: „Wo ihr ewig wünscht zu sein," halblaut vor sich hin und setzte dann, zu seiner Gemahlin gewendet, hinzu: „Wie ergreift mich dies Euer Lied? Wie arm steh ich da vor Euch, Louise! Einer solchen Sprache des innigsten Glaubens bin ich nicht fähig. Sagt mir, woher habt Ihr solche herrliche Gesangesgabe erhalten?"

„Lieber Herr," antwortete die Churfürstin — „wenn in diesem Liede wirklich eine des Reiches Gottes und der Liebe unsers Heilandes würdige Sprache redet, so kann ich nur sagen, daß mein Glaube mich zum Reden gebracht hat. Aber ich kann es Euch nicht leugnen, daß ich zu diesem Liede ein Vorbild habe, dem ich nachgefolgt bin."

„Und wer ist dies Vorbild?" fragte der Churfürst.

„Es ist" — antwortete die Gemahlin schüchtern — „ein treuer Diener des Herrn, der durch den Reichthum seiner geistlichen Lobgesänge, durch die wunderbar belebende Glut seiner Psalmen und Lieder zu allererst in mir die Lust erweckt hat, dem Herrn ein Lied zu singen."

„Und wen meinet Ihr?“ fragte der Churfürst weiter, indem sich ein plötzlicher Ernst über sein Angesicht legte.

„Es ist der Prediger Paul Gerhardt,“ sagte die Churfürstin in erhöhter Schüchternheit.

Da erhob sich der Churfürst rasch von seinem Sitze, ging mit fast zornigen Blicken auf und ab und sagte zuletzt: „Ich wünschte, — Ihr hättet mir in dieser glücklichen Stunde diesen Namen gar nicht genannt.“ —

„Seid mir nicht böse, mein gnädiger Herr und Gemahl,“ bat die Churfürstin. „Wollte ich doch nicht fürchten, daß der Name dieses frommen Sängers Euch gar so unangenehm sein würde.“

„Doch, doch!“ fuhr Friedrich Wilhelm in aufgeregter Stimmung fort. — „Es lebt in diesem Manne ein Geist des Widerspruchs, des Ungehorsams, der alle gute Meinung, die ich früher von ihm hatte, wieder zu Schanden macht.“

„Ich weiß nicht,“ sagte die Churfürstin in ungezwungener Scheu und Schüchternheit, — „ob Ihr mir erlaubt, die Vertheidigung eines armen Mannes zu versuchen, der das Unglück hat, Eure Ungnade erregt zu haben!“

„Es wird Euch schwer werden, ihn zu vertheidigen,“ entgegnete der Churfürst schnell, obschon mildern Tones, als vorher. — „Es ist Euch nicht unbekannt geblieben, welche Gunst und Gnade gerade dieser Mann von mir erfahren hat, wie ich dem Oberpräsidenten mehrere Male ganz besonders anbefohlen, mit aller nur möglichen Schonung mit diesem Paul Gerhardt zu ver-

handeln. Aber was hat es gefruchtet? Ist nicht sein Trotz, sein Ungehorsam nur desto größer geworden? Bringt er nicht Rath und Bürgerschaft seinetwegen in Aufruhr? Haben sich nicht selbst die Stände, Prälaten, Grafen und Herrn an der Spitze, dieses Gerhardts wegen zusammengethan und mich mit unziemlichen Bitten bestürmet? Und warum das Alles? Liegt nicht darin eine Zustimmung für diesen Paul Gerhardt, daß er sich meinen landesherrlichen Befehlen zu gehorchen geweigert hat?"

„Gewiß nicht," lieber Herr, sagte die Churfürstin. „Habt Ihr nicht von Rath und Bürgerschaft, von Ritterschaft und Ständen die unzweideutigsten Beweise von Liebe und Ehrfurcht, von Gehorsam und Treue empfangen? Meinet Ihr nicht, daß die Theilnahme für diesen Prediger nur die Stimme des Mitleids ist für sein unglückliches Loos? Und hat nicht dieser Paul Gerhardt jederzeit aus treuestem Herzen versichert, daß nicht Widersetzlichkeit gegen Eure Befehle, sondern einzig und allein die Gewissenhaftigkeit seines Amtes und Glaubens ihn von der Ausstellung des Reverses abhielt?"

„Also auch Ihr stimmt dieser Meinung bei?" fragte der Churfürst in ernstem Tone. — „Wollt Ihr wirklich diese Ausflucht gelten lassen? Ich fürchte, Ihr nehmet, ohne es zu wissen, Parthei für diesen Mann. Denn wenn es wahr ist, daß er sich bisher meinen Edicten gemäß verhalten hat, warum stellt er den Revers nicht aus, der ihm dann durchaus keine neue Verpflichtung auflegt?"

„Mein gnädiger Herr und Gemahl,“ sagte die Churfürstin — „die Gewissenhaftigkeit eines Predigers mag allerdings niemals groß genug sein. Von Gott selbst zu Hirten und Lehrern ihrer Gemeinden berufen, werden sie einst ein gar strenges Gericht zu bestehen haben, und ist es deshalb nicht zu verwundern, wenn sie im Geringen ebenso wie im Großen sich ein unbeflecktes Gewissen erhalten wollen vor Gott und Menschen. Wie würden sie sonst so willig und gern sich den traurigen Folgen unterwerfen, welche die verweigerte Reversausstellung nach sich zieht? Der Prediger Reinhart hat Amt und Stadt und Land verlassen, der Propst Fromm ist mit Weib und Kind geflüchtet, der Propst Lilius soll, wie ich von mehreren Seiten vernommen habe, auf seinem Sterbebette die bittersten Seelenleiden darüber gehabt haben, daß er den Revers ausgestellt hat. Der Prediger Gerhardt hat nicht das geringste irdische Gut; mit dem Verlust seines Amtes hat er auch sein tägliches Brot verloren! Wenn ihm Rath und Bürgerschaft nicht aus gutem Herzen Nahrung und Obdach gäben, befände er sich mit den Seinen in der bittersten Noth. Meinet Ihr nun nicht, mein gnädiger Herr und Gemahl, daß das Gewissen dieser armen Diener der Kirche, welche um ihres Glaubens willen Stadt und Land verlassen und sich mit Weib und Kind der Gefahr des bittersten Elends aussetzen, eine billige Schonung verdiene?“

‚Ihr habt nicht wohl gethan,“ entgegnete der Churfürst, — „daß Ihr zur Vertheidigung Eures

Schützlings die Prediger Reinhart und Fromm mit erwähntet; gerade diese Beiden sind als unruhige, hoffärtige Leute sattsam erwiesen, und hätten wohl noch eine andere Strafe verdient. Und was Ihr vom Propst Lilius erzählet, ist mir allerdings auch bekannt geworden, aber auch, daß diese Seelenleiden, wie Ihr sie nennt, erst durch die zelotische Hartherzigkeit des Diaconus Lorentz, der ihm die Absolution verweigerte, erregt worden sind. Wer bürgt mir nun dafür, daß das gute Lob Eures Paul Gerhardt sich nicht zuletzt in verdienten Tadel auflöse?"

„Wer dafür bürgt?" wiederholte die fürstliche Frau. „Das könnte allerdings nur der allwissende Gott selbst; denn das menschliche Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding; auch der beßte und treueste Diener unsers Herrn kann straucheln und fallen, und des Herzens Gedanken und Sinne kennt allein der Herr, der ins Verborgene siehet. Aber, mein lieber, theurer Herr, die Stimme der Gemeinde dürfte Etwas zählen! Ein Mann, wie dieser Paul Gerhardt, der die ungeheuchelte Liebe aller seiner Gemeindeglieder besitzt, für welchen Rath und Bürgerschaft einstimmig das Zeugniß ablegen, daß er niemals auch nur in einem Worte an heiliger Stätte an der brüderlichen Liebe sich versündigt, für welchen Rath und Bürgerschaft, selbst auf die Gefahr Eurer völligen Ungnade hin, zum zweiten Male bittend vor Euch traten, für den selbst die Stände der Churmark bittend bei Euch eingekommen sind, ein solcher Mann dürfte des guten Zeugnisses, das ihm

von allen Seiten ertheilt wird, doch nicht unwerth erscheinen.“

Als der Churfürst hier statt alles weitern Einwendens einen streng prüfenden und fragenden Blick auf seine Gemahlin richtete, fuhr diese fort: „Dann habe ich noch ein Zeugniß für des Mannes lautern, treuen, christlichen Sinn! Und dies Zeugniß sind seine Lieder. Wer aus so tiefer Seele seinen Gott im Himmel preiset, seinem Heilande sich zu Füßen legt, wer mit so gewaltigem Worte in die Seele hineingreifen kann, daß sie erschüttert anbeten muß, und mit ihm dem Herrn dienen, wer nur diese beiden Verse niederschreiben konnte:

Allen Jammer, allen Schmerz,
Den des ew'gen Vaters Herz
Mir schon jetzo zugezählt
Oder künftig auserwählt,
Will ich hier in diesem Lauf
Meines Lebens allzuhauf
Frisch und freudig nehmen auf.

Ich will gehn in Angst und Noth,
Ich will gehn bis in den Tod,
Ich will gehn ins Grab hinein,
Und doch allzeit fröhlich sein.
Wem der Stärkste bei will stehn,
Wen der Höchste will erhöhn,
Kann nicht ganz zu Grunde gehn.

meint Ihr nicht, mein theurer Gemahl, daß ein solcher Mann in seinem Herzen kein Falsch hat, und daß er es

treu und ehrlich meint, wenn er seines willigsten Gehorsams Euch versichert?“

Der Churfürst blickte lang und vest auf das von der Gluth des Glaubens und der reinsten Liebe geröthete Angesicht seiner liebenswürdigen Gattin; dann ging er auf sie zu, ergriff ihre Hand und sprach mit fast gerührter Stimme: „Man sieht und hört es Euch an, daß ein Dichtergemüth das andere vertheidigt! Louise, an diese ernste glückliche Stunde erinnert mich, wenn manche schwere Sorgen mich belasten wollen. Ich werde jetzt mit Schwerin berathen, was zu thun ist; dann sollt Ihr mir den Dank bezahlen, den Ihr mir schuldig geworden seid. Gott schütze Euch, mein theures Leben, und erhalte Euch mir und meinen Kindern.“

Und der Churfürst verließ das Zimmer; die fromme Gattin aber warf sich auf die Kniee vor ihrem Altar nieder und betete still, und ein Lächeln seliger Freude, seligen Dankes verklärte sich auf ihrem schönen Angesichte.

Und genau fünf Monate darauf lag die Churfürstin auf der Todtenbahre.

Cap. 2.

Die Botschaft.

Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen.

Jesaia 52, v. 7.

Am Nachmittage desselben neunten Januar, an welchem im churfürstlichen Schlosse zu Cöln über Paul Gerhardts irdische Zukunft verhandelt wurde, erhielt dieser noch einen neuen Beweis davon, daß es keineswegs der Wille des Herrn sei, ihn für immer aus der Zahl der Arbeiter in seinem Weinberge auszuscheiden.

Gerhardt saß eben im Familienzimmer, wo er seinem Söhnlein Paul Friedrich die Holzschnitte einer alten Bibel erklärte, als seine Gattin, die seit ihrer letzten Krankheit sich ein wenig wieder erholt und nun weit über ihre Kräfte sich der Führung des Hauswesens unterzogen hatte, zu ihm eintrat und einen vornehmen Herrn anmeldete, der um eine vertrauliche Unterredung bitten lasse. Gerhardt erhob sich sogleich, um den Fremden in sein Studirzimmer zu führen. Als hier beide Männer eingetreten waren, sagte der Fremde: „Mein

Name ist Hans von Carlowitz. Ich komme zu Euch, ehrwürdiger Herr, im Namen meines gnädigsten Herrn, des Herzogs Christian von Merseburg und wünsche, daß mein Auftrag an Euch eine freundliche Aufnahme und Gewährung finde.“

„Was ich dazu vermag,“ antwortete Gerhardt — „wird gewiß herzlich gern geschehen.“

„Nicht wahr, lieber Herr,“ fuhr von Carlowitz fort — „Ihr seid von Geburt ein Sachse?“

„Allerdings,“ versicherte Gerhardt. —„Churſachsen ist mein Vaterland, und Gräfenhainichen meine Geburtsstadt.“

„Hättet Ihr nun Neigung,“ fragte Jener — „wieder in Euer altes Vaterland zurückzukehren?“

Gerhardt blickte den herzoglichen Abgesandten verwundert an und fragte zuletzt: „Wie meint Ihr das, gnädiger Herr?“

„Es ist uns Allen bekannt geworden,“ antwortete Carlowitz — „in welche traurige Lage Ihr mit vielen Eurer Amtsbrüder dadurch gekommen seid, daß der Churfürst von Brandenburg zur Ausgleichung der Spaltung zwischen Lutherischen und Reformirten auf die Ausstellung von Reversen dringt, welche ein gewissenhafter lutherischer Pfarrer nicht unterschreiben mag. Auch Ihr habt die Unterschrift verweigert, seid in Folge dessen Eures Amtes entsetzt worden und traget, außer dem Schmerze über Eure gezwungene Unthätigkeit, wohl mancherlei unröstliche Bedenken über Das, was zur Leibes-Nahrung und Nothdurft gehört.“

„Nein, das Letzte nicht, gnädiger Herr,“ entgegnete Gerhardt. — „Rath und Bürgerschaft allhier nehmen sich meiner allerdings traurigen Lage so freundlich an, daß ich von einer leiblichen Noth nicht reden kann. Meine alte, liebe Gemeinde thut so viel Gutes an mir, daß ich mich der Summe solcher Wohlthaten billig schämen muß. Dagegen habt Ihr allerdings recht, wenn Ihr von dem Schmerze über meine gezwungene Unthätigkeit redet. Es ist für einen Diener am Worte Gottes, der noch leiblich und geistig kräftig dazu ist, ein bitterer Schmerz, in dem Weinberge des Herrn müßig stehen zu müssen. Ich wollte gern alle andere Strafe leiden, ich wollte lieber mit der bittersten Armuth kämpfen, wenn nur der Zutritt zum Hause meines Gottes mir nicht wäre verschlossen worden. Ich erscheine mir wie ein Bach, der bisher willig und fröhlich seinen Lauf genommen, über welchen aber ein harter Winterfrost gekommen ist, der seine Wellen bis auf den Grund in Eis verwandelt und somit zu einem todten Leben verdammet hat. Ja, gnädiger Herr, ich harre schmerzlich auf den warmen Frühlingshauch, der den gefangenen Bach wieder frei gibt.“

„Und habt Ihr Hoffnung dazu?“ fragte der Abgesandte.

„Gott weiß es allein,“ antwortete Gerhardt in schmerzlichem Tone. „Nach Dem, was bisher von so vielen Seiten dafür geschehen ist, steht meine Hoffnung auf schwachem Grunde. Und doch vermag ich nicht ganz daran zu verzweifeln. Unser große Churfürst ist

zwar ein geſtrenger Herr, doch nur in allen den Dingen, wo er Recht und Gerechtigkeit zu üben berufen iſt. Ich halte aber dafür, daß er in ſeinem Eifer für das löbliche Friedenswerk beider Kirchen noch nicht recht unterrichtet iſt und Das für Böswilligkeit erachtet, was nur Gewiſſenhaftigkeit iſt. Der Herr im Himmel wird aber ja nicht müde, ſeine Kirche zu ſchützen und er wird auch unſerm Churfürſten noch die Binde von den Augen nehmen.“

„Hoffet nicht zu viel,“ entgegnete Carlowitz. „Was ich eben erſt auf dem Wege zu Euch erfahren habe, läßt von dieſer milden Geſinnung des Churfürſten wenig hoffen.“

„Und was meinet Ihr?“ fragte Gerhardt.

„Ich denke an Einen Eurer Collegen,“ antwortete Carlowitz — „an den Diaconus Gigas, der an des vertriebenen Reinharts Stelle berufen geweſen war. Ich weiß nicht, ob man mir Wahrheit berichtet hat oder nicht. Mir wurde erzählt, daß dieſer Euer College Gigas bei ſeiner Anſtellung den verlangten Revers unterſchrieben, es aber bald darauf bitterlich bereut habe, beſonders da ſein Beichtvater, der Diaconus Lorentz, ihm wegen dieſes Abfalls vom lutheriſchen Glauben die Abſolution zu verweigern ſich genöthigt geſehen. In der Angſt ſeines Herzens habe nun Gigas ſeinen Revers zurückgefordert, dadurch aber das ernſte Mißfallen des Churfürſten ſich zugezogen. Ja der Churfürſt habe ſeine Ungnade ſo weit ausgedehnt, daß er ihn als Gefangenen nach Spandau habe abführen laſſen.“

„Dem iſt leider allerdings ſo,“ verſicherte Gerhardt. „Es waren geſtern acht Tage, daß der Diaconus Gigas auf ausdrücklichen Befehl des Churfürſten gefangen genommen und als Staatsverbrecher nach der genannten Veſtung abgeführt worden iſt, und ſein trauriges Schickſal liegt mir ſehr am Herzen. Doch hat Gigas unleugbar ſchwere Verſchuldung dabei. Gedrängt von ſeinem Gewiſſen, meinte er ſeine unbedachte Nachgiebigkeit durch deſto größern und noch unbedachtern Eifer auf der Kanzel wieder gut zu machen. Er ſoll am vergangenen Neujahrstage zu St. Nicolai in ſeiner Predigt manches harte Scheltwort gegen den Churfürſten und ſeine Edicte geäußert haben. Das iſt ein Eifern um Gott, aber mit Unverſtand, und eine natürliche, obgleich traurige Folge des Leichtſinns in Sachen des Glaubens und Gewiſſens.“

„Alſo der Vorfall iſt doch wahr,“ ſagte der Abgeſandte — „und daraus möget Ihr nur immer abnehmen, daß der Churfürſt zu nichts weniger, als zu milderen Geſinnungen in dieſer Angelegenheit gekommen iſt oder je kommen wird. Was wollt Ihr nun für Euch ſelber hoffen? Haltet Ihr es für möglich, daß Ihr ſelbſt endlich nachgiebiger werden würdet?“

„Da ſei Gott vor,“ antwortete Gerhardt mit flüchtiger Röthe auf ſeinen Wangen. — „Sollte ich jemals ſo ſchwach werden, aus Furcht vor Menſchen und vor leiblicher Noth mich an meinem Gott zu verſündigen, ſo würde ich den Herrn inbrünſtig bitten, daß er mich heute noch aus dieſem Leben abrufe.“

„Das wolle Gott nicht thun!“ rief Carlowitz aus. „Männer, wie Ihr, ehrwürdiger Herr, thun in unserer betrübten Zeit der Kirche noth; darum hat auch mein gnädigster Herr, der Herzog Christian von Sachsen-Merseburg, auf Euch sein Augenmerk gerichtet und fragt durch mich bei Euch an, ob Ihr geneigt wäret, eine eben erledigte Predigerstelle in Merseburg anzunehmen?“

„Das ist eine bedeutsame Anfrage,“ sagte Gerhardt in höchster Ueberraschung. „Ich bin nicht im Stande, Eurer Gnaden darauf sogleich eine bestimmte Antwort zu geben.“

„Wäre dies,“ fuhr Carlowitz fort — „weil Euch das nöthige Vertrauen zu unserm Herzoge fehlte?“

„O nein, nein, gnädiger Herr,“ antwortete Gerhardt. „Herzog Christian ist ein lieber, frommer, christlicher Fürst und Herr, und seine Gnade, mit welcher er an mich armen und geringen Mann gedenkt, beschämet mich gar sehr. Aber urtheilet selbst, kann ich ein anderes Amt annehmen, wenn ich des erstern noch nicht entbunden bin?“

„Seid Ihr denn das nicht?“ fragte Carlowitz verwundert. „Seid Ihr nicht, wenn anders das Gerücht wahr ist, vor geöffnetem feierlichen Consistorio Eures Amtes entsetzt worden? Sind nicht die wiederholten Bitten des Raths und der Bürgerschaft um Eure Wiedereinsetzung vom Churfürsten gar ungnädig zurückgewiesen worden? Ist nicht selbst das Bemühen der churmärkischen Stände für Euch ein völlig fruchtloses gewesen? Ja, was noch mehr ist, hat nicht der Chur-

fürst dem Rathe allhier schon befohlen, an Eurer Statt einen andern Prediger zu erwählen? Und doch meinet Ihr, Eure Amtsentsetzung sei noch nicht ausgesprochen?"

„Es ist dem Allen so, wie Eure Gnaden saget," entgegnete Gerhardt. „Im Herzen und Sinne des Churfürsten und Derer, die dem Churfürsten zu solchen Maasregeln rathen, bin ich wohl meines Amtes entsetzt, aber nicht im Herzen und Sinne meiner lieben Gemeinde. Obgleich ein Jeder zugesteht, daß für den Augenblick Etwas für mich nicht zu hoffen steht, so zweifelt doch Keiner daran, daß sich Alles wieder zum Beßten kehren werde. Und ich selbst, daß ich es Euch ehrlich gestehe, — lebe der fröhlichen Zuversicht, daß Gott das Herz unseres großen Churfürsten noch lenken, sein Auge noch erleuchten werde, um mich meiner theuern Gemeinde, die mir mehr am Herzen liegt, als Ihr glauben möget, wieder zu geben. Glaubt nur, gnädiger Herr, es ist für einen Seelsorger kein Geringes und Kleines, aus dem Kreise Derer zu treten, für deren Heil und Seligkeit er so viele Jahre lang früh und spät thätig gewesen ist, eine Gemeinde zu verlassen, wo, — ja ich darf es sagen, in jeder Familie wenigstens eine Seele ist, die mir Vertrauen geschenkt hat und noch schenket. Eben so schwer, als ein Vater von seinen Kindern scheidet, eben so schwer scheidet der Seelsorger von seiner Gemeinde; denn scheidet nicht auch ein geistlicher Vater von seinen geistlichen Kindern? Und so wie man von dem Ertrinkenden sagt, daß er zu seiner Rettung noch nach dem Strohhalme greife, so greifet ein Seelsorger noch nach

dem geringsten Anzeichen, als einer Stütze der Hoffnung, daß wir noch zusammenbleiben werden.“

„Und hättet Ihr wirklich solche Anzeichen?“ fragte der Abgesandte. „Woran knüpft Ihr denn diese Eure Hoffnung?“

„Ich weiß es selbst nicht,“ antwortete Gerhardt. „Es mag sein, daß der Wunsch und das Gebet meiner lieben Gemeinde, und mein eigenes Wünschen und Bitten im Grunde die Hauptstütze meiner Hoffnung ist; auch mag ich dem Umstande, daß seit dem April vergangenen Jahres, wo das abermalige Bittgesuch der Bürgerschaft vom Churfürsten zurückgewiesen wurde, zu meiner Vertreibung Etwas nicht wieder gethan worden ist, ja noch mehr in dem Umstande, daß ich meine Amtswohnung bisher noch inne haben durfte, und daß die Gemeinde fortfährt, mir mein tägliches Brot in reichem Maaße zu verabreichen, als sei ich noch in meinem Amte thätig, wie vorher, — es mag in diesen Umständen, welche, wie ich sicher weiß, dem Churfürsten nicht unbekannt sind, und die er zu beseitigen nicht im Geringsten Anstalt getroffen hat, meine und meiner Gemeinde Hoffnung ihren Grund haben. Kurz, gnädiger Herr, ich fürchte, mich an meinem Gewissen zu versündigen, wenn ich mich für vollkommen frei und ledig erachten wollte.“

„Das ist allerdings ein Grund,“ entgegnete Carlowitz — „der mir alles weitere Dringen und Bitten an Euch verbietet; und ich wünsche von ganzem Herzen, daß Eure Hoffnung in Erfüllung gehen möge, so sehr

mein Eigennutz und meines gnädigsten Herrn Wunsch und Absicht mir das Gegentheil erfreulicher machen möchte. So erlaubt mir denn, ehrwürdiger Herr, daß ich Euch verlasse und Euch aus aufrichtiger Seele die Versicherung gebe, daß ich mit der herzlichsten Achtung von Euch scheide. Wie glücklich ist eine Gemeinde, die solchen Hirten ihrer Seelen hat!"

So schied der herzogliche Abgesandte und ließ Gerhardt in tiefes Nachdenken verloren zurück. In diesem störte ihn seine Gattin, welche, um sein längeres Ausbleiben besorgt, zu ihm eintrat. Gerhardt theilte ihr die eben gehabte Unterredung mit, aber sonderbarer Weise mit weniger Ruhe und Freudigkeit, als er dem Herrn von Carlowitz gegenüber gezeigt hatte.

„Gott erhalte mir meinen Frieden," rief er plötzlich aus. „Eben geht mir ein schwerer Gedanke durch die Seele. Wie, Maria, wenn dieser Antrag des Herzogs ein Befehl Gottes über mich wäre! Wenn ich, indem ich allzusehr mit Fleisch und Blut mich berieth, den Willen meines Herrn über mich nicht verstanden hätte! Ach, Maria, wie schwer ist's doch, wie unendlich schwer, zu merken auf die Wege des Herrn! Wie leicht ist es, unserm Eigenwillen zu dienen, da, wo wir es am Wenigsten glauben! Maria, weißt Du ein Wort des Trostes für mich?"

„Diese Eure Unruhe befremdet mich, lieber Gerhardt," antwortete die Gattin. „Habt Ihr Euch doch bisher in noch weit größerer Bedrängniß Euren Frieden bewahret!"

„Ja," fuhr der Gatte fort — „da, wo mir meines Herrn Wille klar vor der Seele liegt, wo mein ganzer innerer Mensch mich auf das Eine hinweiset, was zu thun oder zu lassen ist, wo die heilige Schrift meinen Glauben regelt und die Bekenntnißschriften unserer Kirche mir den Standpunkt anweisen, wo ich stehen muß, — da bin ich ein muthiger und freudiger Kämpfer, da ist es nur der Trotz oder die Schwachheit meines Verstandes und Herzens, die ich zu überwinden habe, und der Herr hat mir allezeit den Sieg gegeben. Aber hier, Maria, wo das Licht meines Glaubens zu schwach ist, den Willen meines Gottes über mich zu erkennen, wo ich bleiben möchte, weil vielleicht falsche, unlautere Hoffnungen mich halten, und wo ich gehen sollte, weil vielleicht der Herr mich ruft, — hier ist die Bedrängniß meines Gewissens groß!"

„Sollten es denn wirklich falsche und unlautere Hoffnungen sein, welche Euch hier festhalten?" fragte die Gattin.

„Ob es falsche Hoffnungen sind," antwortete Gerhardt — „weiß allerdings nur Gott; aber unlautere? — Und doch nein, — nein gewiß nicht. Ich hoffe ja auf kein anderes Amt, als was ich bisher verwaltet habe, ja ich würde das geringste und mühseligste mit Freuden annehmen, wenn ich nur meiner alten, lieben Gemeinde wieder dienen dürfte. Ich hoffe auf keinen andern irdischen Lohn, als auf mein tägliches Brot, und auf keine andere Ehre, als auf das Zeugniß meiner Gemeinde, daß wir miteinander in der Freiheit bestanden, damit

uns Christus befreiet hat, und daß ich mich nicht habe wägen und wiegen lassen von allerlei Wind der Lehre, durch Schalkheit der Menschen und Täuscherei, damit sie uns erschleichen zu verführen. Ich will keinen andern Ruhm, als mit allen Seelen, die mir der Herr hier anvertraut hat, rechtschaffen sein in der Liebe und wachsen in allen Stücken an Dem, der das Haupt ist, Christus. Und das sind doch wohl keine unlautern Hoffnungen!"

„Gewiß nicht, lieber Herr," versicherte Frau Maria. „Und da Euch Euer Herz und Gewissen dies Zeugniß geben, so möget Ihr auch wohl Frieden haben. Auch meine ich, ist es anders des Herrn Wille, daß Ihr Berlin verlassen und einer andern Gemeinde dienen sollt, so wird er Euch auch erleuchtete Augen dieses Verständnisses geben, daß Ihr erkennen möget, welche da sei die Hoffnung Eures Berufes."

„Wie erquickst Du mich gerade mit diesem Worte der Schrift," rief Gerhardt freudig aus. „Es kann in der ganzen heiligen Schrift kein besseres für meinen jetzigen Gemüthszustand geben, als dies; so sehr ergreift es mein ganzes Herz. Ja, nun will ich ruhig sein und dem Herrn vertrauen, der bis hierher mich immer so gnädig und väterlich geleitet hat. Spricht ja der Herr durch den Mund des Propheten: Die Blinden will ich auf dem Wege leiten, den sie nicht wissen; ich will sie führen auf den Steigen, die sie nicht kennen; ich will die Finsterniß vor ihnen her zum Lichte machen und das Höckerichte zur Ebene. Solches will ich ihnen thun und sie nicht verlassen." (Jesaia 42, v. 16.)

Nicht lange darauf trat der Musikdirector Ebeling ins Zimmer. Sein ganzes Wesen verrieth eine ungewöhnliche Unruhe, welche den beiden Ehegatten auffiel. „Was habt Ihr denn?“ fragte Gerhardt. — „Scheint es doch, als wäre Euch irgend ein Unglück begegnet!“ Und Frau Gerhardt setzte lächelnd hinzu: „Sind es etwa Bräutigamssorgen, die Euch quälen? Oder hat Euch Jungfer Dorothea unfreundlich angesehen?“

„Nichts von Dem, lieben Freunde,“ antwortete Ebeling. „Die Unruhe, in der ich mich befinde, betrifft nicht mich, das heißt mich nicht unmittelbar, sondern vielmehr Euch.“

„Uns?“ fragte die Hausfrau schnell und ängstlich, indem sie hastig ins Nebenzimmer ging, aber bald darauf wieder kam und sagte: „Fürchtete ich doch fast, es wäre unserm Fritz ein Unglück geschehen; aber er spielt ruhig in seinem Kämmerlein und seine Base ist bei ihm.“

„Wie magst Du gleich so Uebles fürchten, liebes Weib?“ sprach Gerhardt.

„Vergebt mir diese Furcht,“ bat die Gattin. — „Eine Mutter, welcher Gott von fünf Kindern nur noch eins gelassen hat, ist um dieses einen willen wohl allzu ängstlich und besorgt.“

„Und doch weißt Du, liebe Maria,“ sagte Gerhardt freundlich — „daß, wo der Herr nicht Haus und Kind mit bewacht, alle Mutterſorge und Mutterangst vergebens ist: Doch wir vergessen ganz, was unser Freund Ebeling uns mitzutheilen hat.“

„Ich möchte mich fast einer unmännlichen Neugierde

anklagen," sagte nun dieser — „aber ich konnte durchaus den Gedanken nicht los werden, daß die Sache Euch betreffen mag. Etwa vor einer halben Stunde nämlich führte mich mein Weg am Münzthurm vorbei; da sehe ich eine Anzahl stattlich gekleideter Männer auf mich zukommen, in welchen ich bald die hochedlen Herren des Raths erkenne, die Herren Consules Scharbius, Zarlang und Tieffenbach, den Syndicus Moller, den Kämmerer Rhezeund alle andern Raths-Verwandten, — Alle in feierlicher Amtstracht. Ich sehe sie am churfürstlichen Garten hinabgehen, nach der Hofapotheke zu sich wenden, und dann in das Schloß hineintreten. Hätten wir heute Neujahrstag, so könnte ich meinen, die wohledlen Herren des Raths wollen ihre und der Bürgerschaft unterthänige Gratulation vor das landesväterliche Herz bringen —"

„Könnte Dem nicht auch so sein?" fragte Gerhardt lächelnd. „Der Churfürst ist mit seiner Gemahlin gestern abend spät erst von Cleve zurückgekehrt, und der hochedle Rath hat somit nicht eher Gelegenheit gehabt, seine Wünsche vorzubringen."

„Ja, dem könnte so sein," fuhr Ebeling fort — „aber so eben sagte mir der Herr Cammergerichtsadvocat Straßburg, daß der ganze wohllöbliche Rath der Stadt Berlin um drei Uhr dieses Nachmittags vor churfürstliche Durchlaucht citirt worden sei. Also die Herren des Raths gehen nicht freiwillig, sondern auf höchste Vorladung und da kam mir eben der Gedanke bei, daß dies Alles wohl in Eurer Angelegenheit geschehen könnte."

„Aber wie das, lieber Freund?“ fragte Gerhardt in aller Ruhe. „Könntet Ihr wirklich glauben, daß um meiner geringen Person willen der ganze hochedle Rath bei churfürstlicher Durchlaucht seine Aufwartung machen müsse? Und mußte es denn eben um des Glaubens und der Kirche willen sein, wenn die Herren Juristen, aus welchen doch zum guten Theile der wohllöbliche Rath besteht, vor den Landesherrn beschieden werden? Wisset Ihr nicht,“ setzte dann Gerhardt lächelnd hinzu — „daß die Rechtsgelehrtheit sich nicht allzugern mit der Gottesgelehrtheit befasset?“

„Ja, ja,“ sagte der Musikdirector mit zustimmendem Lächeln. „Es haben ja deshalb auch etliche gottesfürchtig-gelehrte Herren Theologen den Scherz gemacht, daß kein Jurist in den Himmel käme, welches, wenn es diesen Herren auch etwas seltsam vorkommen mag, dennoch dieselben etwas ihres Christenthums erinnern könnte. Ich habe ja auch aus dieser selben Ursache das dritte Dutzend Eurer geistlichen Lieder einem Dutzend solcher Herren dedicirt und dabei gesagt: „Weil bei Gott kein Ansehen der Person sei, so habe ich vermeinet, daß auch die Herren Juristen ein geistliches Lied als Christen in der Kirche Gottes öffentlich, oder auch in ihren Hauskirchen im Geheimen, aber nicht juristisch, sondern christlich singen sollen, als Gliedmaßen an einem Leibe, welcher ist Christus, unser Herr.“

„Das ist ein sehr löbliches Wort,“ sagte Gerhardt — „und kann ich Euch noch die tröstliche Versicherung geben, daß es viele Juristen gegeben hat, welche christ-

liche, ja sogar theologische Tractate, Gebete und Lieder aus dem Geiste Gottes gemacht und die Christenheit damit beschenket haben. Doch Ihr vergesset dabei, mir Eure Gründe zu sagen, warum Ihr wegen des Raths Vorbescheid um meinetwillen in Unruhe seid."

„Mein theurer Herr und Freund," sprach Ebeling — „es mag mir hier wohl ergehen, wie Eurer lieben Hausfrau, als sie vorhin um Eures einzigen Kindes willen in Sorgen war. Was man innig hochachtet und liebt, darüber wachet man am Treuesten, und was man schon halb und halb verloren hat, das fürchtet man stündlich ganz zu verlieren. Ja, ich will es Euch offen gestehen, der traurige Vorfall mit dem Herrn Diaconus Gigas hat mich an der Gnade unseres großen Churfürsten irre gemacht, und ich fange in Wahrheit an zu fürchten, nicht etwa, daß Ihr auch nach Spandau abgeführt würdet, sondern nur, daß Ihr werdet, wie Eure vormaligen Collegen Reinhart und Fromm, Stadt und Land meiden müssen. Denn die Fürsten und Herren dieser Welt haben es nicht gern, wenn Diejenigen, die ihnen anstößig sind, von Andern viel Gunst und Liebe erfahren. Da nun dies der Fall mit Euch ist, und die ganze Gemeinde Euch eben so in Schutz nimmt, als der Churfürst Euch ungnädig gesinnt ist, und die Herren des Raths Euch in dem Genusse Eures Amtes gelassen, als wäret Ihr noch dafür thätig, wie vorher, und dieselben dem churfürstlichen Befehle, an Eurer Stelle einen andern Prediger zu berufen, noch nicht nachgekommen sind, so fürchte ich sehr, daß die treuen, lieben Herren um

Euretwillen jetzt aus des Churfürsten Munde manches ungnädige Wort vernehmen werden, das nothwendig auf Eure Zukunft keinen erfreulichen Einfluß haben kann.“

„Ihr seid ja ein wahrer Unglücksprophet,“ entgegnete Gerhardt ernster, als zuvor und setzte dann entschlossener hinzu: „Aber trotzdem sollt Ihr doch meine bessere Hoffnung nicht niederschlagen. Wäre es des Herrn Wille, daß mir eine neue Prüfung behalten ist, so habe ich volles Vertrauen zu ihm, daß er mir auch die nöthige Kraft, den erforderlichen Muth und das Maas der Erkenntniß geben werde, mit welchem ich dem Evangelio würdig wandeln soll.“

Bei solcher Gemüthsstimmung, welche durch Ebelings Eintritt über die beiden Ehegatten gekommen war, konnte es eben nicht befremden, daß der Eintritt eines Mannes, der in des Churfürsten unmittelbaren Diensten stand, keine erfreuliche Erscheinung war. Herr Johann Samuel Fehr, churfürstlicher geheimer Kammer-Secretär, trat ins Zimmer, ein Mann von tiefem Ernste, der schon oft als unmittelbares Organ des Churfürsten eine schnelle Lösung in verwickelte Fragen gebracht hatte. Das augenblickliche Gefühl von Furcht und Schwachheit, dessen sich Gerhardt bei aller sonstigen Willensstärke doch überall da nicht erwehren konnte, wo ein ihm drohendes Schicksal noch unbestimmt und unentwickelt vor ihm lag, überwältigte ihn auch jetzt, indem er dem Eintretenden mit den Worten entgegen kam: „Ich weiß, was Ihr mir bringt, Herr Geheimsecretär.“

„So?“ fragte dieser überrascht. — „Und was meinet Ihr?“

„Ihr bringt mir den Wanderstab, mit welchem ich aus Stadt und Land ziehen soll,“ antwortete Gerhardt.

„Das wäre schlimm,“ entgegnete der Secretär mit einem leichten Lächeln. „Nein, ehrwürdiger Herr, ich bin kein Unglücksbote, sondern hoffentlich ein willkommener Gnadens- und Friedensherold. Mich sendet churfürstliche Durchlaucht zu Euch, um Euch Eure Wiedereinsetzung in Euer Predigtamt anzukündigen.“

Diese Eröffnung wirkte wahrhaft erschütternd auf die drei Personen, die sie vernahmen. Ebeling öffnete groß und weit seine Augen und richtete sie halb ungläubig auf den Secretär, während er sonst völlig regungslos blieb, wie Jemand, der einen betäubenden Schlag erlitten hat, und nur durch eine zweite Erschütterung wieder zum Leben gebracht werden kann. Die Hausfrau dagegen bot das Bild der tiefsten Rührung dar; über ihre blassen, abgezehrten Wangen breitete sich eine glühende Röthe, ihre Hände zitterten und aus den Augen stürzten die hellen Thränen. „Das hat Gott gethan,“ rief sie aus und eilte ins Nebenzimmer, um die frohe Botschaft ihrer Schwester mitzutheilen.

Gerhardt aber, dem dies Alles galt, senkte sein Haupt auf die Brust nieder und die gefalteten Hände über den Schoos legend, sprach er leise vor sich hin: „Herr, ich bin's nicht werth, daß Du unter mein Dach gehest.“

„Mich freut es,“ fuhr nun der Geheimsecretär fort

— „daß eben ich von churfürstlicher Durchlaucht zum Ueberbringer solcher Botschaft auserlesen worden bin. Ich mag mich nicht rühmen, daß ich an Eurem bisherigen traurigen Geschick den wärmsten Antheil genommen habe; denn wo Vornehm und Gering in der ganzen Gemeinde für Euch ins Mittel getreten ist, da will eine solche Aeußerung mit andern Zeugnissen bewiesen werden, als ich Euch geben kann. Aber das kann ich Euch sagen, daß ich mich herzlichst auf den Augenblick gefreut habe, in welchem ich dieser wiederkehrenden Gnade des Churfürsten Dolmetscher bei Euch sein würde.“

„Verzeiht mir, Herr Geheimsecretär,“ sagte Gerhardt — „daß ich so wenig Worte habe, meine Freude, meinen Dank auszudrücken. Denn bei aller unerschütterlichen Hoffnung auf den allmächtigen Helfer und Schützer im Himmel und auf das milde, väterlich gesinnte Herz unsers durchlauchtigsten Churfürsten kommt mir doch dieser Gnadenstrahl so plötzlich, so unerwartet, daß er mich blendet und statt Licht nur Nacht auf meine Seele legt. Ja, Herr, meine Freude ist Traurigkeit.“

„Aber warum das, lieber Herr Diaconus?“ fragte Fehr theilnehmend.

„Diese unerwartete Gnade drückt mich nieder,“ antwortete der fromme Mann. „Ich weiß, daß ich sie nicht verdient habe, — ich weiß, daß ich unter allen meinen unglücklichen Amtsbrüdern, welche in dieser traurigen Kirchenspaltung auf ihr Bekenntniß gehalten haben, der erste und einzige bin, dem ohne all' sein Zuthun solche

große Gnade widerfährt. Und wo habe ich den Reichthum solcher Barmherzigkeit bei Gott verdient!“

„Müssen wir aber nicht Alle mit solchem Bekenntnisse vor den Herrn treten?“ sprach der Secretär. — „Darum wandelt nur Eure Traurigkeit in Freude und Dank gegen den Gott, der große Dinge an uns Allen thut. Eure nächste Predigt mag davon ein lautes, öffentliches Zeugniß geben.“

„Mein Gott,“ rief Gerhardt aus — „wie wird mir sein, wenn ich nach bald einem vollen Jahre Stillschweigen im Hause des Herrn ihn, meinen Heiland, wieder loben und preisen und sein heiliges Evangelium verkündigen darf! Wie oft habe ich in der vergangenen Zeit meiner Bedrängniß mit David gesprochen: „Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Leben lang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu besuchen.“ Und nun hat mir der Herr diese meine Bitte gnädig erhört, — nun darf ich wieder die Kanzel hinansteigen und reden, weil ich glaube, nun darf ich wieder die Stufen des Altars hinangehen und die Gemeinde segnen, die mich in meiner Noth nicht verlassen hat, — nun darf ich wieder an die Betten der Kranken und Sterbenden treten und Frieden bringen den Mühseligen und Beladenen. Ja, edler Herr, der allbarmherzige Gott hat Großes an mir gethan. Sein Name sei hochgelobet in Ewigkeit.“

„Amen, Amen,“ sprachen Fehr und Ebeling fast zusammen, und der Erstere fuhr dann fort: „Ich bin

Euch, ehrwürdiger Herr, noch weitere Mittheilung schuldig. Die Wiedereinsetzung in Euer Predigtamt ist allerdings ein besonderer Gnadenbeweis unsers großen Churfürsten. Ihr wisset, daß Ihr nur deshalb Eures Amtes entsetzt wurdet, weil Ihr die Ausstellung des Reverses verweigert; churfürstliche Durchlaucht aber will, weil Sie gegen Euch weiter keine Klage vernommen, auch dafür halten muß, daß Ihr sonst zu allem treuen Gehorsam gegen Dieselben Euch verpflichtet haltet, Euch die Unterschrift des Reverses erlassen und Euch vollkommen in Euer Amt wieder einsetzen."

„Das ist mehr, weit mehr, als ich erwarten durfte," sagte Gerhardt in tiefe Gedanken verloren. — „Ja, Herr Geheimsecretär, ich muß es Euch wiederholen, daß ich um der Größe dieser Gunst und Gnade willen, die mir vor so vielen Andern widerfährt, fast zweifelhaftig bin, ob denn diese liebe Botschaft nicht etwa nur ein Traum sei."

„Gewißlich nicht," sprach Fehr lächend. — „In diesem Augenblicke, wo ich Euch diese Eröffnung mache, stehet der gesammte Rath dieser Stadt vor churfürstlicher Durchlaucht und fast sämmtlichen Geheimen Räthen, welche alle nur um deswillen und in großer Eile zusammenberufen worden sind, um diese gnädige Willensmeinung aus dem Munde des Herrn Oberpräsidenten von Schwerin zu erfahren. Was Seine Excellenz jetzt auf gnädigste Befehle dem Rathe der Stadt eröffnet, das eröffne ich auf gleichen Befehl Euch hier in Eurer Behausung. Churfürstliche Durchlaucht wollte in Gnaden selbst zuerst

dieſe Eröffnung Euch machen laſſen, ehe Ihr ſie von dem Rathe erführet.“

„Ihr überfüllet immer mehr das Maas der Gnaden, die an mir geſchehen ſind,“ rief Gerhardt aus. — „Sagt mir, edler Herr, woher mir ſolches Alles zukommt? Muß ſich nicht der Engel des Herrn um des Churfürſten Herz gelagert haben, daß er mir Solches zu Wege gebracht hat?“

„Ihr möget wohl Recht haben,“ antwortete der Geheimſecretär. „Nur denke ich an einen ſichtbaren Engel, — an den guten Engel des churfürſtlichen Hauſes, wie des ganzen Landes, — nämlich an die fromme Churfürſtin Louiſe. Es geht die Rede, — wenn ich anders nicht ein Geheimniß veroffenbare, — daß unſere liebenswürdige Churfürſtin ſich Eurer angenommen und Eure Sache bei ihrem durchlauchtigſten Gemahle geführt hat. Einer ſolchen Fürſprecherin muß ja auch das veſteſte Herz ſich erſchließen.“

„Die liebe, fromme, gnädige Frau,“ ſagte Gerhardt — „Gott ſegne ſie. Ihr iſt vom Herrn die Gabe des Geſanges verliehen. Ich kenne nur das eine Lied von ihr: Ich will von meiner Miſſethat zum Herren mich bekehren! — aber in dieſem einen Liede redet die Sprache des Glaubens und das Werk der Heiligung unſers innern Menſchen ſo mächtig, ſo rührend, daß es jederzeit, ſo oft ich es nur vor mich hinſpreche, wie ein Ruf des Herrn mir ertönt: „Thue Buße, denn das Himmelreich iſt nahe herbeigekommen!“

„Nun,“ ſetzte der Geheimſecretär dazu — „ſo be-

reitet Euch denn, ehrwürdiger Herr, daß Ihr selbst auch diesen in unserer Zeit so nöthigen Zuruf recht bald von heiliger Stätte herab an Eure Gemeinde richtet. Sobald der Rath der Stadt Euch wird pflichtschuldigst von dieser günstigen Wendung Eures Schicksals in Kenntniß gesetzt haben, — und das wird ohne Zweifel sogleich morgen geschehen — so mögt Ihr denn in Gottes Namen an Eure Arbeit im Weinberge des Herrn gehen. Auch werdet Ihr nie vergessen, das gnädige Zutrauen unsers durchlauchtigsten Churfürsten in vollem Maaße zu erfüllen, und Euch jetzt und fernerhin, eben so wie bisher, aller Worte und Werke enthalten, welche dem großen Friedenswerke unsers Landesvaters hinderlich sein könnten. Churfürstliche Durchlaucht lebt der gnädigsten Zuversicht, daß Ihr, auch ohne Unterschrift des Reverses, doch als ein getreuer und aufrichtiger Mann den Edicten nicht zuwider handeln werdet. Und so ist denn meine Sendung zu Euch erfüllt, — auch mahnet die hereinbrechende Nacht mich zum Abschiede. Sollte Euer Herz Euch zu einem besondern Danke gegen unsern durchlauchtigsten Churfürsten und Dero gnädigsten Frau Gemahlin drängen, so zweifle ich nicht, daß Ihr auf vorher geschehenes unterthäniges Ansuchen den Zutritt erlangen werdet. Sei nun Gott mit Euch, ehrwürdiger Herr, und auch mit Euch, lieber Herr Musikdirector, als dem getreuen Hausfreunde unsers Herrn Paul Gerhardt und dem kunstreichen Sänger seiner schönen Lieder.“

So entfernte sich unter nochmaligem freundlichen

Gruße der churfürſtliche Geheimſecretär, nahm aber auffallender Weiſe einen weniger freundlichen Gegengruß mit ſich. In Gerhardts Angeſichte zeigte ſich während der letzten Zuſprache des Secretärs ein ernſtes, bedenkliches Weſen, das eine trauernde Seele verrieth. Und als jetzt die Hausfrau wieder ins Zimmer trat und ihrem Gatten fröhlichen Herzens zurief: „Ach, lieber Herr, welche Freude iſt uns widerfahren!“ ſprach Gerhardt ſtill für ſich hin: „Auch ohne Unterſchrift — ſagte er nicht ſo?“

Dann, wie aus ſeinen Gedanken erwachend, richtete er ſein träumeriſches, ſanftes Auge wehmüthig auf ſeine Gattin und ſagte: „Maria, — ich fürchte doch, meine Freude iſt Traurigkeit! Ich will mich mit meinem Gott berathen. Laſſet mich allein, lieben Leute.“

Und Ebeling und Frau Maria verließen mit bedenklichen Mienen das Zimmer, völlig ungewiß darüber, was in ſeiner Seele eigentlich vorgehe.

Cap. 3.

Ein Bild der Vergangenheit.

> Unſere Väter wurden ſtolz und halsſtarrig, daß ſie deinen Geboten nicht gehorchten und weigerten ſich zu hören und gedachten auch nicht an deine Wunder, die du, Gott, an ihnen thateſt.
>
> Nehemia 9, v. 16. 17.

Wenn ſchon am nächſten Tage die Nachricht von der Wiedereinſetzung Paul Gerhardts in ſein Amt wie ein wahres Evangelium von Haus zu Haus wanderte und überall Freude und Dank bereitete, ſo wurde zwei Tage darauf, am zwölften Januar 1667, als in dem berliner Wochenblatte: der Sonntag'ſche Mercurius dies frohe Ereigniß officiell der Gemeinde mitgetheilt wurde, die Freude zum wahren Jubel. Auf allen Straßen bildeten ſich, trotz der empfindlichen Kälte, zufällige Verſammlungen Derer, die ſich begegneten und einander zu wiederholten Malen als eine Neuigkeit mittheilten, was Niemandem mehr unbekannt war.

Daß in der Bürgerverſammlung im Wirthshauſe an der langen Brücke dieſe Nachricht keine geringere Bewegung hervorbrachte, iſt wohl natürlich. Herr Matthias, der Wirth, war niemals ſo ungeſtört glücklich geweſen, als eben heute; denn nicht allein, daß die übergroße Menge der Gäſte dem Kruge gar weidlich zuſprach, alſo daß das dem Ohre eines Wirthes ſo erfreuliche Getöne des Krugdeckels, wenn er auf den leeren Boden niederſchlägt, von einem Tiſche zum andern wanderte — auch der ganze Geiſt der Verſammlung hatte des Wirthes unbedingteſte Zufriedenheit. Er hörte nichts als Freude und Lob und zwar über Männer beider Confeſſionen mit gleichem Maaße ausgeſprochen, welcher Umſtand ihm, bei ſeinem uns bekannten Stande über den Partheien, eben der rechte war.

Wir finden unſere alten Bekannten und Freunde alle wieder verſammelt; da waren da die ehrenwerthen Bürger und Meiſter Tuchmacher und Gewandſchneider Lorenz Oerttel und Andreas Jung, Meiſter Gabriel Schumann, der Schuhmacher, Meiſter Joachim Liebrecht, der Bäcker, Meiſter Wolf Starke, der Schlächter, Meiſter Chriſtian Kuntze, der Kürſchner, Meiſter Jonas Seyffard, der Schneider, Meiſter Hanns Chriſtoph Häßler, der Zinngießer, der treue, ehrliche Bürgerfreund, Herr Johann Georg Ebeling und viele, viele Andere, die Alle mit gleichem Eifer der Feier des wichtigen Tages oblagen.

„Unſer große Churfürſt iſt doch ein wahrhaft großer und großmüthiger Herr,“ rief Meiſter Liebrecht aus. —

Euretwillen jetzt aus des Churfürsten Munde manches ungnädige Wort vernehmen werden, das nothwendig auf Eure Zukunft keinen erfreulichen Einfluß haben kann.“

„Ihr seid ja ein wahrer Unglücksprophet,“ entgegnete Gerhardt ernster, als zuvor und setzte dann entschlossener hinzu: „Aber trotzdem sollt Ihr doch meine bessere Hoffnung nicht niederschlagen. Wäre es des Herrn Wille, daß mir eine neue Prüfung behalten ist, so habe ich volles Vertrauen zu ihm, daß er mir auch die nöthige Kraft, den erforderlichen Muth und das Maas der Erkenntniß geben werde, mit welchem ich dem Evangelio würdig wandeln soll.“

Bei solcher Gemüthsstimmung, welche durch Ebelings Eintritt über die beiden Ehegatten gekommen war, konnte es eben nicht befremden, daß der Eintritt eines Mannes, der in des Churfürsten unmittelbaren Diensten stand, keine erfreuliche Erscheinung war. Herr Johann Samuel Fehr, churfürstlicher geheimer Kammer-Secretär, trat ins Zimmer, ein Mann von tiefem Ernste, der schon oft als unmittelbares Organ des Churfürsten eine schnelle Lösung in verwickelte Fragen gebracht hatte. Das augenblickliche Gefühl von Furcht und Schwachheit, dessen sich Gerhardt bei aller sonstigen Willensstärke doch überall da nicht erwehren konnte, wo ein ihm drohendes Schicksal noch unbestimmt und unentwickelt vor ihm lag, überwältigte ihn auch jetzt, indem er dem Eintretenden mit den Worten entgegen kam: „Ich weiß, was Ihr mir bringt, Herr Geheimsecretär.“

„So?“ fragte dieser überrascht. — „Und was meinet Ihr?“

„Ihr bringt mir den Wanderstab, mit welchem ich aus Stadt und Land ziehen soll,“ antwortete Gerhardt.

„Das wäre schlimm,“ entgegnete der Secretär mit einem leichten Lächeln. „Nein, ehrwürdiger Herr, ich bin kein Unglücksbote, sondern hoffentlich ein willkommener Gnadens- und Friedensherold. Mich sendet churfürstliche Durchlaucht zu Euch, um Euch Eure Wiedereinsetzung in Euer Predigtamt anzukündigen.“

Diese Eröffnung wirkte wahrhaft erschütternd auf die drei Personen, die sie vernahmen. Ebeling öffnete groß und weit seine Augen und richtete sie halb ungläubig auf den Secretär, während er sonst völlig regungslos blieb, wie Jemand, der einen betäubenden Schlag erlitten hat, und nur durch eine zweite Erschütterung wieder zum Leben gebracht werden kann. Die Hausfrau dagegen bot das Bild der tiefsten Rührung dar; über ihre blassen, abgezehrten Wangen breitete sich eine glühende Röthe, ihre Hände zitterten und aus den Augen stürzten die hellen Thränen. „Das hat Gott gethan,“ rief sie aus und eilte ins Nebenzimmer, um die frohe Botschaft ihrer Schwester mitzutheilen.

Gerhardt aber, dem dies Alles galt, senkte sein Haupt auf die Brust nieder und die gefalteten Hände über den Schoos legend, sprach er leise vor sich hin: „Herr, ich bin's nicht werth, daß Du unter mein Dach gehest.“

„Mich freut es,“ fuhr nun der Geheimsecretär fort

— „daß eben ich von churfürstlicher Durchlaucht zum Ueberbringer solcher Botschaft auserlesen worden bin. Ich mag mich nicht rühmen, daß ich an Eurem bisherigen traurigen Geschick den wärmsten Antheil genommen habe; denn wo Vornehm und Gering in der ganzen Gemeinde für Euch ins Mittel getreten ist, da will eine solche Aeußerung mit andern Zeugnissen bewiesen werden, als ich Euch geben kann. Aber das kann ich Euch sagen, daß ich mich herzlichst auf den Augenblick gefreut habe, in welchem ich dieser wiederkehrenden Gnade des Churfürsten Dolmetscher bei Euch sein würde.“

„Verzeiht mir, Herr Geheimsecretär,“ sagte Gerhardt — „daß ich so wenig Worte habe, meine Freude, meinen Dank auszudrücken. Denn bei aller unerschütterlichen Hoffnung auf den allmächtigen Helfer und Schützer im Himmel und auf das milde, väterlich gesinnte Herz unsers durchlauchtigsten Churfürsten kommt mir doch dieser Gnadenstrahl so plötzlich, so unerwartet, daß er mich blendet und statt Licht nur Nacht auf meine Seele legt. Ja, Herr, meine Freude ist Traurigkeit.“

„Aber warum das, lieber Herr Diaconus?“ fragte Fehr theilnehmend.

„Diese unerwartete Gnade drückt mich nieder,“ antwortete der fromme Mann. „Ich weiß, daß ich sie nicht verdient habe, — ich weiß, daß ich unter allen meinen unglücklichen Amtsbrüdern, welche in dieser traurigen Kirchenspaltung auf ihr Bekenntniß gehalten haben, der erste und einzige bin, dem ohne all' sein Zuthun solche

große Gnade widerfährt. Und wo habe ich den Reichthum solcher Barmherzigkeit bei Gott verdient!“

„Müssen wir aber nicht Alle mit solchem Bekenntnisse vor den Herrn treten?“ sprach der Secretär. — „Darum wandelt nur Eure Traurigkeit in Freude und Dank gegen den Gott, der große Dinge an uns Allen thut. Eure nächste Predigt mag davon ein lautes, öffentliches Zeugniß geben.“

„Mein Gott,“ rief Gerhardt aus — „wie wird mir sein, wenn ich nach bald einem vollen Jahre Stillschweigen im Hause des Herrn ihn, meinen Heiland, wieder loben und preisen und sein heiliges Evangelium verkündigen darf! Wie oft habe ich in der vergangenen Zeit meiner Bedrängniß mit David gesprochen: „Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Leben lang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu besuchen.“ Und nun hat mir der Herr diese meine Bitte gnädig erhört, — nun darf ich wieder die Kanzel hinansteigen und reden, weil ich glaube, nun darf ich wieder die Stufen des Altars hinangehen und die Gemeinde segnen, die mich in meiner Noth nicht verlassen hat, — nun darf ich wieder an die Betten der Kranken und Sterbenden treten und Frieden bringen den Mühseligen und Beladenen. Ja, edler Herr, der allbarmherzige Gott hat Großes an mir gethan. Sein Name sei hochgelobet in Ewigkeit.“

„Amen, Amen,“ sprachen Fehr und Ebeling fast zusammen, und der Erstere fuhr dann fort: „Ich bin

Euch, ehrwürdiger Herr, noch weitere Mittheilung schuldig. Die Wiedereinsetzung in Euer Predigtamt ist allerdings ein besonderer Gnadenbeweis unsers großen Churfürsten. Ihr wisset, daß Ihr nur deshalb Eures Amtes entsetzt wurdet, weil Ihr die Ausstellung des Reverses verweigert; churfürstliche Durchlaucht aber will, weil Sie gegen Euch weiter keine Klage vernommen, auch dafür halten muß, daß Ihr sonst zu allem treuen Gehorsam gegen Dieselben Euch verpflichtet haltet, Euch die Unterschrift des Reverses erlassen und Euch vollkommen in Euer Amt wieder einsetzen."

„Das ist mehr, weit mehr, als ich erwarten durfte," sagte Gerhardt in tiefe Gedanken verloren. — „Ja, Herr Geheimsecretär, ich muß es Euch wiederholen, daß ich um der Größe dieser Gunst und Gnade willen, die mir vor so vielen Andern widerfährt, fast zweifelhaftig bin, ob denn diese liebe Botschaft nicht etwa nur ein Traum sei."

„Gewißlich nicht," sprach Fehr lächend. — „In diesem Augenblicke, wo ich Euch diese Eröffnung mache, stehet der gesammte Rath dieser Stadt vor churfürstlicher Durchlaucht und fast sämmtlichen Geheimen Räthen, welche alle nur um deswillen und in großer Eile zusammenberufen worden sind, um diese gnädige Willensmeinung aus dem Munde des Herrn Oberpräsidenten von Schwerin zu erfahren. Was Seine Excellenz jetzt auf gnädigste Befehle dem Rathe der Stadt eröffnet, das eröffne ich auf gleichen Befehl Euch hier in Eurer Behausung. Churfürstliche Durchlaucht wollte in Gnaden selbst zuerst

dieſe Eröffnung Euch machen laſſen, ehe Ihr ſie von dem Rathe erführet.“

„Ihr überfüllet immer mehr das Maas der Gnaden, die an mir geſchehen ſind,“ rief Gerhardt aus. — „Sagt mir, edler Herr, woher mir ſolches Alles zukommt? Muß ſich nicht der Engel des Herrn um des Churfürſten Herz gelagert haben, daß er mir Solches zu Wege gebracht hat?“

„Ihr möget wohl Recht haben,“ antwortete der Geheimſecretär. „Nur denke ich an einen ſichtbaren Engel, — an den guten Engel des churfürſtlichen Hauſes, wie des ganzen Landes, — nämlich an die fromme Churfürſtin Louiſe. Es geht die Rede, — wenn ich anders nicht ein Geheimniß veroffenbare, — daß unſere liebenswürdige Churfürſtin ſich Eurer angenommen und Eure Sache bei ihrem durchlauchtigſten Gemahle geführt hat. Einer ſolchen Fürſprecherin muß ja auch das veſteſte Herz ſich erſchließen.“

„Die liebe, fromme, gnädige Frau,“ ſagte Gerhardt — „Gott ſegne ſie. Ihr iſt vom Herrn die Gabe des Geſanges verliehen. Ich kenne nur das eine Lied von ihr: Ich will von meiner Miſſethat zum Herren mich bekehren! — aber in dieſem einen Liede redet die Sprache des Glaubens und das Werk der Heiligung unſers innern Menſchen ſo mächtig, ſo rührend, daß es jederzeit, ſo oft ich es nur vor mich hinſpreche, wie ein Ruf des Herrn mir ertönt: „Thue Buße, denn das Himmelreich iſt nahe herbeigekommen!“

„Nun,“ ſetzte der Geheimſecretär dazu — „ſo be-

reitet Euch denn, ehrwürdiger Herr, daß Ihr selbst auch diesen in unserer Zeit so nöthigen Zuruf recht bald von heiliger Stätte herab an Eure Gemeinde richtet. Sobald der Rath der Stadt Euch wird pflichtschuldigst von dieser günstigen Wendung Eures Schicksals in Kenntniß gesetzt haben, — und das wird ohne Zweifel sogleich morgen geschehen — so mögt Ihr denn in Gottes Namen an Eure Arbeit im Weinberge des Herrn gehen. Auch werdet Ihr nie vergessen, das gnädige Zutrauen unsers durchlauchtigsten Churfürsten in vollem Maaße zu erfüllen, und Euch jetzt und fernerhin, eben so wie bisher, aller Worte und Werke enthalten, welche dem großen Friedenswerke unsers Landesvaters hinderlich sein könnten. Churfürstliche Durchlaucht lebt der gnädigsten Zuversicht, daß Ihr, auch ohne Unterschrift des Reverses, doch als ein getreuer und aufrichtiger Mann den Edicten nicht zuwider handeln werdet. Und so ist denn meine Sendung zu Euch erfüllt, — auch mahnet die hereinbrechende Nacht mich zum Abschiede. Sollte Euer Herz Euch zu einem besondern Danke gegen unsern durchlauchtigsten Churfürsten und Dero gnädigsten Frau Gemahlin drängen, so zweifle ich nicht, daß Ihr auf vorher geschehenes unterthäniges Ansuchen den Zutritt erlangen werdet. Sei nun Gott mit Euch, ehrwürdiger Herr, und auch mit Euch, lieber Herr Musikdirector, als dem getreuen Hausfreunde unsers Herrn Paul Gerhardt und dem kunstreichen Sänger seiner schönen Lieder.“

So entfernte sich unter nochmaligem freundlichen

Gruße der churfürſtliche Geheimſecretär, nahm aber auffallender Weiſe einen weniger freundlichen Gegengruß mit ſich. In Gerhardts Angeſichte zeigte ſich während der letzten Zuſprache des Secretärs ein ernſtes, bedenkliches Weſen, das eine trauernde Seele verrieth. Und als jetzt die Hausfrau wieder ins Zimmer trat und ihrem Gatten fröhlichen Herzens zurief: „Ach, lieber Herr, welche Freude iſt uns widerfahren!“ ſprach Gerhardt ſtill für ſich hin: „Auch ohne Unterſchrift — ſagte er nicht ſo?“

Dann, wie aus ſeinen Gedanken erwachend, richtete er ſein träumeriſches, ſanftes Auge wehmüthig auf ſeine Gattin und ſagte: „Maria, — ich fürchte doch, meine Freude iſt Traurigkeit! Ich will mich mit meinem Gott berathen. Laſſet mich allein, lieben Leute.“

Und Ebeling und Frau Maria verließen mit bedenklichen Mienen das Zimmer, völlig ungewiß darüber, was in ſeiner Seele eigentlich vorgehe.

Cap. 3.

Ein Bild der Vergangenheit.

> Unſere Väter wurden ſtolz und halsſtarrig, daß ſie deinen Geboten nicht gehorchten und weigerten ſich zu hören und gedachten auch nicht an deine Wunder, die du, Gott, an ihnen thateſt.
>
> Nehemia 9, v. 16. 17.

Wenn ſchon am nächſten Tage die Nachricht von der Wiedereinſetzung Paul Gerhardts in ſein Amt wie ein wahres Evangelium von Haus zu Haus wanderte und überall Freude und Dank bereitete, ſo wurde zwei Tage darauf, am zwölften Januar 1667, als in dem berliner Wochenblatte: der Sonntag'ſche Mercurius dies frohe Ereigniß officiell der Gemeinde mitgetheilt wurde, die Freude zum wahren Jubel. Auf allen Straßen bildeten ſich, trotz der empfindlichen Kälte, zufällige Verſammlungen Derer, die ſich begegneten und einander zu wiederholten Malen als eine Neuigkeit mittheilten, was Niemandem mehr unbekannt war.

Daß in der Bürgerverſammlung im Wirthshauſe an der langen Brücke dieſe Nachricht keine geringere Bewegung hervorbrachte, iſt wohl natürlich. Herr Matthias, der Wirth, war niemals ſo ungeſtört glücklich geweſen, als eben heute; denn nicht allein, daß die übergroße Menge der Gäſte dem Kruge gar weidlich zuſprach, alſo daß das dem Ohre eines Wirthes ſo erfreuliche Getöne des Krugdeckels, wenn er auf den leeren Boden niederſchlägt, von einem Tiſche zum andern wanderte — auch der ganze Geiſt der Verſammlung hatte des Wirthes unbedingteſte Zufriedenheit. Er hörte nichts als Freude und Lob und zwar über Männer beider Confeſſionen mit gleichem Maaße ausgeſprochen, welcher Umſtand ihm, bei ſeinem uns bekannten Stande über den Partheien, eben der rechte war.

Wir finden unſere alten Bekannten und Freunde alle wieder verſammelt; da waren da die ehrenwerthen Bürger und Meiſter Tuchmacher und Gewandſchneider Lorenz Oerttel und Andreas Jung, Meiſter Gabriel Schumann, der Schuhmacher, Meiſter Joachim Liebrecht, der Bäcker, Meiſter Wolf Starke, der Schlächter, Meiſter Chriſtian Kuntze, der Kürſchner, Meiſter Jonas Seyffard, der Schneider, Meiſter Hanns Chriſtoph Häßler, der Zinngießer, der treue, ehrliche Bürgerfreund, Herr Johann Georg Ebeling und viele, viele Andere, die Alle mit gleichem Eifer der Feier des wichtigen Tages oblagen.

„Unſer große Churfürſt iſt doch ein wahrhaft großer und großmüthiger Herr,“ rief Meiſter Liebrecht aus. —

„Nach allem Dem, was bisher vorgegangen ist, konnten wir nichts weniger hoffen, als solche frohe Botschaft. Aber eben, wie unser Gemüth am Verzagtesten war und wir, fast wie die Heiden, in Finsterniß und Schatten des Todes saßen, brach die liebe Sonne hindurch und machte wieder Licht. Ich habe immer einen kleinen Scrupel gehabt, wenn die Prediger auf der Kanzel von der strengen Gerechtigkeit und doch auch wieder von der unerschöpflichen Liebe Gottes redeten, weil mir Solches nicht recht wohl mit einander übereinstimmen wollte; aber seitdem unser große Churfürst von beiden Stücken, nämlich von strenger Gerechtigkeit und landesväterlicher Gnade so kräftige Beweise gegeben hat, ist mir aller Zweifel benommen. Denn wenn das schon bei Menschen möglich ist, wie viel mehr und wie viel glorreicher wird das bei Gott geschehen! Darum Ehre und Dank unserm großen Churfürsten.“

„Ich mag Eure Freude nicht stören, lieber Nachbar,“ sagte Meister Starke. „Weiß Einer dem Churfürsten Dank, daß er uns unsern Seelsorger wiedergegeben hat, und wir somit nach langer Theuerung des Wortes Gottes uns nun wieder einmal recht satt essen können, — freut sich darüber Einer, so bin ich es. Aber wenn Ihr an Gottes Gerechtigkeit und Gnade nur deshalb glauben wollt, weil unser große Churfürst die Wunden, die er vorher geschlagen hat, wieder heilet, so ist wenigstens Eure Ansicht und Meinung von der Gerechtigkeit unter Menschen eine andere, als die meine. Denn wo ohne Verschuldung gestrafet wird, da ist die Gerechtigkeit

sehr menschlich, das heißt, unvollkommen und Stückwerk.“

Meister Jung, der die etwas heftige Gemüthsart des Schlächters kannte und die Freude des heutigen Tages durch keine Mißstimmung gestört sehen wollte, hielt es für gerathen, allem weitern Streite darüber vorzubeugen und entgegnete deshalb: „Lieber Meister Starke, Ihr habt ganz recht, wenn Ihr saget, daß alle Gerechtigkeit auf Erden menschlich ist, nämlich unvollkommen und Stückwerk; denn um Jedem geben zu können, was er in Wahrheit verdient, müßte unser Auge bis in die innerste Tiefe unserer Mitmenschen dringen können. Und weil das, was recht sein soll, zugleich wahr und gewiß sein muß, so müßten wir Menschen auch von aller Selbsttäuschung frei sein und uns niemals irren können. Da wir aber nun einmal selbst beim beßten Wissen und Gewissen von mancherlei Täuschung und Irrthum gefangen genommen werden und wir nicht einmal uns selbst ordentlich kennen lernen, viel weniger den wahren innern Zustand unsers Mitmenschen, so folgt allerdings, daß alle menschliche Gerechtigkeit etwas sehr Unvollkommenes ist. Um so erquicklicher ist für uns die Hoffnung des Evangelii, daß Gott einst einem Jeglichen geben wird nach seinen Werken; darum mögen wir uns immerhin freuen, wenn eine menschliche Gerechtigkeit, sobald sie sieht, daß sie wohl habe irren können, sich in Liebe und Gnade verwandelt.“

„Und dann noch Eins,“ setzte der alte, ehrwürdige Meister Oertel hinzu: „Ihr saget, lieber Meister: wo

ohne Verschuldung gestraft wird, da ist wenig Gerechtigkeit! Was werdet Ihr mir antworten, wenn ich Euch beweise, daß das Gott selber thut? Ja gewiß! Wie viel gibt es nicht Unglück und Trübsal auf Erden, welches der Mensch durch eigene Verschuldung nicht herbeigeführt hat! Mißwachs und Theurung, Feuer- und Wassersnoth, Pestilenz und andre Seuchen, die von Mittag kommen. Und doch ist dies Alles eine Strafe und Züchtigung vom Herrn; es ist nämlich unsers Gottes strafende Gnade, welche immer dann eintritt, wenn die liebende Gnade nicht mehr verfangen will. Wenn Ihr aber, Meister Liebrecht, unsern Churfürsten preiset, so preise und rühme ich unsere fromme Churfürstin, welcher wir ohne Zweifel die plötzliche Sinnesänderung ihres durchlauchtigsten Gemahls verdanken. Eine solche fromme, christliche Fürstin, wie diese unsere gnädigste Landes Frau Mutter, ist in das brandenburgische Churhaus noch nicht eingezogen. Lieben Mitbürger und Freunde, ich bin ohne Zweifel der älteste unter euch; denn die Hälfte von euch könnten meine Kinder, die andere Hälfte meine Enkel sein. Ich schaue auf eine Zeit in Berlin und Cöln zurück, die ihr nach Dem, wie es jetzt zugeht, kaum für möglich halten werdet, nicht allein in der Bürgerschaft, sondern besonders am Hofe. Und daß es jetzt in unserm hohen Churhause so fein christlich und löblich zugeht, das ist allein das Werk unserer frommen Churfürstin.“

„Erzählt es uns,“ rief es von mehreren Seiten. „Erzählt es uns, Vater Oerttel!“

„Wollt' ich euch," fuhr nun der alte Meister fort — „nur das Leben und Treiben des Oberkammerherrn Curt von Burgsdorf erzählen, ihr würdet euch mitten nach Babylon und Sodom versetzt sehen. Ein Mann, wie dieser, der nicht weniger denn vierhundert der kostbarsten Kleider hatte, der eine prächtigere Tafel hielt als der Churfürst, der oft auf seinem Tische die theuersten Leckerbissen in sündhafter Verschwendung mit seinen Trinkgesellen vergeudete, während oft an churfürstlicher Tafel es an Wein gebrach für die fremden Gesandten, ein Mann, wie dieser Burgsdorf, der sich Dessen rühmte, daß er an einem Abende achtzigtausend Thaler verspielt habe, und daß er in einem Niedersitzen zehn bis funfzehn Kannen Weines zu sich nehmen könne, der es als eine große Heldenthat pries, daß er zehn andere Schwelger und Prasser durch Trinkwetten in Wahrheit zu Tode getrunken habe, und der diese sündliche Verschwendung einzig auf Kosten des sauren Schweißes der Bürger und Bauern trieb, — dieser Mann allein, dessen schreckhaftes, schandbares, ausschweifendes Leben man ohne Verleugnung aller Schaam und Zucht gar nicht erzählen kann, und der sich doch so viele Jahre am Hofe halten konnte und im Grunde regierender Herr war — dieser Mann allein giebt euch ein hinreichend Bild jener entsetzlichen Zeit."

„Aber," fragte Meister Schumann mit funkelnden Augen — „gab es denn damals, das heißt also vor etwa dreißig, vierzig Jahren, keinen einzigen treuen Wächter auf Zion? Gab es keinen Prediger bei Hofe, der das

Wort Gottes wie einen Donnerkeil in solch' sündiges Leben hineinschlug? — Waren denn Alle, wie sie die Schrift nennt, nur stumme Hunde, die nicht strafen können? War kein muthiger Johannes da, der unter dies Volk trat und sprach: Es ist nicht recht, was ihr thut! Thut Buße und glaubt an das Evangelium!"

Mit schmerzlichem Lächeln antwortete Vater Oertel: „Ja, mein Freund, so fragte damals Mancher, der von dem allgemeinen Verderben noch nicht ergriffen war und mit Schrecken das Strafgericht Gottes heraufziehen sah. Und doch fehlte es eigentlich nicht an Zucht und Strafe aus dem Worte Gottes. Die Gnade und Langmuth des himmlischen Vaters hatte dem churfürstlichen Hofe immer fort vortreffliche Gelehrte und christlicheifrige Prediger und Seelenhirten gegeben, welche nicht müde wurden, bald mit milden, bald mit ernsten Worten den Gehorsam gegen Gottes Gebot in die von der Lust der Welt erstickten Gemüther hineinzupredigen, und die auch durch eigenen ehrbaren, rechtchristlichen Wandel und durch ein wahrhaft gottgefälliges Leben als Exempel der wahren Gottesfurcht sich bewährten. Aber, Gott sei es geklagt, ohne allen Nutzen; der größte Theil der Hofleute trieb es nur desto ärger in dem wilden, wüsten, heidnischen Wohlleben. Unmäßiges Essen und Trinken, Unzucht in aller Schaamlosigkeit, in Geberden, Worten und Werken, wahnsinnige Glücksspiele, wobei ganze Dörfer und Schlösser sammt den Einwohnern gewonnen und verspielt wurden, — das war Tag für Tag von früh bis in die späteste Nacht das Tage-

werk bei Hofe. Nun hätte man glauben und hoffen sollen, daß nach sechs solchen in Sünde und Schande verlebten Tagen das Herz sich ein wenig nach Ruhe gesehnt und etwas nach Gott gefragt hätte; aber Dem war nicht so. Vielmehr wurde es an Sonn- und Festtagen ärger getrieben, als in der Woche. An solchen Tagen gab es am Hofe nichts, als üppige Schmausereien, lustiges Turniren und Ringelrennen, lächerliche Verkleidungen und unzüchtige Tänze, und was sonst Fleischeslust, Augenlust und hoffärtiges Leben nur ersinnen mag; ein wahrhaft heidnisches Wohlleben Solcher, die von Gott nichts wissen und auch nichts wissen wollen. Denn die Prediger am Hofe waren Stimmen in der Wüste."

„Ich will" — sagte hier Meister Jung — „die Prediger damaliger Zeit, die mir aus meiner Jugend her noch gar sehr erinnerlich ist, wegen ihrer Gelehrsamkeit und wegen ihres guten Willens nicht tadeln; aber daß sie gar zu wenig gewirkt, daß sie, wie es den Anschein hat, von allen diesen verlorenen Seelen auch nicht eine retten konnten, das fällt doch wohl auf ihre eigene Seele zurück. Sie waren alles gelehrte Leute, welche um eines rechten Wortes, um eines Buchstabens in der Schrift willen, stundenlang auf der Kanzel stritten und fochten, und die auch wohl, wenn sie das Gesetz predigten, gewaltig straften und verdammten. Aber das thut's freilich nicht. Das Herz muß ergriffen werden, das Gewissen muß im innersten Grunde gerührt werden, das Wort des Predigers muß nicht blos ein Donnerkeil sein, der Felsen spaltet, sondern auch ein milder Früh-

lingshauch, der die erſtarrten Seelen zu neuem Leben erwecket. Der Prediger muß nicht blos im äußern Wort Geſetz und Evangelium predigen, ſondern er muß aus eigner Tiefe innigen, ſeligmachenden Glaubens heraus die wahre Gläubigkeit in den Herzen ſeiner Zuhörer hervorbringen. Alle äußere Lehre und Unterricht, alles Strafen und Verdammen hilft nichts und erbittert nur noch mehr, wenn nicht zuvor das Herz zur Demuth vor Gott und ſeiner ſelbſt Erkenntniß geführt worden iſt. So thut es unſer Paul Gerhardt, und hätte dieſer theure Mann Gottes damals nur eins ſeiner Lieder in das ſündliche Hofleben hineinſingen, oder nur eine ſeiner Predigten halten können, es wäre eher eine beſſere Zeit heraufgekommen. So lange des Herzens Hoffart nicht gebrochen wird, ſo lange iſt auch an Reue und Buße, an Heiligung des innern Menſchen nicht zu denken.“

„Gewiß, Ihr habt recht, lieber Mitmeiſter,“ ſprach Vater Oerttel. — „Die Hoffart war damals der ärgſte Feind und Widerſacher alles wahren Chriſtenthums. Die unmäßige Kleiderpracht der Hofleute, die nur in Sammt und Seide, in Gold und Silber, und bedeckt mit Perlen und Edelſteinen einhergingen, und die faſt närriſchen Moden derſelben war Alles nur Folge dieſer ſündlichen Hoffart. Ich habe mehrere ſolcher vornehmen Herren am Hofe gekannt, die mit großen Koſten, womit viele tauſend Menſchen hätten können von Hungersnoth und äußerſtem Elende gerettet werden, nach Frankreich, Italien, Spanien, England und andern

fremden, ja selbst außerhalb Europa gelegenen Ländern geschickt wurden, nur um daselbst fremde und ungewöhnliche Trachten und Sitten kennen zu lernen, die dann auch sogleich nachgeahmt wurden. So geschah es, daß die alte deutsche Zucht und Ehrbarkeit immer mehr verschwand, und ein leichtsinniges Wesen in Sitten und Geberden mit Verachtung aller wahren Gottesfurcht Raum gewann.“

„Aber,“ warf hier Meister Seyffard ein — „die Bürgerschaft und das Volk auf dem Lande machte doch wohl hiervon eine ehrenwerthe Ausnahme!“

Der Vater Oerttel schüttelte schmerzlich das Haupt und sagte: „Lieber Gott, es ist ja jetzt unter uns und auf dem Lande noch nicht viel besser. Ist nur erst das Verderben vom Hofe aus ins Volk herabgedrungen, so wurzelt es hier so tief, daß es erst nach mehrern Menschenaltern wieder ausgerottet werden kann, und erreicht daselbst die tiefste Stufe des leiblichen und geistigen Elendes. Das ist tief und schwer zu beklagen. Denn so wie einst alle Prediger werden strenge Rechenschaft geben müssen über alle Seelen, die verloren gegangen sind, und die sie doch in treuerer Verwaltung ihres Amtes hätten retten können, so werden auch einst alle Fürsten und Herren dieser Erde zur schweren Verantwortung gezogen werden über alles Elend, welches sie durch ihr böses Beispiel in Worten und Werken über Land und Volk gebracht haben.“

Bei diesen Worten trat eine tiefe Stille ein, welche besonders Herrn Matthias, dem Wirthe, peinlich zu

sein schien, fast als fürchte er, daß dieses Wehe! Wehe! über die Fürsten und Herrn in seinen Gästen eine Mißstimmung gegen das churfürstliche Haus hervorbringen könnte. Er hielt es deshalb für klüglich, die Gedanken seiner Gäste wieder auf etwas Anderes hinzulenken und wandte sich freundlichst an Meister Oerttel und sagte: „Wollet Ihr vielleicht über den damaligen Zustand unter dem Landvolk und über die Sitten der Bürgerschaft uns Etwas noch erzählen?“

„Ich müßte,“ antwortete der Altmeister — „im Ganzen nur wiederholen, was ich vom Leben am Hofe gesagt habe; denn die Entfremdung von Gott, der Abfall vom Glauben bleibt sich aller Orten in seinen Werken gleich, — es wird immer ein gott- und sittenloses Leben sein, und ist nur geringer oder größer nach dem Maaße der Mittel, welche dazu vorhanden sind. Dasselbe leichtsinnige, üppige, unzüchtige Wesen; dazu Gotteslästerungen in tiefster Rohheit, unaufhörliches Fluchen und Schwören. Daß aber aller Unglaube gern in Aberglauben überschlägt, das hat man da wohl deutlich gesehen; es herrschte eine solche Neigung zum Sternsehen und zu allen andern abergläubischen Wahrsagereien, daß man im Lande der Heiden zu leben meinte, und die Sabbathschändung hatte in Städten und Dörfern das höchste Maas erreicht, wie es, Gott sei es innigst geklagt, jetzt auch an vielen Orten noch sich findet.“

„Ich erinnere mich aber doch,“ fiel Meister Kuntze

ein — von meinem seligen Vater her, „daß man gerade damals die Kirche sehr fleißig besucht hat.“

„Allerdings,“ versicherte Vater Oerttel. — „Wie jetzt noch unter gar Vielen, so hielt man es damals für einen Gottesdienst, sich an Sonn- und Festtagen stattlich herauszuputzen und zweimal zur Kirche zu gehen, aber freilich ohne allen Herzensdrang, und deshalb ohne alle Andacht, ohne allen Nutzen für der Seele Heil. Denn sobald das Gotteshaus zugeschlossen war, ging auch das sündlichste Leben und Treiben an. Alle Sünden, wozu es an den Werktagen nicht Zeit und Gelegenheit gab, wurden nun des Sonntags mit freudigem Muthe gethan. In allen Gasthöfen, Schenken, Wein- und Bierkellern war bald kein Unterkommen mehr, und Trinken und Schwelgen dauerte unter Trommeln, Pfeifen und Geigen bis über die Mitternacht hinaus. Ja ich habe selbst an einem Sonntage die Comödianten in der Kirche ihr Wesen treiben sehen, und wo man hinkam, gab es Fechtmeister, Springer, Linienflieher, Tanzmeister, Bären, Affen und andere wilde Thiere, die dem Volke in Städten und Dörfern mit ihrer Kurzweil aufwarteten, und welcher selbst die Stadtobrigkeit und die Geistlichkeit mit ganz besonderer Ergötzlichkeit beiwohnten.“

„Das ist eine traurige Schilderung,“ rief Meister Häßler aus; der Musikdirector Ebeling aber setzte hinzu: „Mich erbittert nichts mehr, als der Mißbrauch der schönen, herrlichen Musica zu dem sündlichen Leben und Treiben der Welt, wo denn schon der Prophet Je-

saias in dem Worte, das mir, als einem Musico, ganz besonders gesagt ist, sich ausspricht: „Wehe Denen, die des Morgens früh auf sind, des Saufens sich zu befleißigen und sitzen bis in die Nacht, daß sie der Wein erhitzet und haben Harfen, Psalmen, Pauken, Pfeifen und Wein in ihrem Wohlleben, und sehen nicht auf das Wort des Herrn und schauen nicht auf das Geschäft seiner Hände.“ (Jes. 5, v. 11. 12.) „Ja, lieben Freunde, die Musik ist eine der herrlichsten Gaben Gottes und keine andere Kunst so mächtig, das Gemüth zu ergreifen und die Seele mit Andacht und mit Liebe zu Gott zu erfüllen. Ich meine deshalb auch, daß Gott uns Menschen die Gaben der Musik nur deshalb verliehen hat, daß wir ihm allein singen und spielen sollen in unserm Herzen, daß wir das zauberhafte Reich der Töne nur zu seiner Ehre erschließen, und daß alle Melodie und alle Harmonie nur Zeugniß geben solle von dem Einklange unseres Herzens mit dem heiligen Willen Gottes. Darum sage ich, der rechte Dichter und der rechte Sänger stehen allezeit nur im Dienste des Herrn! Wenn nun aber, wie noch heut zu Tage so oft geschieht, Geigen und Pfeifen nur zur Lust der Welt verwendet werden, wenn die heilige Musica hinabsteigen muß in den unreinen Geist fleischlichen Wohlgefallens, wenn der Ton der Trompeten und Pauken den letzten Gedanken an Zucht und Schaam, an Gott und alles Heilige aus der leeren Seele noch hinaustreibt, dann könnte ich weinen vor Schmerz und Herzeleid über die Entheiligung der himmlischen Frau Musica, und es

hält schwer, daß ich nicht über den starken Engel in der Offenbarung St. Johannis, der den großen Stein ins Meer wirft und spricht: „Also wird mit einem Sturme verworfen die große Stadt Babylon und nicht mehr erfunden werden, und die Stimme der Sänger und Saitenspieler, Pfeifen und Posaunen soll nicht mehr in dir gehört werden, und das Licht der Leuchte soll nicht mehr in dir leuchten" (Offenb. Joh. 18, v. 21—23) — „es fehlt nicht viel, sage ich, daß ich nicht darüber ausrufe: „Ja so geschehe es, hier und da und dort und überall, wo die himmlische Frau Musica dem Baal und Belial dienen muß. Darum Ehre unserm Paul Gerhardt, der die volltönenden Saiten seines Herzens nur angeschlagen hat, dem Menschen zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, dem Herrn im Himmel aber zu Lobe, Preis, Dank und Anbetung."

„Ja, Ehre, Ehre unserm Paul Gerhardt," durchschallte es die ganze Versammlung. „Er ist ein Mann nach dem Herzen Gottes!" —

Nachdem die durch Ebelings begeisternde Ansprache hervorgebrachte Aufregung wieder gestillt war, nahm Meister Seyffard, der Schneider, das Wort und sagte: „Ich weiß wohl, daß unser Handwerk nächst der Goldschmiedekunst leider am Meisten gezwungen ist, dem hoffärtigen Wesen der Welt zu dienen; aber obgleich dadurch unser tägliches Brot gewonnen werden muß, so kann ich Euch doch gestehen, lieben Mitbürger und Freunde, daß ich mit Schmerz und Widerwillen diesem

Götzen diene. Auch mein Erdenleben reicht weit genug zurück, um den Anfang dieses Greuels an den Weibern und Töchtern der vornehmen Herren aufzufinden. Ich weiß recht wohl die Zeit, wo diese Weiber mit ihrer natürlichen Gestalt und Farbe, welche Gott, ihr Schöpfer, ihnen gegeben hat, nicht mehr zufrieden waren, sondern damit sie weißer und schöner angesehen werden möchten, sich mit gemischten und wohlriechenden Wassern wuschen, sich mit allerhand Farben schmückten, cypriſchen Puder ins Haar streueten und hohe Sturmhauben auf dem Kopfe trugen, nicht anders, als wenn sie Alles, was ihnen vorkommt, niederreißen wollten. Ja, sie haben es so weit getrieben, daß sie es für eine Schande und Unehre achten, ihre Kinder an ihre eigene Brust zu legen und sie mit ihrer eigenen Milch aufzuziehen und zu ernähern; dafür miethen sie oftmals mit großen Kosten leichtfertige und unzüchtige Mägde, und vertrauen denselben ihre Kinder, die sie mit großen Schmerzen geboren, zur Stillung an. Darum sage ich's laut, eine Schande ist es an unsern christlichen Weibern, daß sie in solcher Eitelkeit wie ertrunken sind, und daß selbst die heidnischen Weiber ihnen darin ein besseres Vorbild geben, welche ihren Beruf und Schuldigkeit in Bestellung und Ausrichtung der häuslichen Nahrung und Wirthschaft, wozu sie doch von Gott den Männern als Gehülfen zugeordnet sind, getreulich erfüllen. Ich kann an solches Alles nicht denken, ohne daß das vom Prophet angedrohte Strafgericht mir als nahe bevorstehend erscheint."

„Welches meinet Ihr, lieber Nachbar?“ fragte Meister Jung.“

„Die Worte sind für mich zu schwer zu merken,“ antwortete Seyffard — „aber wenn mir Jemand eine Bibel reichen wollte, möchte ich sie sogleich auffinden.“

„Nun, Herr Wirth,“ rief Meister Jung diesem zu: „Ihr habt doch gewiß eine Bibel im Hause; denn so viel ich weiß, steht der Besitz einer Bibel Eurem Stande über den Partheien nicht im Wege.“

„Gewiß nicht, werther Meister Jung,“ versicherte Herr Matthias und schickte sich an, das verlangte Buch herbeizuschaffen. Er suchte aber vergebens in dem Wandschranke nach, und eilte dann, nachdem er mit der Hand vor der Stirn sich Raths erholt hatte, zum Zimmer hinaus, die Treppe hinauf und brachte dann ein großes, arg verstaubtes und doppelt verschlossenes Buch zurück und legte es vor Meister Seyffard hin.

„Ei, ei, Herr Wirth,“ sagte Meister Jung lächelnd, als er die große Mühe bemerkte, mit welcher Seyffard die fast eingerosteten Klappen öffnete — „wenn Gott, wie es im Psalmen heißt, seine Barmherzigkeit vor Euch eben so verschlossen hält, als Ihr dieses Buch, so steht es schlimm um Euch.“

Herr Matthias verbeugte sich ebenfalls lächelnd und wollte eben seine Vertheidigungsrede beginnen, als Meister Seyffard fortfuhr: „Hier ist die Stelle, die ich meine, im dritten Capitel des Jesaias; soll ich sie Euch lesen?“

„Ja, ja," rief es von allen Seiten und Meister Seyffard las:

„Warum zertretet ihr mein Volk und zerschlagt die Person der Elenden? spricht der Herr Herr Zebaoth. Und der Herr spricht: Darum, daß die Töchter Zions stolz sind und gehen mit aufgerichtetem Halse, mit geschminkten Angesichtern, treten einher und schwänzen und haben köstliche Schuhe an ihren Füßen, so wird der Herr die Scheitel der Töchter Zions kahl machen und der Herr wird ihr Geschmeide wegnehmen. Zu der Zeit wird der Herr den Schmuck an den Schuhen hinwegnehmen und die Hefte, die Spangen, die Kettlein, die Armspangen, die Hauben, die Flittern, die Gebräme, die Schnürlein, die Biesemäpfel, die Ohrenspangen, die Ringe, die Haarbänder, die Feierkleider, die Mäntel, die Schleier, die Beutel, die Spiegel, die Koller, die Borten, die Kittel und wird Gestank für guten Geruch sein und ein loses Band für einen Gürtel, und eine Glatze für ein krauses Haar und für einen weiten Mantel ein enger Sack. Solches Alles anstatt deiner Schöne. Dein Pöbel wird durch das Schwert fallen und deine Krieger im Streit, und ihre Thore werden trauern und klagen und sie wird jämmerlich sitzen auf der Erde."

„Das ist allerdings ein grauses Gericht," sagte der Altmeister Oertel, als Seyffard hier schloß. — „Wir wollen aber zu unserm Geschlechte und zu Gottes Barmherzigkeit das Vertrauen haben, daß ein sol-

ches Gericht fern von uns bleibt, zumal da Das, was vom Schwerte des Krieges da gesagt ist, bereits an uns allzuwahr sich erfüllet hat, und wir noch Alle an den Wunden des Krieges bluten. So wie schon unser große Churfürst seit den sechs und zwanzig Jahren seiner Regierung so manchen schweren Druck von seinem Lande hinweggenommen hat und überhaupt ein frommer Regent ist, und die aus seinem guten Herzen geschehene Wiedereinsetzung unsers Paul Gerhardt in sein Amt ohne alle Bedingung mir in kirchlicher Hinsicht ein gar köstliches Zeugniß seiner eigenen lautern Gottesfurcht erscheint, so muß ich es wiederholen, daß mit dem Eintritte unserer theuren Churfürstin in unser Land und Stadt der wahrhaftige gute Engel über uns gekommen ist. Denn diese fromme, erhabene Frau war es, welche sich zuerst dem sündlichen Greuel am Hofe widersetzte und mit christlicher Weisheit einen bösen Geist nach dem andern aus der Umgebung ihres durchlauchtigsten Gemahles zu entfernen wußte. Ja man kann sagen, daß diese fürstliche Frau die wahre Gottesfurcht wieder ins Land und an den Hof gebracht hat; und wenn ich auch zugeben muß, daß noch gar viel zu thun übrig bleibt, daß noch manche Last auf den Bürgern und auf der Gemeinde liegt, die noch hinweggenommen werden muß, so ziemt uns herzliche Dankbarkeit für jede einzelne Wohlthat, die an uns geschieht, und als solche erkenne ich mit Euch Allen vom Grund der Seele, daß wir unsern Paul Gerhardt wieder haben. Ja, um deswillen wollen wir jedes andere Herzeleid vergessen, das

wir um dieſes Mannes willen erduldet haben. Iſt das nicht auch Euer Geſtändniß, lieber Mitmeiſter Jung?"

„Ja, vom ganzen Herzen," antwortete dieſer. „Die kurze Trübſal, die ich deshalb erduldet habe, iſt mir allezeit eine beſondere Ehre und Freude geweſen. Morgen wird nun unſer Herr Gerhardt nach faſt einjährigem Schweigen zum erſten Male wieder predigen. Das ſoll ein großer Verſöhnungstag für uns Alle werden."

„Das iſt das rechte Wort," rief der Altvater Oertel begeiſtert aus. „Es iſt wahr, wir haben Vieles und Schweres erdulden müſſen, wir haben mit Gut und Blut nur mühſam erhalten und retten können, was wir noch haben, wir haben bei allen leiblichen Uebeln noch lange Zeit in Gefahr geſtanden, auch unſer Letztes, was uns noch tröſtete, die Krone unſers lutheriſchen Glaubens, zu verlieren. Aber die Wiedereinſetzung unſers theuren, frommen, getreuen Paul Gerhardts ohne all' ſein Zuthun, aus eignem, freiem, gnädigem Willen unſers großen Churfürſten, hat mit einem Male alle Traurigkeit in Freude verwandelt. Vergeſſen ſei alles bittere Leid! Eine neue Hoffnung geht vor uns auf, — dieſe ſei unſer Labſal, unſre Stütze, unſer Stecken und Stab. Und das hat Gott ſelber gethan, der treue Hüter und Wächter, der nie ſchlummert und ſchläft, der Herr ſeiner Chriſtenheit, der Hirt ſeiner Heerde hat ſelbſt an die Herzen der Menſchen geklopft, — da mußten ſie ſich aufthun vor ſeiner allmächtigen Hand. Dank

ihm, Lob und Preis und Ehre und Anbetung. Und wer ihm danket, spreche Amen!“

„Amen, Amen,“ hallte es in einem großen, ernsten Tone durch das Gemach. Freude und Frieden überall und Niemand ahnete, daß der Mann, um des willen solche Freude und solcher Dank zum Himmel aufstieg, zu Hause in seinem Kämmerlein weder Freude noch Frieden hatte.

Cap. 4.

Die Gewiſſensangſt.

Schauet doch und ſehet, ob irgend ein Schmerz ſei, wie mein Schmerz, der mich getroffen hat.
Klagl. Jerem. 1, v. 12.

Am folgenden Tage war die Kirche zu St. Nicolai von einer ſolchen zahlreichen Verſammlung gefüllt, daß die Zuſchauer bis an die Thüre gedrängt wurden. Jedermann wollte die erſte Predigt Gerhardts wieder hören. Wenn auch gewiß ein Theil nur aus Neugier, was der ſo hart bedrängt geweſene Mann über ſich ſelbſt und ſein Schickſal äußern würde, ſich eingefunden hatte, ſo war doch die größte Anzahl von einem wahren religiöſen Bedürfniſſe ins Gotteshaus geführt worden. Gerhardt war nun einmal der Mann des Volkes; Keiner konnte, ſo wie er, Gedanken und Sinne ſeiner Zuhörer feſſeln, Keiner, wie er, in das Geheimniß ihrer Seelen dringen, Keiner, wie er, das Wort Gottes erbaulich erklären.

Gerhardt redete ruhig, obgleich mit tiefer Rührung; des kirchlichen Zwiespaltes gedachte er fast mit keinem Worte, und was er über sich selbst sprach, war nur Dank zu Gott für diesen Tag. Das war nun freilich Vielen zu wenig; sie hatten erwartet, Gerhardt werde mit großem Eifer die siegreiche Sache des lutherischen Glaubens darstellen, und wenn auch mit aller ihm eigenthümlichen Mäßigung und Schonung, dennoch über die hauptsächlichsten streitigen Lehren beider Kirchen sich mit Entschlossenheit aussprechen. Denn Solches war durch die churfürstlichen Edicte durchaus nicht verboten. Aber von diesem Allen geschah nichts.

„Seine Kraft ist gebrochen," äußerte ein Bürger zu mehren andern, welche nach beendigtem Gottesdienste an der Kirchthüre sich versammelt hatten. — „Es ist auch kein Wunder; die mancherlei Kränkungen zehren am Geiste und schwächen zuletzt auch den stärksten Willen!"

„Man sah es ihm an," sagte ein Anderer. — „Obgleich seine Stimme noch frisch und kräftig war, wie sonst, so lag doch auf seinem Gesichte eine Trauer, eine tiefe Schwermuth, die uns an ihm irre machen muß. Mein Gott, wie fröhlich leuchteten sonst seine Augen, wenn er von heiliger Stätte herab auf uns niedersah, — da war Leben und Freude, so daß selbst ein Zauber an der Freudigkeit seines Angesichts sich hätte ebenso erbauen können, als wenn er die Predigt verstanden hätte. Aber heute, dieser tiefe, wehmüthige Ernst!

— nein, ich sage euch, seine Kraft ist gebrochen, es ist dies unser alter Gerhardt nicht mehr.“ —

Dieses Urtheil über den schwergeprüften Mann erschien allerdings als ein gerechtes. Auch die ruhigsten Zuhörer konnten es nicht leugnen, daß eine Veränderung in der Seelenstimmung Gerhardts vorgegangen war. Irgend ein geheimer Wurm schien an seinem Herzen und Gewissen zu nagen und alle Freudigkeit des Amtes hinweggenommen zu haben.

Um uns darüber Aufklärung zu verschaffen, folgen wir einigen Bürgern und vertrauten Freunden Gerhardt's, welche unmittelbar nach dem Gottesdienste sich zu ihm begaben, die Meister Jung, Liebrecht und Schumann. Als sie bei Gerhardt ins Zimmer traten, fanden sie ihn in tiefes Nachdenken verloren in seinem Armstuhle sitzend.

„Lieber, ehrwürdiger Herr und Gevatter,“ sprach Meister Jung — „wenn unser Eintritt Euch unwillkommen sein sollte, so würde uns dies herzlich Leid thun. Aber es treibt uns ein Anliegen zu Euch, über welches Ihr allein uns Auskunft geben könnt. Wir fürchten, daß Ihr leiblich nicht wohl seid, oder daß sonst ein heimlicher Gram Euch an der Seele zehrt. In beiden Fällen wären wir eben so zu beklagen, wie Ihr. Sollte der von uns Allen so sehnlichst gewünschte Tag in Euch selbst noch unerfüllte Wünsche zurückgelassen haben?“

„Allerdings, mein Freund,“ antwortete Gerhardt betrübt. — „Es ist heute das erste Mal in meinem Le-

ben, daß ich ohne Freudigkeit die Kanzel auf- und abgestiegen bin. Ja, daß ich es Euch gestehe, ich habe diesen Morgen noch einen schweren Kampf gekämpfet, ob ich mein Amt wieder antreten solle, 'oder nicht. Ich habe es gethan, um die Erwartung meiner lieben Gemeinde nicht zu täuschen; aber ich würde jetzt ruhiger sein, hätte ich die Kanzeltreppe nicht betreten."

„Mein Gott und Herr," rief Jung aus, „was ist denn geschehen?"

„Erlaubt mir, daß ich Euch die Sache ausführlicher berichte," antwortete Gerhard und fuhr dann fort: „Ihr wisset, daß mir am neunten dieses Monats ganz unerwartet durch den Herrn Geheimen Kammersecretär Fehr im Namen und Auftrag unsers durchlauchtigsten Churfürsten die Wiedereinsetzung in mein Amt angekündigt wurde, und zwar mit der bestimmten Zusage, daß von mir keinerlei Ausstellung des Reverses verlangt werden würde. Erst beim Abschied setzte der Herr Secretär hinzu, wie Seine churfürstliche Durchlaucht der gnädigsten Zuversicht lebe, ich würde mich auch ohne geleistete Unterschrift doch allemal Dero Edicten gemäß zu bezeigen wissen. Diese Aeußerung machte mir dann ein nicht geringes Nachdenken. Denn wenn dies wirklich des Churfürsten Erwartung über mich wäre, und ich nur in dieser Erwartung mein Amt wieder überkommen hätte, so wäre das ja nicht anders, und nicht besser, als wenn ich wirklich die Unterschrift geleistet hätte. Tags darauf, am zehnten dieses Monats, wurde mir von Seiten des hochedlen Raths in einer amtlichen

Zuschrift die vom Churfürsten über mich gnädigst verfügte Wiedereinsetzung mitgetheilt und zwar mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß mir keinerlei Subscription der Reverse solle angesonnen werden. Meine Beruhigung darüber wurde noch am selben Tage durch eine vornehme Standesperson, die mich ihres Besuchs würdigte, zur erfreulichsten Gewißheit, indem mir die Versicherung wurde, ich würde wieder eingesetzt ohne alle und jede Unterschrift und Bedingung.“

„Nun, und beruhigt Euch das nicht?“ fragte Meister Liebrecht. „Scheint es mir doch, als könntet Ihr Euch nur an die schriftliche Zufertigung des hochedlen Raths halten.“

„Nicht so allein,“ entgegnete Gerhardt. „Der Herr Geheimsecretär ist eine in öffentlichen Diensten des Churfürsten stehende, geschworene Person, der nicht leicht etwas mehr oder weniger anbringen wird, als was ihm anbefohlen worden ist. Ich kann also nicht anders schließen, als daß des Churfürsten wirkliche Erwartung über mich nur die sei, daß ich mich, auch ohne Unterschrift, in meinem Gewissen würde gebunden erachten, als hätte ich den Revers ausgestellt; und dieser Umstand macht, daß ich mich in der Sache nicht zurecht finden kann. Ich quäle mich Tag für Tag, wie ich solche doppelte Botschaft in meinem Gewissen vereinigen möchte, aber je mehr ich Solches zu erreichen suche, desto größer wird meine Qual und ich bin jetzt, wo ich meines Amtes wieder warten darf, in Wahr-

heit unglücklicher, als vorher in der ganzen Zeit meiner Absetzung.“

„Es scheint mir doch, lieber Herr,“ sagte Meister Liebrecht, „daß Ihr in Eurer Gewissenhaftigkeit zu weit gehet. Ich an Eurer Statt würde mich lediglich an des Raths Rescript halten und im Uebrigen meines Amtes warten als ein getreuer lutherischer Prediger so lange, bis von Seiten des Churfürsten irgend eine Anfrage an mich geschehe.“

„Nein, mein lieber Nachbar,“ sprach Meister Jung kopfschüttelnd. — „Die Sache ist doch nicht so leichthin abgefertigt. Wo das Gewissen darein redet, da ist jede falsche Ruhe gefährlich. Ich möchte auch dafür erachten, daß der Geheimsecretär in Allem nur des Churfürsten Willensmeinung ausgesprochen hat. Und wenn Dem wirklich so ist, wenn der Churfürst eine stillschweigende Zusage mit Recht als gleich verbindlich mit einem schriftlichen Versprechen annimmt, so ist unserer Kirche in gar Nichts geholfen.“

„Es sind auch noch andere Gründe, die mich irre machen,“ fuhr Gerhardt fort: „In dem sonntag'schen Mercurius, wo meine Wiedereinsetzung der Gemeinde mitgetheilt wird, stehen die Worte: daß churfürstliche Durchlaucht zu mir das gnädigste Vertrauen habe, ich würde mich auch fernerhin in Führung meines Predigtamtes und in Vertheidigung meines lutherischen Glaubens derselben Mäßigung befleißigen, mit welcher ich bisher meines Amtes gewartet hätte. Was aber soll das heißen, lieben Freunde? Ich habe

mich zu dieſer Mäßigung niemals anders verſtanden, kann mich auch fernerhin nicht anders dazu verſtehen, als daß ich bei ſämmtlichen Bekenntnißſchriften meines lutheriſchen Glaubens und namentlich bei der Concordienformel verbleibe. Wenn nun aber churfürſtliche Durchlaucht von mir erwartet, daß ich mich Dero Edicten gemäß bezeigen werde, wie kann ich dann getreulich bei der Concordienformel verbleiben, da dieſelbe in den Edicten ſo hart angegriffen wird. Und ſollte ich ſchweigen, wenn von reformirter Seite, wie Solches ſo oft geſchehen iſt, das eine oder das andere unſrer ſymboliſchen Bücher als ein Schand- und Schmäh- und Läſterbuch verſchrieen wird? Wäre ich dann nicht ein treuloſer Hirte meiner Heerde? Hätte ich dann nicht meinen lutheriſchen Glauben um die flüchtige Gunſt des Churfürſten verkauft? Wäre ich dann nicht noch verdammlicher, als wenn ich ohne Weiteres den Revers ausgeſtellt hätte?“

„Ich muß Euch recht geben, ehrwürdiger Herr,“ ſagte Meiſter Jung. „Daß wir von den Reformirten nicht immer Liebes und Gutes zu erwarten haben, wiſſen wir Alle. Namentlich gilt dies von unſerm Erbfeinde, dem Hofprediger Stoſch, der in aller Stille einen neuen Angriff auf unſere Kirche vorbereitet. Geſtern führte mich mein Weg mit dem Hofbuchdrucker Georg Schultze zuſammen, der mir mit ſchlecht verhehlter Freude die Mittheilung machte, daß auf churfürſtlichen Befehl ſämmtliche Briefe des ehemaligen Propſtes Fromm, welche er innerhalb zehn und mehr Jahren an

die beiden Hofprediger Stoſch und Bergius geſchrieben hat, gedruckt und im Publico verbreitet werden. Wenn auch der Propſt wegen ſeiner Doppelzüngigkeit wenig Achtung verdient, ſo iſt doch ſo viel anzunehmen, daß die genannten Briefe nicht allein zur Beſchimpfung des Briefſtellers, ſondern zum Aerger der ganzen lutheriſchen Kirche bekannt gemacht werden ſollen. Dies Alles aber iſt das Werk des Hofpredigers Stoſch, und ſo lange dieſer Mann amtiret, hat unſere lutheriſche Kirche wenig Frieden zu erwarten. Ja, ich geſtehe es Euch offen, lieber Herr Gevatter, ich werde aufs Neue irre an des Churfürſten Abſicht und ſollte ich zum zweiten Male ins Gefängniß wandern müſſen, ich werde darüber nicht ſchweigen. Eine Gnade, welche mit der linken Hand wieder nimmt, was ſie mit der rechten gegeben hat, iſt weder eine Gabe der Liebe, noch der Gerechtigkeit.“

„Solltet Ihr doch nicht zu hart urtheilen?“ fragte Meiſter Schumann. „Es betrübt mich in tiefſter Seele, daß der heutige Tag, von welchem wir Alle ſo viel Erfreuliches und Verſöhnliches gehofft hatten, ſolche Mißſtimmung erzeugt. Wenn es wahr iſt, daß wir die Wiedereinſetzung unſers lieben Gerhardt der Fürbitte unſerer Frau Churfürſtin verdanken, ſo laſſet uns auch ein weiteres Vertrauen auf dieſelbe ſetzen.“

„Wie gern wollte ich das thun,“ entgegnete Gerhardt — „wenn nicht gar zu vielerlei traurige Umſtände dieſe Hoffnung zu Schanden machten. Denket nur an meinen Collegen Gigas, der jetzt, wie ein ſchwe-

rer Verbrecher, auf Spandau eine schwere Strafe verbüßt. Wenn ich es auch bitter tadeln und beklagen muß, daß er ohne Ueberzeugung seines Gewissens den Edicten sich unterworfen hat, und daß er, in falscher Meinung, sein Gewissen zu beruhigen, in ziemlich harten Ausdrücken die reformirte Lehre bekämpft haben mag, und er somit schon wegen Verletzung christlicher Liebe und Duldung nicht ohne Strafe bleiben konnte, so ist doch diese Strafe zu hart. Wenn nun der arme Gigas, was wir ja doch nicht einmal genau wissen, diese schwere Strafe nur deshalb erleiden sollte, daß er zum Gehorsam der churfürstlichen Edicte sich nicht ferner mehr verbinden lassen kann, was hätte ich dann für mich und meine Amtsbrüder Anderes und Besseres zu erwarten? Ihr sehet also, Meister Schumann, unsere Hoffnungen stehen auf schwachem Grunde. Wohl war es ein liebes, freundliches Licht, welches so unerwartet in die Nacht meines Gemüthes fiel; aber nunmehr folgt auch desto größere Dunkelheit.“

„Aber was haben wir dann für Hoffnung?“ fragte Meister Liebrecht traurig. — „Sollen wir für die lange und schwere Theuerung des Wortes Gottes keine Abhilfe finden? Soll der Hunger und Durst nach der lautern Lehre des Evangelii, wie sie in den Bekenntnißschriften unserer lutherischen Kirche niedergelegt ist, wieder aufs Neue fortdauern? Könntet Ihr wirklich, ehrwürdiger Herr, uns aufs Neue Waisen sein lassen im Hause Gottes?“

„Zunächst,“ antwortete Gerhardt ernst — „muß

ich Euch vor einer Sünde warnen, die Ihr an mir und meinetwegen thut. Die gute Meinung, die Ihr da über mich aussprecht, kann sich etwa nur auf die Liebe und Freudigkeit gründen, mit welcher ich meiner lieben Gemeinde das Evangelium geprebigt habe, und wohl auch auf die Treue, mit welcher ich bisher im lutherischen Bekenntnisse verharret. Aber ungerechnet, daß ich nur ein feiger Miethling sein würde, wenn ich Solches nicht thäte, bin ich doch nicht der Einzige, der mit gleicher Liebe und Freudigkeit, und mit derselben Glaubenstreue seines Amtes wartet. Meine lieben Glaubensbrüder Lubath, Lorentz und Hellwig verdienen dasselbe Euer Vertrauen, und daß diejenigen Männer, die meine und des Gigas und des Propstes Stelle einzunehmen berufen sind, Euren Hunger und Durst nach Gottes lauterem Worte stillen werden, steht Euch, lieber Meister, von Dem zu erwarten, der seine Kirche schützt und segnet."

„Nein, nein, ehrwürdiger Herr," entgegnete Meister Liebrecht schnell und mit dem Zeichen der Verlegenheit — „nicht das wollte ich eben sagen, sondern vielmehr: Ob es denn Euch so leicht werden könnte, uns zu verlassen?"

„Mein Gott!" rief Gerhardt aus und seine Augen füllten sich mit Thränen. — „Wäre ich nicht der Verdammlichste unter allen Menschen, wenn ich nicht anders als mit blutendem Herzen eine Gemeinde verließe, die mich tausendmal mehr liebt, als ich verdiene? Ja gewiß, lieber Meister, ich will ja meiner getreuen, lie-

wir um dieses Mannes willen erduldet haben. Ist das nicht auch Euer Geständniß, lieber Mitmeister Jung?"

„Ja, vom ganzen Herzen," antwortete dieser. „Die kurze Trübsal, die ich deshalb erduldet habe, ist mir allezeit eine besondere Ehre und Freude gewesen. Morgen wird nun unser Herr Gerhardt nach fast einjährigem Schweigen zum ersten Male wieder predigen. Das soll ein großer Versöhnungstag für uns Alle werden."

„Das ist das rechte Wort," rief der Altvater Oerttel begeistert aus. „Es ist wahr, wir haben Vieles und Schweres erdulden müssen, wir haben mit Gut und Blut nur mühsam erhalten und retten können, was wir noch haben, wir haben bei allen leiblichen Uebeln noch lange Zeit in Gefahr gestanden, auch unser Letztes, was uns noch tröstete, die Krone unsers lutherischen Glaubens, zu verlieren. Aber die Wiedereinsetzung unsers theuren, frommen, getreuen Paul Gerhardts ohne all' sein Zuthun, aus eignem, freiem, gnädigem Willen unsers großen Churfürsten, hat mit einem Male alle Traurigkeit in Freude verwandelt. Vergessen sei alles bittere Leid! Eine neue Hoffnung geht vor uns auf, — diese sei unser Labsal, unsre Stütze, unser Stecken und Stab. Und das hat Gott selber gethan, der treue Hüter und Wächter, der nie schlummert und schläft, der Herr seiner Christenheit, der Hirt seiner Heerde hat selbst an die Herzen der Menschen geklopft, — da mußten sie sich aufthun vor seiner allmächtigen Hand. Dank

Stadt geht dies Gerücht über Euch, und Jedermann fragt sich verwundert, was Euch Uebels widerfahren sein könnte. Ich kam deshalb zu Euch, um Euch nach beßtem Vermögen zu rathen und zu helfen.“

Nachdem nun Gerhardt die Angst seines Herzens, wie uns dieselbe schon bekannt ist, dem Herrn Bürgermeister mitgetheilt hatte, fuhr er fort: „Darum würde ich mir zu Euch die Bitte erlauben, mir so treulich als Euer Gedächtniß vermag, die Worte mitzutheilen, welche churfürstliche Durchlaucht dem gesammten hochedlen Rathe der Stadt in Betreff meiner mitgetheilt hat.“

„Es ist Euch bekannt,“ antwortete nun Tieffenbach mit freundlichster Bereitwilligkeit, — „daß unser gnädigster Herr am neunten dieses Monats nachmittags um drei Uhr den gesammten ehrenvesten Rath vor sich in Dero hohen Person hat bescheiden lassen. Daselbst ließ Derselbe durch den Herrn Oberpräsidenten, Herrn Otto Freiherrn von Schwerin Excellenz, in Gegenwart vieler anderer Herren Geheimräthe außer andern Propositionen auch andeuten, daß — und das waren, so weit mein Gedächtniß mich nicht trüget, die eigenen Worte: Weil Seine churfürstliche Durchlaucht von Eurer Person keine Klagen außer denen vernommen, daß Ihr den Edicten zu subscribiren Euch entzogen, Seine churfürstliche Durchlaucht aber dafür halten müßte, daß Ihr die Meinung der Edicte nicht recht begriffen hättet, so wollten Sie daher Euch plene restituiret und Euer

Glaubens, zu dessen Vertheidigung ich Gut und Blut und die letzte Kraft zu opfern geschworen habe? Gewiß, mein edler Herr, dies Urtheil des Churfürsten, daß ich die Meinung der Edicte nicht recht begriffen habe, macht mir mehr Kummer und Herzeleid, als Alles, was ich bisher um dieser leidigen Edicte willen erduldet habe. Könnte ich den Edicten gehorsam sein, so hätte ich's gethan seit Anfang dieses unglücklichen Streites; aber was mir mein Gewissen verbietet, das kann ich nun und nimmermehr thun, und müßte ich noch mit Weib und Kind ins Elend wandern."

Der gewissenhafte Diener seiner Kirche war in dem letzten Theile dieser seiner Rede in eine ungewöhnliche Aufregung gekommen, welche auf die Umstehenden einen so tiefen Eindruck machte, daß sie, als Gerhardt schwieg, noch einige Augenblicke in stiller Verwunderung auf ihn blickten. Endlich fragte der Bürgermeister: „Und was wollt Ihr nun thun?"

„Was kann ich armer, geringer Mann dabei thun!" rief er aus. „Bin ich doch in der äußern Gewalt Derer, die über mich gebieten. Nur das weiß ich, daß ich nicht zum zweiten Male wieder mit derselben Angst und Qual meines Herzens die Kanzel besteigen werde, wie diesen Morgen. Mit einem traurigen, zerrissenen Gemüthe ist weder dem Herrn im Himmel, noch der Gemeinde auf Erden gedient. Ja ich werde und muß mich wiederum des öffentlichen Predigens enthalten, so lange, bis es dem Churfürsten gefallen wird, mir mit Uebertragung meines Amtes mein Gewissen völlig frei zu ge-

ben, oder so ihm das nicht gefällt, mit mir zu thun, wozu ihm fein Gewissen Macht und Recht giebt.“

„Wie plötzlich hat sich unsere Freude wieder in Traurigkeit verkehrt,“ sagte hier der Bürgermeister im Tone herzlicher Trauer. „Was hilft uns nun die unerwartete Gnade des Churfürsten, da sie statt Rosen nur Dornen gebracht hat? Es muß Etwas geschehen, diesem traurigen Zustande zwischen Furcht und Hoffnung ein Ende zu machen.“

„Ja, es könnte Etwas geschehen,“ setzte Gerhardt schnell hinzu. — „Wenn Ein hochedler und hochweiser Rath sich meine jetzige Angst wollte zu Herzen gehen lassen und bei churfürstlicher Durchlaucht mir vorbitten helfen, so könnte mit Gottes Hilfe Alles noch gut werden.“

„Ja, das soll geschehen,“ versicherte der Bürgermeister schnell. „Wenn auch unsere letzte Fürbitte für Euch so übel ausgeschlagen ist, daß sie Euch nichts nützte, uns aber manche Kränkung bewirkte, so sollt Ihr doch, ehrwürdiger Herr, den Rath der Stadt Berlin nicht saumselig finden, wenn es gilt, für die Freiheit des Glaubens und der Gewissen zu reden und zu handeln. Darum ersuche ich Euch, daß Ihr in einem besondern Schreiben bei uns einkommen und dies Euer Anliegen und das Weitere vortragen möget. Bis dahin lasset uns aber der frohen Zuversicht leben, daß sich Alles noch zum Besten lenken werde. Wir haben, Gottlob, einen frommen, christlichen und gottseligen Churfürsten, welcher wohl leiden mag, daß für Haus

und Hof, wie für geistiges Wohl der Bürgerschaft ein freies, offenes Wort vor ihm geredet werde.“

„Der Herr segne dies Euer Wort,“ sagte Gerhardt — „Churfürstliche Durchlaucht kann es wohl nicht in Ungnade vermerken, wenn der hochedle Rath der Stadt zu Gunsten der armen, betrübten Seele eines Predigers, der nun in die zehn Jahre seiner Gemeinde getreulich gedient hat, ein Wörtlein redet. Hoffen wir doch Alle einst unsere Seligkeit von der Fürbitte unsers einzigen Mittlers und Versöhners Jesu Christi! Warum sollten wir nicht unsern Frieden auf Erden von der Fürbitte eines Christen bei dem andern erwarten dürfen!“ —

Und mit dieser gemeinsamen Hoffnung verließen die Männer das Zimmer.

Cap. 5.

Die Verlobten.

Darum bete ich, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde in allerlei Erkenntniß und Erfahrung, daß ihr prüfen möget, was das Beßte sei, auf daß ihr lauter und unanstößig seid bis auf den Tag Christi.

Philipp. 1, v. 9. 10.

Nachdem wir bisher in unmittelbarer Folge die Ereigniſſe erzählt haben, welche die Perſon unſers Paul Gerhardt betroffen, wird es Zeit, uns wieder nach einigen andern Perſonen umzuſehen, welche an den Schickſalen dieſes Mannes beſondern Antheil hatten oder nahmen. Wir denken hier zunächſt an die edle Jungfrau Dorothea Jung, welche wir eines Morgens eifrig am Claviere beſchäftigt finden, wo ſie die Melodie eines gerhardtſchen Liedes um ſo fleißiger und ernſtlicher einzuüben ſuchte, als dieſe ja das Werk ihres Bräutigams war, dem ſie keine größere Freude bereiten konnte, als ein gerhardtſches Lied mit ihm zu ſpielen und zu ſingen.

Ohne daß sie es gemerkt hatte, war der Componist still eingetreten und hatte sich hinter ihren Stuhl gestellt und lauschte mit süßer Freude auf die Uebungen seiner Braut. Eben hatte diese den Vers vor sich hingesungen:

Ein Weib, das Gott den Herren liebt,
Und sich stets in der Tugend übt,
Ist vielmehr Lob's und Liebens werth,
Als alle Perlen auf der Erd —

als Ebeling sich nicht länger vor herzinniger Freude lassen konnte und ausrief: „Wie herrlich, wie wahr! Und wie lieblich klingt das aus Eurem Munde." —

„Ihr böser Mann," sagte Dorothea, indem sie erschreckt vom Stuhle aufsprang. — „Wie mögt Ihr Euch so heimlich hereinschleichen!"

„Seid mir nicht böse," bat er. „Ich könnte Euch zur Entschuldigung meines heimlichen Eintritts allerlei schmeichelhafte Worte sagen, aber ich will es Euch ehrlich gestehen: es war nicht recht, daß ich Euch erschreckte. Aber Ihr wisset auch nicht, welcher unwiderstehliche Zauber in der Musik für mich liegt. Als ich an Eurer Thüre ankam und Euch das schöne Lied üben hörte, da hätte ich um keinen Preis in der Welt den Muth gehabt, Euch darin zu stören. Darum trat ich heimlich ein. Und damit Ihr mir desto eher verzeihet, will ich Euch zwei Verse dafür singen und spielen, die unser lieber Herr Gerhardt aus meiner Seele für Euch gemacht hat: so höret an:

Ihr Mann darf mit dem Herzen frei
Verlassen sich auf ihre Treu;
Sein Haus ist voller Freud' und Licht,
An Nahrung wird's ihm mangeln nicht.

Sie thut ihm Liebes und kein Leid,
Durchsüßet seine Lebenszeit;
Sie nimmt sich seines Kummers an
Mit Trost und Rath, so gut sie kann.

„Ist das nicht ein glücklicher Mann, dem ein solches Weib beschieden ist?" fragte Ebeling, als er diese Verse beendigt hatte. „Und bin ich nicht selbst der glückliche Mann, liebe Dorothea?"

Die edle Jungfrau, welche mit allen guten Seelen Das gemein hatte, daß sie über jedes Lob in ungeheuchelter Schaam erröthen und wenn sie sich mit einem ernsten Worte nicht fortzukommen getrauen, die Abwehr in irgend einem scherzhaften Angriffe versuchen, antwortete: „Ei, ei, mein Herr Musikdirector, wer hat Euch denn solche Hoffnung gemacht? Wenn ich Euch nun beweise, daß alles Das, was Ihr in diesen Versen als mein zukünftiges Lob im Voraus mir gesungen habt, mir gar nicht gelten kann?"

„Das könnt Ihr nicht beweisen," entgegnete Ebeling vest.

„Nun," fuhr Dorothea mit Eifer fort — „da Ihr mich dazu herausfordert, so muß ich's thun. Ihr wollt Euch also zunächst auf meine Treue verlassen? Wenn Ihr wollt, kann ich es Euch allerdings nicht hindern, aber rathen mag ich Euch nicht dazu. Ich habe aller-

dings eine gar große Albernheit begangen, daß ich mich Euch aufgedrungen, wo ich noch gar nicht wußte, ob Ihr mich auch haben wolltet. Ich habe Euch gesagt, wenn ich mich nicht irre, daß ich Euch vom Herzen lieb hätte, aber daß Ihr Euch deshalb auf meine Treue verlassen könntet, folgt noch nicht daraus. Ja, ja, mein lieber Herr Bräutigam, ich habe außer Euch noch gar viele Menschen, die ich vom Grund des Herzens liebe, — und da möchte es mit meiner gerühmten Treue doch schlimm aussehen.“

Ebeling sah seine Braut mit großen Augen an, weil er in Wahrheit zweifelhaft wurde, ob Dorothea im Scherze oder im Ernste mit ihm rede. Er fragte ganz kleinlaut: „Und welches sind denn die vielen andern Menschen?“

Dorothea behauptete ihren Ernst und antwortete: „Da ist zunächst der kleine Paul Friedrich Gerhardt, den ich mindestens eine Stunde des Tages um mich haben muß. Dann ist seine arme, kranke Mutter, welcher ich mindestens zwei Stunden täglich angehöre, — dann ist mein Vater, der mindestens auf drei Stunden Anspruch auf mich machen kann. Da habt Ihr also schon sechs Stunden täglich, die Euch von meiner gehofften Treue abgehen werden.“

„Nun, diesen Treubruch mag ich mir wohl gefallen lassen,“ rief Ebeling lächelnd und mit erleichtertem Herzen aus. „Ich werde Euch ohnedies nur Gleiches mit Gleichem vergelten. Ja, ich muß Euch sogar sagen,

daß ich, — falls Ihr noch mein liebes Weib werden wollt — dann in einer Doppelehe leben werde. Meine erſte Hausfrau, Frau Muſica genannt, wird wohl ihre alten Rechte an mich behalten wollen. Und dann könnte ſich's des Tages wohl oft fügen, daß ich, wenn ich mit dieſer himmliſchen Frau verkehre, ich meiner irdiſchen vergeſſe."

Dieſe Worte, obgleich im Scherz geſprochen, machten auf Dorothea einen tiefern Eindruck, als Ebeling erwartet hatte. Das weibliche Herz iſt nun einmal am Leichteſten da zu verwunden, wo, und wenn auch im Scherze, ſelbſt nur der leiſeſte Zweifel an dem überwiegenden Einfluſſe der weiblichen Perſönlichkeit auf das Herz des Mannes erhoben wird. Die Jungfrau nahm einen Ausdruck wirklichen Ernſtes an, als ſie ſagte: „Ich bin mit Aufzählung Derer, die ich von ganzem Herzen liebe und verehre, noch nicht fertig. Ich kenne einen Mann, der ſchon ſeit vielen Jahren mein ganzes Herz beſitzt, um den ich ſchon manche ſtille Thräne geweint, ſchon manches ſtille Gebet für ihn zu Gott gerichtet habe, für deſſen Wohl und Frieden ich willig und freudig jedes Opfer bringe, deſſen Traurigkeit meine Traurigkeit und deſſen Freude meine Freude iſt. Und wollt Ihr wiſſen, warum? Weil ich dieſem Manne die ſeligſten Stunden meines Lebens verdanke, ja weil er mich erſt hat erkennen laſſen, was wahres Leben heißt, weil ſein Wort wie ein milder, lebendig machender Hauch meine Seele berührt und weil ſein eigener Wandel mir ein Licht geworden iſt auf meinen Wegen. Ich

muß Euch dies ſagen, Herr Ebeling; und wenn Ihr Euch mit dieſem getheilten Herzen begnüget —"

Der arme Ebeling befand ſich in der ſchmerzlichſten Verlegenheit; der unleugbare Ernſt und der faſt leidenſchaftliche Eifer, mit welchem Dorothea dieſes einem Bräutigam eben nicht ſehr erfreuliche Geſtändniß ablegte, und doch auf der andern Seite die unwandelbare Ueberzeugung von der fleckenloſen Keuſchheit, der Reinheit des Herzens ſeiner Braut, brachten ſeine Gedanken in einen Zwieſpalt, den er nicht zu beſeitigen im Stande war. Als nun Dorothea ſich ſelber unterbrach, geſchah es, weil ſie auf des armen Mannes Angeſichte die Pein erkannte, welche ſeine Seele um ihrer Worte willen litt. Jetzt fühlte ſie, daß ſie zu weit gegangen war; ſie ſetzte deshalb, und faſt im Tone der Selbſtanklage, und mit geſenkten Augen hinzu: „Und wollt Ihr nicht wiſſen, wie dieſer Mann heißt?"

Nach einigem Zögern antwortete Ebeling: „Wüßte ich es nicht eben in dieſem Augenblicke, wo es mir klar wird, von wem Ihr redet, — wahrlich, liebe Jungfer — Ihr hättet ſonſt meine Seele in tiefe Nacht gehüllt. Ihr ſprecht von unſerm Herrn Paul Gerhardt, nicht wahr?"

„Von ihm," verſicherte das Mädchen mit dem Lächeln der Verſöhnung. „Ich wußte ja, daß ich ſo von dieſem Manne ſprechen durfte, da Ihr ja viel Schuld mit traget, daß ich ihn ſo herzlich liebe und verehre, und da Ihr ſelbſt in dieſer Liebe und Verehrung

mir nicht nachsteht. Doch habt Ihr nicht auch ein wenig diese kleine Strafe verdienet?“

„Wie das, Dorothea?“ fragte Ebeling.

„Nun,“ fuhr die Jungfrau lächelnd fort — „weil Ihr das liebe Wort unsers Gerhardt:

Ihr Mann darf mit dem Herzen frei
Verlassen sich auf ihre Treu

mit Unrecht auf Euch angewendet habt. Verstehet es wohl: mit dem Herzen frei! Ist aber Euer Herz, natürlich mit Ausnahme, daß ich dasselbe besitze, wirklich frei, wenn Ihr so tief und schwer in den Banden Eurer alten Hausfrau, der Frau Musica, liegt? Was soll mir armen Weibe übrig bleiben, wenn Ihr mit dieser himmlischen Frau verkehret, da ich geringes, irdisches Weib alle Mal dem himmlischen weichen muß? Also wollte ich Euch nur sagen, daß von der Freiheit Eures Herzens meine Treue abhängen wird. Wollt Ihr nun, daß ich Euch auch noch die übrigen Verse erklären soll, die Ihr zu frühzeitig zu meinem Lobe gesungen habt?“

„Ja wohl,“ antwortete Ebeling lächelnd — „denn mit den übrigen wird es Euch doch nicht so leicht werden, wenn Ihr Euch nicht selbst Unrecht thun wollt. — Da heißt es nämlich:

Sein Haus ist voller Freud' und Licht,
An Nahrung wird's ihm mangeln nicht!

Was möchtet Ihr denn daran tadeln? Wollt Ihr mir denn etwa beweisen, daß ich traurig sein würde, wenn

Ihr als meine liebe Hausfrau früh und spät in aller Freundlichkeit und Sorgfalt Eures Amtes wartet? Oder soll Euer Anblick statt Licht und Wärme, nur Finsterniß und Kälte über meine Seele bringen? Oder meintet Ihr gar, Ihr würdet mich arm machen an irdischem Gute, also daß es uns an des Leibes Nahrung und Nothdurft fehlen würde? Hier sollt Ihr mir doch eine Meisterin sein, wenn Ihr mir das Gegentheil beweiset.“

„Mein theurer Freund,“ entgegnete Dorothea mit erneuertem Ernste. „Wie glücklich wäre ein armes, irdisches Weib, wenn sie durch sich selbst in jedes Haus Freude und Licht bringen und für immer darin erhalten könnte. Sind wir nicht auch allen Schickungen des Herrn unterthan? Meinet Ihr, daß eines Weibes Sorge und Arbeit alle Sorgen aus dem Hause fern halten, und daß eines Weibes Gebet vor Schmerz und Trübsal schützen könne? Ist unser Herz nicht vielmehr so schwach und furchtsam, daß wir schneller verzagen, als des Mannes ernster, vielfach geprüfter Sinn? Ich weiß wohl, daß unsers Gerhardts Schilderung einer Hausfrau nur von dem frommen Weibe gilt; aber welches Weib hätte es so weit gebracht, daß sie in keinem Stücke mehr fehlte?] Ja nicht einmal damit kommen wir fort! Ihr wisset es, lieber Ebeling, daß der Besitz äußerer vergänglicher Güter in keinerlei Weise über den Zustand des Herzens Auskunft geben kann. Es giebt viele reiche und vornehme Leute, die nicht in der Furcht des Herrn wandeln, und es giebt wiederum viele getreue und fromme Seelen, welche aus der leiblichen Noth nicht

herauskommen. Ja, da unſer chriſtliche Glaube uns alle Trübſal als einen Weg zur Seligkeit bezeichnet und die Schrift ausdrücklich ſagt, daß Gott Die züchtiget, die er lieb hat, ſo würde ja gerade ein frommes Weib, zu welchem Ehrentitel ich viel zu gering bin, viel Trübſal ins Haus bringen! Darum ſage ich, es kann Eure Erwartung auf mich, daß unſer Haus durch mich allezeit voller Freude und Licht ſei, gar nicht Euer Ernſt ſein. Vielmehr wird uns Trübſal noth thun, damit wir in gemeinſamer Arbeit und Gebet unſer Seelenheil daraus gewinnen; es muß und wird zuweilen Finſterniß um uns ſein, damit dann der Strahl göttlicher Gnade und Barmherzigkeit als ein deſto lieblicheres Licht auf unſer Herz und Leben falle. Gebt Ihr mir nicht recht, lieber Ebeling?"

„Ich muß wohl," antwortete dieſer — „wenn Ihr Eure Sache mit ſolchen Gründen führt. Das wird aber doch meine Hoffnung auf Euch nicht zu Schanden machen, nämlich daß Ihr meines Herzens und Hauſes Freude und Wonne ſein werdet, und daß Ihr durch die Demuth Eures Herzens vor Gott und durch die von Euch ſo oft bewährte Ergebung in des Herrn Willen mir ein leuchtend Licht ſeid auf meinen Wegen. Und auch noch in Einem müſſet Ihr mir wohl recht geben, nämlich in Erfüllung der Worte: An Nahrung wird's ihm mangeln nicht. Ich kenne ja Euer zufriedenes, genügſames Herz, Eure Abneigung vor allem Glanze in der Welt, Euren Fleiß in aller Thätigkeit Eures Berufes. Und da Ihr mir in dieſen

Stücken ein gleiches Zeugniß wohl auch geben dürftet, so wird der Herr seinen Segen, welchen er auf die Uebung der beiden Stücke: Bete und arbeite! gelegt hat, uns gewiß nicht vorenthalten. Gebt Ihr mir hierin nicht auch recht, liebe Dorothea?"

„Gott wolle uns diese Hoffnung erfüllen," sagte die Jungfrau und reichte ihrem Bräutigam freundlich die Hand.

„Eben jetzt," sagte nun Ebeling lächelnd — „eben jetzt thut ihr ja, was ich Weiteres von Euch gesungen habe, und was Ihr auch nicht wolltet gelten lassen:

Sie thut ihm Liebes und kein Leid
Durchsüßet seine Lebenszeit.

Wenn Ihr so freundlich mir die Hand reichet und der liebe Blick Eures Auges wie eine stille, geistige Harmonie meine Seele berührt, so daß auch nicht der leiseste Mißton aufkommen kann, ist es dann nicht wahr, wenn wir Beide, Herr Gerhardt und ich, von Euch singen und spielen:

Sie nimmt sich seines Kummers an,
Mit Trost und Rath, so gut sie kann!

„Ihr fordert mich auf's Neue heraus," erwiderte Dorothea — „und es ist mir fast lieb, daß Ihr es thut. Gerade diese Verse wollte ich Euch nach meiner Weise recht erbaulich erklären, besonders um mein selbst willen. Daß ich Euch vom Grund des Herzens liebe und achte, wisset Ihr eben so gut, als ich dies von Euch weiß.

Nun, mein theurer Freund, es mag Euch sonderbar erscheinen, daß ich Euch gegenüber so ernst und überverständig davon rede; aber theils, was ich in meiner Aeltern Hause erfahren, theils in andern ehrbaren Familien, und namentlich im Hause unsers Herrn Gerhardt gesehen habe, hat über die Liebe zwischen Mann und Weib mir eine Erkenntniß gebracht, die ich leider nicht aller Orten bestätigt finde. Darf ich Euch einen Tag aus dem Leben meiner lieben Aeltern erzählen?"

„O gern," antwortete Ebeling bittend. „Da ich Eure selige Mutter nicht gekannt habe, ist es mir doppelt lieb, wenn Ihr mir Etwas von ihr mittheilt."

Und Dorothea fuhr nun also fort: „Nur im Hause Herrn Gerhardts, und sonst nie, habe ich die innige Liebe und Freundschaft wieder gefunden, in welcher mein Vater und meine selige Mutter mit einander lebten. Des Morgens kamen die Aeltern, und meines Vaters Gesellen und Lehrlinge hier in diesem Zimmer zusammen, wo ein gemeinschaftliches Morgengebet gehalten wurde. Als ich erwachsen genug dazu war, nahm ich auch mit Theil und las den Morgensegen. Wenn dies vorüber war, so ging ein Jedes an seine Arbeit und Vater und Mutter sahen sich oft nicht eher wieder, als zur Mittagszeit, wo wir Alle zusammen an einem großen Tische unser tägliches Brot genossen. Der Nachmittag verging auf gleiche Weise bis zum gemeinschaftlichen Abendbrote, nach welchem der Vater, wie heute noch, einige Male in der Woche, mit andern Bürgern

auf etwa eine Stunde ins Wirthshaus ging. Dann aber, wenn der Vater zurückkehrte, begann das eigentliche Familienleben. Der Vater erzählte zuerst, was er des Tags über erfahren hatte, wie weit die Arbeit vorgeschritten, was über das Verhalten der Gesellen und Lehrlinge mitzutheilen war, welche Gedanken ihm bei diesem oder jenem Vorfalle gekommen, oder was er sonst gesprochen und gethan habe. Die Mutter that dann das Nämliche aus dem Bereiche ihres Berufes und nun sprachen sich Beide freundlich und offen darüber aus. Da traf es sich dann oft, daß die Ansichten und Meinungen der Aeltern nicht mit einander übereinstimmten; ja ich weiß, daß oft von beiden Seiten ein gar ernstes Wort gesprochen wurde; und ehe ich recht verstand, was die Aeltern durch solches gegenseitiges Gericht bezweckten, war es mir ängstlich zu Muthe. Aber nach und nach wurde mir Alles klar. Ich fand nämlich, daß die lieben Aeltern jederzeit in Frieden mit einander blieben, ja daß sie, wenn sie mit ihren Gedanken einig geworden waren, sich immer herzlicher zuredeten, und daß dann unser Abendgebet gewissermaßen der gemeinschaftliche Lob- und Dankgottesdienst wurde für alle Liebe und Treue, welche der Herr an uns gethan hatte. Und jetzt erst erkenne ich's, welcher herrliche Segen darinnen lag. Darf ich Euch das mittheilen, lieber Freund?"

„Ich ahne, was Ihr sagen wollt," antwortete Ebeling bedeutsam. „Redet nur, Dorothea, ich hoffe, Ihr sollt mich willig und bereit dazu finden."

Cap. 5.

Die Verlobten.

> Darum bete ich, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde in allerlei Erkenntniß und Erfahrung, daß ihr prüfen möget, was das Beßte sei, auf daß ihr lauter und unanstößig seid bis auf den Tag Christi.
>
> Philipp. 1, v. 9. 10.

Nachdem wir bisher in unmittelbarer Folge die Ereigniſſe erzählt haben, welche die Perſon unſers Paul Gerhardt betroffen, wird es Zeit, uns wieder nach einigen andern Perſonen umzuſehen, welche an den Schickſalen dieſes Mannes beſondern Antheil hatten oder nahmen. Wir denken hier zunächſt an die edle Jungfrau Dorothea Jung, welche wir eines Morgens eifrig am Claviere beſchäftigt finden, wo ſie die Melodie eines gerhardtſchen Liedes um ſo fleißiger und ernſtlicher einzuüben ſuchte, als dieſe ja das Werk ihres Bräutigams war, dem ſie keine größere Freude bereiten konnte, als ein gerhardtſches Lied mit ihm zu ſpielen und zu ſingen.

men zu einerlei Glauben und Erkänntniß des Sohnes Gottes! Ich weiß, daß mir der Beiſtand dazu von Oben nicht wird verſagt werden; aber ich bedarf auch eines menſchlichen Führers, eines ſichtbaren Freundes, der menſchlich mit mir fühlt und redet und mit mir treulich arbeitet, daß das Reich Gottes zu mir kommen kann. Wollt Ihr nun dieſer liebe Freund und Führer für mich werden?"

„O wie gern," antwortete Ebeling — „aber bedenkt Ihr auch, daß ich ja ſelbſt und noch mehr, als Ihr, einer ſolchen Führung und Leitung bedarf? Gilt mir nicht auch das Gebot des Herrn: Ihr ſollt vollkommen ſein, wie Euer Vater im Himmel vollkommen iſt?"

„Nun denn," ſetzte Dorothea hinzu — „ſo wollen wir Eins des Andern Freund und Gehilfe ſein zum Aufbau des Reiches Gottes in unſern Seelen. Ich gebe Euch hiermit das volle, unbedingte Recht, Gericht zu halten über all' mein Thun. Ihr ſollt mich warnen, mich züchtigen, mich ſtrafen mit allem Ernſte des Wortes Gottes, eben weil Ihr mich liebt und meiner Seele Seligkeit wollt. Ihr ſollt mich nach meinen geheimſten Gedanken fragen und nicht ruhen, bis ich Euch ins innerſte Herz habe ſchauen laſſen; Ihr ſollt meine Worte und Werke prüfen und wägen und mir keine Strafe erlaſſen, wo ich ſolche verdienet habe. Ihr ſollt der treue, gewiſſenhafte Gärtner ſein, der an dem Baume der Gottesfurcht, welchen die liebe Hand meiner Aeltern und Gottes heiliger Geiſt in meine Seele gepflanzt hat,

kein wildes Schoß aufkommen läſſet, die falſchen und leeren Blüthen hinwegnimmt und ihn treulich pflegt, daß er Frucht bringe. Wollt Ihr das, lieber Ebeling?"

„Was fordert Ihr von mir?" rief Ebeling aus. „Iſt das nicht mehr, denn Menſchenwerk?"

„Nein, nein, gewiß nicht," ſagte Dorothea mit Eifer. „Glaubt mir, mein theurer Freund, dem guten Menſchen, der ſeinen Gott im Herzen liebt, fehlt es niemals an der rechten Erkenntniß des göttlichen Willens; er weiß recht wohl, was zu ſeinem Frieden dient. Wenn er aber zuweilen dieſe Erkenntniß nicht zu ſeinem Heile verwendet, ſo iſt es, weil ihn ſeine Selbſtgerechtigkeit, ſein Stolz, ſeine Hoffart, oder die falſche Sicherheit ſeiner Seele daran verhindert. Je verblendeter aber nur allzuoft unſer Auge auf uns ſelbſt, auf den Zuſtand unſers innern Menſchen ſieht, deſto ſchärfer und deutlicher ſieht unſer Auge auf unſern Nächſten. Wenn die Menſchen unter ſich, bei der chriſtlichen Erkenntniß, in welcher ſie erzogen ſind, mit einander ehrlich und aufrichtig wollten zu Werke gehen, und ſich gegenſeitig ihre Schwachheiten, Fehler und Sünden wollten offenbaren, meinet Ihr nicht, daß ſich dann ein Jeder in dem wahren Lichte ſeiner ſelbſt beſchauen könnte? Woher kommt es aber, daß ein Jeder auf dem Wege ſeiner Sünden ruhig, ſicher, unbefangen, unerinnert dahin geht, woher kommt es, daß er in ſeiner Selbſttäuſchung befangen bleibt? Gewiß nur daher, daß Niemand vor ihn hintritt und ſpricht: Hier haſt Du gefehlt, hier haſt Du geſündigt, hier mußt Du Dich beſſern, wenn Du

nun zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes! Ich weiß, daß mir der Beistand dazu von Oben nicht wird versagt werden; aber ich bedarf auch eines menschlichen Führers, eines sichtbaren Freundes, der menschlich mit mir fühlt und redet und mit mir treulich arbeitet, daß das Reich Gottes zu mir kommen kann. Wollt Ihr nun dieser liebe Freund und Führer für mich werden?"

„O wie gern," antwortete Ebeling — „aber bedenkt Ihr auch, daß ich ja selbst und noch mehr, als Ihr, einer solchen Führung und Leitung bedarf? Gilt mir nicht auch das Gebot des Herrn: Ihr sollt vollkommen sein, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist?"

„Nun denn," setzte Dorothea hinzu — „so wollen wir Eins des Andern Freund und Gehilfe sein zum Aufbau des Reiches Gottes in unsern Seelen. Ich gebe Euch hiermit das volle, unbedingte Recht, Gericht zu halten über all' mein Thun. Ihr sollt mich warnen, mich züchtigen, mich strafen mit allem Ernste des Wortes Gottes, eben weil Ihr mich liebt und meiner Seele Seligkeit wollt. Ihr sollt mich nach meinen geheimsten Gedanken fragen und nicht ruhen, bis ich Euch ins innerste Herz habe schauen lassen; Ihr sollt meine Worte und Werke prüfen und wägen und mir keine Strafe erlassen, wo ich solche verdienet habe. Ihr sollt der treue, gewissenhafte Gärtner sein, der an dem Baume der Gottesfurcht, welchen die liebe Hand meiner Aeltern und Gottes heiliger Geist in meine Seele gepflanzt hat,

kein wildes Schoß aufkommen läſſet, die falſchen und leeren Blüthen hinwegnimmt und ihn treulich pflegt, daß er Frucht bringe. Wollt Ihr das, lieber Ebeling?"

„Was fordert Ihr von mir?" rief Ebeling aus. „Iſt das nicht mehr, denn Menſchenwerk?"

„Nein, nein, gewiß nicht," ſagte Dorothea mit Eifer. „Glaubt mir, mein theurer Freund, dem guten Menſchen, der ſeinen Gott im Herzen liebt, fehlt es niemals an der rechten Erkenntniß des göttlichen Willens; er weiß recht wohl, was zu ſeinem Frieden dient. Wenn er aber zuweilen dieſe Erkenntniß nicht zu ſeinem Heile verwendet, ſo iſt es, weil ihn ſeine Selbſtgerechtigkeit, ſein Stolz, ſeine Hoffart, oder die falſche Sicherheit ſeiner Seele daran verhindert. Je verblendeter aber nur allzuoft unſer Auge auf uns ſelbſt, auf den Zuſtand unſers innern Menſchen ſieht, deſto ſchärfer und deutlicher ſieht unſer Auge auf unſern Nächſten. Wenn die Menſchen unter ſich, bei der chriſtlichen Erkenntniß, in welcher ſie erzogen ſind, mit einander ehrlich und aufrichtig wollten zu Werke gehen, und ſich gegenſeitig ihre Schwachheiten, Fehler und Sünden wollten offenbaren, meinet Ihr nicht, daß ſich dann ein Jeder in dem wahren Lichte ſeiner ſelbſt beſchauen könnte? Woher kommt es aber, daß ein Jeder auf dem Wege ſeiner Sünden ruhig, ſicher, unbefangen, unerinnert dahin geht, woher kommt es, daß er in ſeiner Selbſttäuſchung befangen bleibt? Gewiß nur daher, daß Niemand vor ihn hintritt und ſpricht: Hier haſt Du gefehlt, hier haſt Du geſündigt, hier mußt Du Dich beſſern, wenn Du

muß Euch dies sagen, Herr Ebeling; und wenn Ihr Euch mit diesem getheilten Herzen begnüget —"

Der arme Ebeling befand sich in der schmerzlichsten Verlegenheit; der unleugbare Ernst und der fast leidenschaftliche Eifer, mit welchem Dorothea dieses einem Bräutigam eben nicht sehr erfreuliche Geständniß ablegte, und doch auf der andern Seite die unwandelbare Ueberzeugung von der fleckenlosen Keuschheit, der Reinheit des Herzens seiner Braut, brachten seine Gedanken in einen Zwiespalt, den er nicht zu beseitigen im Stande war. Als nun Dorothea sich selber unterbrach, geschah es, weil sie auf des armen Mannes Angesichte die Pein erkannte, welche seine Seele um ihrer Worte willen litt. Jetzt fühlte sie, daß sie zu weit gegangen war; sie setzte deshalb, und fast im Tone der Selbstanklage, und mit gesenkten Augen hinzu: „Und wollt Ihr nicht wissen, wie dieser Mann heißt?"

Nach einigem Zögern antwortete Ebeling: „Wüßte ich es nicht eben in diesem Augenblicke, wo es mir klar wird, von wem Ihr redet, — wahrlich, liebe Jungfer — Ihr hättet sonst meine Seele in tiefe Nacht gehüllt. Ihr sprecht von unserm Herrn Paul Gerhardt, nicht wahr?"

„Von ihm," versicherte das Mädchen mit dem Lächeln der Versöhnung. „Ich wußte ja, daß ich so von diesem Manne sprechen durfte, da Ihr ja viel Schuld mit traget, daß ich ihn so herzlich liebe und verehre, und da Ihr selbst in dieser Liebe und Verehrung

mir nicht nachſteht. Doch habt Ihr nicht auch ein wenig dieſe kleine Strafe verdienet?“

„Wie das, Dorothea?“ fragte Ebeling.

„Nun,“ fuhr die Jungfrau lächelnd fort — „weil Ihr das liebe Wort unſers Gerhardt:

Ihr Mann darf mit dem Herzen frei
Verlaſſen ſich auf ihre Treu

mit Unrecht auf Euch angewendet habt. Verſtehet es wohl: mit dem Herzen frei! Iſt aber Euer Herz, natürlich mit Ausnahme, daß ich dasſelbe beſitze, wirklich frei, wenn Ihr ſo tief und ſchwer in den Banden Eurer alten Hausfrau, der Frau Muſica, liegt? Was ſoll mir armen Weibe übrig bleiben, wenn Ihr mit dieſer himmliſchen Frau verkehret, da ich geringes, irdiſches Weib alle Mal dem himmliſchen weichen muß? Alſo wollte ich Euch nur ſagen, daß von der Freiheit Eures Herzens meine Treue abhängen wird. Wollt Ihr nun, daß ich Euch auch noch die übrigen Verſe erklären ſoll, die Ihr zu frühzeitig zu meinem Lobe geſungen habt?“

„Ja wohl,“ antwortete Ebeling lächelnd — „denn mit den übrigen wird es Euch doch nicht ſo leicht werden, wenn Ihr Euch nicht ſelbſt Unrecht thun wollt. — Da heißt es nämlich:

Sein Haus iſt voller Freud' und Licht,
An Nahrung wird's ihm mangeln nicht!

Was möchtet Ihr denn daran tadeln? Wollt Ihr mir denn etwa beweiſen, daß ich traurig ſein würde, wenn

Ihr als meine liebe Hausfrau früh und spät in aller Freundlichkeit und Sorgfalt Eures Amtes wartet? Oder soll Euer Anblick statt Licht und Wärme, nur Finsterniß und Kälte über meine Seele bringen? Oder meintet Ihr gar, Ihr würdet mich arm machen an irdischem Gute, also daß es uns an des Leibes Nahrung und Nothdurft fehlen würde? Hier sollt Ihr mir doch eine Meisterin sein, wenn Ihr mir das Gegentheil beweiset.“

„Mein theurer Freund,“ entgegnete Dorothea mit erneuertem Ernste. „Wie glücklich wäre ein armes, irdisches Weib, wenn sie durch sich selbst in jedes Haus Freude und Licht bringen und für immer darin erhalten könnte. Sind wir nicht auch allen Schickungen des Herrn unterthan? Meinet Ihr, daß eines Weibes Sorge und Arbeit alle Sorgen aus dem Hause fern halten, und daß eines Weibes Gebet vor Schmerz und Trübsal schützen könne? Ist unser Herz nicht vielmehr so schwach und furchtsam, daß wir schneller verzagen, als des Mannes ernster, vielfach geprüfter Sinn? Ich weiß wohl, daß unsers Gerhardts Schilderung einer Hausfrau nur von dem frommen Weibe gilt; aber welches Weib hätte es so weit gebracht, daß sie in keinem Stücke mehr fehlte?] Ja nicht einmal damit kommen wir fort! Ihr wisset es, lieber Ebeling, daß der Besitz äußerer vergänglicher Güter in keinerlei Weise über den Zustand des Herzens Auskunft geben kann. Es giebt viele reiche und vornehme Leute, die nicht in der Furcht des Herrn wandeln, und es giebt wiederum viele getreue und fromme Seelen, welche aus der leiblichen Noth nicht

herauskommen. Ja, da unſer chriſtliche Glaube uns alle Trübſal als einen Weg zur Seligkeit bezeichnet und die Schrift ausdrücklich ſagt, daß Gott Die züchtiget, die er lieb hat, ſo würde ja gerade ein frommes Weib, zu welchem Ehrentitel ich viel zu gering bin, viel Trübſal ins Haus bringen! Darum ſage ich, es kann Eure Erwartung auf mich, daß unſer Haus durch mich allezeit voller Freude und Licht ſei, gar nicht Euer Ernſt ſein. Vielmehr wird uns Trübſal noth thun, damit wir in gemeinſamer Arbeit und Gebet unſer Seelenheil daraus gewinnen; es muß und wird zuweilen Finſterniß um uns ſein, damit dann der Strahl göttlicher Gnade und Barmherzigkeit als ein deſto lieblicheres Licht auf unſer Herz und Leben falle. Gebt Ihr mir nicht recht, lieber Ebeling?"

„Ich muß wohl," antwortete dieſer — „wenn Ihr Eure Sache mit ſolchen Gründen führt. Das wird aber doch meine Hoffnung auf Euch nicht zu Schanden machen, nämlich daß Ihr meines Herzens und Hauſes Freude und Wonne ſein werdet, und daß Ihr durch die Demuth Eures Herzens vor Gott und durch die von Euch ſo oft bewährte Ergebung in des Herrn Willen mir ein leuchtend Licht ſeid auf meinen Wegen. Und auch noch in Einem müſſet Ihr mir wohl recht geben, nämlich in Erfüllung der Worte: An Nahrung wird's ihm mangeln nicht. Ich kenne ja Euer zufriedenes, genügſames Herz, Eure Abneigung vor allem Glanze in der Welt, Euren Fleiß in aller Thätigkeit Eures Berufes. Und da Ihr mir in dieſen

Stücken ein gleiches Zeugniß wohl auch geben dürftet, so wird der Herr seinen Segen, welchen er auf die Uebung der beiden Stücke: Bete und arbeite! gelegt hat, uns gewiß nicht vorenthalten. Gebt Ihr mir hierin nicht auch recht, liebe Dorothea?"

„Gott wolle uns diese Hoffnung erfüllen," sagte die Jungfrau und reichte ihrem Bräutigam freundlich die Hand.

„Eben jetzt," sagte nun Ebeling lächelnd — „eben jetzt thut ihr ja, was ich Weiteres von Euch gesungen habe, und was Ihr auch nicht wolltet gelten lassen:

Sie thut ihm Liebes und kein Leid
Durchsüßet seine Lebenszeit.

Wenn Ihr so freundlich mir die Hand reichet und der liebe Blick Eures Auges wie eine stille, geistige Harmonie meine Seele berührt, so daß auch nicht der leiseste Mißton aufkommen kann, ist es dann nicht wahr, wenn wir Beide, Herr Gerhardt und ich, von Euch singen und spielen:

Sie nimmt sich seines Kummers an,
Mit Trost und Rath, so gut sie kann!

„Ihr fordert mich auf's Neue heraus," erwiderte Dorothea — „und es ist mir fast lieb, daß Ihr es thut. Gerade diese Verse wollte ich Euch nach meiner Weise recht erbaulich erklären, besonders um mein selbst willen. Daß ich Euch vom Grund des Herzens liebe und achte, wisset Ihr eben so gut, als ich dies von Euch weiß.

Nun, mein theurer Freund, es mag Euch sonderbar erscheinen, daß ich Euch gegenüber so ernst und überverständig davon rede; aber theils, was ich in meiner Aeltern Hause erfahren, theils in andern ehrbaren Familien, und namentlich im Hause unsers Herrn Gerhardt gesehen habe, hat über die Liebe zwischen Mann und Weib mir eine Erkenntniß gebracht, die ich leider nicht aller Orten bestätigt finde. Darf ich Euch einen Tag aus dem Leben meiner lieben Aeltern erzählen?"

„O gern," antwortete Ebeling bittend. „Da ich Eure selige Mutter nicht gekannt habe, ist es mir doppelt lieb, wenn Ihr mir Etwas von ihr mittheilt."

Und Dorothea fuhr nun also fort: „Nur im Hause Herrn Gerhardts, und sonst nie, habe ich die innige Liebe und Freundschaft wieder gefunden, in welcher mein Vater und meine selige Mutter mit einander lebten. Des Morgens kamen die Aeltern, und meines Vaters Gesellen und Lehrlinge hier in diesem Zimmer zusammen, wo ein gemeinschaftliches Morgengebet gehalten wurde. Als ich erwachsen genug dazu war, nahm ich auch mit Theil und las den Morgensegen. Wenn dies vorüber war, so ging ein Jedes an seine Arbeit und Vater und Mutter sahen sich oft nicht eher wieder, als zur Mittagszeit, wo wir Alle zusammen an einem großen Tische unser tägliches Brot genossen. Der Nachmittag verging auf gleiche Weise bis zum gemeinschaftlichen Abendbrote, nach welchem der Vater, wie heute noch, einige Male in der Woche, mit andern Bürgern

auf etwa eine Stunde ins Wirthshaus ging. Dann aber, wenn der Vater zurückkehrte, begann das eigentliche Familienleben. Der Vater erzählte zuerst, was er des Tags über erfahren hatte, wie weit die Arbeit vorgeschritten, was über das Verhalten der Gesellen und Lehrlinge mitzutheilen war, welche Gedanken ihm bei diesem oder jenem Vorfalle gekommen, oder was er sonst gesprochen und gethan habe. Die Mutter that dann das Nämliche aus dem Bereiche ihres Berufes und nun sprachen sich Beide freundlich und offen darüber aus. Da traf es sich dann oft, daß die Ansichten und Meinungen der Aeltern nicht mit einander übereinstimmten; ja ich weiß, daß oft von beiden Seiten ein gar ernstes Wort gesprochen wurde; und ehe ich recht verstand, was die Aeltern durch solches gegenseitiges Gericht bezweckten, war es mir ängstlich zu Muthe. Aber nach und nach wurde mir Alles klar. Ich fand nämlich, daß die lieben Aeltern jederzeit in Frieden mit einander blieben, ja daß sie, wenn sie mit ihren Gedanken einig geworden waren, sich immer herzlicher zuredeten, und daß dann unser Abendgebet gewissermaßen der gemeinschaftliche Lob- und Dankgottesdienst wurde für alle Liebe und Treue, welche der Herr an uns gethan hatte. Und jetzt erst erkenne ich's, welcher herrliche Segen darinnen lag. Darf ich Euch das mittheilen, lieber Freund?"

„Ich ahne, was Ihr sagen wollt," antwortete Ebeling bedeutsam. „Redet nur, Dorothea, ich hoffe, Ihr sollt mich willig und bereit dazu finden."

„Wir wollen, fuhr nun Dorothea fort — „uns gegenseitig nur Liebes und kein Leids thun. Aber das Leid eben ist oft der eigentliche Beweis der Liebe. Wenn ein Tag über uns vergangen ist, so stehen in unserm Lebensbuche traurige und frohe Stunden verzeichnet, Gedanken, Worte und Werke, die uns anklagen oder entschuldigen, und Frieden vor Gott oder Unruhe in unser Gewissen bringen. Denn unser Wissen ist ein grosses Stückwerk, aber ein größeres noch unsere Nachfolge des Herrn. Soll nun aber nach Gottes Willen dies täglich besser mit uns werden, so bedürfen wir des Rathes, der Warnung, der Lehre, der Strafe, der Züchtigung. Dies Recht auf uns hat der Prediger im Hause Gottes und sonst in allen Stunden der Leibes- und Seelennoth, wo unser Herz uns an ihn weiset; aber wer hat dies Recht auf uns im Hause? Doch wohl kein Fremder, auch wohl nicht der Hausfreund, der immer nur auf kurze Zeit Zeuge wird von dem Leben in der Familie; sondern allein Mann und Weib, Eins zu dem Andern. Lieber Ebeling — fuhr nun Dorothea mit erhöhtem Eifer fort — ich habe seit vielen Jahren nur ein Gebet, nur ein Anliegen an den Herrn. Ich möchte eine treue und fromme Magd unsers Herrn werden! Ich habe zuweilen Stunden, wo das große Ziel meines irdischen Lebens mir klar und deutlich vor Augen liegt, wo ich in tiefster Seele erkenne, zu welcher göttlichen Weisheit ich hinankommen muß, wie rein mein Herz werden muß von allen irdischen, sinnlichen Gefühlen und Gedanken. Ich möchte gern hinankom-

men zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes! Ich weiß, daß mir der Beistand dazu von Oben nicht wird versagt werden; aber ich bedarf auch eines menschlichen Führers, eines sichtbaren Freundes, der menschlich mit mir fühlt und redet und mit mir treulich arbeitet, daß das Reich Gottes zu mir kommen kann. Wollt Ihr nun dieser liebe Freund und Führer für mich werden?"

„O wie gern," antwortete Ebeling — „aber bedenkt Ihr auch, daß ich ja selbst und noch mehr, als Ihr, einer solchen Führung und Leitung bedarf? Gilt mir nicht auch das Gebot des Herrn: Ihr sollt vollkommen sein, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist?"

„Nun denn," setzte Dorothea hinzu — „so wollen wir Eins des Andern Freund und Gehilfe sein zum Aufbau des Reiches Gottes in unsern Seelen. Ich gebe Euch hiermit das volle, unbedingte Recht, Gericht zu halten über all' mein Thun. Ihr sollt mich warnen, mich züchtigen, mich strafen mit allem Ernste des Wortes Gottes, eben weil Ihr mich liebt und meiner Seele Seligkeit wollt. Ihr sollt mich nach meinen geheimsten Gedanken fragen und nicht ruhen, bis ich Euch ins innerste Herz habe schauen lassen; Ihr sollt meine Worte und Werke prüfen und wägen und mir keine Strafe erlassen, wo ich solche verdienet habe. Ihr sollt der treue, gewissenhafte Gärtner sein, der an dem Baume der Gottesfurcht, welchen die liebe Hand meiner Aeltern und Gottes heiliger Geist in meine Seele gepflanzt hat,

kein wildes Schoß aufkommen läſſet, die falſchen und leeren Blüthen hinwegnimmt und ihn treulich pflegt, daß er Frucht bringe. Wollt Ihr das, lieber Ebeling?"

„Was fordert Ihr von mir?" rief Ebeling aus. „Iſt das nicht mehr, denn Menſchenwerk?"

„Nein, nein, gewiß nicht," ſagte Dorothea mit Eifer. „Glaubt mir, mein theurer Freund, dem guten Menſchen, der ſeinen Gott im Herzen liebt, fehlt es niemals an der rechten Erkenntniß des göttlichen Willens; er weiß recht wohl, was zu ſeinem Frieden dient. Wenn er aber zuweilen dieſe Erkenntniß nicht zu ſeinem Heile verwendet, ſo iſt es, weil ihn ſeine Selbſtgerechtigkeit, ſein Stolz, ſeine Hoffart, oder die falſche Sicherheit ſeiner Seele daran verhindert. Je verblendeter aber nur allzuoft unſer Auge auf uns ſelbſt, auf den Zuſtand unſers innern Menſchen ſieht, deſto ſchärfer und deutlicher ſieht unſer Auge auf unſern Nächſten. Wenn die Menſchen unter ſich, bei der chriſtlichen Erkenntniß, in welcher ſie erzogen ſind, mit einander ehrlich und aufrichtig wollten zu Werke gehen, und ſich gegenſeitig ihre Schwachheiten, Fehler und Sünden wollten offenbaren, meinet Ihr nicht, daß ſich dann ein Jeder in dem wahren Lichte ſeiner ſelbſt beſchauen könnte? Woher kommt es aber, daß ein Jeder auf dem Wege ſeiner Sünden ruhig, ſicher, unbefangen, unerinnert dahin geht, woher kommt es, daß er in ſeiner Selbſttäuſchung befangen bleibt? Gewiß nur daher, daß Niemand vor ihn hintritt und ſpricht: Hier haſt Du gefehlt, hier haſt Du geſündigt, hier mußt Du Dich beſſern, wenn Du

zum Leben eingehen willst. Und warum thun sich nicht die Christen gegenseitig diese wahre Liebe an? Aus niedriger Menschenfurcht! Weil wir besorgen, die Menschen möchten uns an unserer Ehre, an unserm Gute, oder an unserer Gemächlichkeit und Bequemlichkeit, oder wohl auch an Leib und Seele Schaden thun, wenn wir sie frei und offen nach Gottes Wort richten wollten, so schweigen wir lieber, wo wir reden sollten, und lassen unsern Nächsten in seinen Sünden dahin wandeln."

„Da habt Ihr wohl recht, liebe Dorothea," entgegnete Ebeling. „Aber bedenkt Ihr auch, daß es so viele Menschen giebt, welche trotzdem, daß man sie tadelt, sich doch nicht wollen belehren lassen? Ja mir sind einzelne Fälle bekannt, wo ein gerechter Tadel nur des Herzens Trotz und Härtigkeit vermehrt hat."

„Leider habt Ihr recht," sagte Dorothea — „aber gewiß nur deshalb, weil es nicht auf die rechte Weise geschehen ist. Denn was hilft es dem Einen, der zu seinem Bruder spricht: Thue Buße! — wenn viele Andere ihm wieder schmeicheln, und aus Liebedienerei, oder aus Blödigkeit, oder um zeitlichen Vortheil's willen ihn in seiner Selbsttäuschung bestärken! Ach, lieber Ebeling, wie glücklich würden wir Menschen auf Erden sein, wenn wir Alle mit wahrer Liebe und Treue und mit aller Aufrichtigkeit unsers Herzens uns gegenseitig lehren und ermahnen wollten, und ein Jeder das Wort aufnehmen wollte mit Sanftmuth! Soll aber das geschehen, soll es immer besser werden auf der Welt, so muß der Anfang dazu im Hause gemacht werden, so

müſſen Mann und Weib zu allernächſt ſich dieſe wahre Liebe und Freundſchaft thun. Und das iſt es, was ich von Euch bitte. Ihr ſollt aufhören, mich zu lieben, wenn ich jemals Euren Tadel unfreundlich hinnehmen, oder mich in Selbſtzufriedenheit und Selbſtgerechtigkeit rechtfertigen wollte vor Euch. Ja ich werde Euch um ſo inniger lieben, je mehr Ihr an meiner wahren Beſſerung arbeitet.“

„Liebe Dorothea,“ ſprach Ebeling — „wie beſchämt Ihr mich mit ſolchen Worten! Nehmt Ihr nicht dadurch mir ſelbſt die Binde von den Augen und laßt mich mit tiefem Schmerze erkennen, wie unwerth ich Eurer bin? Stehe ich da nicht tief, tief unter Euch? Seid Ihr nicht ſchon ſo gut, ſo mild, ſo freundlich, ſo gottesfürchtig? Muß ich nicht zu Euch hinanſehen, wie zu meinem Vorbilde?“

„Gott vergebe Euch dieſe Worte,“ erwiderte die Jungfrau ernſt. — „Ich fühle und weiß am Beßten, wie tief ich noch ſtehe; ich kenne aber auch, Gott ſei Dank, die Feinde, die mich um meiner Seele Heil und Frieden bringen wollen. Wiſſet denn, weſſen ich mich ſelbſt anklagen muß vor Euch. Mein Herz neiget, wenn auch ſtill und heimlich, und deshalb deſto heftiger, zu Stolz und Hoffart ſich hin. Weil ich weiß, daß ich vor vielen andern Töchtern durch die Sorge meines theuren Vaters eine beſſere Erziehung genoſſen habe, weil ich weiß, daß mir Gott dazu vor vielen Andern Fähigkeit und Anlage gegeben hat, weil ich weiß, daß ich von Angeſicht nicht häßlich und verunſtaltet bin, weil ich ſo

oft erfahren habe, daß durch meine äußere Gestalt, durch die Rede meines Mundes manches Herz sich mir zugewendet hat, — weil ich dies Alles weiß, so kommen mir oft gar gefährliche Gedanken bei. Ich sage mir, daß ich wohl zu den Auserwählten gehöre, daß ich besser bin, als Andere, ich betrachte die Huldigungen, die mir so oft geworden sind, nicht als einen Ausdruck eitlen, sinnlichen Wohlgefallens, nicht als die Sprache eigennütziger Schmeichelei, ja nicht einmal als Aufforderungen, Das erst zu werden, was ich nach dem Ruhme Anderer schon sein soll, sondern vielmehr als schuldige Opfer meiner Vorzüge, als ein Recht, das mir gebührt. Ja, lieber Ebeling, so oft ich mir auch sage, daß ein stolzes Herz dem Herrn ein Greuel ist, daß Gott dem Hoffärtigen widerstehet, daß ein hoffärtiges Leben nicht vom Vater, sondern von der Welt ist, und was sonst die heilige Schrift darüber noch sagt, — so oft kehret doch die Anfechtung zurück. Ach wie oft habe ich darüber schon stille, schmerzliche Thränen geweint, wenn ich mich plötzlich wieder auf stolzem Wege entdeckte! Wie oft habe ich mir heilig gelobt, daß keinerlei hoffärtiger Sinn und Gedanke wieder in mir Raum gewinnen soll, — aber das Wollen habe ich wohl, doch das Vollbringen des Guten finde ich nicht. Darum bitte ich Euch herzlich, kämpfet mit mir treulich diesen schweren Kampf, und je mehr Ihr mich liebet, desto mehr lehrt mich Demuth und Erkenntniß meiner Sünde."

Als Ebeling auf diese Rede seiner Braut einige Augenblicke im ernsten Stillschweigen verharrte, wandte

ſich Dorothea freundlich lächelnd mit der Frage an ihn: Wiſſet Ihr nun, mein Freund, wie ich die Worte:

Sie thut ihm Liebes und kein Leid
Durchſüßet ſeine Lebenszeit

erklärt haben will?''

„Ja, ja,'' antwortete er. „In dieſem Sinne muß ich Euch allerdings bitten, daß Ihr mir Leids thun mögt, in ſo weit eine Erinnerung an Fehler und Sünden großes Herzleid bereitet. Ich merke ſchon, daß ich, wenn Ihr mich vorher zum Meiſter über Euch ernannt habt, dafür zehn Mal Euer Schüler ſein werde. Und wie gern will ich das ſein! Seid Ihr doch ohnedies der gute Engel meines Lebens geworden und habt mich aus der Einſamkeit meines Lebens und aus der Verkehrtheit meines Herzens, aus welcher ich nicht den Muth hatte, zu Euch aufzuſchauen, während doch meine ganze Seele in Eurer Liebe gefangen war, zum wahren Leben erweckt und emporgehoben. In wenig Tagen wird, ſo Gott will, der Bund unſerer Herzen die Weihe des Wortes Gottes empfangen; da laſſet uns gemeinſam den Herrn bitten, uns mit Kraft aus der Höhe auszurüſten, damit wir Dem nachſtreben, das zum Frieden und zur Beſſerung unter einander dient. Und,'' ſetzte er dann lächelnd hinzu, — „weil uns unſer Herr Gerhardt mit einem ſeiner Lieder gewiſſermaßen in Streit gebracht hat, ſo möge er uns mit einem andern wieder verſöhnen und zuſammenbringen.''

Und Ebeling ſetzte ſich an's Clavier und ſpielte und ſang und mit ihm Dorothea:

Wie ſchön iſt's doch, Herr Jeſu Chriſt
Im Stande, da dein Segen iſt,
Im Stande heil'ger Ehe.
Wie ſteigt und neigt ſich deine Gab
Und alles Gut ſo mild herab
Aus deines heil'gen Höhe;
Wenn ſich
An dich
Fleißig halten
Jung und Alten,
Die im Orden
Eines Lebens einig worden.

Wenn Mann und Weib ſich wohl begehn
Und unverrückt beiſammen ſtehn
Im Bande reiner Treue;
Da geht das Glück im vollen Lauf,
Da ſieht man, wie der Engel Hauf
Im Himmel ſelbſt ſich freue.
Kein Sturm,
Kein Wurm
Kann zerſchlagen,
Kann zernagen
Was Gott gibt
Dem Paar, das in ihm ſich liebt.

„Nun Gott ſegne Euch dies Werk," ſagte Meiſter Jung, der während des Geſanges unvermerkt eingetreten war. „Herr Ebeling, wenn Ihr nicht ein ſo guter, lieber Mann wäret, und ich Euch nicht ſo herzlich liebte und achtete, fürwahr Ihr hättet meine Dorothea, mein

einzig Erbengut, nicht entführen sollen. Indessen werdet Ihr wohl dem alten Vater, wenn er seiner Einsamkeit zu sehr überdrüssig wird, ein Plätzchen in Eurem Hause gönnen. Und somit Gott befohlen, ihr Lieben. Ich kann Euch zugleich die freudige Mittheilung machen, daß sich unser lieber Gerhardt, freilich nach langem Bitten und Flehen, endlich hat bereitwillig finden lassen, Euch zum Ehebunde einzusegnen; vielleicht, wie er meint, die letzte Arbeit seines Amtes. Denn seine und unsere Hoffnungen auf friedliche Lösung des unseligen Streites sind sehr schwach geworden. Gott wende Alles gnädig noch zum Beßten!“

Cap. 6.

Die Trauung.

Der Segen des Herrn sei über euch;
wir segnen euch im Namen des Herrn.
Psalm 129, v. 8.

Es war in der zwölften Stunde Mittags, als das Brautglöcklein zu St. Nicolai in Berlin lautete. Eine ungewöhnlich große Menge Menschen hatte sich um den Altarplatz versammelt, und immer noch kamen Andere herbei, um sich den in tiefer Stille Harrenden anzuschließen. Die Menge des Volkes drängte sich bis an die Kirchthüre, wo selbst anständige Bürgersleute und Herren im kurzen Mantel und breiter, gestickter Halskrause sich als Zuschauer mit eingefunden hatten. Hier war auch ein ziemlich lebendiges Gespräch im Gange.

„Fürwahr," sagte der Eine — „unser Herr Musikdirector führt die schönste Braut heim, die in ganz Berlin und Cöln zu finden ist."

„Das ist das Geringere," setzte ein Anderer hinzu. — „Die Hauptsache ist, daß die Braut eine Lutherische ist, wie sie sein soll, und wie es ihrer immer weniger

gibt. Denn die Religionsmengerei nimmt mit Schrecken überhand.“

„Ob's denn wahr sein mag,“ fragte ein Dritter — „daß wir unsern Herrn Gerhardt doch noch verlieren werden. Es geht die Rede, daß diese Trauung sein letztes Amtsgeschäft sein würde. Das wäre ja gar traurig für uns.“

„Ja wohl,“ versicherte der Vorige. „Es wird bald so weit mit uns sein, daß wir uns selbst predigen müssen, weil ein Pfarrer nach dem Andern zum Lande hinaus getrieben oder gar auf die Vestung gesetzt wird.“

„Sprecht nicht so laut,“ flüsterte ein Nachbar diesem zu. „In unserer Zeit haben auch die Kirchmauern Ohren und das hochwürdige Consistorium hat viele heimliche Freunde und Mittelspersonen. Seht Ihr dort in der Ecke den hagern, blassen Mann, der so gleichgiltig vor sich hinsieht, als wäre er nur zufällig, oder vielmehr wider seinen Willen hier. Ich weiß aber ganz gewiß, daß eben dieser Mann mehr höret, als es den Anschein hat, und mehr wiedererzählt, als es Vielen lieb ist. Es gehört doch viel Muth dazu, sich mitten unter die Lutherischen hinzustellen.“

Der hagere, blasse Mann, von welchem die Rede war, hatte allerdings in seinem ganzen Wesen etwas Befremdendes; daß er ein gleichgiltiger Zuschauer war, wie eben von ihm ausgesagt wurde, konnte man aber nicht sagen. Vielmehr zeugte sein Angesicht von einer tiefen innern Bewegung; mit den kleinen, etwas tiefliegenden Augen blickte er unstät umher, als suche er

„Herr," rief der Obertrabant aus — „es ist nicht viel besser; denn warum sitzt einer eurer lutherischen Geistlichen auf Spandau? Hat er nicht von seiner Kanzel herab das ganze große churfürstliche Haus und alle Reformirten in der Welt geschmäht und gelästert, daß es ein Greuel war? — Doch ich vergesse meine Geschichte. Dieser lutherische Caplan Peter Stuler also hatte es eben so gemacht, wie der Caplan Gigas, der auf Spandau sitzet und hatte den durchlauchtigsten Churfürsten und seinen gnädigsten Herrn Bruder von der Kanzel herab über alle Maßen geschmähet und gelästert; und warum? Weil der Markgraf die Domkirche von aller Firlefanzerei hatte räumen lassen, welche noch aus der Zeit der Papisten da war und den Lutherischen wohl gefallen hatte. Aber bald schlug dem Caplan das böse Gewissen, weil er merkte, daß der gerechte Zorn des Statthalters ihn zur verdienten Strafe ziehen würde. Und was thut der Caplan? Er nimmt Reißaus nach Schönberg, während seine Hausfrau allen Biergästen erzählt, der Markgraf stelle ihrem Ehemanne um der Religion willen nach dem Leben und wolle ihn gefangen nach Hofe führen. Das war nun eine Freude für die Lutherischen, denn nun hatten sie einen guten Vorwand, gegen die Reformirten loszuziehen. Denn was geschieht? Desselben Abends in dunkler Nacht rotteten sich an tausend lutherische Bürger in der Brüderstraße zusammen, mit Musqueten und Hellebarden bewaffnet; andere rißen das Straßenpflaster auf und bewaffneten sich mit Steinen. Und so ziehen sie vor das Haus des

Caplans und verschanzen es mit Körben und Blöcken. Vergebens wird ihnen gesagt, der Caplan sei gar nicht mehr darin und sei entflohen und sei gerettet — sie hören nicht darauf und toben und schreien immer wilder durcheinander. Das machte, die Frau Caplanin hatte ihren Bierkeller aufgethan und hatte den Aufrührern weidlich eingeschenkt, und das ist wahr, das Bernauer war ein guter Trunk, der trieb das Blut in die Adern und in den Kopf. Und dann, als sie sich satt getrunken, ziehen sie zum Danke, wie Musquetire zusammengereiht, zweimal die Brüderstraße auf und ab, bleiben vor der Hofapotheke stehen, wo der ehrwürdige Hofprediger Füssel wohnte, werfen die Fenster ein, schrieen: „Komm heraus, Du calvinischer Pfaffe,“ und wollen den Ehrenmann mit seiner ganzen Familie ermorden, also daß der arme Mann sich und die Seinen nur dadurch rettet, daß er mit Weib und Kind über das Dach des Hinterhauses mit Lebensgefahr entflieht. Darauf ziehen die Aufrührer nach der langen Brücke, vor die Wohnung des Hofpredigers Salomo Finck, und verüben dort dieselben Greuel; ja selbst dem Hofmedicus, dem Doctor Saffe, der dem Rathhause in Cöln gegenüber wohnt, geht es nicht besser, und Alles nur, weil er auch ein Reformirter war. Nun bitte ich Euch, Herr Bürgermeister, sind die Lutherischen nicht gefährliche, aufrührische Leute?“

„Das war das arme, irregeleitete Volk,“ entgegnete Tieffenbach. „Der gebildete Mann hat daran keinen Theil genommen. Auch dürfet Ihr nicht vergessen, daß

kniete sogleich auf die Stufen nieder und betete still und tief bewegt; denn helle Thränen fielen aus ihren Augen nieder. „Sie weint," flüsterte das umstehende Volk sich zu. „Gewiß denkt sie an ihre selige Mutter! Das gute, fromme Kind!"

Jetzt öffnete sich die Thüre der Sacristei und eine plötzliche Todtenstille kam über das versammelte Volk. Paul Gerhardt trat heraus in aller Würde seines Wesens. Aber nicht wie früher strahlte hohe, selige Freude auf seinem Angesichte, wenn er im Dienste seines Herrn war; sondern eine tiefe Trauer lag auf seinen Mienen, und die Augen gesenkt schritt er langsam und fast zitternd die Altarstufen hinan. Man sah es ihm an, daß er aus der bewegtesten Seele Gott um Kraft und Muth, um Ruhe und Frieden seines Herzens anflehte; denn länger als gewöhnlich verharrte er mit gefalteten Händen auf dem Kirchenbuche, das auf dem Altar lag. Die feierliche Stille des so zahlreich versammelten Volkes, der betende Priester, die in tiefe Rührung versenkten Brautleute und der ernste Blick des Vaters Jung und seiner Freunde, — dies Alles vereinte sich, um den wichtigen Augenblick in aller seiner Bedeutung zu empfinden und mitzufühlen, wie eben das irdische Loos zweier Menschen vor dem allgegenwärtigen Gott in seinem Heiligthum geworfen wurde.

Nun wandte sich Gerhardt nach den Brautleuten um und begann ohne Weiteres nach Vorschrift damaliger Kirchenordnung und mit halblauter, bewegter Stimme also: „Demnach Ihr Euch in den heiligen Ehestand

mit einander begeben wollt, auch deswegen öffentlich aufgeboten worden, so frage ich Euch, Johann Georg Ebeling: Wollt Ihr gegenwärtige Jungfrau Anna Dorothea Jung zum ehelichen Weibe haben, so gebet deſſ' Euer Bekenntniß und ſprecht: Ja."

„Ja," ſagte Ebeling mit veſter, ruhiger Stimme.

„Desgleichen," fuhr nun Gerhardt fort — „frage ich Euch, Jungfrau Anna Dorothea Jung: Wollt Ihr gegenwärtigen Junggeſellen Johann Georg Ebeling zum ehelichen Manne haben, ſo gebt deſſ' auch Euer Bekenntniß und ſagt: Ja!"

„Ja," wiederholte auch Dorothea in hellem, freiem Tone, der die völlige Wiederſammlung ihres Gemüthes verrieth.

Der Prieſter ließ ſie dann die Trauringe einander geben, fügte ihre beiden rechten Hände zuſammen und ſprach: Was Gott zuſammenfügt, ſoll kein Menſch ſcheiden! — Weil denn dieſe gegenwärtigen Perſonen einander zur Ehe begehren und Solches hier öffentlich vor Gott und der Welt bekennen, darauf ſie auch die Hände und Trauringe einander gegeben haben, ſo ſpreche ich, als ein — —"

Hier unterbrach ſich Gerhardt plötzlich und ſchlug die Augen nieder. Eine feierliche Stille, wenn auch nur auf kurze Augenblicke, herrſchte in der ganzen Verſammlung. Auf Gerhardts Angeſichte zeigte ſich ein heftiger Kampf; bald aber trat wieder Ruhe in das bewegte Gewiſſen und er fuhr nun fort: — „ſo ſpreche ich, als ein verordneter Diener der Kirchen allhier ſie ehelich

zuſammen im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes, Amen.“

Mit zuſammengefügten Händen blieb das Paar vor dem Altare ſtehen, als Gerhardt nun weiter ſprach: „Dieweil Ihr Euch in den heiligen Eheſtand im Namen Gottes begeben, ſo ſollt Ihr, damit Ihr denſelben nicht mit Unverſtand göttlichen Wortes, wie die Ungläubigen, anfanget, zum Erſten aus der heiligen Schrift vernehmen, wie der eheliche Stand von Gott iſt eingeſetzt worden. Denn alſo ſtehet geſchrieben: Und Gott der Herr ſprach: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei, ich will ihm eine Gehilfin machen, die ſich zu ihm halte. Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menſchen und er entſchlief; und nahm ſeiner Ribben eine und ſchloß die Stätte zu mit Fleiſch, und Gott der Herr bauete ein Weib aus der Ribbe, die er von dem Menſchen nahm und brachte ſie zu ihm. Da ſprach der Menſch: Das iſt doch Bein von meinem Beine und Fleiſch von meinem Fleiſche; man wird ſie Männin heißen, darum daß ſie vom Manne genommen iſt. Darum wird ein Mann ſeinen Vater und Mutter verlaſſen, und an ſeinem Weibe hangen und ſie werden ſein ein Fleiſch.“

Hier legte Gerhardt das Buch bei Seite und fuhr dann alſo fort: „Dies Schriftwort handelt von der Heiligkeit des Eheſtandes als einer von Gott ſelbſt eingeſetzten Ordnung. Die Schöpfung des Weibes aus dem Manne deutet an, daß die Gehilfin, die ihm Gott gegeben hat, keine Fremde ſei, ſondern auf das Innigſte

mit ihm verbunden, dieſelben leiblichen und geiſtlichen Gaben mit ihm theile, mit dem Manne denſelben Weg des leiblichen Todes gehe. Wenn es aber heißt, daß der Mann, und mit ihm das Weib, Vater und Mutter verlaſſen ſoll, um ſich gegenſeitig anzuhangen, ſo will das nicht ſagen, daß ſich das Kind von dem Herzen der Aeltern losreiße, wie Viele gethan haben, welche das Vaterhaus zu einer Fremde machen und des alten Vaters in ſeiner Schwachheit und der alten Mutter in ihrer Noth vergeſſen haben. Vielmehr ſoll das Kind, wenn anders Noth vorhanden iſt, Vater und Mutter mit ſich nehmen in den neuen Haushalt, mitgehen aber ſoll allezeit des Vaters Fleiß und Arbeit, der Mutter Liebe und Sorge, mitgehen ſoll der Aeltern Chriſtenthum und frommer Wandel, mitgehen ſoll der Aeltern Heil, Wohl und Frieden, und dieſelbe Gnade, welche bisher das älterliche Haus beſchützt und bewacht hat. Wer fröhlich und leicht aus ſeiner Aeltern Hauſe treten könnte, der wüßte nicht, wie ſauer er ſeiner Mutter geworden iſt und welche Sorgen ſeinen Vater um ihn gequält haben. Darum gilt auch den Eheleuten noch das vierte Gebot: Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohlgehe und du lange lebeſt auf Erden. Und wenn Ihr, der Bräutigam, längſt ſchon Vater und Mutter, und Ihr, die Braut, die Mutter verloren habt, ſo laſſet Euch dies eine Ermunterung werden, daß Ihr alles Liebe und Gute, was Ihr den ſeligen Aeltern ſchuldig geblieben ſeid, auf den Mann vereinigt, der Euer Vater iſt auf Erden. Geſegnet ſei jedes Wort,

mit welchem Ihr ihn trösten, gesegnet die Hand, mit welcher Ihr seiner pflegen werdet in den Jahren seines Alters. Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser.“

Hierauf nahm Gerhardt das Buch wieder zur Hand und sprach: „Zum Andern höret an das Gebot Gottes über diesem Stande, wie Ihr Euch in demselben gegen einander verhalten sollt. So spricht Sanct Paulus: Ihr Männer, liebet eure Weiber, gleich wie Christus geliebet hat die Gemeine und hat sich selbst für sie gegeben, auf daß er sie heiliget, und hat sie gereiniget durch das Wasserbad im Wort, auf daß er sie ihm selbst zurichtet, eine Gemeine, die herrlich sei, die nicht habe einen Fleck, oder Runzel oder dessen Etwas, sondern daß sie heilig sei und unsträflich.

Also sollen auch die Männer ihre Weiber lieben, als ihre eigenen Leiber. Wer sein Weib liebt, der liebt sich selbst; denn Niemand hat jemals sein eigen Fleisch gehasset, sondern er nähret es und pfleget sein, gleich wie auch der Herr die Gemeine.

Die Weiber seien unterthan ihren Männern, als dem Herrn; denn der Mann ist des Weibes Haupt, gleich wie auch Christus das Haupt der Gemeine, und er ist seines Leibes Heiland. Aber wie nun die Gemeine Christo ist unterthan, also auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen.“

„Und hieraus“ — fuhr nun Gerhardt weiter in eigner Rede fort — „sollt Ihr drei Stücke lernen, zum Ersten, daß die Eheleute einer Gemeine des Herrn gleichen sollen. Sowie eine christliche Gemeine alles ihr

Anliegen in Christo vereinigt, zum Licht auf ihren Wegen nur ihn nimmt, in ihrer Angst und Schwachheit nur bei ihm Hilfe suchet und keinen andern Frieden kennt, als den Er gelassen hat, — so soll auch das Leben der Eheleute in Christo allein Anfang, Mittel und Ende gewinnen. Nicht Eins soll getrennt von dem andern für sein leibliches und geistiges Wohl sorgen, nicht Eins seinen Kummer, seinen Schmerz allein tragen, nicht Eins seine Kämpfe gegen der Welt Lust allein bestehen, — sondern Ihr sollt eine Gemeine sein, eine Gemeinschaft in allen Leibes- und Seelennöthen. Wo zwei oder drei, spricht der Herr, in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Das ist allen christlichen Eheleuten gesagt, welche in allen ihren gemeinsamen Schicksalen, in ihren Lasten und Arbeiten, in ihrer Sorge für das ewige Leben Christo danken wollen, daß er auch für sie gekommen ist in die Welt und für sie gestorben und auferstanden ist, das ist Euch gesagt, die Ihr von Kindheit auf die heilige Schrift wisset und vor vielen Andern es frühzeitig gelernt habt, daß wir uns des Evangeliums Jesu Christi nicht schämen dürfen, sintemal es ist eine Kraft Gottes, welche selig macht Alle, die daran glauben. Darum bleibet in Dem, was Ihr gelernet habt und Euch anvertrauet ist, weil Ihr wisset, von wem Ihr gelernet habt.

Zum Zweiten sollt Ihr, der Bräutigam, daraus lernen, daß Ihr Euer Weib lieben sollt, wie Euch selbst. Denn Ihr habt keine treuere Freundin, als sie, keine nähere Gefährtin Eures Weges, als sie. Wenn Ihr es

nun mit Euch selbst wohl meinet, und Euch nur Liebes und Gutes thun wollt, so liebt Euer Weib; denn Ihr selbst könnt Euch nicht anders selber lieben, als wenn Ihr Eure sichtbare Seele liebt, welche ist eben Euer Weib. Und zum Dritten sollt Ihr, die Braut, daraus lernen, daß das Weib dem Manne Gehorsam schuldig ist in allen Dingen. Denn die Liebe soll nicht herrschen, sondern dienen; das Weib aber soll dem Manne unterthan sein, als dem nächsten Schützer und Versorger ihres leiblichen Lebens, als der Stütze des Hauses und dem Haupte der Familie, der um solchen Vorzuges willen einst wird schwere Rechenschaft ablegen müssen, ob er seines Weibes Herr oder Herrscher, seines Weibes Schützer oder Unterdrücker, und seines Weibes Freund oder Feind gewesen ist. Das Weib aber soll dem Manne unterthan sein, weil sie ihm vertraut, weil sie sich alles Guten zu ihm versieht, und weil sie weiß, daß ein Mann, der sein Weib liebt, derselben kein Leid zufügen kann."

Nach diesen Worten nahm Gerhardt wiederum das Buch zur Hand und las weiter: Zum Dritten höret auch das Kreuz, so Gott nach dem Falle um der Sünden willen auf diesen Stand wohlmeinend gelegt hat. So sprach Gott zum Weibe: Ich will dir viel Schmerzen schaffen, wenn du schwanger wirst, du sollst mit Schmerzen Kinder gebären und dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein, und er soll dein Herr sein! Und zum Manne sprach Gott: Dieweil du hast gehorchet der Stimme deines Weibes und gegessen von dem Baume, davon ich dir gebot und sprach: Du sollst nicht

davon essen! — verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang, Dorn und Disteln soll er dir tragen und sollst das Kraut auf dem Felde essen. Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zur Erde werdest, davon du genommen bist; denn du bist Erde und sollst zur Erden werden."

„Das ist," setzte Gerhardt hinzu — „das Kreuz, welches Ihr tragen müsset. Denn es sollen und müssen Zeiten über Euch kommen, wo Ihr mit Thränen Euer Brot essen werdet, wo Krankheit Euch darniederwirft und der Tod in Euer Haus tritt. Es müssen die Tage kommen, wo Ihr sitzet und klaget um der Ungerechtigkeit der Menschen willen, unter der Ihr leidet, mehr aber noch um der Gerechtigkeit Gottes willen, die Ihr durch Eure Sünden auf Euch herabgezogen habt. Es müssen Tage kommen, wo Ihr mit Eurer eignen Weisheit im Finstern wandelt, wo Eure letzte Kraft gebrochen ist und Eure Seele ohne Frieden ist; Alles, damit Ihr erkennet, wie arm und elend Ihr seid vor Gott und daß Ihr dann desto eifriger und sehnlicher nach der Heiligung verlanget. Könntet Ihr selbst oder Jemand Derer, die um Euch stehen, in seinem Herzen zu Gott beten und über Euch sprechen: Herr, laß ihnen kein Leid widerfahren! so würde ich beten und sprechen: Herr, höre sie nicht, denn sie wissen nicht, um was sie bitten. Denn erst das Unglück wird Euer Herz läutern und die Liebe heiligen, die Euch zusammengeführt hat. Erst die Angst um's leibliche Leben wird Euch verstehen lehren, was

das ewige Leben sei; denn durch viele Trübsale müssen wir eingehen in das Reich Gottes. So wie Ihr erst dann von Herzen verstehen werdet, wie stark die Liebe ist, wenn Eins von Euch auf dem Todtenbette liegt, so werdet Ihr auch erst dann erkennen, wie groß die Gnade Gottes sei, wenn das erste Mal über Euer zerschlagenes Herz das Licht der Versöhnung, das vom Kreuze des Herrn ausgeht, aufgegangen ist. Der Herr thue Euch nach seiner Weisheit und Güte.“

Und zum letzten Male nahm Gerhardt das Buch zur Hand und sprach: Zum Vierten so ist das Euer Trost, daß Ihr wisset und glaubet, wie Euer Stand vor Gott angenehm und gesegnet ist. Denn also stehet geschrieben: Gott schuf den Menschen ihm selbst zum Bilde, ja zum Bilde Gottes schuf er ihn, er schuf sie ein Männlein und ein Fräulein. Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch unterthan und herrschet über Fische im Meer und über Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kreucht. Und Gott sah an Alles, was er gemacht hatte und siehe da, es war sehr gut.

„Das sei Euer Trost und Eure Freude,“ setzte Gerhardt hinzu. „Ihr sollt bei aller Noth, bei aller schweren Schuld doch Gottes Kinder sein durch den Glauben an Christum Jesum. Daran denket, wenn die Trübsal Euch heimsuchet, daran denket bei jedem Herzeleid, welches Euch bereitet ist, — daran, daß Gott Euch gesegnet hat. Wohl Dem, der den Herrn fürchtet und

auf ſeinen Wegen gehet. Du wirſt Dich nähren Deiner Hände Arbeit; wohl Dir, Du haſt es gut. Dein Weib wird ſein wie ein fruchtbarer Weinſtock um Dein Haus herum, Deine Kinder wie Oelzweige um Deinen Tiſch her. Siehe alſo wird geſegnet der Mann, der den Herrn fürchtet. Der Herr wird Dich ſegnen aus Zion, daß Du ſeheſt das Glück Jeruſalem dein Leben lang. Und ſeheſt Deiner Kinder Kinder! Friede über Euch! Amen!“

Als Gerhardt hier ſchwieg, ertönte auf einmal aus der Mitte der verſammelten Menge ein leiſer, unverſtändlicher Geſang, der aber von Augenblick zu Augenblick ſtärker wurde, immer deutlicher hervortrat und endlich zu einem vollen Chore anſchwoll. Jetzt erſt hörte man, was ſie ſangen:

Sei gutes Muths! — Wir ſind es nicht,
Die dieſen Orden aufgerich't,
Es iſt ein höhrer Vater.
Der hat uns je und je geliebt,
Und bleibt, wenn unſre Sorg' uns trübt,
Der beſte Freund und Rather.
Anfang,
Ausgang
Aller Sachen
Die zu machen
Wir gedenken,
Wird er wohl und weislich lenken.

Dieſer unvorbereitete, unerwartete Geſang machte einen tiefen Eindruck auf alle Anweſenden, beſonders auf die Hauptperſonen bei dieſer Handlung. Niemand wußte, wer den Geſang zuerſt angeſtimmt hatte; Jeder

wußte nur, daß er in seiner Nähe den lieben, reizenden Ton dieses lieben gerhardtschen Ehestandsliedes gehört und unwillkürlich sich diesem verführerischen Klange angeschlossen habe. So erschien dieser Gesang als eine überquellende Woge eines vollen Herzens, als der halblaute Zuruf einer Seele, die segnen muß, weil sie des Segens voll ist, und als der zauberische Klang einer himmlischen Saite, welche augenblicklich in jedem Gemüthe mit anschlug.

Dorothea ward von diesem Gesange so mächtig berührt, daß sie augenblicklich in Thränen ausbrach und dieselben ungehindert fließen ließ. Ebeling dagegen feierte seinen seligsten Augenblick; mit stillem Entzücken sog er jeden einzelnen Ton in seine Seele ein, und auf seinem Angesichte lag ein wahrhaft verklärtes Lächeln. Selbst auf Paul Gerhardt hatte diese unerwartete Unterbrechung ihre bedeutsame Wirkung geäußert. Der fast wehmüthige Ernst, welcher während der ganzen Handlung in seinen Mienen und Blicken sich kund gegeben, und der nur von Solchen verstanden wurde, welche die unablässige Qual seines Gewissens ermessen konnten, — der Qual nämlich, ob er auch mit gutem Gewissen als Diener der Kirche hier stehen dürfe, während er unter solchen Umständen die Wiedereinsetzung in sein Amt nicht als eine giltige betrachten könnte, — dieser wehmüthige Ernst wich auf einmal einem heitern Lichte. Der plötzliche Zuruf aus der Gemeinde; Sei gutes Muths! der zunächst wohl den Brautleuten galt, erschien ihm wie eine Stimme von Oben, und mit einem Male ver-

ſchwand alles Leid aus ſeiner Seele. Mit demſelben freundlichen Angeſichte und mit denſelben vom Frieden Gottes verklärten Augen, wie er ſonſt ſeines heiligen Amtes im Hauſe Gottes gewartet hatte, ſtand er jetzt ſeiner lieben Gemeinde gegenüber und ſah mit herzlicher Freude in jedes Auge, das ihn ſuchte.

Als nach Beendigung des Verſes wieder dieſelbe feierliche Stille eintrat, welche bisher geherrſcht hatte, ſanken Ebeling und Dorothea auf ihre Kniee nieder und Gerhardt, ſich in die Seele der Beiden verſetzend, betete mit lauter, fröhlicher Stimme und ſprach:

„Barmherziger, gnädiger Gott, lieber Vater! Du haſt uns nach Deinem gnädigen Willen in den heiligen Eheſtand geſetzet, daß wir nach Deiner Ordnung darin leben ſollen. Darum tröſten wir uns auch Deines Segens, da Dein Wort ſaget: Wer eine Ehefrau findet, der findet was Gutes und ſchöpfet Segen vom Herrn. Ach lieber Gott, laß uns ja in Deiner göttlichen Furcht bei einander leben. Denn wohl Dem, der den Herrn fürchtet und große Luſt hat an ſeinen Geboten; deſſ' Samen wird gewaltig ſein auf Erden, das Geſchlecht der Frommen wird geſegnet ſein. Laß uns vor allen Dingen Dein Wort lieb haben, wie Du uns dasſelbe durch Deine treuen Zeugen haſt verkündigen laſſen, und worauf wir geſchworen haben, daß wir es halten wollen in aller Anfechtung des Leibes und der Seele! Laß uns daſſelbe Dein Wort gerne hören und fleißig lernen, daß wir ſein mögen wie ein Baum am Waſſer gepflanzet, der ſeine Frucht bringet zu ſeiner Zeit, und ſeine Blätter verwel-

ken nicht, und Alles, was er macht, geräth wohl. Drei ſchöne Dinge ſind es, die Dir und den Menſchen wohl gefallen: wenn Brüder Eins ſind, wenn die Nachbarn ſich lieb haben, wenn Mann und Weib ſich mit einander wohl begehen. So laß uns in Frieden und Einigkeit leben, daß wir der drei ſchönen Dinge eines bei uns haben und behalten mögen; denn daſelbſt haſt Du, Herr, verheißen Segen und Leben immer und ewiglich. Laß uns in unſerm Eheſtand Zucht und Ehrbarkeit lieb haben, und dawider nicht handeln, auf daß in unſerm Hauſe Ehre wohne und wir einen ehrlichen Namen haben mögen. Gieb Gnade, daß wir unſere Kinder in der Furcht und Verwahrung zu Deiner göttlichen Ehre auferziehen, daß Du aus ihrem Munde Dir ein Lob bereiten mögeſt. Gieb uns auch das tägliche Brot und ſegne unſere Nahrung und unſerer Hände Arbeit. Umzäune unſer Haus und Herz mit Deinen heiligen Engeln, daß der böſe Feind und ſeine Werkzeuge keinen Eingriff thun können. Behüte unſer Haus und Alles, was Du uns gegeben haſt, nach Deinem Wohlgefallen; und willſt Du, daß wir in Armuth und Dürftigkeit einhergehen, ſo laß uns Deines Wortes getröſten, daß den Armen Dein Evangelium gepredigt werden ſoll. Denn Du allein, Herr, haſt Macht und Gewalt; wo Du das Haus nicht baueſt, ſo arbeiten umſonſt, die daran bauen; wo Du, Herr, die Stadt nicht behüteſt, ſo wachet der Wächter umſonſt; Deinen Freunden gibſt Du es ſchlafend. Gib uns auch, lieber Gott, frommes, getreues und gehorſames Geſinde; denn Du ordneſt und regiereſt

Alles und biſt ein Herr über Alles, belohneſt auch alle Treue und Liebe und ſtrafeſt alle Untreue. Und wenn Du uns, lieber Gott, Kreuz und Trübſal zuſenden willſt, ſo gib uns Geduld, daß wir uns gehorſamlich Deiner väterlichen Züchtigung unterwerfen, und mache es gnädig mit uns. Laß von dem Herrn unſern Gang gefordert werden und habe Du Luſt an unſern Wegen. Fallen wir dann, ſo wirf uns nicht weg, ſondern halte uns bei der Hand und richte uns wieder auf. Lindere uns unſer Kreuz, und tröſte uns wieder, und verlaß uns nicht in unſerer Noth. Gib auch, daß wir das Zeitliche nicht lieber haben, denn das Ewige; denn wir haben ja nichts in die Welt gebracht, werden auch nichts mit hinausbringen; darum laß uns nicht dem ſündigen Geiz, der Wurzel alles Uebels, nachhängen, ſondern nachjagen dem Glauben und der Liebe und ergreifen das ewige Leben, dazu wir berufen ſind, und bewahre unſern Eingang und unſern Ausgang von nun an bis in Ewigkeit. Amen.“

Dann betete Gerhardt noch das heilige Vater unſer, und als er dann ſeine beiden Hände auf das Haupt der Knieenden legte und den Segen über ſie ausſprach, nahm die ganze Verſammlung daran Theil, dadurch, daß ſie Alle auf ihre Kniee niederſanken. Es war, als fühlte es ein Jeder, daß ihr theurer Seelſorger wohl zum letzten Male im Hauſe Gottes ſeine Gemeinde ſegnete. Und als ſie ſich wieder erhoben, zeugte jedes Angeſicht vom göttlichen Frieden.

Nach dieſem feierlichen Augenblicke war es, als ob

eine unsichtbare Hand zu gleicher Zeit Herz und Mund der ganzen Versammlung berührte; denn mit vollem Chore ertönte der Gesang:

Wohl her, mein König, nah' herzu!
Gib Rath in Kreuz, in Nöthen Ruh,
In Aengsten Trost und Freude.
Dess' sollst du haben Ruhm und Preis,
Wir wollen singen beßter Weis'
Und danken alle Beide.
Bis wir
Bei dir
Deinen Willen
Zu erfüllen
Deinen Namen
Ewig loben werden. Amen.

Die Handlung war vorüber. Gerhardt ging in die Sacristei zurück; die Brautleute verließen in derselben Ordnung, wie sie gekommen waren, das Gotteshaus, und das Volk zog ihnen nach.

Als der Zug vor der Kirchenthüre ankam, stand in derselben Ecke noch still und unbeweglich derselbe hagere Mann mit dem bleichen, krankhaften Angesichte. Seine Blicke suchten Dorotheen, und als das herandrängende Volk ihm dies hinderte und Dorothea selbst auch mit gesenkten Augen einherging und Niemandes achtete und am Arme Ebelings vorüberschritt, verblieb er ruhig, bis das Volk sich verlaufen hatte; dann entfernte er sich langsam und traurig und schlug den Weg nach der spandauer Straße ein.

Cap. 7.

Die Abfertigung.

Herr, wie lange soll ich schreien, und du willst nicht hören? Wie lange soll ich zu dir rufen über Frevel, und du willst nicht helfen?

Habak. 1, v. 2.

Am vierten Februar gegen die Mittagsstunde schritt der Bürgermeister Tieffenbach in feierlichster Amtskleidung durch das große Thor des churfürstlichen Schlosses zu Cöln. Als er in die Vorhalle eintrat und seinen Wunsch um eine wenn auch nur kurze Audienz bei churfürstlicher Durchlaucht einem der wachhabenden Trabanten mitgetheilt hatte, ward er von diesem eingeladen, ihm in ein dazu bestimmtes Zimmer zu folgen, wo er der weitern Antwort und der weitern Vorladung warten sollte.

Der Bürgermeister fand in diesem Zimmer an einem Tische am Fenster einen Mann mit einem großen, bis auf die Brust herabhängenden schneeweißen Barte,

während das glatte Haupt, an welchem zu beiden Seiten nur noch wenige Locken hingen, wie ein glänzender Spiegel leuchtete. Es war dieser Mann der Oberaufseher der Trabanten, Nicolaus, ein Greis von fast achtzig Jahren, der mit einer gewissen trotzigen Beharrlichkeit seinen Posten inne behielt, so oft auch der Churfürst, in Rücksicht seiner langjährigen treuen Dienste, ihn mit vollem Solde hatte in den Ruhestand setzen wollen. Nicolaus war aller Welt eine bekannte Person, eben so wie des Churfürsten Kammermohr, welcher seinen durchlauchtigsten Herrn auf allen seinen Reisen, so wie auf der Jagd begleiten mußte, und der von gar vielen Leuten, welchen der Negerstamm eine völlig unbekannte Menschengattung war, für den leibhaftigen Teufel gehalten und mit: „Gnädiger Herr Teufel" angeredet wurde.

Der alte Nicolaus dagegen galt für eine Art Schutzgeist des churfürstlichen Hauses; Niemand hätte gewagt, ihm auch nur ein unfreundliches Wort zu sagen, wozu es übrigens auch schon der wahrhaft ehrwürdige Ausdruck des getreuen Obertrabanten nicht kommen ließ. Tieffenbach nahte sich ihm und grüßte ihn freundlichst. „Wollt Ihr vor den gnädigsten Herrn?" fragte Nicolaus, und setzte, ohne die Antwort abzuwarten, hinzu: „Da werdet Ihr wohl eine Zeit lang warten müssen. Der General Derfflinger hat eben den Vortrag im Cabinet, und wo vom Kriege verhandelt wird, dauert es in der Regel lange. Bringt Ihr Krieg oder Frieden, Herr Bürgermeister?"

„Ich weiß nicht, alter Freund, wie Ihr das meint,“ antwortete dieſer.

„Ich meinte,“ erklärte Nicolaus — „ob Euer Anliegen dem Churfürſten Freude oder Aerger machen wird.“

„Das iſt allerdings eine ſchwere Frage,“ ſagte Tieffenbach lächelnd. „Ich hoffe das Beßte, denn ich bitte um Frieden.“

„Kommt nur nicht etwa in Sachen Eurer lutheriſchen Geiſtlichen,“ fuhr der Obertrabant fort. „Da möchtet Ihr heute keine gute Stunde gewählt haben, und wohl auch niemals eine gute wählen können. Denn nehmt mir's nicht übel, hochedler Herr Bürgermeiſter, aber Eure lutheriſchen Geiſtlichen ſind ein wenig ſtarrköpfig.“

„Das iſt eine harte Beſchuldigung, alter Freund,“ antwortete Tieffenbach ernſt. „Starrköpfig kann meines Erachtens nur Der heißen, der aus Trotz und böſem Willen auf ſeiner Meinung beſteht, auch wenn er das Beſſere erkannt hat. Wollt Ihr nun unſere Geiſtlichen eines ſolchen böſen Willens für fähig halten?“

„Böſen Willen?“ wiederholte der Trabant und ſetzte dann nach einer Pauſe hinzu: „Herr Bürgermeiſter, in dem Lutherthume ſteckt viel unruhiges Blut. Ich kann Euch Geſchichten erzählen, die, wenn ſie auch über funfzig Jahr alt ſind, doch noch ſo deutlich mir im Gedächtniſſe liegen, als wären ſie geſtern geſchehen. Ich ſage, die Lutheriſchen ſind unruhige Leute, die nicht lange warten, ehe ſie mit Worten und Händen darein ſchlagen. Soll ich Euch dies beweiſen?“

„Wenn Ihr es könnt, ja,“ antwortete der Bürgermeister, eben nicht besonders erfreut über das Vorhaben seines Gegners, der das Interesse der Reformirten, wie es schien, kräftig genug zu vertheidigen verstand.

„Nun seht,“ fuhr Nicolaus eifrig fort, während in seine Augen ein wahrhaft jugendliches Feuer trat — „was ich Euch erzählen will, ist allerdings etwas lange her und fällt in eine Zeit, wo vielleicht Euer gestrenger Herr Vater noch gar nicht geboren war, viel weniger also Ihr. Ich war damals ein Bursche von zwanzig Jahren, und meinem gnädigsten Herrn auf Tod und Leben ergeben, wie heute noch, obwohl es bereits der dritte gnädigste Herr ist, dem ich diene; denn ich spreche von der großen Zeit des durchlauchtigsten, gottseligsten Churfürsten Johann Sigismund, also von dem Großvater unsers großen Churfürsten, wenn Ihr anders dies nicht wissen solltet.“

Tieffenbach hätte dem alten Trabanten die angekündigte Beweisführung gern erlassen, aber er konnte ihr nicht ausweichen und mußte geduldig ausharren, bis ihn der Vorbeschied zum Churfürsten davon befreite. „Denkt Euch also,“ fuhr der Alte fort — „es war Anno funfzehn in der Charwoche; der durchlauchtigste Churfürst war eben außer Landes und sein gnädigster Herr Bruder, der Markgraf Johann Georg, war Statthalter. Es war also in der Charwoche und abends zehn Uhr; ich hatte den Dienst bei dem Markgrafen und hatte ihm eben sein Bette bereitet und ihm gute Nacht gesagt; da wird's auf einmal laut auf den Straßen, —

wildes Geschrei tobte durch einander, und kam dem Schlosse immer näher. Es war, als zöge ein wildes Kriegsheer ein und wollte sengen und brennen, plündern und morden. Und wisset Ihr warum?"

„Ich weiß es!" antwortete der Bürgermeister ziemlich gleichgültig — „mein Großvater hat mir oft davon erzählt."

„Nein, Ihr wisset es nicht," rief ihm Nicolaus eifrig zu. „Wie könnt Ihr es wissen, da Ihr nicht dabei waret! Und wenn Ihr es von Eurem Großvater wisset, so hat der es Euch auf Lutherisch erzählt; ich aber, ich war dabei und habe es mit meinem reformirten Herzen mit angesehen, da wird's etwas anders und wahrer klingen. Also es war ein Kaplan zu Sanct Peter, Namens Peter Stuler; ich kannte den Mann recht gut, denn seine Hausfrau hatte einen bernauer Bierschank und wir jungen Burschen sagten deshalb oft, das wäre das Beßte im ganzen Hause, und gingen fast sämmtlich hin zu Gaste; denn die Lutherischen halten auf einen guten Trunk, das muß man ihnen lassen."

„Ich würde Euch doch bitten," fiel der Bürgermeister ernst ein — „Euch dergleichen Anmerkungen zu enthalten. Denn wenn Ihr auch aus einer Zeit stammt, wo leider Gottes die Feindschaft zwischen Lutherischen und Reformirten sich in solchen gegenseitigen Schmähungen und rohen Gewaltthätigkeiten gefiel, so ist dies doch jetzt anders!"

„Herr," rief der Obertrabant aus — „es ist nicht viel besser; denn warum sitzt einer eurer lutherischen Geistlichen auf Spandau? Hat er nicht von seiner Kanzel herab das ganze große churfürstliche Haus und alle Reformirten in der Welt geschmäht und gelästert, daß es ein Greuel war? — Doch ich vergesse meine Geschichte. Dieser lutherische Caplan Peter Stuler also hatte es eben so gemacht, wie der Caplan Gigas, der auf Spandau sitzet und hatte den durchlauchtigsten Churfürsten und seinen gnädigsten Herrn Bruder von der Kanzel herab über alle Maßen geschmähet und gelästert; und warum? Weil der Markgraf die Domkirche von aller Firlefanzerei hatte räumen lassen, welche noch aus der Zeit der Papisten da war und den Lutherischen wohl gefallen hatte. Aber bald schlug dem Caplan das böse Gewissen, weil er merkte, daß der gerechte Zorn des Statthalters ihn zur verdienten Strafe ziehen würde. Und was thut der Caplan? Er nimmt Reißaus nach Schönberg, während seine Hausfrau allen Biergästen erzählt, der Markgraf stelle ihrem Ehemanne um der Religion willen nach dem Leben und wolle ihn gefangen nach Hofe führen. Das war nun eine Freude für die Lutherischen, denn nun hatten sie einen guten Vorwand, gegen die Reformirten loszuziehen. Denn was geschieht? Desselben Abends in dunkler Nacht rotteten sich an tausend lutherische Bürger in der Brüderstraße zusammen, mit Musqueten und Hellebarden bewaffnet; andere rißen das Straßenpflaster auf und bewaffneten sich mit Steinen. Und so ziehen sie vor das Haus des

Caplans und verschanzen es mit Körben und Blöcken. Vergebens wird ihnen gesagt, der Caplan sei gar nicht mehr darin und sei entflohen und sei gerettet — sie hören nicht darauf und toben und schreien immer wilder durcheinander. Das machte, die Frau Caplanin hatte ihren Bierkeller aufgethan und hatte den Aufrührern weidlich eingeschenkt, und das ist wahr, das Bernauer war ein guter Trunk, der trieb das Blut in die Adern und in den Kopf. Und dann, als sie sich satt getrunken, ziehen sie zum Danke, wie Musquetire zusammengereiht, zweimal die Brüderstraße auf und ab, bleiben vor der Hofapotheke stehen, wo der ehrwürdige Hofprediger Füssel wohnte, werfen die Fenster ein, schrieen: „Komm heraus, Du calvinischer Pfaffe,“ und wollen den Ehrenmann mit seiner ganzen Familie ermorden, also daß der arme Mann sich und die Seinen nur dadurch rettet, daß er mit Weib und Kind über das Dach des Hinterhauses mit Lebensgefahr entflieht. Darauf ziehen die Aufrührer nach der langen Brücke, vor die Wohnung des Hofpredigers Salomo Finck, und verüben dort dieselben Greuel; ja selbst dem Hofmedicus, dem Doctor Saffe, der dem Rathhause in Cöln gegenüber wohnt, geht es nicht besser, und Alles nur, weil er auch ein Reformirter war. Nun bitte ich Euch, Herr Bürgermeister, sind die Lutherischen nicht gefährliche, aufrührische Leute?“

„Das war das arme, irregeleitete Volk,“ entgegnete Tieffenbach. „Der gebildete Mann hat daran keinen Theil genommen. Auch dürfet Ihr nicht vergessen, daß

die Reformirten es auch nicht hatten fehlen lassen an aufreizenden Reden und Schmähungen.“

„Aber Ihr denkt wohl, nun war es zu Ende?“ fuhr der Obertrabant eifrig fort, ohne auf die Entgegnung des Bürgermeisters Rücksicht zu nehmen. „Nein, nun gingen erst die Greuel recht an, denn das bernauer Bier wirkte. Wie also der gnädigste Markgraf eben, als er nach verrichtetem Abendgebete in sein Bette steigen will, dies tobende Geschrei hört und ihm die Ursache sogleich gemeldet wird, — kleidet er sich schnell wieder an, befiehlt mir, sein Pferd zu satteln, läßt mich und etwa acht andere Trabanten noch aufsitzen und etwa zehn andere zu Fuß; und nun gings im Galopp zum Schloßthor hinaus hin nach dem Petrikirchhof, Alles aus der guten, gnädigen Absicht, das tobende Volk zur Ruhe zu bringen. Aber nun wurde ja der Aufruhr erst groß und noch heute höre ich das wilde Geschrei vor meinen Ohren. Der Markgraf rief den Aufrührern freundlich und gnädig zu, sie möchten sich ruhig nach Hause begeben! Er schwur bei seiner Ehre, es sei dem Caplan Stuler kein Leids geschehen und solle ihm auch nichts geschehen; ja ich habe es mit meinen eigenen Ohren gehört, wie der edle Markgraf sagte: Lieben Leute, um euch zu beweisen, daß es mir nicht in den Sinn gekommen ist, euren Caplan gefangen zu nehmen, so nehmt mich selber als Geissel an, ich will euch folgen, wohin ihr wollt!!! Aber das half Alles nichts; das Geschrei wurde immer ärger und wüthender und mordsüchtiger;

Nun, Herr Bürgermeister, was sagt Ihr zu Euren lutherischen Bürgern?“

„Ich beklage solche Greuel aus tiefster Seele,“ antwortete Tieffenbach; „aber ich muß Euch abermals daran erinnern, daß das arme Volk verblendet und irregeleitet war. Ja, ich weiß von meinem Großvater, daß gerade die Ankunft des Statthalters mit seinen Trabanten und Laquaien das Uebel schlimmer machte, weil augenblicklich die Rede ging, der Statthalter sei eben im Begriff, den Caplan gefangen zu nehmen.“

„Schmach über solche Verleumdung!“ rief der alte Mann eifrig aus. „Ich stehe mit meinem Kopfe für jedes Wort, das ich Euch erzähle; denn ich war dabei, ich war der Nächste an dem Markgrafen, ich habe jedes seiner Worte gehört. Aber ich will es Euch sagen: die Lutherischen wollten des Bessern nicht belehrt sein; sie wollten nichts Geringeres, als alle Reformirten ermorden und den Anfang mit dem Statthalter machen. Denn es ist später herausgekommen, daß sich eine Anzahl solcher Aufrührer hinter der Kirchhofsmauer, da wo es nach der Grünstraße hingeht, mit scharfgeladenen Büchsen in den Hinterhalt gelegt hat. Denn als wir in diese Nähe kamen, fiel auf einmal ein Schuß, der zwischen mir und dem Markgrafen durchpfiff. Und das war das Zeichen zum allgemeinen Aufstande; denn nun läuteten sie Sturm auf dem Petrithurme und brachten dadurch auch Berlin in Aufruhr. Herr, es war eine entsetzliche Nacht; ich habe seit der Zeit manche Schlacht mitgefochten und bin mehr denn hundertmal

in Todesgefahr gewesen — aber so grausig, wie damals in der Nacht in der Charwoche, Anno funfzehn, ist mir's nie wieder zu Muthe geworden. Es war, als hätte sich die Hölle aufgethan und alle Teufel wären ausgezogen, uns zu verderben. Herr, diese Schmach bleibt auf euch Lutherischen ruhen, so lang die Welt steht.''

„Ich kann und mag die Greuel von damals nicht vertheidigen,'' sagte der Bürgermeister ruhig — „aber Ihr seid ungerecht gegen uns, wenn Ihr uns jetzt noch wollet zurechnen, was vor funfzig Jahren von einem verführten Volke Uebels geschehen ist.''

„Ach, ich bin noch nicht fertig,'' fiel der Obertrabant ein, der auf gar keine Entgegnung hörte. „Als nun der Statthalter, um sein eigenes Leben zu retten, den Platz verließ und vor das Haus des Bürgermeisters Georg Jahn in der Brüderstraße ritt, und diesen aufforderte, ihn zu begleiten, damit er durch sein Ansehn den Aufruhr stillen sollte, und dieser auch mitging und dem Volke zuredete, wurde es nur desto schlimmer.„ Seht unsern Bürgermeister, schrieen sie, er trachtet nach der Hofgunst, und verkauft dabei unsern lutherischen Glauben! Auf, nach dem Schlosse, schrie ein Anderer mit einer Stimme, die wie aus der Hölle herauf brüllte — Auf — laßt uns das Schloß plündern und niederreißen.'' Und als wir darauf zum Schutze des Schlosses vorwärts reiten, erschallt ein höllisches Geschrei, ein wahrhaft teuflisches Gelächter hinter uns drein. Da kehren wir wieder um und ich er-

dreiste mich, zum Markgrafen zu sagen: „Gnädigster Herr, sollen wir nicht Feuer geben auf diese Hunde und einhauen?“ Aber der edle Markgraf, der nicht einmal mit einer Pistole bewaffnet war und nur ein nichtsnutziges Rappier bei sich hatte, verbot es und versuchte noch einmal, durch freundliche, gnädige Worte das tobende Volk zu besänftigen; er schwur nochmals heilig und theuer, daß Niemandem ein Leids geschehen sei und auch Niemand um der Religion willen auch nur im Geringsten angefochten werden sollte; aber das war nur Oel in die Flamme des Aufruhrs. Spott und Hohngelächter war die Antwort, und ich habe es mit meinen eignen Ohren gehört, wie Einer neben uns schrie: „Ein Calvinist kann schwören, wie er will, es wird ihm doch keine Seele glauben. Nieder mit den Calvinisten! Lieber Papistisch, als Calvinisch!“ — Herr Bürgermeister, das haben Eure lutherischen Bürger gethan — ja das haben sie gethan.“

„Es gefällt Euch einmal,“ sagte Tieffenbach — „über uns Lutherische Gericht zu halten, und was die Großväter Uebels gethan haben, auf die Enkel zu werfen. Wir lernen aber nur daraus, wie gefährlich es ist, in Sachen der Religion Gewalt zu brauchen.“

„Aber,“ fuhr der alte Mann mit jugendlicher Leidenschaftlichkeit fort — „wer hat denn zuerst Gewalt gebraucht? Hat nicht der gnädigste Herr Markgraf Alles versucht, um durch freundliche und gnädige Zusprache Frieden zu schließen? Aber die Lutherischen wollten keinen Frieden, nur Raub und Mord und

Blutvergießen. Denn wisset Ihr, was noch geschehen ist? Länger als eine Stunde lang hielt der Markgraf den Aufrührern gegenüber Stand und setzte sein theures Leben den Meuchelmördern entgegen. Ja, den Meuchelmördern, sage ich. Denn eben, als der Markgraf am Bewegtesten zu dem wüthenden Volke spricht, fallen mehrere Schüsse; unsere Pferde bäumen sich, und mein nächster Camerad stürzt blutend zur Erde. Da konnten wir uns nicht länger halten, wir greifen nach unsern Pistolen und schießen auf das wahnsinnige Volk. Aber was wollten wir gegen eine Legion Teufel ausrichten! Ein wahrer Kugelregen stürzt auf uns ein; links und rechts sehe ich meine Cameraden stürzen, ich selbst erhalte einen Schuß durch die Hand, — hier — Herr Bürgermeister, hier seht Ihr noch dies lutherische Denkmal! Aber das war noch nicht genug; selbst der Markgraf entgeht nur durch Gottes gnädigen Schutz dem Tode; im selben Augenblicke, wo ihm eine Kugel an dem Ohre vorbeisaust, fühlt er einen gewaltigen Schlag am Schenkel, — ein Aufrührer hatte einen gewaltigen Stein nach ihm geschleudert, daß das Blut nachspritzte und der arme Herr sich nicht mehr in dem Steigbügel halten konnte. Nun glaubten wir, es sei genug, — aber nein, die Empörer hatten unterdeß die Domkirche erbrochen und läuteten dort die Sturmglocke; Andere hatten vom Rathhause die Trommeln heruntergeholt, und schlagen Aufruhr durch alle Straßen. Da flehen wir den Markgrafen inständigst an, sich zu retten; der edle Mann will nicht, aber die Noth

zwingt uns zur Gewalt gegen ihn. Wir, die wir noch übrig waren, faſſen des Markgrafen Pferd, hauen rechts und links uns eine Gaſſe durch die Mörder und mit Gottes Hilfe gelingt es uns, ein churfürſtliches Haus in der Brüderſtraße zu erreichen und in demſelben das Leben des Markgrafen zu retten. Nun, Herr Bürgermeiſter, was haltet Ihr von Euren lutheriſchen Bürgern?"

„Mein lieber Freund," antwortete Tieffenbach ruhig — „Gute und Böſe wohnen aller Orten zuſammen. Es ziemt aber weder mir, noch Euch, nach dem allererſten Anfang zu ſolchen Greueln zu forſchen, und ſomit zu entdecken, wo die eigentliche Verſchuldung dazu liegt. Das Gericht wollen wir Gott überlaſſen."

„Ja," ſetzte Nicolaus mit veſter Stimme hinzu — „Gott wird die Uebelthäter ſtrafen, das iſt auch mein Troſt. Ich halte auch viel auf meinen Glauben; ich will es ſelbſt für den Fall äußerſter Noth entſchuldigen, wenn um des Glaubens willen Mord und Todſchlag verübt wird; denn wenn das köſtlichſte Kleinod der Seele in Gefahr iſt, muß der Leib allemal es beſchützen, und koſtete es Blut gegen Blut. Aber wenn der Glaube zum Diebſtahl und zum Raube treibt, dann tritt Schmach und Schande ein."

„Wie meint Ihr das?" fragte Tieffenbach ernſt und nachdrücklich.

„Ich meine es von damals noch," ſetzte der Obertrabant erklärend hinzu. „Denn als der Markgraf halb zu Tode geworfen und kampfunfähig geworden und den

Aufrührern aus den Augen entronnen war, sah man es recht wohl, daß diese nur allein an dem Markgrafen hatten wollen Rache nehmen. Denn nunmehr löste sich der Volkshaufe auf, nicht aber um nach Hause zu gehen, sondern nur um die Früchte ihrer Arbeit zu genießen. Ja, Herr Bürgermeister, es waren lutherische Leute, welche in die Wohnungen der beiden Hofprediger Füssel und Sachse einbrachen, Alles zertrümmerten, was nur zertrümmert werden konnte, dagegen aber alles Geräthe an Silber und was sonst sich Kostbares fortschleppen ließ, diebisch, räuberisch zu sich steckten. Es ist später herausgekommen und der ehrwürdige Herr Füssel hat es mir selber erzählt, daß sechs Meuchelmörder mit in sein Haus gedrungen sind, die nichts anrührten, nichts wollten, als nur morden, und die deshalb das Haus vom Keller bis zum Giebel in allen Winkeln durchsuchten nach einem Menschenleben. Aber Gott hatte die arme Familie bereits gerettet, wenn sie auch Alles verloren hatte. Denn als der ehrwürdige Mann am Charfreitage darauf zu predigen hatte, hatte er nichts als das Hemd und ein grünes Kamisol, in welchem er sich geflüchtet hatte, und in solcher Kleidung, um welche eine mitleidige Seele nur noch einen Mantel schlug, stieg der arme Mann auf die Kanzel. Erst um vier Uhr des Morgens kam der wilde lutherische Tiger zur Ruhe. Diese Nacht werde ich niemals vergessen, und wenn ich noch hundert Jahre leben sollte. Aber nun frage ich Euch, kann ein Reformirter auf die Lutherischen gut zu sprechen sein?"

„Warum nicht?“ fragte der Bürgermeister, der sich Zwang anthat, dem alten Manne nicht unfreundlich zu begegnen. „Ich hoffe, daß churfürstliche Durchlaucht milder urtheilt, als Ihr, Herr Nicolaus. Ist ja auch damals, wenn ich anders recht berichtet bin, der Churfürst Johann Sigismund auf die Lutherischen immer noch gut zu sprechen gewesen, indem derselbe den grauenvollen Aufruhr nicht den Lutheranern überhaupt beimaß, sondern nur einzelnen Schwarmgeistern, welche das arme Volk bethörten und verführten. Denn obgleich mehrere Bürger von Cöln und Berlin sollen verhaftet und zur Untersuchung gezogen worden sein, so ist doch nichts von irgend einer wirklichen Bestrafung bekannt worden; hat ja selbst der Caplan Stuler, der in gewisser Hinsicht an dem Aufstand Schuld war, vom Churfürsten keine andere Strafe empfangen, als daß ihm verboten wurde, künftighin noch Bier zu schenken und Gäste zu setzen. Ihr seht also, mein alter Freund, es ist nicht allein zwischen ruhigen und unruhigen lutherischen Bürgern, sondern auch zwischen heute und vor funfzig Jahren ein Unterschied zu machen. Auch möchte ich glauben, daß Ihr im Grunde Eures Herzens uns Lutherischen nicht so gram und feindlich seid, als Ihr vorgebt.“

„Es ist noch nicht viel besser, als damals,“ sagte der alte Mann hartnäckig und ausweichend. „Hat nicht die lutherische Bürgerschaft im vergangenen Jahre gegen unsern gnädigsten Herrn wieder mancherlei Umtriebe versucht? Seit nunmehr sieben und zwanzig Jah-

ren will unſer große Churfürſt Frieden in der Kirche haben, aber hat er es erringen können? Hat derſelbe nicht in dieſer ganzen Zeit über nur mit Euren lutheriſchen Pfarrern ſich herumſtreiten müſſen, und muß es jetzt noch thun?“

„Mein Freund,“ entgegnete der Bürgermeiſter — „darüber entſcheiden wir Beide nicht. Es kann Niemand herzlicher den Frieden wünſchen, als Rath und Bürgerſchaft von Berlin und Cöln.“

„Was hilft das Wünſchen,“ warf der Obertrabant ſchnell ein, und es ſchien, als ob er zu einem neuen Angriffe auf die Lutheriſchen übergehen wolle, als der Bürgermeiſter zu ſeiner Freude ſich davon gerettet ſah. Durch die Thüre, welche zum geheimen Cabinete hinführte, trat ein hoher, ſtattlicher Kriegsmann ins Zimmer, deſſen gewaltige Sporen klirrend durch den Saal tönten. Trotz der dicklockigen Perücke, welche als Soldatenzierde am Wenigſten zu taugen ſcheint, erſchien das Angeſicht des Mannes, auf welchem die erlittenen Kriegsdrangſale tiefe Furchen zurückgelaſſen hatten, völlig martialiſch und aus den großen, dunklen Augen blitzten Keckheit und Bewußtſein der Waffengewalt. Das war der Freiherr Georg von Derfflinger, der von armen, niedern Aeltern geboren, eine Zeit lang das Schneiderhandwerk getrieben, und dann als Gemeiner ſich bei dem Heere des böhmiſchen Grafen Matthias von Thurn hatte anwerben laſſen, den ganzen dreißigjährigen Krieg mit durchgekämpft hatte und ſeit zwölf Jahren als General-Major der Reiterei in brandenbur-

gische Dienste getreten war. Als Tieffenbach sich vor ihm verbeugte, nickte er kurz mit dem Kopfe und sagte: „Herr Bürgermeister, ich wünsche Euch gute Verrichtung.“

„Ich danke Ew. Excellenz,“ erwiderte Tieffenbach. „Dero guter Wunsch soll mir ein gutes Anzeichen sein.“

„Hat Euch etwa dieser alte Haudegen ins Gebet genommen?“ fragte der General mit dem Blick auf den Obertrabanten, und fuhr dann lächelnd fort: „Was meint Ihr, Herr Bürgermeister, unser alter Nicolaus muß einmal Sanct Petrum an der Himmelsthür ablösen, denn er übt sich allhier auf Erden ganz trefflich auf solches Amt ein. Wem er gnädig ist, dem ist er gnädig, wessen er sich erbarmet, dessen erbarmet er sich, wie der alte israelitische Gott. Nun, alter Musquetier, willst Du einmal Sanct Petrum ablösen?“

„Dagegen möchten die Lutherischen sich auflehnen, Ew. Exellenz,“ antwortete Nicolaus trocken.

„Ei, warum das?“ fragte der General.

„Weil ich dann keinen Lutherischen in den Himmel ließe,“ antwortete der Obertrabant trotzig.

„Da hast Du allerdings recht, alter Haudegen,“ sagte Derfflinger laut lachend und schritt dann mit großem Geräusch aus dem Saale hinaus; der Bürgermeister aber wurde von einem eintretenden Kammerdiener in das churfürstliche Cabinet gerufen.

Mit fast ängstlicher Beklommenheit folgte Tieffenbach dem einführenden Diener. Denn wenn auch die

den Lutherischen so feindliche Sprache des alten Nicolaus, so wie das zweideutige Benehmen des Generals durchaus keinen Schluß auf die Gesinnung des Churfürsten zuließen, so war doch der Eindruck dieser Scene für einen Lutherischen sehr niederschlagend. Darum konnte Tieffenbach, so sehr er sich bemühte, das Beßte zu hoffen, sich doch einer schlimmen Ahnung nicht erwehren, besonders wenn er sich an den so ungnädigen Empfang in Cleve erinnerte. Indeß stützte er sich auf den guten, friedlichen Zweck seines Vorhabens und trat in Gottes Namen in das fürstliche Gemach.

Hier sollte aber gleich der erste Anblick für ihn kein erfreulicher sein; der Oberpräsident war zugegen, — und die Anwesenheit dieses Mannes schlug seine Hoffnungen ziemlich darnieder. Der Churfürst Friedrich Wilhelm saß auf seinem vergoldeten Armsessel mit übereinander geschlagenen Beinen und erwiderte den unterthänigen Gruß der Bürgermeisters mit einem leichten Kopfnicken.

„Kommt Ihr in eigener Angelegenheit," fragte der Churfürst ziemlich unfreundlich, „oder als Abgesandter des Rathes?"

„In dieser letzten Eigenschaft," antwortete Tieffenbach und setzte hinzu: „Ich hoffe bei churfürstlicher Durchlaucht gnädigstes Vertrauen zu finden, wenn ich des Raths zu Berlin unterthänigsten Gehorsam in aller Liebe und Treue vermelde."

„Was wollt Ihr?" fragte der Churfürst.

„Gnade und Frieden," sagte Tieffenbach ernst.

„Ich stehe als Supplicant vor meinem gnädigsten Herrn und lebe der frohen Zuversicht, daß mein unterthänigstes Bittgesuch ein christlich freundliches Gehör finden werde. Daß Ew. churfürstliche Durchlaucht am neunten vergangenen Monats in Dero hohen Gegenwart dem gesammten Rath zu Berlin hat ankündigen lassen, daß unser treuer Seelsorger, Herr Paul Gerhardt, wieder in sein Amt eingesetzt worden sei, Dessen erinnern Eure churfürstliche Durchlaucht sich gnädigst.“

Der Churfürst erinnerte sich allerdings daran, aber seiner Miene nach nicht sehr freundlich; denn er fuhr plötzlich auf: „Wir wollen doch nicht fürchten, daß Ihr um dieses Gerhardts willen Uns abermals belästigt. Oder sollte es wahr sein, was Uns zu Ohren gekommen ist, daß genannter Gerhardt sich weigere, Unsere Gnade anzunehmen?“

Der Bürgermeister fand es für klug, darauf eine ausweichende Antwort zu geben. „Es würde dem Rathe,“ sagte er, „und die gesammte Bürgerschaft tief schmerzen, wenn Ew. churfürstliche Durchlaucht die Sorge ungnädig vermerkte, welche wir um das Heil unserer Seele und um das Wohl Derer haben, die für unser Seelenheil zu wirken berufen und verordnet sind. Dero hohe Person ist unser oberster Bischof in allen kirchlichen Dingen evangelischer Ordnung; an wen anders könnten wir uns wenden, wenn wir in Bedrängniß sind, als an unsern gnädigsten Herrn, der auch jederzeit die ihm von Gottes Gnaden gegebene Gewalt

mit gleicher landesväterlicher Liebe und Treue für beide Confessionen seiner Lande verwendet hat.“

„Fürwahr,“ rief Friedrich Wilhelm mit leichtem satirischen Lächeln aus — „Ihr seid am Ende gekommen, Uns eine Predigt zu halten und Uns an Unsere Schuldigkeit zu erinnern.“

„Gnädigster Herr,“ entgegnete Tieffenbach ernst — „ich komme als Bittender; und Bittenden liegt es daran, Gunst und Gnade zu erlangen, nicht aber sich Ungnade zu bereiten. Habe ich durch mein aufrichtiges Wort mich einer Unziemlichkeit schuldig gemacht, so bitte ich Eure churfürstliche Durchlaucht unterthänigst um Verzeihung.“

„Nun, was wollt Ihr?“ rief der Churfürst ungeduldig aus, obgleich weniger unfreundlich als zuvor. „Ihr solltet wissen, daß Euer Prediger Gerhardt Uns schon mannigfaches Aergerniß bereitet hat, und daß Unsere Geduld mit Recht sich zu Ende neigt. Was wollt Ihr also von diesem Gerhardt?“

„Eure churfürstliche Durchlaucht,“ antwortete der Bürgermeister, „erinnert sich Dessen gnädigst, daß Herr Gerhardt ohne alle Bedingung in sein Amt wieder eingesetzt sein soll.“

„Ist ihm und Euch das nicht genug?“ fragte der Churfürst schnell und barsch. „Haben Wir nicht zu Gunsten dieses Predigers mehr gethan, als Wir eigentlich sollten? Haben Wir Uns nicht sogar der Mißdeutung ausgesetzt, als seien Wir nicht gegen Alle gleich gerecht? Ihr wollt also noch mehr?“

„O nein, nein, gnädigster Herr!“ rief Tieffenbach freudig aus. „Wenn wir Das nur wirklich haben, was churfürstliche Gnade uns in diesen Worten zugesagt, dann haben wir mehr, als wir geglaubt und Gott möge Eure churfürstliche Durchlaucht dafür reichlich segnen hier und dort.“

„Wir verstehen Euch nicht,“ entgegnete der Churfürst finster. „Wenn Ihr habt, was Ihr wollt, was wollt Ihr dann noch mehr?“

Der Bürgermeister war durch diese etwas ungnädige Beweisführung für den Augenblick in Verlegenheit gebracht. Er wußte nicht, sollte er ein Mißverständniß bei dem Churfürsten voraussetzen, und in diesem Falle es aufklären, oder nicht. Auf einen Moment schoß ihm sogar der Gedanke durch die Seele, das churfürstliche Wort, durch welches doch eigentlich Alles zugestanden war, was Paul Gerhardt nur wünschen konnte, als eine erbetene Versicherung völliger und unbedingter Gnade zu betrachten und mit unterthänigstem Danke sich zu empfehlen. Aber bald sagte ihm sein Gewissen, daß er auf dem Wege sei, eine Unredlichkeit zu begehen und somit nicht einmal im Stande, das so ängstliche Gewissen Gerhardts nach allen Seiten hin zu beruhigen. Er faßte daher Muth und entgegnete: „Da mag es vielleicht auf einem Irrthume beruhen, daß der Herr Geheime Kammersecretär, welcher die Gnadenbotschaft Ew. churfürstlichen Durchlaucht dem Herrn Gerhardt überbrachte, mit Ankündigung der Wiedereinsetzung

mal dort vor Gottes Thron hervortritt und sprechen wird: Daß ich auf Erden ein böser Mensch war, das haben die guten Menschen verschuldet. Und das ist meine Freude und mein Trost!"

Als Stolpe hier von großer Anstrengung erschöpft schwieg, sagte Dorothea: „Wie beklage ich Euch, daß Ihr auf Eurem Sterbenslager keine andere Freude, keinen andern Trost habt. Gottes Gnade möge vor Eurem Abschiede Euch noch die Augen öffnen, daß Ihr, indem Ihr über Menschen zu Gericht sitzet, nicht über Gottes allweises Regiment spottet."

„Spotten?" wiederholte der Kranke lachend. „Nennt Ihr den Schmerzensschrei der Noth, nennt Ihr den Angstruf der Verzweiflung Spott? — Doch ich merke, daß meine Stunden gezählt sind und ich habe Euch noch viel zu sagen. Nach mancherlei Irrfahrten des Elendes fand ich bei einem Manne Aufnahme, der vom Betruge und Diebstahle lebte. Er vermiethete mir ein Plätzchen in seiner großen Kammer und an seinem Tische. Da hatte ich endlich Nahrung und Obdach, aber für welchen Preis? Hier, in der wahren Schule des Lasters war ein guter Gedanke nicht möglich; aber ich hatte doch einen, der wie wahres Himmelslicht in mein Jammerthal fiel. Ich wollte mich an der Menschheit auf eine Weise rächen, die mir schon in der Hoffnung eine herzliche Erquickung war. Die Rache des Betrügers, des Räubers schien mir gemein; nicht an Leib und Gut, nur an der Seele meiner Mitmenschen wollte ich Rache nehmen. Dazu aber mußte ich ein vornehmer

Mann sein, mit Macht und Ansehn bekleidet. Damals fing ich an, mein eigener Lehrmeister zu werden; so oft ich für Tage oder Stunden aus dem Dienste meines Vermiethers entlassen war, lernte ich lesen und schreiben. Mit wahrem Heißhunger nahm ich die Bücher zur Hand, und wenn es helle Mondnächte gab, gönnte ich mir kaum eine Stunde Schlaf. Wenn ich dann in stiller Mitternacht am geöffneten Dachfenster saß, und im Mondlichte meine Studien trieb und auf die schlafende Menschheit hinabsah, um deretwillen ich wachte, dann hob sich meine Brust in Freude und Wonne. Freilich litten dabei meine Augen und von daher mag es kommen, daß meine Blicke einen eigenthümlichen, stechenden Glanz annahmen, der mich anfangs selber erschreckte, wenn ich zur Zeit der Dämmerung in den Spiegel sah, — aber das war ein geringer Verlust gegen Das, was ich gewann. Und wisset Ihr, was meine Aufgabe war? Es sollte keine Glücklichen mehr auf Erden geben! Ich schuf mich zum bösen Weltgeist um, der in das Geheimniß des Herzens sich einschleichen und eine Säule nach der andern wegnehmen wollte, worauf das Lebensglück erbaut war. Es sollte mir eine Freude sein, Unruhe und Angst über alle Seelen zu bringen, die in Frieden dahin lebten —"

„Entsetzlicher Mensch!" rief Dorothea unter Schauer aus.

„Ihr fluchet mir?" fragte Stolpe. „Sagt mir doch, wie kam ich eben dazu, daß ich als ein zertretener Wurm im Staube des Elendes kriechen sollte! Was

hatte ich verschuldet, daß über meiner Wiege der Fluch der Sünde ausgesprochen wurde! Bin ich nicht auch ein Mensch und habe eine fühlende Seele, und leide Hunger und Durst, wenn ich nichts zu meiner Sättigung habe! Wer hatte den Menschen ein Recht über mich gegeben, daß sie mir meine Kindheit und Jugend stahlen, daß sie mich wie einen Auswurf der Menschheit von Ort zu Ort trieben und mir es als ein Verbrechen anrechneten, daß ich überhaupt lebte und daß die Noth und das Elend mich nicht umbrachten! Ich weiß wohl, die erste Schuld fällt auf meine Mutter — und wer in der großen Kette der Sünde und des Lasters wieder an meiner Mutter gesündigt hat, das weiß ich allerdings nicht; ich halte mich an sie, und wenn einst der große Gott die Kindesmörder zum Gerichte aufruft, so werde ich mit eigner Hand meine Mutter herbeiziehen, und mit meinem letzten Hauche rufen: Wehe, Wehe, Wehe!"

Durch diese gewaltsame Aufregung war die schwache Kraft des Kranken so sehr erschöpft worden, daß er fast leblos in das Bett zurücksank. Dorothea konnte sich eines Angstschreies nicht enthalten; dann bat sie ihren Gatten, sich des Unglücklichen anzunehmen, während sie in aller Eile auf die Straße hinablief, um einige stärkende Mittel herbeizuholen. Als sie zurückkam, und den Kranken noch im Zustande der Betäubung fand, träufelte sie einige Tropfen auf des Mannes Stirn und trocknete den kalten Schweiß von den abgezehrten Wangen. Endlich schlug er die Augen wieder auf; als er gewahrte, daß Dorotheens Hand seine Stirn be-

rührte, weinte er laut und sprach: „Nunmehr glaube ich, daß es Engel Gottes gibt, die sich des armen, verlornen Menschen erbarmen! Ach, könnte ich ein Kind sein, und auf meiner Mutter Schooße spielen! — Ach, Herr da droben, warum so spät! Hattest Du keine Liebe mehr für mich? Warum hast Du auch nicht ein Herz auf Erden mir zugewendet, als es noch Zeit war?“ —

„Ich bitte Euch, lieber Herr,“ sagte Dorothea mit bewegter Stimme — „gebt Eurer Seele Frieden! Haltet Euch an die herrliche Verheißung Gottes, daß Niemand verloren gehen soll! Lieber Herr, ich bitte Euch, scheidet nicht unversöhnt mit Euch und Eurem Schicksale von hinnen!“ —

„Gebt mir noch einmal zu trinken,“ bat Stolpe. Und als er seine Lippen aus dem Kruge, den Dorothea mit zitternder Hand an seinen Mund hielt, benetzet hatte, sagte er: „Nun will ich gern sterben. Jetzt fühle ich's an der unaussprechlichen Wonne meines Herzens, daß es dort eine Barmherzigkeit und eine Seligkeit gibt.“

Hier trat eine lange Pause ein, die Niemand zu stören wagte. Stolpe lag mit geschlossenen Augen da, einem Todten ähnlicher, als einem Lebenden; nur der leise, friedliche Athemzug verrieth, daß er noch der Erde angehörte. Dorothea stand mit gefalteten Händen daneben und ihre Lippen bewegten sich in stillem Gebete, während ihre Thränen ungehindert flossen. Es waren die Thränen des Mitleids mit dem Unglücklichen, — die Thränen der Versöhnung mit allem Leiden, welches

und sprechen, — das ist meine Heimath; ich habe auf Erden keine menschliche Seele, von der ich wüßte, daß sie sich meiner angenommen hätte. Und wenn es ein Gesetz gäbe, daß Niemand sterben dürfte, der nicht wüßte, wer ihn auf Erden geliebt hat, so müßte ich ewiglich leben.“

„Das ist ein entsetzliches Geständniß,“ rief Dorothea schmerzlich aus, und Ebeling setzte hinzu: „Ihr müsset aber doch Aeltern und wohl auch Geschwister gehabt haben.

„Aeltern?“ wiederholte Stolpe lächelnd. „Ja, allerdings! Ich hatte eine Mutter, die mir sagte, daß mein Vater vor meiner Geburt im Kriege erschossen worden sei, weil er ein kaiserlicher Spion gewesen, und daß es ihr lieber wäre, wenn ich auch läge, wo mein Vater liegt. Das ist das einzige Wort, dessen ich mich von ihr erinnere; denn bald darauf sagte mir ein fremder Mann, meine Mutter sei entflohen und habe mich zurückgelassen und ich fiele nun der Stadt zur Last. Das ist die zweite Erinnerung meines Lebens. Von da an liegt der Fluch der Verwaisung auf mir.“

„Haltet ein,“ unterbrach ihn Dorothea. „Ich kann solche Worte nicht hören, die mir die Seele durchschneiden. Wollt Ihr durch Eure entsetzliche Anklage die ganze Hoffnung der armen, leidenden Menschheit hinwegnehmen? Wollt Ihr das Dankgebet von Tausenden, an welchen das Wort der Schrift: Gott ist der Waisen Vater! sich erfüllt hat, zu einem Spott machen?“

Stolpe lächelte mitleidig und entgegnete: „Ich weiß

nicht, wie alt ich bin, — ich glaube auch, mein Name steht in keinem andern Buche verzeichnet, als im Strafregister einiger Städte; aber ich mag doch etwa vierzig Jahre alt sein. Wenn Ihr mir in diesem meinem Leben nur eine Menschenseele aufweiset, die sich des unbekannten, verstoßenen, vom Fluche der Armuth und des Elendes umhergetriebenen Knaben angenommen hat, — nur Einen mir nennt, der, wenn er es auch nicht ausgesprochen, doch in seinem Herzen über mich gedacht hätte: der arme Waisenknabe — ich will sein Vater sein! — könnt Ihr das, junge Frau, so trete ich mit einer Anklage weniger vor Gott!"

„Das kann und mag ich nicht glauben," erwiderte Dorothea unbesiegt. „Könntet Ihr mir aus Eurem Leben wirklich nicht nachweisen, daß auch Ihr aus mancher Angst und Gefahr gerettet worden, daß Ihr, obgleich heimathlos, doch niemals ohne Nahrung und Obdach gewesen seid, daß manche bessere Hoffnung vor Euch aufgegangen ist, daß Ihr Mitleid und Vertrauen gefunden habt, — könntet Ihr das nicht, dann würde ich mit Euch klagen und trauern, daß es Menschen geben könnte, die keinen Vater im Himmel haben, — aber das könnt Ihr nicht, nein, das könnt Ihr nicht."

Stolpe warf auf Dorotheen einen ernsten, trauernden Blick; dann fuhr er, als sehe er von jeder weitern Entgegnung ab, im eisigkalten Tone also fort: „Als man mir gesagt hatte, daß ich keine Mutter mehr hätte und nun der Stadt zur Last fallen würde, merkte ich, daß die Stadt sich vielfach Mühe gab, diese Last los zu

weinet, kein Mund gebetet; über den zertretenen Wurm sind Alle fühllos dahingeschritten.“

„O nein, nein,“ entgegnete Dorothea ruhig. „Ihr wisset nicht, wer durch Liebloſigkeit an Euch zur Erkenntniß ſeiner Sünde überhaupt gekommen iſt, — Ihr wiſſet nicht, lieber Herr, wie in Gottes allweiſer Vaterhand Euer Unglück zu einer Saat werden kann, oder ſchon geworden iſt, aus welcher Früchte für die Ewigkeit gewonnen werden. Und wäre es Niemand, als ich ſelbſt, die ich dadurch erkannt habe, wie leicht es iſt, ſich an Andern zu verſündigen, wäre das nicht ſchon ein Segen?“

„Ach,“ rief Stolpe aus — „Eure Worte fallen wie milder Thau auf meine vertrocknete Seele. Könnt Ihr mir vergeben, was ich Euch Uebles gethan habe?“

„In jenem Augenblicke,“ antwortete Dorothea feierlich — „wo Ihr, mir unbewußt, mich zu tödten gedachtet, da hatte ich Euch alles Leid vergeben, das Ihr mir und den Meinen bereitet habt.“

„Herr Gott,“ ſagte Stolpe und faltete ſeine Hände — „jetzt erkenne ich's, wie wunderbar Deine Wege ſind, wie gnädig und barmherzig Du der Menſchen Herzen lenkeſt, wie Du retteſt, wo wir wähnen verloren zu gehen, wie Du aufrichteſt, wo wir niedergeſchlagen ſind. Ja, Herr, auf dieſe Deine Gnade und Barmherzigkeit will ich ſterben.“

Der Kranke hatte dies mit geſchloſſenen Augen und mit immer ſchwächerer Stimme geredet. Jetzt wurde er ſtill, und leicht und friedlich hob ſich ſeine Bruſt. Gott

hatte einen erquickenden Schlaf über ihn gesendet. Jetzt erst gewahrte Dorothea, daß noch eine vierte Person im Zimmer war; die alte Frau, unstreitig dieselbe, von welcher Stolpe gesprochen hatte, war geräuschlos eingetreten und an der Thüre stehen geblieben. Dorothea ging auf sie zu, gab ihr ein Stück Geld und sagte: „Nehmet das, gute Frau und pfleget den kranken Mann treulich; erfüllet ihm jeden Wunsch. Morgen sollt Ihr ein Mehreres von mir erhalten.“ Die Frau besah das Geld, nickte dann beifällig und versprach, den Kranken nicht zu verlassen.

Dann trat Dorothea noch einmal an das Bett des schlummernden, unglücklichen Mannes, drückte leise seine Hand und schritt mit weinenden Augen am Arme Ebelings zum Zimmer hinaus.

Drei Tage darauf stand noch vor Tages Anbruch in der Flur eines Hauses auf der spandauer Straße auf einer Bahre ein einfacher schwarzer Sarg, von einem ärmlichen Tuche überdeckt. Vier Männer waren eben im Begriff, kalt und theilnahmlos, wie bezahlte Arbeiter, die Bahre aufzuheben und fortzutragen, da trat eine junge Frau in einem Mantel verhüllt, und in Begleitung eines Mannes in das Haus, legte einen Kranz von Moos auf den Sarg und ging dann langsam wieder von dannen.

„Wer war die Frau?“ fragte einer der Träger.

„Ich kenne sie nicht,“ antwortete ein Anderer, in-

weinet, kein Mund gebetet; über den zertretenen Wurm sind Alle fühllos dahingeschritten.“

„O nein, nein,“ entgegnete Dorothea ruhig. „Ihr wisset nicht, wer durch Lieblosigkeit an Euch zur Erkenntniß seiner Sünde überhaupt gekommen ist, — Ihr wisset nicht, lieber Herr, wie in Gottes allweiser Vaterhand Euer Unglück zu einer Saat werden kann, oder schon geworden ist, aus welcher Früchte für die Ewigkeit gewonnen werden. Und wäre es Niemand, als ich selbst, die ich dadurch erkannt habe, wie leicht es ist, sich an Andern zu versündigen, wäre das nicht schon ein Segen?“

„Ach,“ rief Stolpe aus — „Eure Worte fallen wie milder Thau auf meine vertrocknete Seele. Könnt Ihr mir vergeben, was ich Euch Uebles gethan habe?“

„In jenem Augenblicke,“ antwortete Dorothea feierlich — „wo Ihr, mir unbewußt, mich zu tödten gedachtet, da hatte ich Euch alles Leid vergeben, das Ihr mir und den Meinen bereitet habt.“

„Herr Gott,“ sagte Stolpe und faltete seine Hände — „jetzt erkenne ich's, wie wunderbar Deine Wege sind, wie gnädig und barmherzig Du der Menschen Herzen lenkest, wie Du rettest, wo wir wähnen verloren zu gehen, wie Du aufrichtest, wo wir niedergeschlagen sind. Ja, Herr, auf diese Deine Gnade und Barmherzigkeit will ich sterben.“

Der Kranke hatte dies mit geschlossenen Augen und mit immer schwächerer Stimme geredet. Jetzt wurde er still, und leicht und friedlich hob sich seine Brust. Gott

hatte einen erquickenden Schlaf über ihn gesendet. Jetzt erst gewahrte Dorothea, daß noch eine vierte Person im Zimmer war; die alte Frau, unstreitig dieselbe, von welcher Stolpe gesprochen hatte, war geräuschlos eingetreten und an der Thüre stehen geblieben. Dorothea ging auf sie zu, gab ihr ein Stück Geld und sagte: „Nehmet das, gute Frau und pfleget den kranken Mann treulich; erfüllet ihm jeden Wunsch. Morgen sollt Ihr ein Mehreres von mir erhalten.“ Die Frau besah das Geld, nickte dann beifällig und versprach, den Kranken nicht zu verlassen.

Dann trat Dorothea noch einmal an das Bett des schlummernden, unglücklichen Mannes, drückte leise seine Hand und schritt mit weinenden Augen am Arme Ebelings zum Zimmer hinaus.

Drei Tage darauf stand noch vor Tages Anbruch in der Flur eines Hauses auf der spandauer Straße auf einer Bahre ein einfacher schwarzer Sarg, von einem ärmlichen Tuche überdeckt. Vier Männer waren eben im Begriff, kalt und theilnahmlos, wie bezahlte Arbeiter, die Bahre aufzuheben und fortzutragen, da trat eine junge Frau in einem Mantel verhüllt, und in Begleitung eines Mannes in das Haus, legte einen Kranz von Moos auf den Sarg und ging dann langsam wieder von dannen.

„Wer war die Frau?“ fragte einer der Träger.

„Ich kenne sie nicht,“ antwortete ein Anderer, in-

dem er den Kranz besah und dann hinzusetzte: „Nun, für ein paar Groschen nimmt ihn die Bärenwirthin schon an. Das ist doch Etwas für unsere Mühe.“

Und die vier Männer trugen eilend den Sarg nach dem Gottesacker: Niemand ging voran, Niemand folgte, — keine Trauerglocke tönte, kein Grabgesang erschallte, kein Mund sprach: Der Herr segne Dich! Der Sarg fiel in seine Gruft hinab, die Männer warfen Erde darüber und gingen dann fort, den Todtenkranz zu vertrinken.

Ein Waisenkind wurde begraben.

Cap. 9.

Der Eifer mit Unverstand.

Eifern ist gut, wenn es immerdar geschiehet um das Gute.
Galat. 4. v. 18.

Im Hause des Diaconus Gerhardt war unterdeß zu der Bedrängniß von Außen und der peinlichen Unruhe seines Herzens noch eine Sorge gekommen, welche mit fast noch größerer Gewalt seinen innern Menschen gefangen hielt. Der kleine Fritz lag an einem heftigen und gefährlichen Fieber darnieder, und der Arzt Dr. Weise hatte Rettung wohl noch für möglich erklärt, doch nur, — wenn sie von dem himmlischen Arzte käme.

Es war ein trauriges, fast trostloses Bild menschlicher Hinfälligkeit und irdischer Vergänglichkeit. Der früher so muntere Knabe lag jetzt abgezehrt und bleich in seinem Bettlein, mit halbgeschlossenen Augen; der Athem hob die kleine Brust so schnell und ängstlich, daß es den Umstehenden durch die Seele schnitt. Und

die Mutter, welche Tag und Nacht nicht von des Kindes Bette wich, war selber sterbensmatt. Wenn ihre kraftlose Hand zitternd die Arzenei in den Mund des Kindes flößte, — und ihr eigenes halberstorbenes Auge den erstorbenen Blick des Kindes suchte, wenn sie ihre bleichen, abgezehrten Wangen an das vertrocknete Haupt des Kindes legte, so war es, als drücke ein Tod dem andern den Abschiedskuß auf, und die Thräne der Mutter war nur noch der einzige Zeuge des Lebens. Der Vater saß dabei still und ernst; seine Blicke ruhten bald auf der Mutter, bald auf dem Kinde mit gleichem Schmerze, mit gleicher Besorgniß.

„Fritz,“ rief die Mutter und schloß des Sohnes, bis auf Haut und Gebein abgemagertes Händchen in die eigene verdorrende Hand, — „Fritz, hörst Du nicht? kennst Du mich nicht?“ Und als das Kind völlig regungslos blieb und auch nicht das leiseste Zucken des Auges verrieth, daß der Ton der Mutterstimme die Seele des Kindes berührt habe, rief sie schmerzlich aus: „Gerhardt, unser Kind stirbt! Der Herr fordert auch das letzte Opfer von uns.“

„Will es der Herr nehmen,“ antwortete Gerhardt ruhig, — „was können wir anders thun, als sprechen: des Herrn Wille geschehe!“

„Ich dachte freilich,“ fuhr die Mutter unter lautem Weinen fort, — „der Herr würde uns, — würde Euch nicht Alles nehmen! Von fünf Kindern nur eins, — Gerhardt, das ist doch nicht zu viel von Gott erbeten.“

„Und doch," entgegnete der Vater veſt, obgleich ſeine weinenden Augen ihn Lügen ſtraften, — „doch iſt auch dies zu viel, wenn der Herr uns weniger geben will. Gräme Dich nicht, Maria; was Gottes Gnade an unſer Aelternherz gelegt hat, das nimmt er nimmermehr wieder von uns. Der Tod kann unſere Kinder wohl unſern leiblichen Augen entreißen, aber er hat keine Macht über das Band der Liebe, welches der himmliſche Vater um die Seelen der Aeltern und Kinder geſchlungen hat. Ja, Maria, unſere Kinder ſind uns unverloren. Könnten wir nur ſehen, wie es ihnen droben im Himmel geht, wie ſie dort in Chriſti Garten ſo hoch über alles Erdenleid erhoben ſind, wir würden nicht *ſie*, ſondern *uns* beklagen, daß wir weinen können, da wo ſie herzlich ſich freuen. Unſer Troſt ſei, daß auch uns die Zeit kommen wird, wo wir erlöſet von allem Uebel, dort in den ewigen Hütten ein neues, herrlicheres Familienleben anfangen, welches dann kein Tod mehr zu Schanden machen kann. Wenn nun, Maria, wenn unſer Fritz ſich gar ſo ſehr geſehnet hätte, nach ſeinen Schweſterchen und Brüderchen und wollte ſeine Eliſabeth und Katharina, und ſeinen Andreas und ſeinen Chriſtian wieder ſehn, wollten wir denn murren und klagen, wenn der himmliſche Vater eines Kindes Wunſch erfüllt?"

„Aber," ſagte die arme Frau, — „ſoll einer Mutter Gebet und Flehen gar nichts gelten vor Gott?"

„Maria," antwortete der Gatte ernſt, — „unſere Kinder ſind zwar unſer ewiges Eigenthum, aber vergiß

die Mutter, welche Tag und Nacht nicht von des Kindes Bette wich, war selber sterbensmatt. Wenn ihre kraftlose Hand zitternd die Arzenei in den Mund des Kindes flößte, — und ihr eigenes halberstorbenes Auge den erstorbenen Blick des Kindes suchte, wenn sie ihre bleichen, abgezehrten Wangen an das vertrocknete Haupt des Kindes legte, so war es, als drücke ein Tod dem andern den Abschiedskuß auf, und die Thräne der Mutter war nur noch der einzige Zeuge des Lebens. Der Vater saß dabei still und ernst; seine Blicke ruhten bald auf der Mutter, bald auf dem Kinde mit gleichem Schmerze, mit gleicher Besorgniß.

„Fritz," rief die Mutter und schloß des Sohnes, bis auf Haut und Gebein abgemagertes Händchen in die eigene verdorrende Hand, — „Fritz, hörst Du nicht? kennst Du mich nicht?" Und als das Kind völlig regungslos blieb und auch nicht das leiseste Zucken des Auges verrieth, daß der Ton der Mutterstimme die Seele des Kindes berührt habe, rief sie schmerzlich aus: „Gerhardt, unser Kind stirbt! Der Herr fordert auch das letzte Opfer von uns."

„Will es der Herr nehmen," antwortete Gerhardt ruhig, — „was können wir anders thun, als sprechen: des Herrn Wille geschehe!"

„Ich dachte freilich," fuhr die Mutter unter lautem Weinen fort, — „der Herr würde uns, — würde Euch nicht Alles nehmen! Von fünf Kindern nur eins, — Gerhardt, das ist doch nicht zu viel von Gott erbeten."

„Und doch," entgegnete der Vater veſt, obgleich ſeine weinenden Augen ihn Lügen ſtraften, — „doch iſt auch dies zu viel, wenn der Herr uns weniger geben will. Gräme Dich nicht, Maria; was Gottes Gnade an unſer Aelternherz gelegt hat, das nimmt er nimmermehr wieder von uns. Der Tod kann unſere Kinder wohl unſern leiblichen Augen entreißen, aber er hat keine Macht über das Band der Liebe, welches der himmliſche Vater um die Seelen der Aeltern und Kinder geſchlungen hat. Ja, Maria, unſere Kinder ſind uns unverloren. Könnten wir nur ſehen, wie es ihnen droben im Himmel geht, wie ſie dort in Chriſti Garten ſo hoch über alles Erdenleid erhoben ſind, wir würden nicht *ſie*, ſondern *uns* beklagen, daß wir weinen können, da wo ſie herzlich ſich freuen. Unſer Troſt ſei, daß auch uns die Zeit kommen wird, wo wir erlöſet von allem Uebel, dort in den ewigen Hütten ein neues, herrlicheres Familienleben anfangen, welches dann kein Tod mehr zu Schanden machen kann. Wenn nun, Maria, wenn unſer Fritz ſich gar ſo ſehr geſehnet hätte, nach ſeinen Schweſterchen und Brüderchen und wollte ſeine Eliſabeth und Katharina, und ſeinen Andreas und ſeinen Chriſtian wieder ſehn, wollten wir denn murren und klagen, wenn der himmliſche Vater eines Kindes Wunſch erfüllt?"

„Aber," ſagte die arme Frau, — „ſoll einer Mutter Gebet und Flehen gar nichts gelten vor Gott?"

„Maria," antwortete der Gatte ernſt, — „unſere Kinder ſind zwar unſer ewiges Eigenthum, aber vergiß

nicht, daß Gott das meiste Recht, das Vorrecht an ihnen hat.“

„So soll ich auch nicht wünschen, daß Gott uns dieses letzte Kind lasse?“ fragte die Mutter.

„Ach,“ sagte Gerhardt, — „regierten unsre Wünsche die Welt, wie würde es ganz anders stehen! Meinest Du, mein gutes Weib, ich hätte keinen Wunsch vor Gott? Wenn ich dies letzte Sternlein unserer Seele auf Erden hier in seinem Verlöschen erblicke, sagt dann nicht mein ganzes Herz: Mein liebes Kind, bleibe doch bei mir! Du sollst meines Lebens Schmuck, meines Alters Freude und Wonne sein! Ich will an dir immer mehr lernen, wie ich dich lieben soll! Das ist die Sprache meines Herzens, und ich meine es gut und väterlich; aber Gott meint es doch noch besser. Wir betrachten es natürlich und irdisch, Gott aber himmlisch und ewig. Spreche ich: „mein Sohn, bleibe bei mir!“ so spricht der himmlische Vater: „Dein Kind soll bei mir im Himmel leben!“ Weine ich und klage: „es verschwindet meiner Augen Licht, wenn dieses Kind mir stirbt,“ — so spricht Gott: „Sei mir willkommen, liebes Kind; denn dich will ich jetzt bei mir haben.“ Sollen wir da nun uns weigern und sprechen: „Nein, Herr?“

„Ich fühle wohl, daß Ihr recht habt, lieber Gerhardt,“ entgegnete die Hausfrau, — „aber es trocknet doch meine Thränen nicht. Ich weiß, daß es gut und herrlich ist, bei Christo zu sein, daß dort kein Un-

glück, keine Angst, kein Mangel uns treffen kann, ich weiß, daß die Seele, die von Gott versorgt wird, nimmermehr ein Leid berühren kann, — und doch — doch muß ich weinen." —

„Das sollst Du auch, Maria," sagte der Gatte. „Thränen sind Zeugnisse der Liebe; aber Du sollst an das Wort der Schrift gedenken: Gott wird abwischen alle Thränen von unsern Augen und Leid und Geschrei und Schmerzen, und der Tod wird nicht mehr sein. Christliche Aeltern werden es allezeit gut mit ihren Kindern meinen. Was thun wir armen Menschen nicht Alles, um unsere Kinder leiblich und geistig zu bewahren! Sinnen wir nicht Tag und Nacht, wie wir ihnen nur Liebes und Gutes erweisen können? Möchten wir nicht um ihretwillen fast die Erde ganz anders machen, daß alle Trübsal davon verschwinde? Möchten wir ihnen nicht einen Weg durchs Leben bahnen, wo ihr Fuß niemals an einen Stein stößet? Sind wir nicht, wie fleißige, treue Gärtner, welche das zarte Pflänzchen hüten und bewahren, daß es recht wohl gedeihe, und sich nicht etwa ein nagender Wurm an das Herzblatt setze? Wollen wir nicht unserer Kinder Herzen zu einem Tempel des heiligen Geistes erbauen, daß kein Böses darin wohnen soll? Und nun sieh, Maria, wie schmerzlich oft der Aeltern Hoffnungen getäuscht werden! Ich rede nicht davon, daß die Kinder oft durch eine bittere Schule von Leid und Trübsal hindurchgehen müssen, welche Aelternvorsicht und Mühe nicht von ihnen abwenden kann; denn Alles, was von der Hand Gottes

kommt, ist nur gut und gnädig, und wenn unser Herzblut dabei fließen sollte. Aber ich rede von dem Elende, in welches die Kinder, wenn sie erwachsen sind, sich durch eigene Schuld stürzen. Wenn ein Vater seinen Sohn auf dem Wege des Lasters und Verbrechens einhergehen, wenn eine Mutter ihr Kind der schandbaren Lust der Welt verfallen sieht, wenn der Kinder lasterhaftes Leben Spott und Hohn, Schmach und Schande auf der Aeltern Haus wirft, und Vater und Mutter mit tödtlichem Gram und Herzeleid erfüllt, also daß sie mit Jammer in die Grube fahren, meinst Du nicht, Maria, daß es dann für solche arme Aeltern ein gar großer Trost wäre, wenn diese ihre Kinder durch einen frühzeitigen Tod solchem Elende entgangen wären? Ich will lieber mein letztes Kind zu Grabe tragen, als den Herrn stürmisch bitten, daß er mir es lasse; denn ich weiß nicht, wie ich später dem Herrn danken würde, hätte er meine Bitte nicht erhört. Wo ein Vater sich seines Kindes schämen muß, da wäre der Todesengel an des Kindes Wiege eine Gnadenbotschaft Gottes gewesen. Ein Solches dürften wir dann nicht von unserm Söhnlein fürchten."

Maria hörte dies schweigend, aber mit der Miene schmerzlichster Betrübniß an. Das sind solche Stunden in unserm Leben, wo uns die Liebe zu den Unsrigen die Ergebung in Gottes Willen schwer macht. Auch Gerhardt selbst erschien nicht völlig so ruhig, als er es von seinem Weibe verlangte. Mit banger Sorge lag sein Blick auf den Augen des kranken Kindes, als

fürchte er jeden Augenblick, daß ſich dieſelben für immer ſchließen würden.

In dieſer bangen Stunde, wo die gebeugten Aeltern weder Auge noch Ohr für die Außenwelt hatten, wo alles Sinnen und Sorgen und alles Leben der Seele ſich um das ſterbende Kind ſammelte, entſtand auf einmal vor dem Hauſe ein ungewöhnlicher Lärm und ein verworrenes Getöne von Männerſtimmen, die eben keinen guten Geiſt verriethen. Als Gerhardt dies vernahm, durchfuhr wohl ein Schreck ſeine Seele, ein entſetzlicher Mißlaut mit dem tiefen Herzeleide, das er um ſeines Kindes willen litt; indeß hoffte er, der Lärm werde wohl vorüberziehen. Aber er täuſchte ſich; das Getöſe ſchwoll immer mehr an; ſein Name wurde ganz deutlich von mehreren Seiten her gehört, und polternde Schritte ließen ſich in der Hausflur und bald darauf auf der Treppe hören.

„Um Gottes willen!“ rief die Hausfrau aus. — „Was ſoll geſchehen? Soll unſer armes Kind nicht einmal in Ruhe ſterben.“

Noch ehe Gerhardt antworten konnte, trat ſeine Schwägerin, die Wittwe Fromm herein und meldete eine Anzahl Bürger, welche dringend mit ihm zu ſprechen wünſchten.

„Laßt ſie nicht vor Euch,“ rief Maria ihren Gatten in höchſter Angſt zu. „Das ſind keine guten Freunde, — das ſind Eure Feinde und Widerſacher, die Euch verderben wollen! Ach ſoll denn unſer armes Kind nicht in Frieden ſeine Augen ſchließen dürfen?“

„Beruhige Dich, Maria," bat der Gatte. „Fürchte nicht sogleich das Schlimmste. Sind es Bürger, die mich suchen, so darf ich mich nicht verleugnen. Noch bin ich ihr Seelsorger, noch ist der Schwur nicht gelöset, der mich mit Hab und Gut, mit Seele und Leib an meine Gemeinde bindet. Geht Frau Schwägerin und führt die Leute in das große Zimmer, denn hierher an das Sterbebett unsers Kindes möchten sie doch nicht treten."

„So wollt Ihr doch in diesen schweren Stunden mich verlassen?" fragte die Gattin unter Thränen. „Wollt Ihr Euer letztes Kind nicht sterben sehen? Wollt Ihr mich mit meiner Angst, mit meinem zerrissenen Herzen allein lassen? Wollt Ihr zu meiner Seelenqual um den Sohn noch die um Euch legen?"

„Maria," entgegnete Gerhardt ernst. „Warum nur Furcht und Angst, und keine Hoffnung? Steht nicht unser Leben und Tod in Gottes Hand? Kann der allmächtige und allbarmherzige Vater im Himmel nicht zu diesem Kinde sprechen: Stehe auf! Und was soll mir mitten unter meiner Gemeinde für ein Leid geschehen? Darum fasse Muth, mein theures Leben; ich höre, wie ungeduldig sie meiner warten. Sende mir, wenn ich nicht sogleich zurück komme, Botschaft, wie es mit unserm Kinde steht. Bete und wache, Maria, daß Du nicht in Versuchung fallest."

Darauf beugte er sich über des Kindes Haupt, küßte die kalte Stirn und die halbgebrochenen Augen und verließ mit verhaltenen Thränen das Zimmer.

Als er in den Vorsaal trat, erschrak er fast; eine dichtgedrängte Menge von Männern stand da versammelt, welche bei seinem Anblicke ihre Häupter entblößten. „Was wollt ihr lieben Leute?“ fragte Gerhardt.

Da trat Meister Schumann vor und sagte im Tone mühsam verhaltener Aufregung: „Gott sei Dank, daß wir Euch noch sehen, ehrwürdiger Herr. Es läuft das Gerücht durch die Stadt, der Churfürst habe Euch nach Spandau abführen lassen. Aber was noch nicht geschehen ist, kann noch geschehen. Darum wollen wir hier in Eurem Hause bleiben und Euch bewachen. Gnade der Hand, die Euch anrühren will, und wäre es der Churfürst selber. Nicht wahr, Mitbürger und Freunde?“

Ein wildes Getöse lief durch die versammelte Menge, das in schauerlichem Tone durch die engen Räume hinschallte. „Ich bitte euch um Gottes willen,“ rief Gerhardt dazwischen, — „mäßiget euch, meine lieben Freunde. Da drinnen liegt mein Kind im Sterben! Schont meines armen Weibes.“

„Das thut uns Leid,“ entgegnete Meister Schumann; „aber wir sind auch sterbende Seelen. Wir sind am innersten Herzen angegriffen. Wir haben lange ruhig zu gesehen, während unser Herzblut floß! Wir haben uns einen Prediger nach dem andern vertreiben lassen, wir haben es geschehen lassen, daß Herr Gigas wie ein armer Sünder in Ketten und Banden gelegt ward. Wo früher sechs Geistliche für unsrer Seelen Heil arbeiteten, da ist jetzt nur noch Einer, Herr Lorentz; und auch dieser will uns verlassen, wie die

Sage geht. Ihr, Herr Gerhardt, seid nun der letzte, auf welchem unsere letzte Hoffnung steht. Wir haben es uns geschworen, wir lassen Euch kein Leids geschehen, und kostete es Gut und Blut.“

„Aber lieber Meister Schumann,“ erwiderte Gerhardt — „ich bitte Euch nochmals, mäßigt Euch. Ihr seht ja, daß mir kein Leids geschehen ist. Wollt Ihr durch Euren Ungestüm denn die letzte Hoffnung, die uns noch geblieben ist, vernichten?“

„Wir haben keine andere Hoffnung, als die auf Euch,“ fuhr der Meister in seinem Eifer fort. „Wir wollen zeigen, daß lutherische Bürger nicht feig und muthlos zusehen, wenn ihr Glaube soll vernichtet werden. Darum bitten wir Euch, tretet Euer Amt wieder an, redet und sprecht ohne Furcht und Scheu, vertheidigt unser Kleinod und wir schwören es Euch, es soll Euch nur dann ein Leids geschehen, wenn Keiner von uns mehr am Leben ist.“

„Das ist keine gute Rede,“ entgegnete Gerhardt. „Das lautet wie Aufruhr gegen Gesetz und Obrigkeit!“

„Und wer ist Schuld daran?“ fragte Schumann schnell. „Haben wir nicht Alles gethan, was uns möglich war? Sind wir je mit Bitten und Flehen müde geworden? Haben wir nicht still gehalten, während unser Herz aus tausend Wunden blutete? Aber nun geht es nicht länger! Ist unser lutherischer Glaube mit einem Male eine Lüge geworden, daß er ausgerottet werden muß? Sollen wir etwa von Reformirten uns predigen lassen? Sollen wir lustig und fröhlich daheim

ſitzen, wenn unſere treuen Seelſorger ins Elend vertrieben werden, oder wenn ſie in finſtern Kerkern ſchmachten, als wären ſie gemeine Verbrecher? Sollen wir denn ſelber mit Hand anlegen, um Euch, Herr Gerhardt, aus dem Lande zu treiben, oder in Ketten und Banden zu legen, deshalb, weil Ihr uns Gottes Wort gepredigt habt?“

„Meiſter Schumann,“ ſagte Gerhardt, — „ich lobe Euren Eifer um unſern lutheriſchen Glauben; aber hütet Euch, daß Ihr nicht etwa mit Unverſtand eifert. Daß meiner Perſon noch kein Leids geſchehen iſt, ſehet Ihr, und ich verſichere Euch, daß ich nicht die geringſte Urſache habe zu fürchten, es könne mir irgend ein leibliches Uebel geſchehen.“

„Ihr denket viel zu edel dazu,“ entgegnete der Meiſter — „aber wir wiſſen das beſſer. Wiſſet Ihr, lieber Herr, was wir zu erwarten haben? Wiſſet Ihr, was die ganze funfzigjährige Feindſchaft gegen unſer Lutherthum zu bedeuten hat? Nichts Geringeres, als Ausrottung unſers Glaubens! Wir ſollen mit Gewalt Reformirte werden, und wahrlich die Verzweiflung könnte uns bald dazu bringen. Wo hört man jetzt noch den lutheriſchen Glauben predigen? Weder zu St. Nicolai, noch zu St. Petri, noch im Kloſter, noch im Gertrudenkirchlein. Es iſt eine Zeit des Glaubenskampfes, und wir ſollen dabei ruhig bleiben? Die Reformirten thun Alles, um ihren Glauben zu ſchützen, und wir ſollen unſern ruhig angreifen laſſen? Hoffet Ihr wirklich Gutes von den Calviniſten, welche das

heilige Sacrament des Altars schänden? Hättet Ihr es noch nicht erfahren, daß die Zwinglianer, die Manichäer, was die Reformirten eigentlich sind, im Herzen ganz anders glauben, als sie mit dem Munde bekennen? Hat es nicht der Hofprediger Stosch zur Genüge an den Tag gelegt, daß er mit seiner äußern Freundlichkeit nur auf unser Verderben sinnt? Haben nicht jene Sacramentirer auf ihren Kanzeln unsern lutherischen Glauben geschmäht und uns verketzert? Und was ist ihnen geschehen? Nichts; sie leben herrlich und in Freuden, sie sammeln Schätze und bauen sich Häuser, sie stehen in hohen Würden und Ehren; aber unsere Geistlichen leben im Elende und im Kerker."

„Meister Schumann, sagte Gerhardt — „wenn Ihr Eure Rede nicht mäßigen wollt, so muß ich Euch bitten, daß Ihr mein Haus verlasset. Es kann es Keiner unter Euch schmerzlicher fühlen, als ich, wie traurig der jetzige Zustand unserer Kirche ist; aber auf solche aufrührerische Weise kann es nicht besser werden. Ich kenne Euch, Meister Schumann, Ihr habt ein leicht entzündliches Gemüth, aber wenn Ihr ruhiger geworden seid, nehmt Ihr gern Lehre und Vermahnung an. Darum bitte ich Euch, — kämpfet gegen den bösen Geist des Aufruhrs und lasset Euch für jetzt nur so viel bedeuten, daß die Gefahr für unsern Glauben, wie für uns Prediger nicht so groß ist, als Ihr meinet."

„Ehrwürdiger Herr," erwiderte der Bürger in einem ruhigern, schmerzlich bewegtem Tone — „Ihr solltet nur sehen, wie es in unsern Häusern aussieht,

Ihr würdet uns nicht verdammen. Sonst Freude und Fröhlichkeit, wenn der Sonntagsmorgen über uns aufging; ich hätte den lutherischen Bürger sehen mögen, der zu Hause geblieben wäre, wenn sie zur Kirche läuteten. Es war eine heilige Lust, im Hause Gottes zu sitzen und seine Seele an dem Worte Gottes zu weiden. Jetzt ist jeder Sonntag ein Trauertag für uns, wir haben Kirchen, aber keine Prediger, wir haben Hunger und Durst nach dem lautern Evangelio, aber es ist eine Theurung im Lande. Besuchet ein Nachbar den andern, so giebt es nur Trauer und Herzeleid. Wir haben Kranke und Sterbende, welche nach dem heiligen Abendmahle verlangen, aber es ist Niemand da, der es ihnen verabreicht. Womit haben es wir denn verschuldet, daß wir in die Wüste geschickt werden? Ist es recht, die arme Gemeinde zu strafen, wenn die Geistlichen ihrem Schwure getreu sind? Nehmt es nicht für ungut, ehrwürdiger Herr, — wenn Ihr Trost habt, wo wir keinen haben, warum prediget Ihr uns nicht? Warum steiget Ihr nicht in Gottes Namen die Kanzel hinauf, und verkündigt uns den Trost?"

Diese Frage brachte eine Röthe der Verlegenheit auf Gerhardts Angesicht; doch ehe er noch antworten konnte, fuhr Meister Schumann fort? „Gesteht es uns nur, lieber Herr, Ihr habt selber wenig Hoffnung auf eine bessere Zukunft für unsere Kirche. Es wird uns zuletzt nichts übrig bleiben, als mit Weib und Kind auszuwandern, oder, wovon uns Gott in Gnaden behüte,

reformirt zu werden; denn dieſen unſeligen Zuſtand können wir nicht lange mehr ertragen."

„Nein, nicht länger mehr," ſchrie es aus der Menge — „nicht einen Tag mehr." — Dann fuhr eine einzelne Stimme fort: „Lieber wollen wir papiſtiſch werden, als die calviniſche Gotteslästerung annehmen!"

„Ja, ja," wiederholte die Menge im rauhen Durcheinander — „lieber papiſtiſch, als calviniſch. So haben unſere Väter gedacht, und ſo denken auch wir."

„Da ſei Gott vor, daß es ſo weit komme," ſagte Gerhardt. — „Gewiß, lieben Freunde, ihr fürchtet zu viel. Irgend ein unglückſeliges Mißverſtändniß hat eure Gemüther erregt! Oder hättet ihr auf einmal das Vertrauen zu unſerm himmliſchen Hirten verloren? Denket ihr nicht an das Wort des Herrn: Fürchte dich nicht, du kleine Heerde! Es iſt eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben?"

„Wenn wir auch daran denken," entgegnete Meiſter Schumann, — „ſo giebt es uns doch keinen Troſt. Leget uns dies Wort aus, kommt mit uns, wir wollen Euch im Triumphe zur Kirche führen. Predigt uns dies Wort von der Kanzel!"

„Ja, zur Kirche," wiederholte es in der Menge, und ein Theil der Bürger machte ſchon Anſtalt, die Treppe hinabzugehen und Bahn zu machen.

„Halt," rief Gerhardt ihnen zu, und ein heiliger Eifer erfüllte ſeine Seele: „Soll ich ein Rottenprediger ſein? Wollt ihr mit Toben und Schreien in das

Haus Gottes einziehen? Wollt ihr durch eure aufrühreriſche Art unſern Widerſachern die Waffen zu unſerer Vernichtung in die Hände geben?“

„Ehrwürdiger Herr,“ ſagte Meiſter Schumann. „Die Noth treibt zum Aeußerſten, aber Böſes haben wir nicht im Sinne. Wir ſind Alle unbewaffnet, wir haben nichts, als unſere Hände, Euch zu ſchützen, nichts als unſer Wort, Euch zu bitten, daß Ihr uns in dieſer Noth nicht verlaſſen ſollt. Ja, lieber Herr, Etwas muß geſchehen, wenn unſer Lutherthum nicht zu Schanden werden ſoll. Die Reformirten jubeln über unſere Noth! Wohin wir kommen, ſehen wir unter den Lutheriſchen nur Kummer und Herzeleid, aber Freude und Siegeslächeln bei den Reformirten. Sie halten unſere Sache für verloren und höhnen und ſpotten über uns in Blick und Wort. Herr, ſoll ein lutheriſcher Bürger das ruhig mit anſehen? Haben unſere Väter um deswillen Gut und Blut für unſern Glauben geopfert, daß er jetzt zum Spott der Calviniſchen werden ſoll? Das iſt aber kein Wunder, wenn es geſchieht. Es iſt ja Niemand mehr da, der unſern Glauben predigt; die Kirchen ſtehen leer und die Prediger ſind vertrieben. Lieber Herr, wir wollen es Euch nur geſtehen, wir ſind hierher gekommen, Euch zu bitten, daß Ihr uns eine Predigt halten möget. Auf Euch ſtehet unſere letzte Hoffnung; wenn Ihr ſchweigen wollt, iſt Alles verloren. Darum kommt mit uns; wir wollen ruhig und ſtill Euch begleiten. Ich ſage Euch, wenn Ihr hinaus tretet und den Weg zur Kirche einſchlagt, ſo wird

reformirt zu werden; denn dieſen unſeligen Zuſtand können wir nicht lange mehr ertragen.“

„Nein, nicht länger mehr,“ ſchrie es aus der Menge — „nicht einen Tag mehr.“ — Dann fuhr eine einzelne Stimme fort: „Lieber wollen wir papiſtiſch werden, als die calviniſche Gotteslästerung annehmen!“

„Ja, ja,“ wiederholte die Menge im rauhen Durcheinander — „lieber papiſtiſch, als calviniſch. So haben unſere Väter gedacht, und ſo denken auch wir.“

„Da ſei Gott vor, daß es ſo weit komme,“ ſagte Gerhardt. — „Gewiß, lieben Freunde, ihr fürchtet zu viel. Irgend ein unglückſeliges Mißverſtändniß hat eure Gemüther erregt! Oder hättet ihr auf einmal das Vertrauen zu unſerm himmliſchen Hirten verloren? Denket ihr nicht an das Wort des Herrn: Fürchte dich nicht, du kleine Heerde! Es iſt eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben?“

„Wenn wir auch daran denken,“ entgegnete Meiſter Schumann, — „ſo giebt es uns doch keinen Troſt. Leget uns dies Wort aus, kommt mit uns, wir wollen Euch im Triumphe zur Kirche führen. Predigt uns dies Wort von der Kanzel!“

„Ja, zur Kirche,“ wiederholte es in der Menge, und ein Theil der Bürger machte ſchon Anſtalt, die Treppe hinabzugehen und Bahn zu machen.

„Halt,“ rief Gerhardt ihnen zu, und ein heiliger Eifer erfüllte ſeine Seele: „Soll ich ein Rottenprediger ſein? Wollt ihr mit Toben und Schreien in das

Haus Gottes einziehen? Wollt ihr durch eure aufrührerische Art unsern Widersachern die Waffen zu unserer Vernichtung in die Hände geben?"

„Ehrwürdiger Herr," sagte Meister Schumann. „Die Noth treibt zum Aeußersten, aber Böses haben wir nicht im Sinne. Wir sind Alle unbewaffnet, wir haben nichts, als unsere Hände, Euch zu schützen, nichts als unser Wort, Euch zu bitten, daß Ihr uns in dieser Noth nicht verlassen sollt. Ja, lieber Herr, Etwas muß geschehen, wenn unser Lutherthum nicht zu Schanden werden soll. Die Reformirten jubeln über unsere Noth! Wohin wir kommen, sehen wir unter den Lutherischen nur Kummer und Herzeleid, aber Freude und Siegeslächeln bei den Reformirten. Sie halten unsere Sache für verloren und höhnen und spotten über uns in Blick und Wort. Herr, soll ein lutherischer Bürger das ruhig mit ansehen? Haben unsere Väter um deswillen Gut und Blut für unsern Glauben geopfert, daß er jetzt zum Spott der Calvinischen werden soll? Das ist aber kein Wunder, wenn es geschieht. Es ist ja Niemand mehr da, der unsern Glauben predigt; die Kirchen stehen leer und die Prediger sind vertrieben. Lieber Herr, wir wollen es Euch nur gestehen, wir sind hierher gekommen, Euch zu bitten, daß Ihr uns eine Predigt halten möget. Auf Euch stehet unsere letzte Hoffnung; wenn Ihr schweigen wollt, ist Alles verloren. Darum kommt mit uns; wir wollen ruhig und still Euch begleiten. Ich sage Euch, wenn Ihr hinaus tretet und den Weg zur Kirche einschlagt, so wird

die ganze lutherische Bürgerschaft Euch folgen. Die warten nur auf ein Zeichen, daß Ihr noch Muth habt, unserer Sache zu dienen. Darum kommt, lieber Herr, und gebt durch Euer Wort von heiliger Stätte herab uns Muth, Hoffnung und Vertrauen wieder.“

Als Gerhardt schwieg und ernsten, fragenden Blickes auf die Versammlung hinsah, als wolle er sich von der Wahrheit Dessen, was hier geschehen, überzeugen, fuhr Schumann, der das Stillschweigen für Bejahung ansah, in feuriger Rede fort: „Ihr wollt unsere Bitten erfüllen? Gott sei Dank, ehrwürdiger, lieber Herr, daß Ihr das Flehen einer armen zerstreuten Heerde nicht verschmähet! Nunmehr wird Alles wieder gut! Unsere Sache ist noch nicht verloren! So kommt, lieben Mitbürger und Freunde — unser Zug zum Hause Gottes soll ein Triumphzug unseres lutherischen Glaubens sein.“

Und eine freudige Bewegung durchlief die versammelte Menge, und ein Theil eilte bereits jubelnd die Treppe hinab. Da rief Gerhardt ihnen ernst und feierlich zu: „Wollt ihr gehen, so gehet; meine Macht ist zu schwach, euch zu halten, ich aber bleibe und will Gott auf meinen Knieen bitten, daß er den Aufruhr eures Herzens stille. Das ist nicht Christi Geist, der euch treibet. Ich wiederhole es euch, ich bin kein Rottenprediger! Die Furcht des Herrn soll den Christen in die Kirche führen, aber nicht unverständiger Eifer! So geht denn, — ich aber bleibe!“

Wie ein Donnerschlag schlug dies ernste, ruhige

Wort die erhitzten Gemüther nieder; trauernd kehrten die Bürger zurück und stellten sich auf dem Saale wieder auf. Meister Schumann aber sagte: „So ist denn Alles verloren. So wollen wir gehen und unser Lutherthum zu Grabe tragen. Wir wollen unsere eigenen Kirchen zuschließen und mit Weib und Kind dahin wandern, wo es noch lutherische Prediger giebt.“

„Sündiget nicht,“ rief Gerhardt aus und Thränen füllten sein Auge. „Dies Euer Wort durchbohrt meine Seele. Um meines lutherischen Glaubens willen habe ich seit Jahren Schmach und Spott getragen, habe mich meines Amtes entsetzen lassen, erleide seit vielen Tagen Gewissensqualen, die Ihr nicht kennt und nicht zu ermessen versteht, — mein ganzes Leben giebt Zeugniß, daß ich ein lutherischer Christ sein will, und Ihr scheltet mich einen treulosen Hirten meiner Heerde! Das ist hart!“ —

„Nicht also, lieber Herr,“ sagte Schumann schnell und im Tone herzlicher Abbitte. — „Gott ist mein Zeuge, daß ich Euch nicht weh thun wollte. Nicht Euch galt mein Wort, sondern dem Lande, in welchem wir leben, dem Fürsten, der mit Verbannung und Kerker gegen unsern Glauben streitet. Herr, — wir sind ohnedies schon unglücklich genug, daß wir eine geschlagene, zerstreute Heerde sind; wenn nun noch Euer Fluch uns in unser Elend nachfolget, so können wir immerhin unser Grab graben; denn ich weiß Keinen, welchen der Gram darüber nicht bald das Leben nähme.“

„Nun so beruhigt euch, liebe Bürger,“ bat Ger-

hardt im milderen Tone. „Geht still und ehrbarlich nach Hause, und ruft nicht durch euren Ungestüm die Macht unserer Widersacher gegen uns auf. Wir leben in einer prüfungsreichen Zeit, die aber nicht segenslos über uns hingehen wird, wenn wir treu verharren bis ans Ende. Geht ruhig an eure Arbeit und vertrauet euch mit Leib und Seele dem Herrn, der Alles wunderbarlich hinausführt. Sucht die Ehre eines lutherischen Bürgers darin, daß ihr zwar vest und unbeweglich, männlich und stark bleibet in eurem Glauben, und nicht einen Buchstaben weichet von dem Worte, auf welches ihr gesetzet seid, aber daß ihr dabei wandelt, wie sich's gebühret eurem Berufe, darinnen ihr berufen seid, mit aller Demuth und Sanftmuth und Geduld und vertraget Einer den Andern in Liebe, und seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens. Meidet allen bösen Schein! Alle Unordnung, aller unverständiger Eifer, alle Gewaltthätigkeit sei fern von euch und denket an das Wort des Apostels: Ringet darnach, daß ihr stille seid und das Eure schaffet, und arbeitet mit euren eigenen Händen, wie wir euch geboten haben; auf daß ihr ehrbarlich wandelt gegen Die, die draußen sind und ihrer Keines bedürfet. Noch kann ja Alles gut werden und besser, als es der Augenblick hoffen lässet. Darum tröstet die Kleinmüthigen, traget die Schwachen, seid geduldig gegen Jedermann. Sehet zu, daß Niemand Böses mit Bösem Jemandem vergelte; sondern jaget allezeit dem Guten nach, Beides, untereinander, und

gegen Jedermann. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebete. Ja, Freunde, betet ohne Unterlaß; denn getreu ist Der, der euch berufen hat, welcher wird es auch thun und wird zu seiner Zeit euch erhören, und Alles wohl hinausführen. Er aber, der Gott des Friedens, heilige euch durch und durch, und euern Geist ganz, sammt der Seele und Leib müsse behalten werden unsträflich auf die Zukunft unsers Herrn Jesu Christi!"

Diese milde, versöhnliche Rede aus dem Munde eines treuen, frommen Dieners des Herrn brachte Ruhe und Friede in die aufgeregten Seelen, und die todtengleiche Stille, mit welcher die Bürger die Worte ihres Seelsorgers hinnahmen, war zugleich ein Zeugniß von der Liebe und Achtung, mit welcher ihre Herzen gegen ihn erfüllt waren, und zugleich von der geistigen Macht, welche er über sie ausübte. Sie standen vor ihm mit gesenkten Augen, als schäme sich jetzt ein Jeder des aufrührerischen Eifers, mit welchem sie ins Haus eingedrungen waren.

Aber die Ruhe war nur eine trügerische, — ein gewaltsam verdecktes Feuer, welches dann um so wüthender wieder hervorbricht, wenn die Decke auch nur auf einer Seite durchbrochen wird. Als nämlich die Bürger in dieser Todtenstille noch einige Augenblicke verharrten, und Gerhardt sich bereits anschickte, ins Zimmer zu seiner geängsteten Gattin zurückzukehren, wurden auf einmal in der untern Hausflur Männertritte laut, die hastig und eifrig näher kamen. Dies

brachte einen Schreck in die ganze Versammlung, und Einer brach plötzlich in die Worte aus: „Das sind die churfürstlichen Trabanten! Unser Herr Gerhardt soll nach Spandau abgeführt werden! Auf, zur Hilfe!“

Dieser Aufruf fuhr wie ein zündender Blitz in die noch glimmenden Gemüther. „Lasset sie nicht herauf!“ — rief es von allen Seiten — „verwahret die Treppe! Sie mögen kommen, wenn sie ihres Lebens überdrüssig sind!“ Und während ein Haufe sich gegen die Treppe drängte, umschloß der andere in einem dichten Kreis den bedrängten Gerhardt, auf dessen Seele die so ängstlich gemeldete Ankunft der Trabanten einen tieferschütternden Eindruck gemacht hatte. In demselben Augenblicke aber, mitten in diesem entsetzlichen Lärm öffnete sich die Stubenthüre und die arme, unglückliche Hausfrau erschien händeringend auf derselben unter lautem Weinen: „Gerhardt, Gerhardt, wollt Ihr unser Kind sterben sehen, so kommt.“ —

Gerhardt aber stand wie eine Bildsäule unter der tobenden Menge. Er hörte weder seines Weibes Klageruf, noch das fortdauernde Geschrei der Bürger. Mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte verharrte er regungslos, als warte er des Rathes, der von Oben kommt in solcher Noth. Ein lautes Wort auf der Treppe, welches durch allen Lärm erschütternd hindurchdrang, weckte ihn plötzlich zum neuen Leben auf und er rief, gebietend wie ein Fürst und in aller Würde seines Wesens: „Lasset ab von mir, verblendetes Volk! Gottes Hand

über Den, der den Weg der Obrigkeit aufhält. Gebt die Treppe frei!“

Und gleich darauf ertönte eine Stimme von dort her: „Schande über euch, die ihr wie mord- und raubsüchtige Rotten einzieht in das Haus eures Seelenhirten! Durch alle Straßen der Stadt läuft das Gerücht von Aufruhr und Gewalt, — und ihr seid es, ihr lutherische Bürger! Schande über euch, daß ihr solche Schmach über unsere Kirche bringt.“

„Meister Jung,“ rief Gerhardt aus, und eine Last fiel von seinem Herzen. „Ihr seid es? Wo sind die Trabanten, die mich gefangen nehmen sollten?“

„Ehrwürdiger Herr,“ antwortete Meister Jung — „nur die Feinde unserer Kirche können ein solches Gerücht verbreitet haben, und niedrige Feiglinge sind es, welche solchen Gerüchten Glauben schenken. Meister Schumann, haltet Ihr so Euer Wort? Habt Ihr gestern abends, wo Euch ein gleicher aufrührerischer Eifer beseelte, nur zum Scheine uns versprochen, daß Ihr keinen Gewaltschritt begehen wollt? Seid Ihr wirklich umhergezogen, und habt wie ein Werber eine Rotte zusammengeworben? Was wollt Ihr hier? Wollt Ihr das Schwert, das noch in der Scheide steckt, über unsere Häupter hängen lassen? Wollt Ihr das Werk, das wir bisher in Ehren begonnen und in Ehren behauptet haben, in Unehren vollenden?“

„Wir haben nicht Uebles gethan,“ entgegnete Meister Schumann finster, obgleich im Tone des Klein-

muthes. „Wollt Ihr uns schmähen, wenn wir unsere Hände zum Schutze unsrer Prediger bieten?“

„Gott verhüte,“ sagte Jung schnell — „daß wir auf solche Weise unsere Kirche und unsere Prediger schützen! Wir wollen keinen Aufruhr! Unsere Geduld, unsere Treue soll unsere Widersacher ermüden, gegen uns zu kämpfen, aber keine Werke der Gewalt!“

„Wir haben auch keins gethan,“ fuhr Schumann etwas muthiger fort: „Wollt Ihr es uns zur Sünde, zum Verbrechen anrechnen, wenn wir nach Gottes Wort Verlangen tragen? Bringt es wirklich Schande über eine Gemeinde, wenn sie in gemeinsamer Bitte vor ihren Prediger tritt und spricht: Predige uns! Sättige uns, denn wir hungern und dürsten?“

„Ja,“ versicherte Meister Jung ernsten Tones — „es bringt Schande, wenn es also geschieht, wie ihr gethan habt. Ist es Feigheit, ist es Treulosigkeit, ist es Unlust an Gottes Wort, wenn Herr Gerhardt ansteht, seines Amtes wieder zu warten? Nein — es ist die heilige Stimme des Gewissens, und wer diese nicht achtet, schändet sich und seine Sache. Darum fordere ich euch auf, Mitbürger und Freunde, gehet ruhig und still nach Hause; vorher aber bittet Herrn Gerhardt um Verzeihung —“

„Nein, nein,“ unterbrach Gerhardt den Meister schnell — „es hat mich Keiner beleidiget. Ein unglückseliges Mißverständniß hatte diese Alle hierher geführt. Gott aber sei Dank, daß es ein Irrthum war. Bittet aber Gott, daß er unserer Sache sich gnädigst erbarme!“

Als hierauf eine Stille eintrat, die für alle Theile peinlich war, trat Meister Schumann hervor und sprach: „Ehrwürdiger Herr, wir rufen Gott zum Zeugen an, daß nur die Treue gegen unsern Glauben, die Lust an Gottes Wort und die Liebe zu Euch uns hierher geführt hat. Wir wollten Euch Gutes thun, aber kein Leids. Wir gehen, aber wir bitten Euch: Vergesset nicht, daß wir eine Heerde ohne Hirten, daß wir Hungernde ohne Speise sind.“

„Geht nicht so von hinnen,“ bat Gerhardt. „Lasset uns in Frieden scheiden und unsere Sache Dem befehlen, der noch nichts in seinem Regimente versehen hat. Das Wort des Allmächtigen kann Berge versenken ins Meer, warum nicht auch unsere Trauer in Freude verwandeln? Mir aber zürnet nicht, wenn ich euern Wunsch und Bitte, meines Predigtamtes zu warten, nicht erfüllen kann. Wie könnte ich euch Frieden predigen, da ich selber keinen habe? Und wenn auch ein großer Theil der Gemeinde keinen Anstoß daran nähme, daß ich im Sinne und Erwartung unsers gnädigsten Churfürsten die Kanzel wieder bestiege, so würde doch nur ein Einziger unter euch, der mich für treulos und schwankend halten könnte, mich bei Gott der Menschenfurcht anklagen können. Ja, und wenn auch Niemand auf Erden eine Gewissensverletzung darin fände, daß ich ein Amt unter solcher stillschweigenden Bedingung wieder annehme, so würde doch mein Gewissen allein laut genug dagegen reden. Noch aber fürchte ich nicht, daß Alles verloren ist; gedenke ich, wie Gott von jeher

die Welt gerichtet hat, so werde ich getröstet. Gedenke ich vor allen Dingen, wie der Herr im Himmel schon einmal, uns Allen unerwartet, das Herz des Churfürsten gelenket hat, warum sollte derselbe Herr, da es unser zeitliches und ewiges Wohl gilt, es nicht auch zum zweiten Male thun? Darum gehet in Frieden, lieben Freunde, und lasset keinerlei Mißtrauen zwischen uns sein. Seid mit mir in guter Zuversicht Dessen, daß, der in uns angefangen hat das gute Werk, derselbige wird es auch vollbringen bis auf den Tag Jesu Christi."

Als nun nach dieser friedlichen Rede die Bürger ihres Weges gehen wollten, öffnete sich abermals die Stubenthüre, und Frau Gerhardt trat heraus, ein seliges Lächeln auf ihrem Angesichte: „Unser Sohn ist gerettet!" rief sie aus; „eben im Augenblicke, wo sein Auge sich zum Tode brechen sollte, schlug er es groß und heiter auf und rief nach Euch! So kommt, lieber Herr, und freuet Euch mit ihm und uns."

Dies Evangelium brachte eine gewaltige Wirkung auf Gerhardts Gemüth hervor. Inmitten der Bürger, das ganze Herz voll von Dem, was hier verhandelt wurde, hatte er ganz vergessen, in welcher Gefahr sein Söhnlein schwebte. Jetzt trat auf einmal seines Weibes Klageruf wieder vor seine Seele; jetzt erst bei der Nachricht des Sieges fühlte er den Schmerz des Todeskampfes seines Kindes. Ueberwältigt von dieser zweifachen Erschütterung sank er auf seine Kniee; helle Thränen stürzten aus seinen Augen — er faltete die Hände und sprach: Vater ich danke Dir! Dieser mein Sohn war

todt, und siehe, Du hast ihn wieder lebendig gemacht! Ach Herr, ich bin es nicht werth, daß Du mit Deinem Siegesworte unter mein Haus kamest!"

Dann erhob er sich schnell und sprach zu den noch versammelten Bürgern: „Jetzt weiß ich's, was der Herr von mir will! Ich soll selbst gehen und meine Sache führen. Freunde, betet für mich — morgen früh gehe ich, so Gott will, zum Churfürsten."

Darauf schritt Gerhard langsam in sein Zimmer zurück; an der Thüre harrte die Gattin seiner und fiel an seine Brust und weinte vor Freude.

Die Bürger aber gingen schweigend von dannen.

Cap. 10.

Der letzte Verſuch.

> Ich wandele fröhlich, denn ich ſuche deine Befehle. Ich rede von deinen Zeugniſſen vor Königen und ſchäme mich nicht.
>
> Pſalm 119, v. 45. 46.

Der alte Obertrabant Nicolaus hatte ſeinen Ehrenplatz im Vorſaale des churfürſtlichen Schloſſes eingenommen, als einer ſeiner Untergebenen zu ihm eintrat und berichtete: churfürſtliche Durchlaucht habe einem lutheriſchen Geiſtlichen auf ſein dringendes und wiederholtes Bitten eine Audienz bewilligt, der Geiſtliche ſolle aber ſo lange hier im Vorſaale verweilen, bis er ins Cabinet gerufen werde.“

„Schon gut!“ erwiderte der Alte finſter — „oder vielmehr nicht gut. Ich begreife unſern gnädigſten Herrn nicht, wie er ſeine koſtbare Zeit mit ſolchen lutheriſchen Schwarzröcken verſchwenden kann. Ich meines Theils werde mich nicht um ihn bekümmern.“

Bald darauf trat Paul Gerhardt in seiner Amtstracht ein. Nicolaus betrachtete ihn von der Seite und da er ihn nicht persönlich kannte, nahm er die Miene eines vornehmen Herrn an, der einen Geringern vor sich sieht, und sich zu entehren meint, wenn er seine Anwesenheit auch nur im Geringsten beachtet.

Gerhardt grüßte höflichst und setzte hinzu: „Ich bin hierher gewiesen worden, um auf weitern gnädigsten Befehl unsers durchlauchtigsten Churfürsten zu warten; darum nehmt mir's nicht übel, wenn ich Euch stören sollte. Ihr seid doch wohl der alte Herr Nicolaus?"

„Zu dienen," antwortete dieser im Tone Eines, der nichts weniger, als dienen will. Darauf trat eine tiefe Stille ein. Der Obertrabant setzte sich an seinen Tisch am Fenster und las in einem großen Buche. Gerhardt war diese Stille eben recht; er bedurfte der Fassung seines Gemüthes, das von den verschiedenartigsten Gefühlen zerrissen war. Er fühlte das Wagniß, vor den gewaltigen Mann zu treten, von dessen Worte das Wohl und Wehe eines ganzen Landes abhing; er mußte sich's gestehen, daß der Muth, der ihn gestern beseelte, heute sehr geschwunden war; ja seine natürliche Scheu und Furchtsamkeit hatte sich bei seinem Eintritte seines innern Menschen so sehr bemächtigt, daß ihn mehrmals die Versuchung überkam, sich augenblicklich und unverrichteter Sache zu entfernen. Und nur die Ueberzeugung, daß er um seines eigenen Friedens willen diesen letzten Schritt habe thun müssen und das Vertrauen auf des himmlischen Schützers Beistand hielt ihn noch zurück

und ließ ihn, wenn auch mit banger Seele, des Ausgangs warten. „Wir haben ja das Wort des Herrn,“ sprach er zu sich selbst: „Wenn sie euch überantworten werden, so sorgt nicht, wie oder was ihr reden sollt.“ Und dieses Wortes getröstete er sich.

Dem alten Nicolaus mochte aber doch die Zeit zu lange werden; das Alter ist geschwätzig und kann deshalb nicht lange still schweigen, wenn es Gelegenheit zum Reden giebt. „Ihr seid ein Prediger,“ sagte er mürrisch zu Gerhardt, ohne ihn anzusehen. „Da versteht Ihr wohl auch die Schrift auszulegen?“

„Das ist allerdings das Amt, zu welchem mich Gott berufen hat,“ antwortete Gerhardt ruhig und freundlich.

„Nun sagt,“ fuhr der Obertrabant fort — „da lese ich eben die Stelle: O du Kind des Teufels, voll aller List und aller Schalkheit und Feind aller Gerechtigkeit, du hörst nicht auf, abzuwenden die rechten Wege des Herrn.“ (Apost. Gesch. 13, v. 10.) Sagt, wisset Ihr nicht, wem das gilt?“

„Das ist,“ sagte Gerhardt — „das Strafwort des Apostels Paulus zu dem Zauberer Elymas, der den römischen Landvoigt Sergius Paulus auf der Insel Cypern von der Annahme des christlichen Glaubens abhalten wollte.“

„Nein, nein,“ entgegnete Nicolaus ärgerlich, „nicht von damals, von heute rede ich. Wem gilt das Wort heut zu Tage?“

„Allen Denen,“ erklärte Gerhardt ruhig weiter,

— „welche sich aus bösem Herzen der Ausbreitung des Reiches Gottes entgegenstellen, und Denen, welche den Trost des Evangeliums Andern aus Feindschaft wider Gott zu Schanden machen.“

„Und wisset Ihr diese sauhern Leute zu nennen?“ fragte der Obertrabant. „Könntet Ihr sie mir mit Namen aufführen?“ Als Gerhardt verwundert schwieg, setzte Jener schnell hinzu: „Ich will es Euch sagen, — das sind die lutherischen Geistlichen in Berlin und Cöln.“

Gerhardt erschrak durch und durch bei dieser schweren Anklage; aber ehe er das rechte Wort zur Vertheidigung finden konnte, fuhr Nicolaus ungehindert fort: „Und wisset Ihr, wem dies ganz besonders gilt? Dem lutherischen Zänker Paul Gerhardt, vor dessen Namen man sich auf keiner Straße, in keinem Wirthshause mehr schützen kann; ein Mann, der sich's unterstanden hat, der Gnade unsers großen Churfürsten zu trotzen. Mir sind alle Lutherischen ein Greuel, denn ich kann davon erzählen; aber am Meisten hasse ich die lutherischen Prediger und unter diesen am Meisten jenen Paul Gerhardt.“

Daß dieses offene Bekenntniß auf den armen Gerhardt einen tiefen, niederschlagenden Eindruck machen mußte, ist wohl natürlich. Er stand eine Zeit lang völlig stumm und unentschlüssig da, was er thun oder reden sollte; endlich fragte er ziemlich kleinlaut den Obertrabanten: „Kennt Ihr diesen Paul Gerhardt persönlich?“

„Nein,“ entgegnete Nicolaus schnell — „und habe

auch kein Verlangen darnach. Ich habe in meiner Jugend mit lutherischen Leuten eine etwas unangenehme Bekanntschaft gemacht, Ihr versteht mich schon, bei Gelegenheit von Aufruhr und Empörung, von Mord und Blutvergießen, von Diebstahl und Raub; ich darf nur meine Hand ansehen, um zu sehen, was ein Lutherischer gilt.“

„Habt Ihr,“ fragte Gerhardt — „seit jener Zeit keine bessere Meinung von den Lutherischen gewonnen? Habt Ihr auch nicht Einen kennen gelernt, den dieses harte Urtheil nicht trifft?“

„Nicht Einen,“ behauptete Nicolaus trotzig — „ich habe mir aber auch keine Mühe darum gegeben. Im lutherischen Blute steckt kein guter Geist, darauf lebe ich und sterbe ich.“

„Da muß es wenigstens unser Trost sein, daß nicht alle Reformirten so denken,“ entgegnete Gerhardt ruhig. „Aber sagt mir, warum Ihr den Prediger Gerhardt vor allen andern hasset?“

„Warum?“ rief der Obertrabant aus. — „Erstens hasse ich ihn, weil er ein Lutherischer ist; zweitens, weil er ein lutherischer Geistlicher ist; drittens, weil er von seiner Parthei in den Himmel gehoben wird; viertens, weil er ein ungehorsamer Unterthan unsers durchlauchtigsten Churfürsten ist; fünftens, weil er durch seinen Trotz die lutherische Bürgerschaft gegen unsern gnädigsten Landesherrn aufgewiegelt, und sechstens, weil er, wie der hochwürdige Herr Hofprediger Stosch noch

dieſen Morgen ſagte, ein bezahlter Widerſacher des Friedenswerkes unſers großen Churfürſten iſt.“

„Ein bezahlter Widerſacher?“ wiederholte Gerhardt in ſchmerzlichem Tone, weil dieſe Beſchuldigung ihn am Tiefſten kränkte.

„Ja, ja,“ fuhr Nicolaus finſter fort — „dieſer Mann iſt ſeines Amtes entſetzt, er thut nichts mehr, und doch läßt er ſich von ſeiner alten Gemeinde bezahlen. Wofür nähme er denn das Geld, wenn es nicht wäre, um, unbeſchadet ſeines Leibes Nahrung und Nothdurft, in ſeinem Trotze beharren zu können? Sagt nicht die Schrift: So Jemand nicht will arbeiten, der ſoll auch nicht eſſen?“

Gerhardt ſchlug in tiefer Scham ſeine Augen nieder; an eine ſolche Deutung der Unterſtützungsgelder, welche er ununterbrochen von Rath und Bürgerſchaft empfangen hatte und noch empfing, hatte er noch gar nicht gedacht. Es lag eine bittere Wahrheit in dieſer Anklage, und mit einem Male wurde es ihm klar, er dürfe fortan keine Unterſtützung mehr annehmen. „Ihr habt Recht,“ ſagte er mit ſtiller Trauer. „Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich dieſe alte Wahrheit, die ich Andern ſo oft gepredigt habe, für mich ſelber aus Eurem Munde lernen würde. Um dieſer Erkenntniß willen, die mir ſo beſtimmt den Weg meiner Zukunft vorzeichnet, verzeihe ich Euch gern alle übrigen unverdienten, ungerechten Anklagen. Ihr kennt mich nicht, — mein Name iſt Paul Gerhardt. Wenn Ihr mich haſſet, weil ich ein

Lutheriſcher und beſonders ein lutheriſcher Prediger bin, ſo kann ich das nicht hindern. Gottes Gnade hat mich dazu berufen und ich bin ſelig in dieſem meinen Berufe. Wenn Ihr bei der allerdings unverdienten Liebe meiner bisherigen Gemeinde behauptet, daß ſie mich bis in den Himmel hebe, ſo kann ich ſelbſt Euch dagegen verſichern, daß ich im Gefühle meiner Schwachheit und Sünde nur dann meine Augen zum Himmel emporzuheben wage, wenn ich um Licht und Gnade bitte. Daß Ihr mich einen ungehorſamen Unterthan nanntet und mir die Abſicht beilegtet, die lutheriſche Bürgerſchaft durch meinen Trotz, wie Ihr Euch ausdrücktet, gegen unſern gnädigſten Landesherrn aufzuwiegeln, iſt zwar eine harte Beſchuldigung, indeß verzeihe ich ſie gern Eurem langjährigen Vorurtheile und Eurem aufgeregten Gemüthe. Ich könnte, trotz meines ſchon bedeutenden Alters, doch Euer Sohn ſein. Darum will ich Euer Wort hinnehmen, als hätte ein ſtrenger Vater mich gezüchtigt, nicht zu meinem Schaden, ſondern zu meinem Heile. Und nur das Eine erlaubt mir noch: „Wenn Ihr mit dieſem Haſſe gegen uns Lutheriſche aus der Welt gehen und vor Gottes Richterſtuhl geſtellt werden ſolltet, ſo klagt dort nicht eher Andere an, als bis Ihr für Euch ſelber Gnade empfangen habt. Denn wer ſich vor Gott begnadigt weiß, kann ſeinem Bruder nimmermehr zürnen. Dann lernt Ihr dort wenigſtens noch brüderliche Liebe.“

Der alte Obertrabant nahm dieſe Worte mit widerſtreitenden Gefühlen auf. Mürriſch ſchob er die Lippen

vor und drehte ſich ſeitwärts, für den Augenblick unfähig, Etwas zu erwidern. Aus dieſer Verlegenheit riß ihn der Eintritt einer dritten Perſon, welche aus einer Seitenthüre der churfürſtlichen Zimmerreihe trat. Es war die Churfürſtin Louiſe, die vorüberging, die liebe, fromme Frau, aus deren Augen die ſichere Hoffnung ihrer Kindſchaft bei Gott wahrhaft beſeligend hervorſtrahlte. Als ſie den harrenden Prediger gewahrte und dieſer in tiefer Verbeugung ſie ſchweigend begrüßte, ging ſie freundlich auf ihn zu und ſagte: „Ehrwürdiger Herr Gerhardt, Ihr ſeid es? Wie freut es mich, Euch einmal perſönlich danken zu können für Eure lieben, herrlichen Lieder, die ſo oft mich erquickt und geſtärkt haben. Mit Sehnſucht hoffe ich ſeit Langem auf eine neue Liebesgabe Eures chriſtlichen Gemüthes; aber Ihr laſſet meinen Durſt ungeſtillt. Wollt Ihr nicht mehr ſingen, ehrwürdiger Herr?“

„Churfürſtliche Durchlaucht,“ antwortete Gerhardt. — „O wie gern wollte ich den Herrn preiſen in einem neuen Liede; aber wo Angſt und Qual die Seele füllen, da ſind die Saiten der Harfe zerriſſen.“

„Vertrauet Gott!“ ſagte die Churfürſtin bedeutſam und in liebreichſtem Tone. Dann wohl fühlend, daß ſie nicht länger weilen dürfe, beugte ſie freundlichſt das edle, ſchöne Haupt vor dem Sänger der Liebe Gottes und ſchritt langſam aus dem Saale.

Zu gleicher Zeit berief ein eintretender Diener den harrenden Gerhardt in das churfürſtliche Cabinet. „Edles, frommes Weib,“ ſprach er bewundernd vor ſich

hin und folgte ruhig und gelassen dem Diener.

Friedrich Wilhelm war ganz allein, ohne Zweifel ein günstiger Umstand für den Bittenden. Der Churfürst saß an seinem Arbeitstische und lehnte sich bei Gerhardt's Eintritt in die Lehne seines breiten Armsessels zurück; die tiefe und stille Verbeugung Gerhardt's erwiderte er mit einem leichten, doch nicht unfreundlichen Kopfnicken und rief ihm zu: „Tretet näher! Was wollt Ihr?"

„Zuvörderst," antwortete Gerhardt mit bewegter, unsicherer Stimme, — „Ew. churfürstlichen Durchlaucht meine beßten Wünsche in gehorsamster Unterthänigkeit. Möge Gottes Gnade, Güte und Barmherzigkeit halten und walten über Ew. churfürstl. durchl. hohe Person, Dero herzgeliebte Gemahlin, sämmtliche hochwertheste churfürstliche Prinzen und das ganze hohe Haus Brandenburg. Erwünschtes Wohlergehen an Seele und Leib und eine glückliche, gesegnete Regierung."

Der Churfürst sah ernst fragend auf den Mann, der mit solchem geistlichen Gruße zu ihm eintrat. „Ich danke Euch," sagte er endlich nach längerm Stillschweigen. „Solche Wünsche sind immer angenehm, besonders wenn sie ehrlich gemeint sind, woran ich nicht zweifeln mag. Tretet nur näher, Herr Gerhardt. Sprecht also, was wollt Ihr?"

„Meinem gnädigsten Herrn," fuhr Jener fort, — „den demüthigst-gehorsamsten Dank bringen, daß Ew. churfürstl. Durchlaucht an jenem mir unvergeßlichen

neunten Januar mich wieder in mein Amt gesetzet, auch mir dabei die Unterschreibung der im geistlichen Consistorio bisher üblich gewesenen Reverse in hohen Gnaden erlassen.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ rief der Churfürst mit einem Anfluge von Unwillen aus. „Ihr meint doch nicht etwa, Wir hätten die von Uns gnädigst befohlenen Reverse inskünftige abgeschafft? Nur aus besonderer Gnade für Euch haben Wir Euch, und nur Euch allein, ohne alle Consequenz für die Andern, die förmliche Vollziehung Unserer Befehle erlassen, weil Wir der gnädigsten Hoffnung und Zuversicht leben, daß Ihr auch ohne Subscription Unsern Edicten gemäß Euch halten werdet.“

„Ebendeswegen,“ sagte Gerhardt — „kann Ew. churfürstl. Durchlaucht ich wehmüthigst nicht verhalten, daß ich über diese gnädigste Erwartung in großen Kummer und Betrübniß meiner Seele gerathen bin.“

„Und warum?“ fragte der Churfürst schnell und ungeduldig. „Hütet Euch, daß Ihr die gute Meinung, die Wir bei Eurem Eintritt über Euch faßten, nicht wieder zu Schanden macht.“

„Gnädigster Herr,“ fuhr nun Gerhardt fort — „ich habe keine größere Freude in der Welt, als wenn ich Ew. churfürstl. Durchlaucht, meiner von Gott mir gesetzten hohen Obrigkeit, und nächst Gott, meinem höchsten Wohlthäter, mich unterwerfen und Demjenigen, was Hochdieselben befohlen, nachleben kann.“

„Ist es wirklich also,“ fiel Friedrich Wilhelm

ſchnell ein — „warum thut Ihr nicht, was Wir befohlen haben? Warum tretet Ihr Euer Amt nicht wieder an? Warum laſſet Ihr auf's Neue Vorſtellungen dagegen thun und veranlaſſet den Rath Unſerer Reſidenz Berlin um Euretwillen zu unziemlichen Supplicaten?"

„Weil ich," antwortete Gerhardt mit wachſendem Muthe — „hochgedachten churfürſtlichen Edicten ohne Verletzung meines armen Gewiſſens nicht Genüge thun kann. So oft ich darüber vorgefordert und gefragt worden bin, habe ich es jederzeit den Herren churfürſtlichen Räthen geklagt und ihnen dabei zu Gemüthe geführt, wie ich bei ſolchem gnädigſt befohlenen Gehorſam mein lutheriſches Glaubensbekenntniß und beſonders die Concordienformel verlaſſen und von mir legen müßte. Und als ich mit ſolchen Gründen nicht gehört werden konnte, habe ich endlich die Entſetzung von meinem Amte gehorſamſt auf mich genommen und durch die Kraft Gottes faſt ein ganzes Jahr in aller möglichen Stille und Geduld getragen. Sollte ich mich denn nun in Dasjenige, dem ich mich bisher aus höchſt dringender Noth entzogen habe, auf's Neue wieder einlaſſen, würde ich ja nur die Wunden, die ich vorher mit ſo großer Herzensangſt von mir abzuwenden geſucht, mit eigenen Händen in meine Seele ſchlagen."

„Das iſt," entgegnete der Churfürſt mit Bitterkeit und verächtlichem Lächeln — „die alte doppelzüngige Sprache, die Wir von Euch und Euresgleichen zu hören gewohnt ſind. Aeußerliche Unterwürfigkeit und

innerlicher Ungehorſam: Entſchuldigung mit Gehorſam gegen Gott, wo Ihr der von Gott Euch geſetzten Obrigkeit gehorchen ſollt. Habt Ihr Uns nichts Anderes zu ſagen, ſo nehmt Euren unterthänigſten Abſchied und erwartet, was Wir Weiteres um Euretwillen verfügen."

Dieſe ungnädigen Worte, beſtimmt, den armen Mann zu beugen, weckten in Gerhardt's Seele gerade das Gegentheil. Er fühlte, daß die Zeit und Stunde gekommen war, wo er das letzte Mittel verſuchen müßte, um ſeinem Gewiſſen und den Wünſchen ſeiner Gemeinde genug zu thun. Mit Muth und Vertrauen auf Gottes Schutz und Beiſtand antwortete er: „Gnädigſter Herr, daß meine Verſicherung von gehorſamſter Unterthänigkeit nicht Lippenwerk, ſondern Sprache meines Herzens iſt, Deſſen wird der allgegenwärtige und allwiſſende Gott im Himmel Zeuge ſein. Habe ich durch dieſe meine Rede Ew. churfürſtl. Durchlaucht Zorn und Strafe verdient, ſo unterwerfe ich mich freudig Hochdero Züchtigung. Mit Gut und Blut, und Leib und Leben bin ich meinem durchlauchtigſten Herrn zu eigen. Werfe mich mein gnädigſter Herrn in Ketten und Banden, oder, was mir noch ſchmerzlicher iſt, nehme mir mein gnädigſter Herr Weib und Kind und ſende mich ins äußerſte Elend, habe ich Solches um meiner Worte und Werke willen verdient, ſo gehe ich willig und freudig; mit meinem letzten Blutstropfen will ich der Obrigkeit unterthan ſein, die Gewalt über mich hat, weil ſie von Gott verordnet iſt. Aber über

des Gewiſſens Angſt und Freudigkeit richtet nur Einer, der im Himmel wohnet. Ew. churfürſtl. Durchlaucht kann nicht wollen, daß auch nur des ärmſten Unterthanen Gewiſſen beſchwert werde.“

Der Churfürſt blickte finſter auf den muthigen Mann, der ſeine Sache ſo ruhig und würdig führte. Lange und ernſt prüfend ruhte ſein Blick auf ihm, dann ſagte er in mildem Tone: „Sagt Uns, in wiefern Euer Gewiſſen beſchwert wird.“

„Gnädigſter Herr,“ antwortete Gerhardt mit freudigem Muthe: „Am achtzehnten November des Jahres 1651, am Tage meiner Ordination als berufener Propſt der Kirche zu Mittenwalde, ſchrieb ich in das Ordinationsbuch: Ich bekenne und gelobe, daß die Lehre, welche in dem erſten und unveränderten augsburgiſchen Bekenntniſſe und deſſen Apologie, in den ſchmalkaldiſchen Artikeln, in den beiden Katechismen Lutheri und in der Concordienformel begriffen iſt, auf den klarſten und veſteſten Grundlagen prophetiſcher und apoſtoliſcher Schrift beruhe, und daß ich in derſelben bis an mein Lebensende mit Gottes gnädigem Beiſtande beharrlich verbleiben will! Dieſes heilige Gelübde, was ich in der feierlichſten Stunde meines Lebens wohlwiſſend und aus treuem Herzen dem dreieinigen Gott abgelegt habe, und auf welchem der Grundſtein meines Glaubens und meiner ewigen Hoffnung ruht, dieſes heilige Gelübde iſt das unauflösliche Band, welches mein Gewiſſen bindet, und Ew. churfürſtliche Durchlaucht kann in hohen Gnaden nicht wollen, daß ich mit

Wiederantritt meines Amtes ſolches mein Gewiſſen verſtöre und belaſte.“

„Ihr irrt ſehr,“ entgegnete der Churfürſt mit mühſam verhehltem Unwillen — „wenn Ihr meinet, daß Wir die lutheriſchen Prediger Unſerer Lande von ihren ſymboliſchen Büchern wollten abwendig machen. Wir ſind, Gott ſei Dank, in Unſerm reformirten Glauben ſo ruhig und glücklich, daß Wir gern Andern den Glauben laſſen, auf welchem ſie wollen ſelig werden. Wir wollen und werden es aber nun und nimmermehr dulden, daß Ihr Lutheriſchen unſern Glauben verläſtert, verketzert und verdammet. Und weil namentlich die Concordienformel in offenbarer Feindſchaft gegen uns Reformirte geſchrieben iſt, und allen lutheriſchen Predigern der Verdammungsſpruch gegen die Reformirten darin in den Mund gelegt wird, ſo wollen Wir nicht mehr dulden, daß dieſe Schrift als lutheriſche Bekenntnißſchrift angeſehen werde.“

„Ew. churfürſtliche Durchlaucht wollen mir gnädigſt geſtatten,“ ſagte Gerhardt — „ein Wörtlein zur Vertheidigung dieſer Hauptſchrift unſerer lutheriſchen Kirche vorzubringen. Wenn nämlich auch dieſe Concordienformel erſt etwa dreißig Jahre nach Luthers Tode abgefaßt worden iſt, ſo hat doch Luther ſelbſt ſchon den Grund dazu gelegt; denn bereits im Jahre 1536 ſind die Artikel einer chriſtlichen Vergleichung zwiſchen ſächſiſchen und oberländiſchen Theologen von Luther und und vielen andern Geiſtlichen beider ſtreitenden Theile zu Wittenberg angenommen und unterſchrieben wor-

den. Auch ist diese Schrift auf dem lautern und unveränderten Inhalt der augsburgischen Confession aufgerichtet und streitet auch nicht zum kleinsten Theile mit dem darin von Fürsten und Städten öffentlich vor Kaiser und Reich abgelegten Bekenntnisse. Wenn nun diese Concordienformel auf Veranstaltung des hochseligen Churfürsten August von Sachsen von mehreren der angesehensten Theologen mit Zugrundlegung der vorhandenen Bekenntnißschriften entworfen worden ist, und dieselbe nichts weniger, als ein neues Glaubensbekenntniß einführen, sondern nur das rechte Verständniß der augsburgischen Confession sichern soll; wenn ferner diese Schrift, als einzig nach dem göttlichen Worte, welches doch die alleinige Glaubensregel ist, abgefaßt, den rein biblisch-lutherischen Lehrbegriff gründlich entwickelt und auf immer veststellt und deshalb alles Fremdartige ausscheidet, wenn dieselbe von drei durchlauchtigsten Churfürsten, von Sachsen, Brandenburg und der Pfalz, als den kräftigsten Beschützern unserer lutherischen Kirche, und außerdem von vielen Herzögen, Fürsten, Grafen und Herren und freien Reichsstädten und von zwölftausend lutherischen Lehrern und Gemeinden im deutschen Lande angenommen und unterzeichnet worden ist, wenn in den Landen, in welchen durch die Unterschrift des hochseligen Ahnherrn Ew. churfürstlichen Durchlaucht, des Churfürsten Johann Georg, doch diese Schrift rechtliche Geltung erlangt hat und als Grundstein der lutherischen Kirche Hochdero Lande anzusehen ist, ich als berufener und verord-

neter lutherischer Prediger meinem mir abgeforderten Schwure getreu darauf verharren, wenn ich auf dieser köstlichen Perle unsers lutherischen Glauhens, auf welche Tausend und Abertausend die Hoffnung ihrer Seligkeit gegründet haben, und die mit so namenlosen Mühen und Sorgen und Opfern unter Gebet und Flehen und vielen Thränen in die christliche Krone eingesetzt worden ist, wenn ich auf dieser köstlichen Perle meinem heiligen Gelübde gemäß leben und sterben will, mag dann Ew. churfürstliche Durchlaucht nicht die Angst meines Gewissens begreifen, die mich foltern muß, so ich auch nur im Geringsten daran wankend würde?"

„Das ist calov'scher Geist, der aus Euch redet," sagte der Churfürst finster, — „der Geist jenes Mannes, dessen blinder Ungestüm und unchristliche Verdammungssucht den edlen Calixt zu Tode gequält hat, und der aus seinem Grabe noch den Saamen der Zwietracht und der Verketzerung über schwache, verblendete Gemüther ausstreut. Wir wissen, Ihr seid ein treuer Anhänger jenes wittenberger Eiferers, der es einst bei Gott wird zu verantworten haben, welches Unheil er über die christliche Kirche bringt."

„Ich rufe Gott zum Zeugen vor Ew. churfürstl. Durchlaucht an," sagte Gerhardt feierlichst — „daß ich auf keinem andern Grunde stehe, als auf dem der Schrift, wie dieselbe in den Bekenntnißschriften unserer Kirche ausgelegt und als Glaubensformel zusammengestellt ist. Gnädigster Herr, eher kann ich in den Tod gehen, als von meinem Gelübde lassen."

„Und was ist das für ein Gelübde?“ fragte Friedrich Wilhelm schnell und im ungnädigsten Tone. „Das Gelübde, uns Reformirte zu schmähen, zu lästern, zu verdammen! Ist das etwa eine Tugend der lutherischen Prediger?“

„Churfürstliche Durchlaucht ist mir ungnädig,“ sagte Gerhardt im Tone herzlichen Leidwesens. „Wie hätte ich wagen können, um die hohe und unverdiente Gnade, vor meinem gnädigsten Herrn zu erscheinen, in aller Unterthänigkeit zu bitten, wenn eine solche Schuld meine Seele belastete! Wäre ich nicht der verächtlichste unter allen Menschen, wenn ich angesichts der geheiligten Person unsers gnädigsten Landesherrn von treuem Gehorsam redete, während anderwärts meine Worte und Werke das Gegentheil bezeugten?“

„Wir geben zu,“ erwiderte der Churfürst etwas milder — „daß Ihr nicht zu Denen gehört, die Unsere Person, Unser Friedenswerk verunglimpfen und verkezzern, aber beweiset nicht eben Eure versuchte Vertheidigung der Concordienformel, daß Ihr ein geschworner Widersacher Unsers reformirten Glaubens seid?“

„Nun denn,“ sagte Gerhardt, und seine Brust hob sich, als wollte er die höchste Kraft seines Muthes herbeiholen — „ich bin in Ew. churfürstl. Durchlaucht Händen, aber ich kann nicht anders. — Ja, mein gnädigster Herr, mein Schwur, mein Gelübde vor Gott, mein Glaube macht mich zum Widersacher der reformirtn Lehre.“

Bei diesem offenen Bekenntnisse erhob sich der

Churfürſt heftig von ſeinem Stuhle; ſeine Blicke zeugten von Zorn und Grimm, doch ſchloſſen ſich plötzlich ſeine Lippen, als wollte er die aufkeimenden Vernichtungsgedanken zurückdrängen. Dafür lagerte ſich ein tiefſpöttiſches Lächeln auf ſein Angeſicht und er entgegnete: „Fürwahr, Herr Gerhardt, Ihr habt eine ungewöhnliche Kühnheit!“

„Mein durchlauchtigſter, gnädigſter Herr,“ fuhr nun Gerhardt fort. „Große, ja wohl ſtrafbare Kühnheit mag in meinen Worten liegen, aber, Gott iſt mein Zeuge, kein böswilliges, kein feindſeliges Gemüth. Ew. churfürſtl. Durchlaucht ſind eben ſo, wie mir, die ſtreitigen Lehrſätze bekannt, welche die beiden Kirchen von einander ſcheiden. Das Veſthalten an dem Einen oder dem Andern iſt einzig Sache des Glaubens und Gewiſſens. Was ich nach dem mir verliehenen Lichte meiner Erkenntniß als unvereinbar mit meinem lutheriſchen Glauben halten muß, dem kann ich meine Zuſtimmung nicht geben. Ich kann nicht zugleich lutheriſcher und reformirter Lehrer und Prediger ſein. Wollte ich auch nur mit dem kleinſten Wörtlein oder mit dem heimlichſten Gedanken billigen und gutheißen, was meinem Glauben widerſpricht, ſo wäre ich ein Heuchler und zeitlicher und ewiger Strafe werth. Der Apoſtel ſagt: Ich glaube, darum rede ich! Und das iſt mein und aller chriſtlichen Lehrer Vorbild. Eben weil ich glaube, daß in den Bekenntnißſchriften unſerer lutheriſchen Kirche das rechte und wahre Verſtändniß des Evangelii erſchloſſen und beſiegelt iſt, eben deshalb muß ich nicht

allein für dasselbe reden, wo es gilt, die Gemeinde im Glauben zu erhalten, sondern ich muß auch dasselbe schützen gegen alle Angriffe von Außen. Und die Zeit ist da, wo ein lutherischer Prediger meineidig würde, wollte er schweigen. Aber, mein gnädigster, huldreichster Herr, Vertheidigung des Glaubens, Darlegung des Irrthums einer andern Kirchengemeinschaft ist noch kein Schmähen, Lästern und Verdammen derselben. Ein Glaube, der zur Sünde an der brüderlichen Liebe treibet, kann nun und nimmermehr der rechte sein. Und hier ist's, wo ich wagen darf, vor Ew. churfürstlichen Durchlaucht nochmals von meiner geringen Person zu reden. Es ist wahr, ich habe jederzeit nach meiner besten, mir von Gott verliehenen Kraft ein gutes Zeugniß meines Glaubens abzulegen gesucht; ich habe keine Gelegenheit vorübergehen lassen, das köstliche Kleinod unsers lutherischen Glaubens in Predigten und Liedern zu preisen, ich habe allezeit, wo mich das Wort der Schrift und der Verlauf des täglichen Lebens dazu getrieben, die Lehre der Reformirten da als irrthümlich darzustellen gesucht, wo sie unsere Kirche als solche dargestellt hat; ich habe auf der Kanzel, am Altare, in den Häusern meiner Gemeindeglieder, vor geöffnetem hochwürdigen Consistorio, von meinem Krankenbette aus gewarnet, gebeten, von unserm lutherischen Glauben auch nicht eines Buchstabens zu weichen, ich habe niemals aufgehört, für die ewige Geltung unserer symbolischen Bücher und namentlich der Concordienformel in die Schranken zu treten, — aber ich habe dabei nicht

mit dem kleinſten Worte geſchmähet, geläſtert und verdammet. Gott wird einſt uns Alle vor ſeinen Richterſtuhl fordern und über einen Jeden richten, ob er, wie der Apoſtel ſagt, Gold, Silber, Edelſteine, Holz, Heu oder Stoppeln auf dem einen Grunde, der gelegt iſt, Jeſu Chriſto, aufgebaut hat. Unſer Wiſſen iſt Stückwerk und unſer Weisſagen iſt Stückwerk; wenn aber kommen wird das Vollkommene, ſo wird das Stückwerk aufhören. Bis dahin aber, wo uns das Allerheiligſte vor Gottes Angeſichte erſchloſſen werden wird, ſo lange wir noch wallen im Leibe dieſes Todes, bis dahin iſt jedes Gewiſſen auf Leben und Tod gebunden, auszuharren in dem Maaße des Glaubens und der Erkenntniß, welches Gottes Gnade den Gläubigen gegeben hat. Das iſt es, mein durchlauchtigſter, gnädigſter Herr, warum ich nicht vermag, den Edicten gemäß zu lehren, weil in ſolchen die Freiheit unſers lutheriſchen Glaubens bedrohet und mit dem allerdings gerechten Verbote des Läſterns und Schmähens und Verdammens auch zugleich der heilige und durch keine menſchlichen Schranken zu beengende Eifer für die Wahrheit der lutheriſchen und gegen den Irrthum der reformirten Kirche furchtlos, frei und ungehindert zu lehren und zu predigen in Feſſel geſchlagen wird. Und nunmehr bin ich in Ew. churfürſtl. Durchlaucht Hand und Gewalt; habe ich in dieſen meinen Worten Etwas geredet, das Strafe und Züchtigung vor Menſchen verdient, ich werde ohne Murren und Klagen mich unterwerfen und ſelbſt in Todesnoth nicht aufhören, Ew. churfürſtl. Durch-

laucht unterthänigsttreuester und gehorsamster Diener und schuldigster Fürbitter bei Gott zu sein.“

Der Churfürst, der anfangs mit allen Zeichen höchster Ungnade auf den kühnen Prediger blickte, hatte nach und nach in seinen Mienen eine immer größere Milde gezeigt und war mit steigender Aufmerksamkeit der Rede gefolgt. Er hatte sich wieder auf seinen Lehnsessel niedergelassen und blickte jetzt mit freundlichem Ernste auf den unerschrockenen Mann, der, wie noch Keiner, in seiner Gegenwart so ungehindert und doch in wahrer Würde die lutherische Sache geführt hatte. Nach einem längern Stillschweigen sprach er zu ihm: „Nun begreifen Wir's, warum Euch die Leute anhangen, und Rath und Bürgerschaft nicht müde werden, für Euch zu bitten. Ihr seid ein ehrlicher Mann, Herr Gerhardt, wenn auch allzubefangen in Eurem Glauben. Daß Wir Euch in Gnaden gewogen sind und daß Ihr namentlich an Unserer herzgeliebten Frau Gemahlin eine eifrige Vertheidigerin gefunden habt, wollen Wir Euch nicht verhehlen; auch ist Euch Solches schon dadurch bekannt worden, daß Wir Euch, ohne die Unterschrift des Reverses zu verlangen, wieder in Euer Amt eingesetzet haben. Warum tretet Ihr nun dasselbe nicht an?“

Gerhardt antwortete: „Nach Dem, was meinem gnädigsten Herrn ich darzulegen mich erdreistet habe, muß ich um so viel desto herzlicher und inständiger in allem demüthigsten Gehorsam bitten, Ew. churfürstl. Durchlaucht wollen mir nicht verdenken, daß ich bei höchstgedachter mir erwiesenen, unverdienten Gnade die

ängstliche Sorge und Kümmerniß meines Gemüthes offenbare. Ich fürchte mich vor Gott, in dessen Anschauen ich hier auf Erden wandele und vor dessen Gerichte ich auch dermaleinst erscheinen muß, und kann nach Dem, wie mein Gewissen von Jugend auf gestanden und noch jetzt stehet, es nicht anders befinden, als daß ich, wenn ich auf die von Ew. churfürstl. Durchlaucht berührte Art und Weise wieder in mein Amt treten sollte, Gottes Zorn und schwere Strafe auf mich laden werde. Um nun solches großes, unaussprechliches Unheil zu vermeiden, wird mein durchlauchtigster Churfürst und Herr mir gnädigst gestatten, daß ich mich des bisher in Etwas wieder verrichteten Kirchendienstes enthalte und mit völliger Bestellung des Predigtamtes anstehe, bis ich nach Gottes Willen und Ew. churfürstl. Durchlaucht gnädigstem Zulassen mit besserm Gewissen, als jetzt geschehen kann, solches hohe, heilige und göttliche Amt, davon wir armen Leute dermaleins so schwere Rechenschaft geben sollen, antreten werde."

„Wir mögen es gern hören," sagte der Churfürst freundlich — „wenn ein Geistlicher bei Führung seines Amtes an die Rechenschaft denkt, die er vor Gott einst geben wird. Denn das erhält ihn treu und gehorsam, bewahrt vor Lauheit und Trägheit und fördert die Arbeit am Evangelio. Aber wisset Ihr nicht, daß auch die Fürsten einst schwere Rechenschaft vor Gott geben müssen? Ist euch Geistlichen die Arbeit an dem Seelenwohle der Menschheit anvertraut, so haben die Fürsten für das leibliche Wohl ihrer Unterthanen zu sorgen.

Wenn aber die Kirche mit ihren Satzungen den Saamen der Zwietracht ausſtreut, das friedliche Zuſammenleben der Menſchen verhindert, und Hinderniſſe und Störung in den täglichen Verkehr bringet und ſomit auf der andern Seite den Segen des Wortes, das ſie predigt, wieder hinwegnimmt, da tritt die Obrigkeit in ihre geheiligten Rechte und muß ſchützen und bewahren und Uebergriffe abwehren. Ihr fürchtet Euch vor Gott, ſagt Ihr, in deſſen Anſchaun Ihr hier auf Erden wandelt. Müſſen Wir dies nicht auch von Uns ſagen?"

„Gewiß, mein gnädigſter Herr," antwortete Gerhardt. „Und wenn ich auch viel zu gering bin, als daß Ew. churfürſtl. Durchlaucht auf mein armes Wort Etwas geben ſollten, ſo muß ich doch meine herzlichſte Freude über Hochdero eben ausgeſprochene Meinung ausdrücken. Aber, wenn anders mein huldreichſter Churfürſt und Herr mir noch weiter zu reden verſtattet, ſo wie die Sorge für der Seele Heil und Seligkeit der leiblichen, irdiſchen Sorge vorangeht, ſo iſt auch die Rechenſchaft eines Geiſtlichen vor Gott größer und umfaſſender, als die der Fürſten. Der Herr ſpricht durch ſeinen Propheten zu uns Geiſtlichen allen: Du Menſchenkind, ich habe dich zu einem Wächter geſetzet über das Haus Iſrael, wenn du Etwas aus meinem Munde höreſt, daß du ſie um meinetwegen warnen ſollſt. Wenn ich nun zu dem Gottloſen ſage: du Gottloſer mußt des Todes ſterben, und du ſagſt ihm Solches nicht, daß ſich der Gottloſe warnen laſſe vor ſeinem Weſen, ſo wird wohl der Gottloſe um ſeines gottloſen Weſens willen

sterben, aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern. Warnest du aber den Gottlosen vor seinem Wesen, daß er sich davon bekehre, und er sich nicht will von seinem Wesen bekehren, so wird er um seiner Sünde willen sterben; und du hast deine Seele gerettet. (Ezech. 33, v. 7—9) Nun ist aber Das, daß der Herr eines Menschen Blut von unserer Hand fordern will, ein gar schweres, gewaltiges Wort; denn es heißt so viel als zeitliches und ewiges Verderben des verlorenen Menschen. Ist es nun nicht wahrhaft mark- und beindurchschneidend, wenn einst der Herr zu Einem, der hier auf Erden zum geistlichen Wächter berufen war, sagte: Du bist Schuld, daß dieses Menschen Seele zeitlich und ewig verloren geht? Wie fröhlich dagegen konnte Paulus sein, daß er zu den Aeltesten der Gemeinde zu Miletus sagen konnte: „Ich zeuge euch an diesem Tage, daß ich rein bin von Aller Blut.“ Denn er wußte, daß er nicht müde geworden war, die Seelen für das Reich Gottes zu gewinnen, und daß er die Buße zu Gott und den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum öffentlich und überall und ohne Furcht vor Schmach, Schande und Gefahren gepredigt hatte. Nur allein auf dieses Zeugniß seines Gewissens konnte er ruhig und getrost von ihnen scheiden und ihnen zurufen: Seid wacker und denket daran, daß ich nicht abgelassen habe drei Jahre, Tag und Nacht einen Jeglichen mit Thränen zu vermahnen. Wir armen Geistlichen haben ohnedies viel Jammer und Herzeleid darüber, daß wir so wenig Frucht unserer Mühe sehen, und daß die Weis-

heit und die Luſt der Welt nicht aufhört, unſere Saat zu zerſtreuen. Wenn uns bei ſolcher trüben und traurigen Zeit nicht noch der Troſt übrig bliebe, daß wir mit Bitten und Ermahnen, mit Züchtigen und Strafen aus dem Worte Gottes nicht abgelaſſen haben, die Seelen zu Chriſto zu führen und bei Chriſto zu erhalten, wäre dann nicht ein Prediger des Evangelii der unglücklichſte Menſch auf Gottes Erdboden?"

Friedrich Wilhelm ſah den kühnen Mann ſcharf und ernſt an, aber auch nicht der leiſeſte Zug von Ungnade miſchte ſich in ſeine forſchenden Blicke. „Es hat," ſagte er dann, „noch Niemand mit Uns ſo geredet, wie Ihr; aber Wir freuen Uns Eurer Aufrichtigkeit. Sagt nun, was wollt Ihr eigentlich?"

„Durchlauchtigſter Churfürſt, gnädigſter Herr," antwortete Gerhardt im Tone edlen Freimuthes, — „Hochdero unverdiente Gnade hat mich ohne mein eigenes unterthänigſtes Anſuchen wieder in mein Amt eingeſetzet und mir die Unterſchrift des Reverſes gnädigſt erlaſſen. Ich könnte alſo meines Amtes wieder warten, wie vordem; aber ich fürchte mich vor Gott, Ew. churfürſtliche Durchlaucht auch nur im geringſten Worte zu täuſchen. Und das müßte ich, weil ich Hochdero gnädigſten Edicten mit meinem in Gottes Wort gefangenen Gewiſſen in keiner Weiſe nachzuleben vermag. Und ich bin nicht der Einzige. Hunderte meiner Amtsbrüder werden durch den gnädigſt befohlenen Revers auf das Tiefſte in ihrem Gewiſſen beunruhigt und ge-

ängstiget. Wenn auch Viele die Unterschrift geleistet haben, so haben sie es gethan, um auch den Schein eines Ungehorsams zu meiden, oder auch, wie mir wohl bekannt ist, aus Schwachheit ihres Glaubens und aus Furcht, ihr tägliches Brot zu verlieren. Aber der Wächter in ihrem Gewissen schläft nicht und die Pein und Qual solcher armen Leute ist herzbrechend. Und Solches wird währen, so lange die Subscription ihnen angesonnen wird. Ich wage deshalb in allem treuen, unterthänigsten Gehorsam die Bitte: „Ew. churfürstl. Durchlaucht gebe in höchster Gnade uns armen Geistlichen das freie Wort zurück. Die vergangene schwere Zeit wird sie Alle gelehrt haben, daß sie zuweilen um Gott mit Unverstand geeifert. Sie werden wohl Alle unsern lutherischen Glauben schützen und vertheidigen und als Irrthum darstellen, was aus dem Worte Gottes und unserer auf dieses Gotteswort gegründeten symbolischen Bücher und namentlich aus der Concordienformel als Irrthum sich ergibt; aber es wird von Keinem die brüderliche Liebe verletzt werden und werden Alle als Ew. churfürstl. Durchlaucht treueste Diener und Fürbitter bei Gott leben und sterben. Friede ist wohl gut, aber wo nur die äußere Gewalt ihn erzwingt und nicht das innerste Herz davon ergriffen ist, da trifft das Wort des Herrn ein: Beide, Propheten und Priester, lehren allesammt falschen Gottesdienst und trösten mein Volk in seinem Unglück, daß sie es gering achten sollen, und sagen: Friede, Friede! und ist doch nicht Friede! Auch, mein gnädigster Herr, liegt es sicherlich

in der ewigen Weisheit des himmlischen Regiments, daß aus treuen Kämpfen erst der wahre Friede gewonnen werde. Darum wage ich nochmals die unterthänigste Bitte im Namen aller meiner hartbedrängten Amtsbrüder, im Namen aller lutherischen Gemeinden: Ew. churfürstliche Durchlaucht gebe uns in Gnaden das freie Wort zurück und erlasse völlig und unbedingt allen Predigern die Unterschrift des Reverses."

Schon während dieser kühnen Rede hatte sich des Churfürsten Angesicht verfinstert; als Gerhardt nun schloß, stand der Fürst rasch auf und sagte: „Wir vergeben Euch in Gnaden Eure unziemliche Bitte um der Ehrlichkeit Eures Herzens willen; aber nun, da Ihr ausgesprochen habt, was Ihr in der Befangenheit Eures Gewissens von Uns erwartet, können Wir Euch nicht länger zuhören. Wenn Euer Gewissen Euch abhält, an dem Frieden in der Gemeinde mit zu arbeiten, so hält Uns das Unsrige ab, dem Streiten und Schelten länger zuzusehen. Was Ihr von Uns zu bitten Euch unterstanden, werden und können Wir niemals geben. Wir werden jeder Kirche und Gemeinde ihr Recht heilig halten und Unserm Schwure getreu ihren Gottesdienst schützen, aber Wir werden es nimmermehr dulden, daß im Hause des Herrn Scheltworte, Fluch und Verdammung getrieben werden, wo Friede und Segen herrschen soll. Gehet nun und haltet Rath mit Eurem Gewissen. Ihr wisset Unsere Meinung. Wir entlassen Euch nicht in Ungnade, obschon Wir wohl dazu Veranlassung hätten! Gehet und denket daran, daß Ihr für jeden Tag,

den Ihr Euch länger weigert, Eurer Gemeinde zu dienen, Gott verantwortlich seid.“

Und mit diesen Worten trat der Churfürst durch eine Seitenthüre ab; Gerhardt aber verließ mit trauernder Seele das churfürstliche Cabinet.

Cap. 11.

Der Abschied vom Amte.

> Unser Ruhm ist der, nämlich das Zeugniß unsers Gewissens, daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleischlicher Weisheit, sondern in der Gnade Gottes auf der Welt gewandelt haben, allermeist aber bei euch.
> 2 Cor. 1 v. 12.

Mehr, denn ein halbes Jahr war nach dem zuletzt erzählten Ereignisse verflossen, und es schien, als ob der Churfürst von der frühern Strenge seiner Forderungen nachlassen wolle. Unterm sechsten Juni desselben Jahres 1667 hatte er an das Consistorium ein Rescript erlassen, in welchem er „auf vielfältiges unterthänigstes Anhalten der getreuen Landstände der Chur- und Mark Brandenburg wegen Ausstellung der Priester-Reverse" erklärte, eine Mäßigung eintreten lassen zu wollen. Diese bestand darin, daß von solchen Predigern, die schon im Amte wären und etwa an einen andern Ort hinberufen würden, fernerhin kein Revers

mehr gefordert werden sollte. „Was aber, so fährt das Rescript fort, die Candidaten betrifft, so habt ihr von denselben vorher mit Fleiß zu erkundigen, an welchen Orten sie Theologie studiret und was für Ansichten dieselben haben. Und wenn ihr finden solltet, daß sie der wittenbergischen, oder auch andrer mit ihnen gleichgesinnten Theologen Ansichten hinsichtlich des Verdammens der Reformirten hätten und vermeinten, daß, vermöge derselben, sie sich des Lästerns, Verketzerns und Verdammens der Reformirten oder deren Lehre nicht enthalten könnten oder dürften, von denen habt ihr zwar keinen Revers zu fordern, ihnen aber auch die Ordination und Confirmation nicht zu ertheilen, sondern vorher Uns davon zu berichten und Unsere Resolution desfalls zu erwarten. Die andern Candidaten aber belangend, die sich anders erklären, und es mit den jetzt genannten nicht halten, von welchen ihr auch dergleichen Verdammen und Verlästern nicht erfahret, denen habt ihr in ihre Confirmationsurkunde beizufügen, daß sie sich allen Unsern Edicten, die wegen des Verketzerns, Verlästerns und Verdammens der Reformirten publicirt worden sind, durchaus gemäß und gehorsam bezeigen sollen, sonst aber habt ihr ebenmäßig von ihnen k e i n e n Revers zu begehren. Denn gleichwie sie Unsern Edicten zu gehorsamen schuldig auch darauf confirmirt worden sind, also wollen Wir die Uebertreter derselben, ob sie gleich keinen Revers deshalb ausgestellt haben, dennoch der Gebühr nach zu bestrafen wissen. Und habt ihr daher fleißig zu erkundigen und Acht zu geben, ob

der eine oder der andere Prediger im Lande vorhanden sei, der Unsern Edicten nicht gehorsamst nachlebe, welche ihr Uns dann allemal namhaft zu machen habt, damit alsdann ferner darauf verordnet werden könne.“

Demnach war eigentlich die Bitte Gerhardts erfüllt worden; freilich aber mit solcher Einschränkung, daß für solche gewissenhafte Prediger, wie unser Gerhardt, wenig oder nichts damit gewonnen war. Denn so lange die Edicte, welche allerdings der unbedingten Freiheit der lutherischen Predigt und Lehre hindernd entgegen traten, noch in voller Geltung standen, so lange konnte der dann fast gleichgiltige Erlaß der Reversunterschrift die Gewissen der lutherischen Geistlichen nicht beruhigen.

Das war auch die Ursache, daß Gerhardt sich noch nicht hatte entschließen können, sein Amt wieder anzutreten. An Aufforderungen und Bitten dazu hatte es nicht gefehlt. Die Bürgerschaft hatte mehrere Male durch besondere Abgeordnete ihn dazu zu bewegen gesucht; besonders hatte Meister Schumann, der Schuhmacher, und Meister Seyffard, der Schneider, und Meister Liebrecht, der Bäcker, nicht unterlassen, dem theuren Seelsorger die geistliche Noth der Gemeinde vorzustellen. Gerhardt's Seele wurde dadurch aufs Tiefste verwundet, aber die Stimme seines Gewissens sprach mit gleich großer und starker Gewalt dagegen; er konnte nicht, wollte er sich nicht an Gott und Menschen versündigen. Der edle Bürgermeister Tiefenbach hatte Alles angewandt, den gewissenhaften Mann in soweit eines Bessern zu belehren, als Gerhardt in

Gottes Namen im völlig gleichen Maße, wie vorher sein Amt wieder verwalten könnte, ohne Rücksicht darauf, ob es Edicte gäbe oder nicht; aber Gerhardt antwortete stets: „Nein, der Churfürst erwartet, daß ich den Edicten mich gemäß bezeugen werde; und da ich Solches nicht vermag, kann ich kein treuer Haushalter über Gottes Geheimnisse sein. Gebt mir freies Wort zurück; ich werde weder Verlästern noch Verketzern, — aber wo ich freies Wort nicht habe, kann ich nicht Prediger sein.“

Da nun diese mehr geheime und vertrauliche Zurede nichts vermochte, so hoffte der Rath noch Etwas von einer öffentlichen Ermahnung. Gerhardt wurde deshalb aufs Rathhaus gefordert und von allen Rathsverwandten dringend ersucht, sein Amt wieder anzutreten. Umsonst; der gewissenhafte Mann war durch nichts zu bewegen, auch nur eines Schrittes von dem Grunde und Boden zu weichen, auf welchem er durch seinen Eid gebunden stand. Der Rath setzte ihm immer neue Bedenkzeiten, weil er sich an den Gedanken nicht gewöhnen konnte, einen „so frommen, geistreichen und exemplarischen Mann, der niemals auch nur ein Kind erzürnet hatte,“ zu verlieren. Daher blieb ihm nicht allein seine Amtswohnung, sondern auch seine Besoldung völlig ungeschmälert, als wäre er noch im Amte thätig, so sehr sich auch Gerhardt namentlich gegen Letzteres sträubte. Denn der Vorwurf des alten Obertrabanten nagte an seiner Seele, und nur die Hoffnung, bei einer völlig versöhnlichen Nachgiebigkeit des Churfürsten mit

gutem Gewissen wieder in sein Amt eintreten zu können, erlaubte ihm, diese unverdienten Wohlthaten anzunehmen.

Als jedoch der Rath in keiner Weise zu seinem Zwecke kam, beauftragte er den neuen Propst zu St. Nicolai, M. Müller, um seinerseits noch zu versuchen, seinen Collegen zur Wiederannahme des Amtes zu bewegen und ihm es vorzustellen, ob er mit gutem Gewissen seine ihn liebende Gemeinde so ohne Noth verlassen könne. Der Propst jedoch verzögerte die Ausführung dieses Auftrags, indem er sich damit entschuldigte, daß ihm die Einrichtung seiner neuen Haushaltung noch nicht Zeit dazu gelassen habe.

So kam es denn, daß über ein halbes Jahr verging, ohne daß die alle Theile so drückende Ungewißheit entfernt wurde, bis der Churfürst selbst die Angelegenheit zum schnellen Ende brachte.

Noch in der Morgenstunde eines der ersten Tage im September trat der Bürgermeister Tieffenbach in Gerhardts Zimmer; tiefe Bekümmerniß lag auf seinen Mienen.

„Ich bin heute kein fröhlicher Bote," sagte er — „weder für Euch, noch für uns."

„Das Leid, was Ihr bringt, hochedler Herr," entgegnete Gerhardt ruhig — „wird doch nicht größer sein, als wir es ertragen können!"

„Nun ist," fuhr der Bürgermeister fort — „auch die letzte Hoffnung hin, Euch, ehrwürdiger Herr,

uns zu erhalten, wenn Anders Gott nicht Euer Herz und Sinn nach unser Aller Wünsche regieret hat.“

„Ihr kommt, mir meine Landesverweisung anzukündigen,“ rief Gerhardt schnell aus.

„Gott sei Dank, daß es so weit doch noch nicht gekommen ist,“ tröstete Tieffenbach — „und doch ist es in seinen Folgen für uns und die ganze Gemeinde nicht viel besser. Es ist gestern vom Churfürsten aus Potsdam eine Verfügung an den Rath ergangen, in welcher uns angezeigt wird, daß der Churfürst an Eurer Stelle einen gewissen Adami, bisher Prediger in Derenburg, gewählt hat mit dem ungnädigen Zusatze, daß der Rath wegen seiner Saumseligkeit und Vernachlässigung eines früheren Rescriptes in Eurer Angelegenheit für diesmal seines Patronatsrechts verlustig geworden wäre.“

„Das thut mir herzlich leid, um des hochedlen Rathes willen,“ sagte Gerhard traurig. „Das soll nun einmal die schwerste Last in meiner Trübsal sein, daß Andere für mich und um meinetwillen leiden sollen. Fürwahr des Herrn Hand ruht schwer auf mir. Wüßte ich nicht, daß seiner Weisheit Wege nicht unsere Wege sind, und lehrte mich nicht mein Glaube volle und unbedingte Unterwerfung unter seinen allmächtigen Willen, ich müßte dann schmerzlichst klagen, daß ich für so Viele Grund und Ursache des Aergernisses und der Anfechtung werde.“

„Darüber grämet Euch nicht,“ beruhigte der Bürgermeister — „denn das ist das Wenigste und Geringste

in dieſer traurigen Angelegenheit. Der Rath hoffet mit hinreichenden Gründen nicht allein ſeine ſcheinbare Nachläſſigkeit zu entſchuldigen, ſondern auch ſein Patronatsrecht zu behaupten. Denn ſo ſehr auch im churfürſtlichen Schreiben dieſer Adami wegen ſeiner vielen guten Gaben gerühmt wird, ſo wiſſen wir ſelber doch nichts davon, und haben denſelben auch von Niemandem rühmen und loben hören; und ſo wenig es der Rath zu verhindern vermag, wenn der Churfürſt aus landesherrlicher Machtvollkommenheit unſere lutheriſchen Prediger ihres Amtes entſetzt, ſo wenig iſt doch auch der Rath gemeint, ſich ſolche Prediger aufdringen zu laſſen, die weder des Rathes noch der Gemeinde Liebe und Zutrauen genießen. Alſo darüber grämet Euch nicht, ehrwürdiger Herr; das iſt des Rathes Sache und daß derſelbe in Eurer Angelegenheit, wie Ihr Euch ausdrücktet, mit zu leiden hat, kann ihm nur zur Ehre gereichen. Eine Obrigkeit, die ſich ihrer treuen und frommen Prediger annimmt, dieſelben mit allen Mitteln zu ſchützen ſucht, hat nur ihre Schuldigkeit als chriſtliche Obrigkeit gethan. Alſo nochmals, mein theurer Herr Gerhardt, darüber macht Euch keine Sorge; vielmehr wünſchte ich von Euch zu erfahren, was Ihr nun zu thun Willens ſeid?“

„Ich habe keine Wahl,“ antwortete Gerhardt ſchnell. „Ich ſehe aus dieſer Eurer Mittheilung, daß der Churfürſt in Betreff meiner wie der geſammten lutheriſchen Geiſtlichkeit nicht andern Sinnes geworden iſt. Wenn Hochderſelbe bereits meine Stelle wieder be-

ſetzt hat, ſo iſt daraus natürlich wieder abzunehmen, daß er dieſe meine Stelle als erledigt betrachtet und ich ſomit nun völlig meines Amtes entſetzt bin. Ich habe alſo keine Wahl. Ich danke dem hochedlen Rathe für ſeine große Liebe und Gunſt, mit welcher derſelbe mich bisher mit Nahrung und Obdach ſo unverdient erhalten hat; von heute an muß nun Beides aufhören. Noch heute werde ich dieſe meine bisherige Amtswohnung verlaſſen.“

„Und das ſagt Ihr ſo ruhig,“ ſprach Tieffenbach ſchmerzlichen Tones — „als handele es ſich um des geringſten Dinges! Ehrwürdiger Herr, was wir zu thun vermochten und zu thun müſſen vermeinten, um Euch zur Wiederannahme Eures Amtes zu bewegen, das haben wir gethan. Es kann alſo nicht mein Wille ſein, Euch aufs Neue dazu ſuchen zu bewegen; wo es ſich um das Gewiſſen handelt, erſcheint jedes unbillige Anſinnen als eine Sünde. Aber einmal erlaubt mir noch, Euch zu fragen: „Könnt Ihr es wirklich nicht vor Gott verantworten, wenn Ihr Euch Eurer verlaſſenen Gemeinde wieder annehmet? Iſt die äußere Noth wirklich ſo groß, daß Ihr um derſelben willen Euer Amt meiden müſſet?“

„Ja,“ antwortete Gerhardt veſt und ſetzte dann ernſt hinzu: „Ich weiß in dieſem Augenblicke noch nicht, wo ich nächſte Nacht mein Haupt zur Ruhe werde niederlegen können; ich habe nicht allein Weib und Kind, die von mir Nahrung, Kleidung und Obdach zu fordern haben, ſondern ich habe auch noch für eine Wittwe

und vier vaterlose Waisen, für die arme Schwester meiner Hausfrau und ihre Kinder zu sorgen. Ich weiß noch nicht, woher ich Brot und Obdach für so Viele hernehmen soll, aber das Alles kann mich auch nicht im Geringsten irre machen an Dem, was ich zu thun habe. Ich kann nach churfürstlichem Erwarten nicht ferner Prediger sein, ich muß also weichen und meinen Platz Dem lassen, der in seinem Gewissen nicht gehalten ist, wie ich.“

„Gott wende noch traurigere Dinge von uns gnädig ab, als wir bisher erfahren haben,“ rief der Bürgermeister nach einigem Stillschweigen und kummervoll vor sich hinblickend aus.

„Fürchtet darum nichts,“ entgegnete Gerhardt. „Was kann an mir armen geringen Manne gelegen sein! Kann nicht der himmlische Vater, wie unser Herr sagt, aus Steinen sich Kinder erwecken? Vertrauet dem himmlischen Hirten seiner Heerde; er weidet sie ja heute noch mit derselben treuen Liebe, mit welcher er für dieselbe am Kreuze gestorben ist. Was liegt an mir armen, alten Manne! Meine Kraft ist gebrochen, meine irdische Pilgerbahn sicherlich bald zu Ende. Da muß ein Jüngerer kommen, der mit kräftigerem Worte den guten Kampf des Glaubens kämpft; und den wird Er Euch senden. Der Herr schlägt nie Wunden, ohne daß er sie auch wieder heilet.“

„Ich weise Euren Trost nicht zurück,“ fuhr Tiefenbach fort — „aber für die nächste Zukunft vermag ich noch nichts zu hoffen. Wir haben den einzigen Schutz-

engel verloren, auf welchen wir eine beſſere Zeit für unſere lutheriſche Kirche gebaut hatten.“

„Wie meint Ihr das, lieber Herr?“ fragte Gerhardt.

„Ich rede von der ſeligen Churfürſtin Louiſe,“ antwortete der Bürgermeiſter. — „Bald ſind es drei Monde, daß ſie zum ewigen Frieden ging, aber ihren Frieden, den ſie hier hatte und den ſie ſo oft bedrängten Herzen gab, konnte ſie uns nicht laſſen. Ja, ehrwürdiger Herr, der Tod dieſer frommen, wahrhaft fürſtlichen Frau iſt ein Unglück für unſer ganzes Land. Sie war die Einzige, welche aus dem unerſchöpflichen Reichthume ihrer himmliſchen Milde und ihres chriſtgläubigen Herzens in die allzuſtrenge Gerechtigkeit unſers großen Churfürſten einen hellen Strahl chriſtlicher Liebe und Gnade lenken konnte. Wer ſoll uns nun am Throne vertreten, da ſie nicht mehr da iſt? Noch zwei Tage vor ihrem ſeligen Abſchiede, am ſechſten Juni, erließ der Churfürſt jenes Reſcript, wodurch er die früher angeordnete Reversausſtellung aufhebt. Ich lebe der vollen Ueberzeugung, daß dies das letzte Liebeswerk der frommen Churfürſtin geweſen iſt, und daß, wenn ſie länger gelebt hätte, der Churfürſt auch noch die unglückſeligen Edicte zurückgenommen haben würde. Aber jetzt, nachdem die erſte Trauer vorüber iſt, und der gerechte und wahrhafte Schmerz des Churfürſten von den andringenden Regierungsſorgen gemindert und hinweggenommen wird, jetzt tritt der ernſte, ſtrenge Geiſt wieder in ſeine Seele und Gott allein weiß nur, welche

ſchwere Zeiten unſerer bedrängten lutheriſchen Kirche noch aufbehalten ſind.“

„Ich theile Eure Klage über das allzufrühe ſelige Hinſcheiden unſerer churfürſtlichen Frau,“ ſagte Gerhardt. „Auch mir iſt ſie zu zweien Malen ein guter Engel geworden, der mein zagendes Herz aufgerichtet und meine Sache geführt hat. Wenn nun der Herr des Lebens und des Todes ſie abgerufen hat, ſo können wir wohl klagen und weinen, aber doch nicht troſtlos ſein. Ich lebe der frohen Zuverſicht, daß der Herr zuletzt Alles herrlich hinaus führen wird. Noch ſtehet auch meine Hoffnung auf den Herrn Oberpräſidenten, der bei aller ſeiner reformirten Strenge dennoch mir immer als ein gerechter und billiger Herr erſchienen iſt.“

„Hoffet da nicht zu viel,“ entgegnete der Bürgermeiſter. „Wir wiſſen Alle, daß in dieſer traurigen Kirchenſache der Herr Oberpräſident des Churfürſten erſter und einflußreichſter Rathgeber iſt. Sein Werk iſt ſicherlich auch dieſe Verfügung, welche uns an Eurer Statt einen unbekannten Mann zum Prediger aufdringen will; denn dieſelbe iſt von ihm unterzeichnet. Dabei iſt von ihm, hoffentlich unwiſſentlich und in falſcher Unterrichtung, die Vorſtellung des Predigers Adami auf eine unwahre Sache gegründet. Es heißt darin, derſelbe Adami habe unlängſt zu St. Nicolai eine Gaſtpredigt gethan und den Zuhörern gar ſehr gefallen. Dem iſt aber nicht ſo. Der Rath hat in Betreff Eurer Stelle, Herr Diaconus, nicht einen Einzigen zur Gaſtpredigt berufen, auch die Gemeinde ſelbſt hat weder dieſen Adami noch einen

Andern gewünscht, weil wir Alle immer noch der tröstlichen Zuversicht lebten, Ihr würdet Euer Amt wieder antreten. Dagegen hat mir so eben der Propst mitgetheilt, daß dieser Adami ihn so lange mit den inständigsten Bitten obgelegen, bis er ihn am vergangenen Sonntage eine Leichenpredigt habe thun lassen. Es ist aber dem Rathe in keinerlei Weise darüber ein Lob oder sonst ein Wunsch zu Ohren gekommen. Daraus möget Ihr aber schließen, daß unsere Widersacher nicht müde werden, gegen uns zu kämpfen und daß ich vielleicht kein Unrecht begehe, wenn ich diese falsche Mittheilung als vom Herrn Hofprediger Stosch ausgegangen annehme. Wie Dem auch sei, — ich fürchte wohl mit Recht, daß das Ende unserer schweren Prüfungen noch nicht gekommen ist.“

Bei diesen Worten trat Meister Jung ins Zimmer, Unruhe und Bangigkeit in seinem ganzen Wesen. „Es läßt mir nicht länger Ruhe,“ sagte er — „ich muß wissen, ob das Gerücht wahr ist, das durch die Stadt läuft. Nehmt es einem alten Manne nicht übel, edle Herren, wenn er so geradezu sich Aufklärung zu verschaffen sucht. In der Stadt heißt es, der derenburger Pfarrer Adami, der am letzten Sonntage eine Leichenpredigt gehalten hat, wobei die Lebenden vor Aergerniß und Langeweile sich auch bald zu den Todten in den Sarg gelegt hätten, — der solle an unsers Gerhardts Stelle treten. Und das geschehe Alles aus besonderer Liebe und Gnade des Churfürsten, der eben einen solchen Prediger mit allem Fleiße uns ausgesucht habe, damit das wenige Restlein

Leben, was etwa nach dieſer langen Trauerzeit in unſerer lutheriſchen Gemeinde ſich noch findet, ſo nach und nach zu Tode gepredigt würde. Nehmt mir's nicht übel, liebe Herren und Freunde, aber ich bin ſo ſpaßhaft geſtimmt, daß ich entweder bitterlich weinen oder auch, was noch räthlicher iſt, die St. Nicolaikirche mit zumauern helfen könnte. Denn ich komme nun doch nicht mehr hinein.“

„Wir haben allerdings, lieber Vetter,“ ſprach Tieffenbach, —„nicht Urſache zu frohlocken; indeß was die Todtenpredigt des Derenburgers betrifft, ſo könnt Ihr ruhig ſein. Der Rath iſt entſchloſſen, mit aller Entſchiedenheit dagegen zu proteſtiren, beſonders, — da es uns nicht allzuſchwer werden dürfte, einige Verſtöße gegen die 10 Gebote in dem Leben dieſes Mannes nachzuweiſen. Das Beßte wäre freilich, es gelänge Euch, lieber Vetter, unſern theuren Herrn Gerhardt noch zur endlichen Wiederannahme ſeines Amtes zu bewegen; da wäre uns am Schnellſten geholfen.“

Meiſter Jung ſchüttelte traurig den Kopf und ſagte: „Nein! Gott weiß es, wie armſelig ich mich bisher mit Gottes Worte habe behelfen müſſen und wie ich förmlich krank bin vor Sehnſucht und Verlangen nach einem freien lutheriſchen Worte von der Kanzel herab, und wie ich vor Herzensfreude nicht wiſſen würde, was ich thun ſollte, wenn Herr Gerhardt wieder zu St. Nicolai predigte, — aber unter ſolchen Umſtänden, und ſo lange die Edicte noch gelten, kann kein rechter lutheriſcher Pfarrer mit gutem Gewiſſen die Kanzel hinauf-

steigen. Was wollt Ihr aber nun thun, lieber Herr Gevatter?" wendete sich Jung zu Gerhardt. — „Wollt Ihr noch länger in diesem Hause bleiben?"

„Nein," antwortete Gerhardt schnell — „die Zeit ist wirklich da, wo ich mit gutem Gewissen in diesem Hause nicht mehr bleiben kann. Auch erkläre ich hiermit, daß ich weder von Seiten des hochedlen Raths noch von Seiten lutherischer Bürgerschaft irgend eine Unterstützung mehr annehmen kann. Der Arbeiter nur ist seines Lohnes werth."

Meister Jung sah mit großen Augen auf seinen alten Freund und sagte: „Herr Gevatter, darein hat die Bürgerschaft ein Wörtlein zu reden, so wie auch der hochedle Rath. Sagt mir doch," setzte er schmerzlich lächelnd hinzu," seid Ihr vielleicht ganz im Stillen zu so großen Reichthümern gelangt, daß Ihr sechs bis sieben hungrige Menschen nähren und kleiden könnt!"

„Ihr scherzet," entgegnete Gerhardt. „Mir aber ist es wohlbedachter Ernst. Es ist wahr, ich bin zu alt und auch wohl zu ungeschickt, mich und die Meinen durch meiner Hände Arbeit zu ernähren; aber Gott sei Dank, daß meine geistige Kraft noch nicht gebrochen ist. Habe ich bis in mein fünf und vierzigstes Lebensjahr durch Schulunterricht mein Brot verdient, so kann ich auch in meinem ein und sechzigsten Lebensjahre wieder damit anfangen. Wenn meine liebe Gemeinde erfährt, daß ich noch ein Schulmeister werden will, so wird sie mir wohl gern ihre Kinder anvertrauen. Verbietet mir es der Churfürst, ein Prediger für die Erwach-

senen zu sein, so wird er doch wohl nichts dagegen haben, wenn ich den Kindern das Evangelium verkündigen will.“

„Und wisset Ihr, was ich dann thue?“ fragte Jung eifrig. „Dann gehe ich von Haus zu Haus und sage, daß Ihr ein alter Mann seid, der es verlernt hat, den Kindern Milch zu geben, wie der Apostel sagt, daß Ihr überhaupt ein schlechter Zuchtmeister seid, über welchen die lieben Kindlein bald ein unumschränktes Regiment ausüben würden, und daß, falls Jemand seine Kinder wolle verziehen lassen, er sie nur zu Euch in die Schule schicken solle. Ich werde sagen, daß Ihr anfanget eine zitterige Hand zu schreiben und somit schlechte Vorschriften machet; ja ich werde sagen, daß Ihr sogar die heilige Schrift nicht mehr richtig erklären könnt, weil Ihr das Wort im Psalm: Ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie gesehen, den Gerechten verlassen, oder seinen Saamen nach Brot gehen,“ durch Euer eigenes Beispiel falsch erklärt und zu Schanden macht. Ja, lieber Herr Gevatter, das werde ich thun, und daß ich einiges Vertrauen unter meinen Mitbürgern genieße, das wisset Ihr. Wenn Ihr also nun Eure Schule herrichtet und schauet auf die leeren Bänke, und statt der lustigen Kinderlein tritt Meister Liebrecht ins Zimmer und verlangt die zehn rückständigen Gulden für Brot, und Meister Starke die andern zehn Gulden für Fleisch, und Euer Hauswirth die zwanzig Gulden schuldigen Miethzinses und setzet in aller Freundlichkeit noch hinzu, daß Ihr mor-

genden Tages weiter wandern möget, falls Ihr nicht den letzten Heller bezahlet — was thut Ihr dann?“

Als Gerhardt verwundert auf den Meiſter blickte und in ſeiner Verlegenheit keine Antwort fand, fuhr Jung fort: „Nehmt mir, lieber, ehrwürdiger Herr, meinen dummen Scherz nicht übel! Aber Ihr mögt mir's glauben, wenn Ihr Euch weigern wolltet, die Gaben dankbarer Liebe Eurer Gemeinde anzunehmen, — Gott iſt mein Zeuge, ich würde nie wieder Euer Haus betreten. Geht nur einmal mit mir durch die Stadt und höret die Leute reden, wie ſie Euch lieben, wie ihre ganze Seele an Euch hängt, wie ſie mit wahrer Himmelsluſt die freiwilligen Steuern zuſammentragen, — und Ihr müßtet ein Herz von Stein haben, könntet Ihr ſolches Glaubens- und Liebeswerk zurückweiſen. Nein, mein theurer Herr Gevatter, das fehlte noch in unſerer Seelennoth, daß Ihr uns noch dieſe letzte Freude zu Schanden machtet.“

„Aber bin ich denn nicht meines Amtes entſetzt?“ fragte Gerhardt. „Iſt nicht mein Nachfolger ſchon ernannt, der doch auch von ſeiner Gemeinde leben muß? Und wenn es auch Herr Adami nicht ſein ſollte, ſo doch ein Anderer!“

„Dafür laſſet uns ſorgen,“ antwortete Meiſter Jung. „Es iſt wahr, Ihr ſeid abgeſetzt, die leibliche ſichtbare Verbindung zwiſchen Euch und der Gemeinde iſt durch die Edicte aufgelöſet, aber kein Edict auf Erden, kein Kaiſer und Herr kann das geiſtige Band löſen, das Euch an uns knüpft, und welches Gott

ſelber um uns und Euch geſchlungen hält. Ja, mein ehrwürdiger Freund, die Liebe iſt ein göttliches Band, ein Band der Vollkommenheit, wie es die Schrift nennt. So wie aber der Glaube ohne Werke todt iſt, ſo iſt die Liebe ohne Werke ein armſeliges Schattenſpiel.“

Gerhardt blickte ſchmerzlich lächelnd vor ſich hin und ſagte dann: „Wiſſet Ihr auch, lieben Freunde, daß der Hofprediger Stoſch mich einen bezahlten Widerſacher des churfürſtlichen Friedenswerkes genannt hat?“

„Alſo,“ fiel Meiſter Jung ein — „um dieſes Stoſch willen wollt Ihr unſere dankbare Liebe zurückweiſen? Seitdem dieſer Stoſch die Briefe des armen Propſtes Fromm hat drucken laſſen und auf dem Titel ſo recht zum Hohne nicht allein die gnädige Verordnung Sr. churfürſtl. Durchlaucht dazu anführet, ſondern auch erwähnet, daß die Abſchrift der genannten Briefe von drei Notaren, welche der lutheriſchen Religion zugethan, durchgeſehn und verglichen worden iſt, ſeitdem wiſſen wir nun ganz deutlich, was wir von dieſem Manne zu erwarten haben. Ihr könnt mir's glauben, dieſer Stoſch ſitzt wie eine giftige Kreuzſpinne hinter ſeinem Gewebe und ſiehet eifrig zu, ob ſich etwa eine lutheriſche Seele darin fangen und verderben laſſe. Hatte nicht dieſer Stoſch, bevor noch der unglückliche Fromm angeklagt war, dieſen mehrmals und auf Prieſtertreue und Glauben verſichert, er habe deſſen Briefe zur Hälfte ſchon vernichtet, und die Vernichtung der andern Hälfte ſei auch ſchon beſchloſſen? Als aber Fromm in Ungnade gefallen war und um ſeines Leibes

und Lebens Sicherheit willen wie ein flüchtiger Verbrecher unsere Stadt verlassen mußte, siehe, — da waren wie durch einen Zauberspruch sämmtliche Briefe aus der Asche wieder hervorgekommen. Nun sitzt der liebe Mann hinter seinem Netze und freut sich seiner Rache! Pfui, sage ich, pfui, und wenn es der Churfürst hörte, und ich zeitlebens im grünen Hute*) herbergen sollte. Nein, mein theurer Freund, die giftige Rede eines Stosch kann weder Euch noch uns von einem Werke abhalten, wozu die Liebe den Grund- und Eckstein gelegt hat.

„Meister Jung hat Recht," sagte der Bürgermeister zu Gerhardt gewendet — „obschon sein Eifer etwas stürmisch ist. Ich kann Euch, lieber Freund, die Versicherung geben, daß der Rath sich in keiner Weise wird lassen irre machen, Euch Euren Gehalt auch ferner auszuzahlen. Und das sogar auf Grund Rechtens. Der Rath der Residenz Berlin hat Euch zum Diaconus hierher berufen, und nicht der Churfürst. Wäret Ihr wegen saumseliger Verwaltung Eures Amtes oder gar wegen unchristlichen Lebenswandels Eures Amtes entlassen, so fiele auch die Verpflichtung hinweg, Euch Euer tägliches Brot zu verabreichen. Aber Dem ist, Gott sei

*) So heißt oder hieß der noch jetzt in Berlin vorhandene runde Thurm an der Spree zwischen der alten Capelle und dem Gebäude mit den eckigen Erkern, welcher damals zum Gefängnisse diente, wegen seines kupfernen, grün angestrichenen Daches. Siehe Nicolai Beschreibung von Berlin. Bd. I. S. 82.

Dank, nicht so. Ihr seid, trotz der Ungnade unsers Churfürsten, noch unser berufener und verordneter Prediger; wir würden treulos an Euch handeln, wollten wir Euch den Zorn des Landesherrn, den Ihr durch getreue Amtsführung und durch Euren redlichen Eifer für das Kleinod unsers lutherischen Glaubens auf Euch geladen habt, durch Hunger und Elend entgelten lassen. Der Rath hat Euch nicht Eures Amtes entsetzt, also bleibt er auch verpflichtet, Euch Euer Brot zu geben. Also darüber beruhigt Euch und nehmt diese allgemeine Liebe, den wahren Herzensdrang Eurer Gemeinde, Euch nach Kräften wohlzuthun und das Bittere Eures Schicksals nach Kräften zu mildern und hinwegzunehmen, als göttliche Regierung in unsern Seelen an. Auch seid Ihr keineswegs gehalten, Eure Amtswohnung zu verlassen, so lange wenigstens Euer Amtsnachfolger noch nicht antritt. Und das mag auch noch eine Zeit lang dauern.“

„Erlaubt mir, mein hochedler Herr Vetter,“ entgegnete Meister Jung — „daß ich hier Eurer Ansicht nicht bin. Es mag auf dem Wege Rechtens gelten, daß Herr Gerhardt bis zum wirklichen Antritte seines Nachfolgers im Amtshause verbleibt, aber auf dem Wege christlicher Gerechtigkeit geht solches nicht. Daß wir unsern lieben, ausgetriebenen Seelsorger freiwillige Steuern bringen, kann uns der Churfürst nicht verbieten; wohl aber kann er sagen, daß das geistliche Amtshaus von seinem jetzigen Bewohner verlassen werden muß, weil er seines Amtes nicht wartet. Und wenn

das auch der Churfürst nicht befähle, so halte ich doch dafür, daß Herr Gerhardt es freiwillig thun müsse. Unsere Gemeinde ist, wie überall, verschiedenen Herzens und Sinnes; wenn auch die große Mehrheit der Bürger desselben Sinnes ist, wie unser hochedle Rath und ich, so giebt es doch einzelne niedrige, feile Seelen, welche, obgleich sie lutherisch sind, dennoch aus Liebedienerei und gemeinem Eigennutz mit in das Verdammungsurtheil gegen unsern Gerhard einstimmen. Und wenn auch nur Einer von diesen hier unten vorbeiginge und dächte in seinem Herzen: da oben wohnt der abgesetzte Diaconus — — nein, Herr Gevatter, das Blut steigt mir zu Kopfe, wenn ich daran denke. Ihr müsset fort von hier, und heute gleich. So löblich und selig es ist, Liebesgaben zu geben und zu nehmen, so herzfressend ist es, Wohlthaten von finstern, hämischen, niedrigen Seelen anzunehmen."

„Ihr geht zu weit, lieber Vetter," sagte der Bürgermeister kopfschüttelnd.

„Wollte Gott, Ihr hättet Recht," entgegnete Meister Jung. „Das Volk ist aus gar verschiedenen Elementen zusammen gesetzt, so daß es mir gar nicht unglaublich erscheint, daß selbst die Todtenpredigt des derenburger Pfarrers ihre Liebhaber gefunden hat. Volksgunst ist wandelbarer, als das Mondlicht, flüchtig, wie der Schatten einer Wolke. Wer darunter Schutz sucht, kommt vor lauter Suchen nimmer zur Ruhe. Dasselbe Volk welches einst den Herrn zum Könige über Israel ausrief, und ihm Palmen streute und wenige

Tage darauf über ihn ausrief: Kreuzige ihn! — daſſelbe Volk iſt heute noch nicht ausgeſtorben. Habe ich doch ſelbſt müſſen hören, wie Einige Eure Weigerung, Herr Gevatter, wieder ins Amt zu treten, als eine Bequemlichkeit gedeutet haben; — Leute allerdings, die ihr Gewiſſen nach der Elle meſſen und nach dem Guldenfuße abwiegen. Darum ſage ich, Ihr müſſet fort aus dieſem Hauſe, und das heute noch.“

„Das iſt auch mein veſter Entſchluß,“ verſicherte Gerhardt — „ob ich gleich noch nicht weiß, wohin!“

„Nun, das weiß ich,“ ſagte Jung triumphirend. „Ich kenne ein Haus, das noch Raum genug hat für Euch und Eure Familie. Ein einzelner Mann wohnt darin, ein armer Wittwer, dem noch obendrein das einzige Kind, das er hatte, entlaufen iſt und ſich an einen Kirchen-Muſicanten gehängt hat. Dieſerſelbe Wittwer iſt zwar nicht ganz ſo arm an leiblichem Gute, als er an ſeiner Seele iſt; daher er auch ſchon ſeit längerer Zeit etwas Weniges daran gewendet hat, die Zimmer zum Empfange ſo lieber Gäſte ſo ſauber und zierlich als möglich herzurichten. Und was den Miethzins betrifft, ſo wird er ſich billig finden laſſen und ſich mit der Penſion begnügen, welche der Churfürſt unſern Herrn Paul Gerhardt wird auszahlen laſſen.“ —

„Nun merke ich's erſt,“ fiel hier Tieffenbach dem Meiſter lächelnd ins Wort — „daß Ihr nur aus lauter Eigennutz dem Herrn Gerhardt anrathet, ſeine Amtswohnung zu verlaſſen.“

„Eigennutz?“ wiederholte Jung. „Nun ja, es mag darum sein. Ihr mögt es auch Neid und Mißgunst nennen; denn dieserselbe Wittwer würde sich zu Tode grämen, wenn Herr Gerhardt anderswo wohnen wollte, als in seinem Hause. Also gebt mir Eure Hand darauf, lieber Herr Gevatter, nicht wahr, Ihr verschmähet das Haus des armen verlassenen Wittwers nicht?“

„Ich verdiene solche Güte, solche Opfer nicht,“ antwortete Gerhardt gerührt. „Indeß mögt Ihr darüber mit meiner lieben Hausfrau reden. Ich bin in derlei Dingen so unerfahren, daß ich mir nicht zu rathen weiß.“

„Nun ist's das,“ rief Meister Jung fröhlich aus — „so habe ich gewonnen. Denn ich muß es Euch nur gestehen, daß ich vorher im Zimmer Eurer Hausfrau war, ihr die Sache vorstellte und von ihr an Euch gewiesen wurde. Das soll ein Freudentag für mich werden! Und nun erlaubt, daß ich mich verabschiede, um schnell noch einiges Nöthige zu besorgen. Gott sei mit Euch!“

Und somit eilte Meister Jung, ohne weitere Rede und Antwort abzuwarten, aus dem Zimmer.

„Eine treue, ehrliche Seele,“ sagte Tieffenbach. „Was müßte aus unserer guten Stadt Berlin werden, wenn alle Bürger so dächten und handelten, wie Meister Jung! Doch nun erlaubt auch mir, daß ich mich verabschiede. Der Rath wird den Churfürsten in aller Unterthänigkeit noch um einige Wochen

Bedenkzeit bitten, die auch Ihr, ehrwürdiger Herr, noch als solche annehmen möget. Vielleicht, daß doch Gott in seiner Weisheit Euch noch einen Ausweg zeiget, auf welchen Ihr die Bitte Eurer Gemeinde mit gutem Gewissen noch erfüllen könnet.“

Und somit nahm auch der Bürgermeister seinen Abschied und ließ den armen Gerhard von tausend widerstreitenden Gefühlen gequält in seinem Zimmer zurück.

Der Rath that auch, was Tiefenbach darüber geäußert hatte. Er wies in einem offenen, mit edlem Freimuthe abgefaßten Berichte an den Churfürsten den Vorwurf der Nachlässigkeit zurück, sprach seine Bestürzung darüber aus, daß ihm ein unbekannter Mann zum Diaconus an Gerhardts Stelle vorgestellt worden sei und erzählte, auf welche verschiedene Art und Weise er Herrn Gerhardt zur Wiederannahme seines Amtes habe zu bewegen gesucht. Das in jeder Hinsicht merkwürdige Schreiben schloß mit den Worten: „Bitten derowegen unterthänigst, Ew. churfürstl. Durchlaucht wollen hierüber uns nicht ungnädig erscheinen, sondern vielmehr aus gedachten Ursachen uns entschuldigt halten und uns wider unsern Willen Keinen zum Diaconus vorstellen, sondern dann aber vier Wochen vergönnen lassen, daß wenn ja Herr Gerhardt durch den Propst nicht noch zu bewegen ist, wir nunmehr der Gemeinde Einen präsen-

tiren und zur Probepredigt anstellen mögen; da wir denn schon unlängst zwei solche gute Leute bei uns in Vorschlag haben bringen wollen. Wir getröſten uns gnädigster Erhörung und verbleiben lebenslang Ewr. churf. Durchl. unterthänigſt gehorſamſte Bürgermeiſter und Rathmannen der churf. brandenb. Reſidenz Berlin.“

Leider eine falſche Getröſtung. Schon am folgenden Tage kam vom Churfürſten die ablehnende Antwort zurück; doch hatte der Rath wenigſtens ſo viel gewonnen, daß der Churfürſt es zufrieden war, daß noch einige andere Geiſtliche zur Wahl geſtellt würden und ließ es ſich, was ſpäter geſchah, ſogar gefallen, daß nicht der von ihm vorgeſchlagene derenburger Adami, ſondern der Prediger Wolf aus Lebus an Gerhardts Stelle berufen wurde.

So war denn aber für Gerhardt die letzte Hoffnung dahin und er hatte nun wirklich aufgehört, Diaconus zu St. Nicolai zu ſein.

Am ſelben Tage, wo die abſchlägliche Antwort des Churfürſten einging und ſogleich auch wie ein Lauffeuer in der Stadt bekannt wurde, erſchien Meiſter Jung im Diaconathauſe mit ſeinen Geſellen und Lehrlingen. Und bald darauf wanderten die wenigen Geräthſchaften, welche Gerhardts Eigenthum ausmachten, in das jung'ſche Haus in der Brüderſtraße.

Eine große Anzahl Menſchen hatte ſich verſammelt. Als nun zuletzt Paul Gerhardt erſchien, am rechten Arm ſeine kranke Frau, die nur mühſam ſich fortbewegte und von der jungen Frau Ebeling noch geſtützt wurde, an

der linken Hand den kleinen Fritz, und hinter diesem die arme Wittwe Fromm mit ihren vier Kindern, da gab es nur Weinen und Klagen unter der Menge.

„Euren Ausgang segne Gott,“ riefen mehrere Stimmen.

Meister Jung aber rief laut und fröhlich dazwischen: „Euren Eingang gleichermaßen!“

Cap. 12.

Die Erlöſung.

> Der Herr wird mich erlöſen von allem Uebel und mir aushelfen zu ſeinem himmliſchen Reiche. Welchem ſei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.
>
> 2 Timoth. 4, v. 18.

Freitags abends, am 28. Februar des Jahres 1668 ſaß Gerhardt mit Weib und Kind und der Wittwe Fromm mit ihren Kindern zuſammen in herzlicher Eintracht, wie eine Familie. Gerhardt hatte eben die Erklärung einer Bibelſtelle geendigt, wie er im Kreiſe der Seinen zur Vorbereitung auf das gemeinſchaftliche Abendgebet zu thun pflegte, als ſeine Gattin plötzlich unruhig ward und ihr Tuch vor den Mund hielt.

„Um Gotteswillen, was iſt Dir?“ rief Gerhardt erſchreckt aus.

„Nichts, lieber Herr,“ antwortete ſie lächelnd. „Es lief mir nur wie ein fühlbarer Schatten über die Bruſt, ſo daß ich erſchrak; aber jetzt iſt's wieder vorüber.“

Als sie aber dann in das Tuch blickte, erschrak sie auf's Neue. Sie sah, daß sie Blut ausgeworfen hatte.

„Mein armes Weib," rief der Gatte aus — „Du bist krank. Eilt schnell, rufet den Arzt herbei!"

„O nicht doch," bat Maria lächelnd. — „Ich versichere Euch, lieber Herr, mir ist ganz wohl; ja so wohl und leicht, wie lange nicht. Nein, meine liebe Sabine," sagte sie dann noch zu ihrer Schwester gewendet, — „bleibe nur hier! Was soll mir der Arzt, wenn es mir so wohl geht? Aengstiget Euch nicht um meinetwillen!"

Als sie nun auch wirklich heiter und wohl blieb und mit aller Freundlichkeit zum Reden ermunterte, wurde Gerhardt wieder ruhig und hielt die Abendandacht mit dankbarem, frohen Gemüthe, und Alle begaben sich mit kindlicher Zuversicht auf des himmlischen Wächters Schutz zur Ruhe.

Und die Nacht verging ohne Unfall; Frau Gerhardt stand am Morgen zur gewöhnlichen Stunde wieder auf, und besorgte wie immer ihr Hauswesen; aber nach des Herrn Willen zum letzten Male. Ihre Kräfte schwanden immer mehr, und als sie des Nachmittags ein wenig der Ruhe pflegen wollte, kehrte der Anfall von gestern in verstärktem Maße zurück. Das Blut floß unstillbar aus ihrem Munde; da galt es schnelle Hilfe. Und bald trat der herbeigerufene Hausarzt Dr. Weise in Begleitung des Dr. Sennertus ins Zimmer, welchen beiden Männern es endlich gelang, das Blut zu stillen.

„Wollt Ihr Euch nicht zu Bette legen?" fragte der Arzt bittend.

„Ach ja,“ erwiderte die arme Frau — „bin ich doch so matt, daß ich vergehen möchte.“ Und als sie nun in ihrem Bette dalag, todtenbleich die mageren, eingefallenen Wangen, den brechenden Blick in den müden Augen, da dachte ein Jedes in seinem Herzen: Sie stirbt!

Aber der Herr des Lebens und des Todes hatte ihre letzte Stunde noch nicht so nahe gesetzt. Bald darauf überflog eine hohe Röthe die bleichen Wangen der Kranken und die Brust hob sich schnell; aber nach kaum einer Stunde verwelkten diese Fieberrosen wieder und ließen eine noch größere Todesblässe zurück. Und so währte dieser Zustand fünf ganzer Tage; die fliegende Fieberglut kam und ging wie ein raubsüchtiger Feind, der bei seinem Weggange jederzeit von dem schwachen Restlein Kraft immer noch ein wenig mit fortnahm, bis der Tod den müden Leib zur Ruhe bettete.

In der frühesten Morgenstunde, Donnerstags den fünften März, nachdem sich Gerhardt kurz vorher, von den vielen Nachtwachen ermüdet, ein wenig zur Ruhe begeben hatte, klopfte es an seine Thüre. „Ach kommt, lieber Herr Schwager,“ rief eine Stimme — „kommt, so schnell Ihr könnet, meine Schwester ist im Verscheiden.“

Und bald darauf trat Gerhardt in das Zimmer seines kranken Weibes. Welch ein Anblick! Wie eine vertrocknete, vom Sturme zerknickte Lilie lag Maria da. Frau Sabine weinte laut und ihre Kinder mit ihr. Dorothea dagegen lag vor der Kranken auf ihren Knieen,

hatte deren Hände umschlungen und betete laut. Da trat Gerhardt näher heran, und als er sah, daß sie ihr Auge auf ihn richtete, sprach er: „Maria, mein liebes, treues Weib, kennst Du mich?“

Da lächelte sie freundlich, reichte ihm ihre Hand und sprach: „Mein lieber, guter Herr!“

„Wie ist Dir, Maria?“ fragte der Gatte, indem er seine Hand auf ihre kalte Stirn legte.

„O mir ist so unaussprechlich wohl, wie noch niemals,“ antwortete sie mit heiterer Miene. „Nun merke ich's erst, daß ich bald wieder werde gesund werden.“

„Ja, ja,“ setzte Gerhardt hinzu — „Du denkst an das Wort der Schrift: Herr, mein Gott, da ich schrie zu Dir, machtest Du mich gesund! (Psalm 30, v. 3.) Aber bist Du auch gesund im Glauben, in der Liebe, in der Geduld?“

Als die Kranke fragend auf ihren Gatten blickte, fuhr er fort: „Ich meine gesund im Glauben, daß Deine ganze Seele frohlocket in dem Bekenntnisse: Christus ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn! Gesund in der Liebe, daß Du Deinen Heiland desto inniger liebst, desto sehnlicher nach ihm verlangst, je mehr Dein irdischer Mensch verfällt, — und gesund in der Geduld, daß Du still bist in Deinem Herzen und wie eine getreue Magd auf die Hilfe des Herrn hoffest?“

„Ach, ja wohl,“ sagte sie im herzlichsten Tone. „Bin ich doch allezeit Eure treue Schülerin gewesen, mein lieber Herr, und war es immer meine Freude, die

Bahn zu wandeln, die Ihr mir gezeigt habt und mir voran gegangen seid.“

„O sieh nicht auf mich armen, armen, sündigen Menschen,“ entgegnete Gerhardt. „Was hätte ich Dir geben können, hätte es mir nicht zuvor mein Heiland gegeben! Haben wir ja doch nur Einen, dem wir nachfolgen sollen.“

„Ja gewiß,“ sprach die Kranke und setzte dann fast trauernd hinzu: „Aber wollt Ihr mir die Freude nehmen, die ich an Euch hatte seit jenem ersten Augenblicke, wo Ihr in meines seligen Vaters Haus eintratet und mein theurer, lieber Lehrer wurdet? Wollt Ihr mir die Freude verkümmern, mit welcher meine Seele Euch danket, daß Ihr mir den Weg zu Christo geöffnet habt? Soll ich meine liebe Schwester Sabine noch zum Zeugnisse aufrufen, wie oft wir in unserm Kämmerlein für Euch gebetet haben, wenn irgend eine Leibesschwachheit Euch überfallen hatte? Ja, lieber Herr, meine ganze Seele danket Euch! Was wäre ich ohne Euch! Welche Wege wäre ich gegangen, wenn der himmlische Vater Euch nicht mir zum Freund und Führer gegeben hätte! Nein, mein Gerhardt, störet mir diese Freude nicht!“,

„Und doch, doch kann ich diese Ehre nicht nehmen,“ entgegnete Gerhardt in ernster Trauer. — „Warst Du nicht vielmehr der tröstende Engel, den mir der Herr für meinen dornenvollen Lebenspfad gegeben hat? Hat Deine Demuth, Dein kindliches Vertrauen nicht mir zur Zeit großer Noth und Anfechtung Muth und Freudigkeit gebracht? Habe ich nicht von Dir gelernt, wie

man sich auch in sein schwerstes Kreuz wohl schicken müsse? Hat nicht so oft ein Wort der Schrift aus Deinem Munde mir so wunderbar Licht und Kraft und Frieden gegeben? Bist Du nicht die treue Mutter meiner Kinder, die früh und spät ihre Ruhe, ihre Freude, ihre Gesundheit geopfert um der Kindlein willen? War nicht Dein Herz mein erster und letzter Zufluchtsort auf Erden, wo ich für alle meine Leiden und Trübsale Ruhe fand? Ja, mein gutes, treues, frommes Weib, nimm für das Alles den Dank meines Herzens und laß uns Beide dem himmlischen Vater danken, daß er uns zusammengeführt hat, damit wir Eins das Andere fördern sollten in allen Leibes- und Seelennöthen. Denn wir sind es doch nicht, sondern der Herr allein, der große Dinge an uns, in uns und durch uns gethan hat."

„Ihm sei Ehre in Ewigkeit," setzte die Kranke betend hinzu.

Jetzt brach durch das Morgengrauen ein heller, goldener Schein in das Zimmer; der Morgenröthe zauberhaftes Licht fiel gerade auf der Kranken Angesicht und legte himmlische Rosen auf die weißen, kalten Wangen. Als Maria diesen himmlischen Morgengruß gewahrte, rief sie plötzlich und mit heller, freudiger Stimme aus:

Die goldene Sonne
Voll Freud' und Wonne
Bringt unsern Grenzen
Mit ihrem Glänzen

Ein herzerquickendes, liebliches Licht.
Mein Haupt und Glieder,
Die lagen darnieder,
Aber nun ſteh' ich
Bin munter und fröhlich,
Schaue den Himmel mit meinem Geſicht!

Dieſe Worte, der erſte Vers eines Morgenſegens, von Gerhardt zu einer beſſern Zeit gedichtet, aus dem Munde einer Sterbenden geſprochen, machten auf die Umſtehenden einen erſchütternden Eindruck. Und Maria, des lieben Liedes nun einmal voll, ſchaute verklärten Angeſichts in die roſige Gluth des Himmels hinein und fuhr, wie in Begeiſterung fort:

Mein Auge ſchauet,
Was Gott gebauet
Zu ſeinen Ehren,
Und uns zu lehren
Wie ſein Vermögen ſei mächtig und groß
Und wo die Frommen,
Dann ſollen hinkommen
Wann ſie mit Frieden
Von hinnen geſchieden
Aus dieſer Erde vergänglichem Schoos.

Bei den letzten Worten wurde ihre Stimme immer ſchwächer und ihr Athem verkürzte ſich ſo, daß Gerhardt von der größten Angſt erfüllt wurde. Noch ehe er aber ſie zur Mäßigung auffordern konnte, ſammelte ſie neue Kraft, legte die gefalteten Hände über die wogende Bruſt, ſchaute in ſchmerzlicher Klage nach dem brennenden Himmel und ſprach:

Gott, meine Krone,
Vergib und ſchone!
Laß meine Schulden
In Gnad und Hulden
Aus deinen Augen ſei'n abgewandt.
Sonſten regiere
Mich, lenke und führe
Wie dir's gefällt:
Ich habe geſtellet
Alles in deine Beliebung und Hand.

„Maria," ſprach hier Gerhardt im Tone herzlichſter Bitte — „willſt Du Dich nicht ſchonen?"

„Liebe, gute Frau Pathe," ſetzte Dorothea hinzu — „laſſet mich das Lied weiter ſprechen! Wir haben es ja ſo oft zuſammen gebetet!"

Aber die Kranke achtete dies Alles nicht; Thränen füllten ihre Augen und mit matter Stimme ſprach ſie weiter:

Kreuz und Elende
Das nimmt ein Ende;
Nach Meeres Brauſen
Und Windes Sauſen
Leuchtet der Sonne gewünſchtes Geſicht.
Freude die Fülle,
Und ſelige Stille
Hab' ich zu warten
Im himmliſchen Garten,
Dahin ſind meine Gedanken gericht't.

Und wie ſie hier geendet hatte, ſchloß ſie die Augen und ihre gefalteten Hände löſeten ſich und fielen kraftlos auf das Bett nieder. Da brach ein allgemeines Weinen

und Klagen aus, während Gerhardt seine Augen mit beiden Händen bedeckte, als könne er seines Weibes Sterben nicht sehen.

Aber wunderbar sind die letzten Stunden der Sterbenden; da kommt oft über die Seele eine fast himmlische Kraft und Gewalt, welche den brechenden Leib noch hält, als wolle die Seele, ehe sie ihr irdisches Haus verlässet, noch einmal durch alle Räume desselben gehen. Die Sterbende öffnete auf's Neue ihre Augen und blickte mit einer Siegesfreudigkeit um sich, als habe sie schon den letzten Kampf überwunden.

Da beugte sich Gerhardt zu ihr nieder und sprach: „Maria, Deine Leibesschwachheit nimmt zu. Eben höre ich, daß sie zu St. Nicolai zur Morgenpredigt läuten. Wenn es Dir nicht zuwider ist, will ich in der christlichen Gemeinde für Dich beten lassen und Deinen Beichtvater bitten, daß er nach der Predigt komme und Dir das heilige Abendmahl reiche!"

„Ja," antwortete sie in aller Freundlichkeit. „Mir ist das nicht zuwider. Habe ich doch auch schon daran gedacht; und ich möchte das heilige Abendmahl gar gern empfangen. Aber," setzte sie dann fast scherzend hinzu — „ich muß mich fast wundern, wie mein lieber Herr auf solche Gedanken kommt! Ich bin zwar etwas schwach, doch wo nicht ein anderer Zufall dazu kommt, so hoffe ich, es soll zur Zeit noch keine Noth haben."

Wie räthselhaft erscheint diese Rede aus dem Munde einer Sterbenden! So sichtbar dem Tode nahe, und diese unbrechbare, unzerstörbare Hoffnung auf Leben,

und zwar leibliches Leben! Alle Umstehenden sehen den Tod, wie er immer näher herantritt, seine Beute zu fassen; nur ihr Auge, deren Leib dem Tode verfällt, bleibt gehalten in Täuschung und falscher Hoffnung.

Wie schmerzlich erscheint uns das, wenn wir diese Seelenräthsel an Solchen wahrnehmen, die vielleicht ihr ganzes Erdenleben hindurch mit verdeckten Augen und verhärtetem Herzen gegangen sind und nun in den letzten Stunden noch wenigstens zur Erkenntniß und zur Reue kommen könnten, wenn sie wüßten, daß sie unrettbar sterben müßten! Und doch, wie Viele gehen dahin mit der Binde vor den Augen, legen sich hin, ohne Ahnung, daß sie sterben werden, und sterben schnell und schmerzlos. Wir könnten freilich sagen, daß eine Bekehrung zum Herrn, welche nur die Todesangst und die Sterbensnoth, hervorgebracht habe, dem Herrn kein erfreuliches Opfer sein könne. Zwar bekehrte sich der Schächer am Kreuze auch erst in seiner Sterbensnoth und der Herr verhieß ihm das Paradies; aber müssen wir nicht gestehen, daß dieser Schächer weniger aus Sterbensnoth als vielmehr durch den Anblick des leidenden Erlösers und durch die gewaltige Sprache der letzten Worte unsers Herrn am Kreuze zu der Bitte gedrängt wurde: Herr, gedenke meiner, wenn Du in Dein Reich kommst?

Wie tröstlich dagegen ist es für unser eigenes einstiges Sterben, wenn wir sehen, wie gnädig der Herr die Schrecken des Todes hinwegzunehmen weiß; kommt nun noch hinzu des Christen Triumphlied: daß Christus

dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht hat durch sein Evangelium, so schwindet auch das letzte Grauen und wir sind fröhlich und getrost und rufen aus: der Tod ist verschlungen in den Sieg! Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!

Als Gerhardt nach genommener Rücksprache mit seinem ehemaligen Collegen Lorentz wieder ins Zimmer zurücktrat, fand er die Kranke aufgerichtet im Bette sitzen; sie blickte ihn lächelnd an, als wollte sie sagen: Siehst Du, daß meine Schwachheit noch nicht gar so groß ist. Darauf bat sie ihn und sprach: „Mein lieber Herr, ich trage herzlich Verlangen nach dem heiligen Mahle, und möchte es würdig genießen, damit ich mir nicht selber das Gericht esse und trinke. Wollt Ihr mir vielleicht des Herrn Lutheri Predigt vom Abendmahle lesen?“

„O gern, meine theure Maria,“ antwortete Gerhardt und holte Lutheri Haus- und Kirchenpostille herbei. Die Kranke faltete nun ihre Hände und ließ ihre matten Blicke auf den Lippen ihres Gatten ruhen, als wolle sie jedes der Worte, was er sprach, zugleich mit lesen. Gerhardt begann mit den Einsetzungsworten. Der erste Theil des Sermons, der von dem vesten und unbedingten Glauben daran überhaupt handelt, so wie der zweite, der sich über die Worte: „zur Vergebung der Sünde“ ausspricht, schien auf die Gattin keinen ungewöhnlichen Eindruck hervorzubringen; vielleicht

weil ihr Glaube eben so veſt war, als ihre Hoffnung auf die Vergebung ihrer Sünden. Als aber Gerhard jetzt an die Worte kam:

„Darum habe ich geſagt, daß man das Sacrament Keinem geben ſolle, er wiſſe denn zuvor anzugeben, daß es alſo um ihn ſtehe, nämlich daß er ſage, was ihm fehle und begehre da, Stärke und Troſt zu haben durch das Wort und das Zeichen. Wer es nun nicht alſo gebrauchen kann, der bleibe davon und thue nicht, wie Die thun, die ſich auf dieſe Zeit ſo jämmerlich martern, wenn ſie zum Sacrament gehen, und doch gar nicht wiſſen, was ſie thun. Wenn Du nun das Sacrament geholet haſt, ſo gehe fort und übe Deinen Glauben, dazu dienet das Sacrament, daß Du dann ſagen könneſt: Da habe ich öffentlich das Wort, daß mir die Sünden vergeben ſind, dazu auch das öffentliche Zeichen in meinen Mund genommen, das kann ich bezeugen, wie ich's auch öffentlich bekannt habe vor dem Teufel und aller Welt. Wenn Dich nun der Tod und das böſe Gewiſſen anficht, kannſt Du Dich darauf ſtützen und trotzen wider den Teufel und die Sünde und alſo Deinen Glauben ſtärken und das Gewiſſen fröhlich machen gegen Gott, und wirſt alſo gebeſſert von Tag zu Tag, der Du ſonſt träg und kalt bleibeſt.“ —

Als Gerhardt dieſe Worte las, nahm das Angeſicht der Kranken plötzlich einen ganz andern Ausdruck an, nicht in Folge der Veränderung ihres leiblichen Zuſtandes, ſondern ihres innern Menſchen. „Lieber Herr,“ ſagte ſie — „meinet Ihr wohl, daß mich der Tod an-

ſicht? Sollte wirklich meine letzte Stunde gekommen ſein?“

„Die letzte Stunde kommt vom Herrn,“ antwortete Gerhardt, dem die Liebe und der Schmerz den Muth genommen hatten, ſeine Ahnung offen einzugeſtehen. — „Und wer hat des Herrn Sinn erkannt? Kann nicht der Herr ſelbſt aus dem Tode noch retten? Doch“ — ſetzte er dann hinzu, als fühle er, daß er offen reden müſſe — „und wenn Deine letzte Stunde nahe wäre, würdeſt Du Dich fürchten, Maria?“

„O nein, nein,“ antwortete ſie herzlich. „Warum ſollte das Kind nicht fröhlich ſein, wenn es zum Vater geht? Aber, lieber Herr, bin ich auch wirklich ein Kind, das zum Vater geht? Ach, wer gibt mir gewiſſe Zuverſicht, daß mich der Vater im Himmel annimmt?“

„Dein Glaube allein,“ ſagte Gerhardt. „Weißt Du nicht, daß der Glaube iſt eine gewiſſe Zuverſicht Deſſen, das man hoffet, und nicht zweifelt an Dem, das man nicht ſiehet? Iſt Dein Herz nicht veſt und fröhlich in der Zuverſicht, daß Jeſus Chriſtus auch für Dich am Kreuze geſtorben iſt?“

„Ach ja,“ verſicherte ſie. „Aber bin ich's denn auch werth, daß ich zum Vater gehe? Lieber Herr, ich hoffe, Ihr werdet mir das Zeugniß geben, daß ich mit Wiſſen und Willen mich nicht an dem Herrn, meinem Gott, verſündigt habe. Auch habe ich all' mein Leben lang immer Troſt in dem Worte gefunden: Wer da glaubet, der ſoll ſelig werden! Aber jetzt zum erſten Male wird meine Seele unruhig dabei. So wie jetzt

hat noch niemals das Bild meines ganzen Lebens vor mir gestanden; mir ist, als hätte ich hellere Augen empfangen und sähe nun durch alles Dunkel meiner Erdenzeit hindurch und sähe auf den Grund meines Herzens und Gewissens. Ach, lieber Herr, das ist keine Freude für mich armes Weib! Ich sehe nichts als trauriges Stückwerk, ich sehe, meiner Sünden ist mehr, denn des Sandes am Meere! Ach, wie oft habe ich mit falschem Troste mich getröstet! Wie oft gedacht, daß ich's wohl hinausgeführt habe! Wie oft habe ich meine Mühen und Sorgen dem Herrn vorgehalten, daß er mir meinen Lohn dafür geben soll! Aber nun sehe ich's doch mit einem Male, daß ich einen falschen Frieden hatte!"

„Das ist," sagte Gerhardt ernst — „das Wort des Herrn: Wenn ihr Alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprechet: Wir sind unnütze Knechte. Wir haben gethan, das wir zu thun schuldig waren. Ja, mein gutes Weib, so traurig und niederschlagend ein solches Geständniß ist, so erhebend, so erfreulich muß es doch für Dich sein, weil eben für dieses Herzeleid dem gläubigen Christen die seligste Freude gegeben ist. Wohl Dir, daß Du diese Wunden fühlest, nun wird Dir auch die Hand des Herrn den heilenden Balsam darauf legen. Nur wenn wir von uns abthun allen Stolz und Hoffart auf unsere guten Werke, nur wenn wir auch im Besten, das wir gethan haben, uns nicht selber rechtfertigen wollen, nur wenn wir es ganz und willig fühlen, daß wir bei aller unserer Gottesfurcht doch nur

arme, elende, sündige Menschen sind, die nichts von der Gerechtigkeit, wohl aber Alles von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes hoffen dürfen, nur dann tritt der Herr als Mittler und Erlöser zwischen uns und den Vater und das Blut Jesu Christi macht uns dann rein von allen Sünden, nicht etwa so, als wenn wir keine Sünde gethan hätten, sondern nur, daß um unsers Glaubens willen die Strafe unserer Sünden um Christi willen von uns hinweggenommen wird. Der natürliche Mensch spottet der Rechtfertigung aus dem Glauben, weil er sie bei seinem unerleuchteten und unbußfertigen Herzen gar nicht versteht; aber der treue Christ, dessen ganzes Leben eine ernstliche Nachfolge Jesu Christi war, und der, je mehr er seinem Herrn im Glauben und in der Liebe dienet, es immer schmerzlicher fühlet, wie wenig er wahrhaft Gutes und Reines und Vollkommenes thun kann, — der versteht es allein, daß ein Anderer für uns genug thun mußte, weil wir es nicht vermochten, und fühlt es allein, wie er dessen Verdienst durch den Glauben sich aneignen kann. Halte Dich nur vest und treu an das Wort der Schrift: Gott war in Christo und versöhnte die Welt sich selber und rechnete ihnen ihre Sünde nicht zu, und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung. Und: Gott hat Den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht; auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt!. [2 Cor. 5, 19. 21.] Dies Wort, den Ungläubigen ein Fels der Aergerniß, ist den Gläubigen der einzige Fels des Heils, die erste

und letzte Hoffnung, auf welche sich es selig leben und sterben lässet.“

„Ach, wie erquickt mich dies Wort,“ rief die Kranke mit einem wehmüthigen Lächeln aus. „Nunmehr weiß ich, daß auch mein Erlöser lebt!“

„Gott gesegne Dir dies Wort,“ sagte Gerhardt. „Du würdest es nicht wissen, hättest Du nicht Deine Unwürdigkeit vor Gott erkannt; denn das ist eben die wunderbare Heilung, daß einem Jeden, der mit aufrichtiger Reue und Buße und aus dem Glauben heraus vor Gott bekennt: Ich armer, elender, sündhafter Mensch! — flugs des Heilandes Mund sich öffnet und ihm zuruft: Stehe auf, betrübte Seele, Dir sind Deine Sünden vergeben. Gehe ein zu Deines Herrn Freude.“

Hierauf las Gerhardt die Predigt Lutheri noch zu Ende und schloß mit den herrlichen Worten: „Dies Leben ist nichts anders, denn ein Leben des Glaubens, der Liebe und des heiligen Kreuzes. Aber diese Drei werden nimmer in uns vollkommen, weil wir auf Erden leben und besitzt sie Niemand vollkommen, denn allein Christus, der die Sonne ist, und uns gegeben und gesetzet zum Beispiel, dem wir auch nachfolgen müssen. Darum findet man allezeit unter uns Etliche, die da schwach, und Etliche, die da stark sind und aber Etliche noch stärker. Diese können wenig, die Andern viel leiden und müssen also Alle in dem Ebenbilde nach Christo bleiben. Denn dies Leben ist ein solcher Wandel, darin man immerdar fortfährt, von Glauben in Glauben, von Liebe in Liebe, von Geduld zu Geduld, und von

Kreuz zu Kreuz. Es iſt nicht Gerechtigkeit, ſondern Rechtfertigung; wir ſind noch nicht gekommen, dahin wir ſollen, wir ſind aber Alle auf der Bahn und im Wege, darauf ſind Etliche weiter und weiter. Gott iſt zufrieden, daß er uns in der Arbeit und Vorſatz findet; wenn er will, ſo kommt er bald und ſtärket den Glauben und die Liebe, und ſetzet uns in einem Augenblicke aus dieſem Leben in den Himmel.“

„Ach wär' ich ſchon daheim bei dem Herrn,“ rief hier Frau Maria aus und betete dann aus inbrünſtigſter Seele:

Mach End', o Herr, mach Ende
An aller unſrer Noth;
Stärk' unſre Füß' und Hände
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen ſein,
So gehen unſre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Gerhardt ward von dieſen Worten, obgleich es ſeine eigenen waren, ſo ergriffen, daß ihm die Thränen in die Augen traten; und weil er dieſe Thränen ſeinem Weibe verbergen wollte, verließ er auf einige Augenblicke das Zimmer. „Sie betet meine Lieder im Tode,“ ſagte er zu ſich ſelber. — „Ich armer Wurm, wie komme ich zu ſolcher Ehre! Aber wie lieb muß dieſe treue, fromme Seele mich haben?“

Die Wittwe Fromm und Frau Dorothea waren bei der Kranken geblieben; zu dieſen wandte ſie ſich jetzt und ſprach: „Ihr Lieben, thut nun das letzte Werk an

mir, waſchet mich und legt mir weiße Wäſche und Kleider an. Muß nicht die Braut geſchmückt ſein, wenn der Bräutigam kommt?“

Und als die beiden Frauen ihren Willen gethan, richtete ſie ſich wieder im Bette auf, ließ ſich ihr Gebetbuch reichen und that und las, wie ſie in geſunden Tagen ſich zum Genuß des heiligen Abendmahls vorbereitete. Bald darauf trat Gerhardt mit dem Diaconus Lorentz ins Zimmer. Sie grüßte ihn freundlich, reichte ihm die Hand und ſprach: „Lieber, ehrwürdiger Herr Beichtvater, meine Stunde iſt gekommen; wollt Ihr mir die letzte Gunſt erweiſen und mich mit dem Leibe und Blute meines Herrn ſtärken?“

„Ja, meine Tochter,“ antwortete der Geiſtliche; und darauf richtete ſie ihre Blicke nach Oben, faltete ihre Hände und ſprach ihre Beichte mit ſolcher Innigkeit und ſolcher Zuverſicht, daß es ſchien, als läge ein Kind ſichtbarlich vor dem Vater auf den Knieen und ſchaue in das gnadenreiche Auge des Allbarmherzigen. Und der Diaconus Lorentz, heute völlig ein Anderer als am Sterbebette des armen Lilius, ertheilte aus eigenem tiefgerührten Herzen die Abſolution, conſecrirte dann Brot und Wein und ſpeiſte die hungernde und dürſtende Seele.

Nachdem Lorentz und Gerhardt wieder aus dem Zimmer getreten waren, und ſich die Kranke mit den beiden Frauen wieder allein befand, wandte ſie ſich an Dorothea und ſprach: „Weißt Du noch, junge Frau, als Du einmal in großer leiblicher Noth zu mir kamſt

und brachteſt mir die ſtärkende Suppe? Wie lieb wäre es mir, wenn Du jetzt noch einmal kämeſt; iſt mir's doch, als ginge neues Leben durch meine Glieder und als hätte ich Luſt nach leiblicher Speiſe."

„Nun Gott ſei Dank, das kann ich, liebe Frau Pathe," ſagte Dorothea freundlich. „Ich habe wirklich ein Töpfchen wieder mitgebracht und es auf den Heerd geſtellt." Und ſchnell brachte ſie das zinnerne Suppentöpfchen herein, reichte es der Kranken hin und ſprach: „Nun ſo eſſet denn und Gott ſegne es Euch!"

„Du biſt doch das Täublein mit dem Oelzweige," ſagte die Kranke lächelnd .„Oder haſt Du wirklich das Oelkrüglein der armen Wittwe geerbt? Und darfſt Du nur ſprechen: Tiſchlein, Tiſchlein, decke dich?"

„Ach, demüthigt mich nicht gar ſo ſehr, liebe Frau Pathe," antwortete die junge Frau in bittendem Tone und beugte ihr Haupt auf das Bett.

„Du gutes, liebes Kind," ſagte Frau Gerhardt und legte ihre kalte, abgezehrte Hand auf Dorotheens Stirn. „Weißt Du denn auch, wie ſehr ich Dich liebe?"

„Ihr ſeid meine zweite Mutter," ſagte Dorothea weinend. „Was wäre aus mir armen Weibe geworden, hättet Ihr Euch meiner nicht angenommen? Möge es Gott Euch lohnen, — all' mein Glück und meine Habe iſt zu gering, und meine Worte zu ſchwach, Euch zu danken, wie Ihr es verdient. Segnet mich, liebe Frau Pathe, ſegnet mich an meiner Mutter Statt."

Da legte die Kranke ihre beiden Hände auf Dorotheens Haupt und zog es nach ihrer Bruſt und ſprach:

„Gott weiß es, mein Kind, ich habe Dich geliebt, als hätte ich Dich unter diesem meinen Herzen getragen! Möge Deine selige Mutter, bei der ich, wenn Gott mir gnädig ist, bald sein werde, jetzt hernieder schauen auf Dich und in mein Herz, und die Liebe heiligen und segnen, die mich an Dich bindet auf Zeit und Ewigkeit. Der Herr wird Dich segnen aus Zion, daß Du sehest das Glück Deines Hauses Dein Lebenlang. Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoff' auf ihn, er wird's wohl machen."

Dorothea weinte noch lange an der Brust der Sterbenden, dann stand sie auf und diente ihr. Aber die flüchtige Lust zur leiblichen Speise war schnell wieder vergangen und Frau Maria bat ihre Schwester, das Töpfchen wegzunehmen. „Ich werde die Suppe warm erhalten," sagte diese.

„Doch nicht für mich?" fragte die Kranke. „Meinst Du wirklich, liebe Schwester Sabine, daß ich noch leiblicher Nahrung bedarf? Ich habe es Dir und mir selber nicht sagen wollen, daß ich so krank sei; aber Du magst mir's glauben, jetzt weiß ich's, daß ich bald sterben werde. Betrübe Dich darum nicht," — setzte sie freundlich tröstend hinzu, als sie sah, wie die Schwester weinte — „betrübe Dich nicht um meinetwillen, denn ich habe doch das bessere Theil, wenn ich aus dieser Zeit Leiden gehe. Gottes Gnade wird uns doch bald wieder zusammenführen. Betrübe Dich auch nicht um Deinetwillen; mein Gerhardt wird Dich nicht verlassen, und sich Deiner und Deiner Kinder fernerhin annehmen,

wie bisher. Willst Du mir aber eine Liebe erweisen, so suche meinen lieben Eheherrn auf und führe ihn zu mir; mein Herz verlangt gar sehr nach ihm.“

Und als die Wittwe bald darauf mit Gerhardt zurückkam, sagte sie zu ihm: „Lieber Herr, dort im Schranke liegt ein Buch, ein mir gar lieber Schatz, in welches ich von der Zeit an, wo Ihr auf mich arme Magd und Eure Schülerin freundlich und liebevoll herniedersaht, oft in stiller Mitternacht die Lieder eingeschrieben habe, die Ihr Gott und unserm Herrn zu Ehren gesungen habt, ja daß ich meine Schwachheit gestehe, auch die, welche Ihr aus unverdienter Liebe zu mir gedichtet habt. Meine Augen fangen an, dunkel zu werden, ich kann nicht selbst mehr lesen! Will nun mein lieber Herr mir den letzten Liebesdienst erweisen?“

Gerhardt vermochte vor Rührung nicht zu antworten; er ging aber an den Schrank, nahm das bezeichnete Buch heraus und trat wieder an das Bett.

„Nun,“ sprach sie bittend weiter — „so leset mir das vierte Lied: An die Hände des Herrn Jesu! Denn seine Hand wird doch bald meine Seele tragen in seines Vaters Reich.“

Und Gerhardt las mit bewegter Stimme;

Sei wohl gegrüßet, guter Hirt,
Und ihr, o heil'gen Hände
Voll Rosen, die man preisen wird
Bis an des Himmels Ende.

Die Roſen, die
Ich mein' allhier
Sind deine Maal' und Plagen
Die dir am End'
In deine Händ'
Am Kreuze ſind geſchlagen.

Du zahlſt mit beiden Händen dar
Die edlen rothen Gulden
Und bringſt die ganze Menſchenſchaar
Dadurch aus allen Schulden.
Ach laß von mir,
O Liebſter, dir
Dieſe Hände herzlich drücken,
Und mit dem Blut,
Das mir zu gut
Vergoſſen, mich erquicken.

Wie freundlich thuſt du dich doch zu
Und greifſt mit beiden Armen
Nach aller Welt, in Lieb und Ruh
Uns ewig zu erwarmen.
Ach Herr, ſieh hier
Mit was Begier
Ich Armer zu dir trete!
Sei nur bereit,
Und gib mir Freud'
Und Troſt, darum ich bete.

Als hier Gerhardt ſeine Blicke auf die Gattin richtete und gewahrte, wie mit einem Male das volle Todtengeſicht vor ihm lag, unterbrach er ſich und rief mit Angſt und Bangen aus: „Mein Gott, mein Gott! Maria, willſt Du ſcheiden?“

„Noch nicht," antwortete ſie leiſe. „Leſet weiter, lieber Herr."

Und Gerhardt las mit gebrochener Stimme und weinenden Augen:

Zeuch allen meinen Geiſt und Sinn
Nach dir und deiner Höhe;
Gib, daß mein Herz nur immerhin
Nach deinem Kreuze ſtehe.
Ja daß ich mich
Selbſt williglich
Mit dir ans Kreuze binde
Und mehr und mehr
Tödt' und zerſtör'
In mir des Fleiſches Sünde.

Ich herz' und küſſe wiederum
Aus rechtem treuen Herzen
Herr, deine Händ', und ſage Ruhm
Und Dank für ihre Schmerzen
Darneben geb'
Ich, weil ich leb'
In dieſe deine Hände
Herz, Seel' und Leib,
Und alſo bleib'
Ich dein bis an mein Ende!

Als Gerhardt hier ſchloß, ſtreckte die Sterbende ihre Hand nach dem Gatten aus; und als Dieſer ſeine Rechte in ihre legte, ſagte ſie mit verklärtem Lächeln: „Und auch dieſer treuen, lieben Hand danke ich aus rechtem, treuen Herzen, daß ſie mich geführt und geleitet hat auf meiner Lebensbahn. Lieber Herr, werden dieſe Hände

sich wieder zusammenfinden dort bei dem Herrn? Werdet Ihr Eurer treuen Magd ein Plätzlein in Eurem Herzen lassen? Ach, erquicket mich mit diesem Troste, ehe denn ich scheide.“

„Maria!“ rief nun Gerhardt aus, vest und ernst, während seine Thränen ungehindert flossen. — „Du nimmst meine Seele mit Dir! Der Herr allein weiß es, wie ich werde leben können ohne Dich. Aber der allgegenwärtige Gott ist Zeuge zwischen Dir und mir — wenn einst auch mein Stündlein kommen wird, so werde ich meinen Heiland bitten, daß er in meinem Herzen neben sich Deine Seele treten lasse. Dort meinen Heiland und Dich zu sehen, das ist meine Seligkeit im Tode!“

Und über der Sterbenden Antlitz leuchtete dieselbe Seligkeit; dann zog sie matt und schwer ihres Gatten Hand an ihre bleichen Lippen und küßte sie mit kaltem Todtenkusse.

Gerhardt hatte keine Worte mehr; seine Seele verging in Thränen.

Jetzt glitten die Hände der Sterbenden langsam von der Brust, worauf sie gefaltet lagen, ab; sie athmete tief und schwer und schloß die Augen. Der Engel des Todes hatte seine Hand nach ihr ausgestreckt.

Da rief auf einmal die Stimme eines Kindes: „Mutter, Mutter, liebe Mutter! Ach stirb doch nicht, bleibe doch bei Deinem Fritz.“

Und dieser Kindesruf drang wie ein Befehl Gottes in das erstorbene Mutterherz. Sie schlug die Augen

wieder auf, ſtreckte ihre Hände nach dem Kinde aus und rief: „Mein Sohn, mein Sohn! Laßt mich mein Kind noch einmal ſehen und ſegnen!“

Und als Gerhardt den Knaben emporhob, und dieſer auf das Bett kniete und ſein Händchen um den Hals der Mutter ſchlang und bitterlich weinte, ſagte ſie: „Fritz, warum weinſt du denn? Denkſt du nicht mehr an den ſchönen Garten dort Oben bei Chriſto, wo dein Brüderlein und dein Schweſterchen mit den lieben Engeln ſpielen? Dorthin will ich gehen und ſehen, ob ſie ihre Mutter noch kennen. Darum weine nicht, mein Kind, dort wollen wir uns Alle wiederſehen! — Gott ſegne dich, mein Kind!“

Und Gott erbarmte ſich des Knaben und ſandte Ruhe in ſeine geängſtete Seele, ſo daß er nicht mehr weinte und, als ihn der Vater wieder vom Bette herabgehoben hatte, ſein Geſicht in der Mutter Hand legte.

Als darauf die Sterbende von dieſem letzten Aufglimmen ihrer Lebenskraft wieder in die vollſte Todesmattigkeit zurückfiel und ſichtbarlich mit dem Tode kämpfte, fragte ſie Gerhardt: „Maria, haſt Du große Angſt im Herzen, ſo halte Dich veſt an Deinen Heiland an.“

„Nein,“ antwortete ſie — „ich habe keine Angſt und wünſche nur, daß Gott bald kommen und mich erlöſen mag.“ Und gleich darauf ſagte ſie: „Warum verdunkelt ihr alles Licht um mich? Ach, wie finſter wird es vor meinen Augen! Helft mir doch! Richtet mich auf, — ich will höher! — —“

Und als Gerhardt ihren Wunſch erfüllen wollte, ſah er, daß der Herr ſelber geholfen hatte.

Sie hatte vollendet!

Da fiel Gerhardt auf ſeine Kniee nieder und mit ihm die beiden Frauen und der Knabe und Alle, welche in der letzten Zeit noch ins Sterbezimmer getreten waren und Gerhardt betete und ſprach:

„Herr, Du biſt groß! Lob, Dank und Anbetung Deinem heiligen Namen! Gehe mit der Seele dieſer Deiner Magd nicht ins Gericht, ſondern ſei ihr gnädig und barmherzig um Deines Sohnes Jeſu Chriſti willen. Lege dort ihre Kinder wieder an ihr Mutterherz und heilige, ſegne das Band der Liebe, das mich und den Knaben aus Deiner Gnade an ſie bindet! Uns Allen aber gib einſt einen gleichen fröhlichen Tod! Amen!“

Es war kurz nach der Mittagsſtunde, Donnerstag den 5. März, als dieſe treue Dienerin des Herrn ihre müden Augen ſchloß. Ihr Tod verbreitete Klage und Trauer in der ganzen Gemeinde. Als daher und zwar erſt zehn Tage darauf, am Sonntage Palmarum den 15. März 1668 ihre Gebeine in der Kirche St. Nicolai hinter der Kanzel in Mitten der ihr vorangegangenen Aeltern und Kinder beigeſetzt wurden, waren von allen Straßen der Stadt her Trauernde herbeigeeilt, um der theuern Frau die Thränen des Schmerzes und der Liebe zu weihen.

Ihr Beichtvater, Herr M. Samuel Lorentz hielt ihr

die Leichenrede über die Worte: Geduld aber iſt euch noth, auf daß ihr den Willen Gottes thut und die Verheißung empfanget. Denn noch über eine kleine Weile ſo wird kommen, der da kommen ſoll und nicht verziehen. Der Gerechte aber wird des Glaubens leben. Wer aber weichen wird, an dem wird meine Seele keinen Gefallen haben. Wir aber ſind nicht von Denen, die da weichen und verdammet werden; ſondern von Denen, die da glauben und die Seele erretten. [Hebr. 10, v. 36—39.]

Und nicht leicht konnte ein beſſeres Wort in der Schrift für ſie aufgefunden werden!

Cap. 13.

Des Wittwers Klage und Troſt.

Heile du mich, Herr, ſo werde ich heil! Hilf du mir, ſo iſt mir geholfen; denn du biſt mein Ruhm.
Jerem. 17, v. 14.

Ein halbes Jahr war verfloſſen, ſeitdem Frau Anna Maria Gerhardt zum beſſern Leben eingegangen war. Wir finden den Wittwer in ſeiner Behauſung, welche ihm Meiſter Jung ſo freundlich eingeräumt hatte. Dieſer ſelbſt war mit ſeiner Tochter und deren Gatten, Herrn Ebeling, bei ihm eingetreten und hatte ihn gefunden, wie er in dem geſchriebenen Geſangbuche ſeines ſeligen Weibes mit großer Andacht las.

„Ihr wundert euch wohl, ihr Lieben,“ ſagte Gerhardt zu ſeinen Freunden — „daß ich in dieſem Buche leſe, und möget mich wohl gar der Eitelkeit beſchuldigen, daß ich mit meinen eigenen Liedern Götzendienſt treibe. Aber doch kann ich nicht anders; wenn ich dieſe Handſchrift meiner lieben Maria anſehe, ſo iſt mir's, als rede ſie mit mir, als gebe ſie mir jetzt den Troſt zu-

rück, den ich ihr vorher gegeben habe. Glaubt mir, lieben Leute, es iſt etwas Eigenthümliches um die Handſchrift eines geliebten Todten! Wie ein heiliges Vermächtniß liegen dieſe Zeilen da, an denen ſich nun nichts ändern läßt. Wie ſie geſchrieben ſtehen, ſo bilden ſie das unangreifbare Erbtheil der Liebe. Ich denke an das Herz, das dieſe Worte in ſich aufgenommen hat, an die ſtillen, ſeligen Stunden, in welchen ſie niedergeſchrieben ſind, ja es iſt mir, als geſtalteten ſich dieſe Schriftzüge zu der Hand ſelbſt, die ſie gemacht hat, und als könnte ich die meine hineinlegen und ſie drücken. Du liebe, liebe Hand, daß du ſo bald verwelken mußteſt, und mich alten, müden Pilger allein laſſen auf der Welt.“

„So will Eure Wunde nicht heilen, lieber Herr Gevatter!“ ſagte Meiſter Jung. „Haben die ſechs Monden, die ſeitdem über uns hingegangen ſind, Euren Schmerz nicht lindern können?“

„Wenn der Troſt nicht aus dem Glauben kommt, von der Zeit würde ich ihn vergebens erwarten,“ entgegnete Gerhardt ernſt. „Je weiter ſich die Zeit hinausdehnt, deſto ſchmerzlicher fühle ich die Größe des Raumes, der mich von ihr trennt. Die Scheidewand, welche die erlöſeten Seelen von Denen trennt, die noch auf ihre Erlöſung warten, kann nur der Tod hinwegnehmen!“

„So ſehnet Ihr Euch zu ſterben?“ fragte Dorothea.

„Ach ja,“ antwortete Gerhardt, — „ich habe wohl Luſt abzuſcheiden und daheim zu ſein bei dem Herrn

und bei ihr, aber ich fürchte mich der Sünde, daß ich die Zeit, die Gott mir gesetzt, zu lang finden möchte. Redete ich mit Fleisch und Blut darüber, so könnte ich sagen: „Was soll ich auch noch auf Erden! Vertrieben aus dem Hause meines Gottes, der Freundin und Trösterin meines Lebens beraubt, stehe ich da, ein verdorrender Baum, der keine Früchte mehr tragen kann — ein Bettler, der von Almosen lebt.“

„Herr, nicht diese Worte!“ rief Meister Jung schnell aus. — „Nur das Mitleid gibt Almosen, aber was die Liebe, was ein dankbares Herz gibt, das sind nur schuldige Opfer, welche, wenn wir sie nicht brächten, uns schänden würden, die aber Euch, wenn Ihr sie annehmet, nur Freude machen können. Oder sollten wir weniger dankbar sein, als ein Fremder, als der Herzog von Sachsen in Merseburg, der nicht eher von Euch abließ, als bis ihr ein Jahrgehalt von ihm annahmet? Nein, mein lieber Herr, lasset uns diese Freude ungestört!“

Gerhardt blickte ernst vor sich hin und sagte: „Haltet es meiner Schwachheit zu Gute, ich habe nicht Euch, sondern mir weh gethan! Und nun nichts mehr davon, — es ist der Wille meines Herrn, daß Alles so kommen mußte, mir ziemt also Demuth und Unterwerfung.“

Gerhardt erhob sich hier von seinem Sitze, um das geschriebene Liederbuch seiner seligen Gattin in den Bücherschrank zurückzustellen. „Seht da, meinen Reichthum, mein liebes Erbtheil,“ fuhr er dann zu seinen

Freunden gewendet fort. — „Dies ist ihr Gebetbuch, dies ist ihre Bibel, dies ihr Communionbuch! So oft ich diese Bücher ansehe, ist mir's, als spräche sie noch mit mir."

Bei dem Anblicke dieser Bücher erwachte mit einem Male in Dorotheen eine Erinnerung. „Lieber Herr Pathe", sagte sie — „nehmet mir eine unziemliche Frage nicht übel. Ich kam oft dazu, wenn Eure selige Gattin auf einige leere Blätter in dieser Bibel irgend Etwas einschrieb. Sie ließ es mich aber nie sehen, sondern schloß das Buch wieder in den Schrank. Habt Ihr diesen verborgenen Schatz schon entdeckt?"

„Nein, nein, mein Kind," antwortete Gerhardt der jungen Frau erstaunt. — „Ich bin vor großer Liebe zu diesem Liederbuche noch gar nicht dazu gekommen, die andern Bücher genauer anseh en. Was Du mir sagst, ist mir ganz neu. So laß uns doch sogleich nachsehen."

Und er nahm die große Bibel heraus, schlug die letzten Blätter auf und rief freudig aus: „Ja, ja, das ist ihre Hand! Und welche Ueberschrift? „Die Führungen des Herrn in meinem Leben. In Stunden der Freude und des Schmerzes niedergeschrieben von Anna Maria Gerhardt, geborne Berthold." — „Dorothea, lies mir das, — meine Augen sind zu treue Diener meines bewegten Herzens! Lies, mein Kind."

Und Dorothea nahm die Bibel zur Hand und las:

„Am Sonntage Cantate, den 19. Mai 1622, ward ich geboren.

Es sei denn, das Jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geiste geboren wird, das ist Geist. Joh. 3, v. 5. 6. Herr, zu mir komme dein Reich!“

„Am Dienstage, den 21. Mai, ward ich durch die heilige Taufe meinem Herrn Christo zugeführt.

Ihr seid Alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum. Denn wie Viele eurer getauft sind, die haben Christum angezogen. Galat. 3, v. 26. 27. Herr, laß mich dein Kind sein!“

„Am 14. December 1651. Meine liebe, selige Mutter wird zu St. Nicolai begraben. Nach fünfjährigem schweren Leiden hat der Herr sie erlöset von allem Uebel und ihr ausgeholfen zu seinem himmlischen Reiche!

Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Matth. 5, v. 8. Ach Herr, werde ich denn einst meine gute Mutter wieder sehen? Laß mich reines Herzens sein und bleiben!“

„Am 11. Februar 1655, Sonntag Septuagesima. Der ehrwürdige Herr Propst Wehr segnet in meines seligen Vaters Hause den Bund meines Herzens mit meinem lieben Herrn Paul Gerhardt ein.

Freuet euch, seid vollkommen, tröstet euch, habt einerlei Sinn, seid friedsam, so wird Gott der Liebe und des Friedens mit euch sein. 2. Cor. 13, v. 11.

Tags darauf Abreise und Einzug in Mittenwalde. Unsern Eingang segne Gott!“

„Nur dreizehn Jahre!“ sagte hier Gerhardt still für sich. „Eine kleine, aber glückliche, selige Zeit! Ja ich sehe es noch, wie der liebe Vater uns segnete beim Abschiede! Maria, du hättest nicht so bald mich und den Knaben verlassen sollen! Doch, des Herrn Wille geschehe!“

Als Gerhardt hier schwieg und seine vorige Stellung Eines, der mit Leib und Seele hört, wieder angenommen hatte, fuhr Dorothea fort:

„Am 19. Mai 1656. Unser erstes Kind Maria Elisabeth wird geboren an meinem eigenen Geburtstage.

Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilands. Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen; er hat große Dinge an mir gethan, der da mächtig ist und deß' Name heilig ist! Luc. 1, v. 46—49. Ach, wie kann der Herr uns arme Menschen so unaussprechlich glücklich machen!“

„Am 10. October 1656. Mein theurer, ehrwürdiger Beichtvater, Herr Propst Behr, geht zu seiner ersehnten Ruhe ein. Mir ist, als hätte ich meinen zweiten Vater verloren; hat er mich doch als ein geistlicher Vater gezeuget in Christo Jesu durch das Evangelium und hat er meine Seele geliebet und gepfleget, bis Christus eine Gestalt in mir gewonnen hat.

Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Got-

tes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach. Hebr. 13, v. 7.“

„Am 14. Januar 1657. Unser Kind Maria Elisabeth stirbt, kaum acht Monden alt. Herr, warum nimmst du mir meiner Augen Lust und meines Herzens Freude? Doch ich will nicht klagen und weinen. Schlaf wohl, mein Kind, in deinem Ruhebettlein! Wenig und böse war die Zeit deines Lebens, du lieber, flüchtiger Gast auf Erden!

Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt. Hiob 1, v. 21.“

„Am 28. April 1657. Mein lieber Schwager, der Archidiaconus Joachim Fromm, stirbt, zwei und sechzig Jahr alt. Verzage nicht, liebe Schwester Sabine, Gott ist der Wittwen und der Waisen Vater. So lang ich lebe und mein lieber Gerhardt, sollst du mit deinen Kindern keinen Mangel haben.

Selig sind die Knechte, die der Herr, wenn er kommt, wachend findet. Luc. 12, v. 37.“

„Am 28. Mai 1657. Mein lieber Herr wird nach Berlin als Diaconus zu St. Nicolai berufen. Ach, liebes Vaterhaus, ich soll dich wieder sehen, aus dieser Fremde wieder in die Heimath! Kann wieder stehen und beten an meiner Mutter Grabe. Wie gut und gnädig ist der Herr!

Solches geschieht auch vom Herrn Zebaoth; denn sein Rath ist wunderbarlich, und führet es herrlich hinaus. Jesaia. 28, v. 29.“

„Am 12. Januar 1658. Unser zweites Kind, Anna

Catharina, wird geboren und am 15. darauf vom Herrn Archidiaconus Reinhart getauft. So hast du, Herr, die Wunde wieder geheilt, die du geschlagen hast. Ach segne uns dies Kind, wenn es dir wohlgefällig ist!

Es ist vor eurem Vater im Himmel nicht der Wille, daß Jemand von diesen Kleinen verloren werde. Matth. 18, v. 14.“

„Am 25. März 1659. Unsere Anna Catharina wird in ihr Ruhekämmerlein getragen. Ach, soll ich denn sein wie Eine, die ihrer Kinder gar beraubt wird? Warum, Herr, züchtigest du mich so sehr? Wie habe ich's verschuldet, daß du auch diese Freude in Herzeleid verwandelst? — Mein Gerhardt tröstet mich und spricht: Was weinest du? Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft! Ja wohl, es schläft, aber so vest, daß es die Mutterstimme nicht mehr aufwecken kann! Ich weiß Herr, du hast Macht zu thun mit dem Deinen, was du willst; aber laß mich weinen und klagen!

Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes. Marc. 10, v. 14.“

„Am 30. November 1660. Geburts- und Sterbetag unseres dritten Kindes, Andreas. Leben und Tod, Freude und Leid, aufgerichtet und niedergeschlagen, Beides in wenig Stunden! Herr, du weißt, was ein Mutterherz tragen kann, darum will ich meine Hand auf meinen Mund legen und schweigen! Du hast gesagt: Ein Weib, wenn sie gebieret, so hat sie Traurigkeit, denn ihre Stunde ist gekommen; wenn sie aber das

Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst, um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist! Ja, Herr, die Angst ist vorüber, aber die Traurigkeit will nicht weichen! Muß ich nicht sagen wie Jacob: Ihr beraubt mich meiner Kinder; Joseph ist nicht mehr vorhanden, Simeon ist nicht mehr vorhanden, Benjamin wollt ihr hinnehmen; es gehet Alles über mich. — Herr, nun weiß ich's, ich bin es nicht werth, daß ein Kind mich Mutter heiße! Ach vergib mir meine Sünden — aber die Angst meines Herzens ist groß, reiße mich aus meinen Nöthen."

„Am 25. August 1662. Der Herr hat sich meiner Noth erbarmet, und meiner Sünden Schuld nicht angesehen. Heute wurde unser viertes Kind, Paul Friedrich, durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft mit Christo aufgenommen. Meine Freude ist größer, denn mein Dank! Zwar ist die Schwachheit meines Leibes groß, — meine Kraft gebrochen! Ich weine still, wenn mein Kind an der Amme Brust liegt und nicht an Mutterbrust! Und doch ist's mein Kind! Herr, wolltest du dieses Kind mir lassen, — — doch nicht wie ich will, sondern wie du willst!

Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Uebrige zufallen! Matth. 6, v. 33."

„Am 23. October 1664. Nun bist du eingegangen zu deines Herrn Freude, — mein theurer, seliger Vater! Heute haben sie dich, du frommer Knecht, in dein Todtenkämmerlein getragen. Nimm deines Kindes

Dank mit hinauf und grüße die liebe, selige Mutter. Ach mir ist zuweilen, als würde ich euch, ihr guten, seligen Aeltern, recht bald wieder sehen! Des Herrn Wille geschehe.

Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf. Psalm 27, v. 10."

„Am 6. Februar 1665. Heute führten wir unser fünftes Kind, Andreas Christian, durch die heilige Taufe dem Herrn Jesu zu. Möge mir der allbarmherzige Gott meine Sünde vergeben, — aber meine Freude ist Wehmuth und Traurigkeit. Ich weiß, dies Kind bleibt mir nicht. Ich weiß es an dem Todeskeime, der in meinem Leibe ruht! —

Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat! 1 Joh. 5, v. 4."

„Am 24. September 1665. Schlaf wohl, mein kleiner Christian, ich wußte es ja, daß deine Wiege im Himmel bereitet war. Nun liegst und schläfst du bei deinen drei Geschwistern und den lieben Großeltern! Wie werden sie sich freuen, wenn du kommst, und deine Mutter weint! Nun Gott, deine Hand ist noch nicht zu kurz geworden, diese Thränen zu trocknen! — Siehe Herr, noch ein Kind ist uns geblieben, und länger geblieben, als die andern vier. Darf ich dies zum Zeichen annehmen, daß meine Sünden nun gebüßt sind? Soll noch einmal dein Todesengel in unser Haus kommen — — Herr, sende ihn dann zu mir. Ich bin sehr müde und schwach!

Und als Gerhardt ihren Wunſch erfüllen wollte, ſah er, daß der Herr ſelber geholfen hatte.

Sie hatte vollendet!

Da fiel Gerhardt auf ſeine Kniee nieder und mit ihm die beiden Frauen und der Knabe und Alle, welche in der letzten Zeit noch ins Sterbezimmer getreten waren und Gerhardt betete und ſprach:

„Herr, Du biſt groß! Lob, Dank und Anbetung Deinem heiligen Namen! Gehe mit der Seele dieſer Deiner Magd nicht ins Gericht, ſondern ſei ihr gnädig und barmherzig um Deines Sohnes Jeſu Chriſti willen. Lege dort ihre Kinder wieder an ihr Mutterherz und heilige, ſegne das Band der Liebe, das mich und den Knaben aus Deiner Gnade an ſie bindet! Uns Allen aber gib einſt einen gleichen fröhlichen Tod! Amen!“

Es war kurz nach der Mittagsſtunde, Donnerstag den 5. März, als dieſe treue Dienerin des Herrn ihre müden Augen ſchloß. Ihr Tod verbreitete Klage und Trauer in der ganzen Gemeinde. Als daher und zwar erſt zehn Tage darauf, am Sonntage Palmarum den 15. März 1668 ihre Gebeine in der Kirche St. Nicolai hinter der Kanzel in Mitten der ihr vorangegangenen Aeltern und Kinder beigeſetzt wurden, waren von allen Straßen der Stadt her Trauernde herbeigeeilt, um der theuern Frau die Thränen des Schmerzes und der Liebe zu weihen.

Ihr Beichtvater, Herr M. Samuel Lorentz hielt ihr

dacht, — wie niedrig ſtehe ich vor ihr, daß zuweilen kleinmüthige Gedanken meine Seele beſchlichen! Nun, du lieber, ſeliger Geiſt, dies dein Wort ſei mir dein beßtes Vermächtniß; du ſollſt dich deines Gerhardt nicht ſchämen.“

Als der theure Gottesmann hier vor Rührung nicht weiter zu reden vermochte und ſeine Thränen ungehindert fließen ließ, fragte ihn Dorothea: „Noch ein Tag iſt aufgezeichnet, ſoll ich ihn Euch leſen, lieber Herr Pathe?“

„Thue es, mein Kind,“ bat er. „Von dieſem Teſtamente ſoll mir nicht ein Buchſtabe verloren gehen.“

Und Dorothea fuhr nun fort:

„Am 29. Februar 1668. Geſtern abends warf ich ein wenig Blut aus, was die Meinen gar ſehr erſchreckte. Ich beruhigte ſie, weil mir ſonſt kein Leid zufiel. Aber heute fühle ich's — meine Kräfte ſchwinden mit jedem Augenblicke. Ein unheimlicher Hauch geht durch meine Glieder, der mich erkältet. Es wird wohl der Bote ſein, der mich von hier abruft. Soll es alſo ſein, Herr, ſo gib, daß ich die Schwachheit meines Herzens beſiege. Dir befehle ich meinen lieben Eheherrn und mein einziges Kind, das du mir armen, ſündigen Magd aus großer Gnade gelaſſen haſt. In deine Hände befehle ich Seele und Leib! — Ich kann nicht mehr — die Hand zittert! —

Chriſtus iſt mein Leben und Sterben mein Gewinn. Philip. 1, 21.“

Cap. 13.

Des Wittwers Klage und Troſt.

Heile du mich, Herr, ſo werde ich heil! Hilf du mir, ſo iſt mir geholfen; denn du biſt mein Ruhm.
Jerem. 17, v. 14.

Ein halbes Jahr war verfloſſen, ſeitdem Frau Anna Maria Gerhardt zum beſſern Leben eingegangen war. Wir finden den Wittwer in ſeiner Behauſung, welche ihm Meiſter Jung ſo freundlich eingeräumt hatte. Dieſer ſelbſt war mit ſeiner Tochter und deren Gatten, Herrn Ebeling, bei ihm eingetreten und hatte ihn gefunden, wie er in dem geſchriebenen Geſangbuche ſeines ſeligen Weibes mit großer Andacht las.

„Ihr wundert euch wohl, ihr Lieben,“ ſagte Gerhardt zu ſeinen Freunden — „daß ich in dieſem Buche leſe, und möget mich wohl gar der Eitelkeit beſchuldigen, daß ich mit meinen eigenen Liedern Götzendienſt treibe. Aber doch kann ich nicht anders; wenn ich dieſe Handſchrift meiner lieben Maria anſehe, ſo iſt mir's, als rede ſie mit mir, als gebe ſie mir jetzt den Troſt zu-

rück, den ich ihr vorher gegeben habe. Glaubt mir, lieben Leute, es ist etwas Eigenthümliches um die Handschrift eines geliebten Todten! Wie ein heiliges Vermächtniß liegen diese Zeilen da, an denen sich nun nichts ändern läßt. Wie sie geschrieben stehen, so bilden sie das unangreifbare Erbtheil der Liebe. Ich denke an das Herz, das diese Worte in sich aufgenommen hat, an die stillen, seligen Stunden, in welchen sie niedergeschrieben sind, ja es ist mir, als gestalteten sich diese Schriftzüge zu der Hand selbst, die sie gemacht hat, und als könnte ich die meine hineinlegen und sie drücken. Du liebe, liebe Hand, daß du so bald verwelken mußtest, und mich alten, müden Pilger allein lassen auf der Welt.“

„So will Eure Wunde nicht heilen, lieber Herr Gevatter!“ sagte Meister Jung. „Haben die sechs Monden, die seitdem über uns hingegangen sind, Euren Schmerz nicht lindern können?“

„Wenn der Trost nicht aus dem Glauben kommt, von der Zeit würde ich ihn vergebens erwarten,“ entgegnete Gerhardt ernst. „Je weiter sich die Zeit hinausdehnt, desto schmerzlicher fühle ich die Größe des Raumes, der mich von ihr trennt. Die Scheidewand, welche die erlöseten Seelen von Denen trennt, die noch auf ihre Erlösung warten, kann nur der Tod hinwegnehmen!“

„So sehnet Ihr Euch zu sterben?“ fragte Dorothea.

„Ach ja,“ antwortete Gerhardt, — „ich habe wohl Lust abzuscheiden und daheim zu sein bei dem Herrn

noth that, in das trauernde Herz einen andern Gedanken zu bringen; sie warf deshalb ihrem Gatten einen auffordernden Wink zu und dieser sagte nun:

„Nun, lieber, ehrwürdiger Freund, wenn Ihr anders erlaubtet, möchte ich Euch um einen guten Rath bitten, der über meine ganze irdische Zukunft entscheidet.“

„Da müßt Ihr Eure Sache Gott vortragen, und nicht den Menschen,“ antwortete Gerhardt ernst.

„Aber,“ warf Ebeling ein — „weiset uns Gott nicht selbst an erleuchtete Seelen, an solche, welchen der Rath des Herrn weniger ein Geheimniß ist, als uns, die wir mit unsern Sorgen und Arbeiten zu sehr an diese Welt gebunden sind? Sind nicht die Prediger Haushalter über Gottes Geheimnisse?“

„Mein Freund,“ entgegnete Gerhardt schmerzlich lächelnd — „wenn Ihr uns arme Geistliche in solchem Sinne zu Haushaltern über Gottes Geheimnisse machet, daß wir des Herrn Sinn erkennen und sein Rathgeber sein sollen, so straft Ihr uns billig für jene Priesterhoffart, für jenen geistlichen Stolz, mit welchem leider oft manche Geistliche Gott näher zu stehen vermeinen, als die Laien, und sich einer tiefern Gotteserkenntniß rühmen, als sie haben und haben können. Dies mag der katholische Priester, dies mag besonders der Papst thun, wir lutherischen Geistlichen aber haben keine andere Erkenntniß Gottes, als unsere Gemeinde und wir Alle keine andere, als die heilige Schrift. Wenn wir aber Haushalter über Gottes Geheimnisse heißen,

so sind wir das, weil wir Gottes Wort zu predigen berufen sind, und nicht unsere eigene Weisheit, weil wir mit den Gnadengaben des heiligen Geistes, die nicht blos den Geistlichen, sondern jedem gläubigen Christen zukommen, an dem Aufbau des Reiches Gottes arbeiten sollen. Wir stehen Alle mit verbundenen Augen vor dem Throne der ewigen Weisheit und sehen nur so viel, als uns der Glaube die Binde von den Augen nimmt. Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. — Doch ich sehe, lieber Herr Musikdirector, daß Euch meine Rede fast traurig gemacht hat, als hätte ich Euch irgend ein Leid gethan. Verzeihet mir dies ernste Wort um des Schmerzes willen, der meine Seele noch gefangen hält; — und nun sagt mir, was ist Euch widerfahren?"

„Leset diesen Brief!" bat Ebeling, indem er ein großes, entsiegeltes Schreiben hinhielt.

Gerhardt nahm es zur Hand, las es ruhig und sagte dann ohne alle Zeichen innerer Bewegung: „Ihr sollt fort von hier. Ihr seid als Professor der Musik an das academische Gymnasium nach Stettin berufen."

„Und das sagt Ihr so ruhig?" fragte Ebeling erstaunt.

Gerhardt sah ihn groß und milden Auges an und antwortete: „Soll es mich erschrecken, wenn Gott Euch auf einen andern Posten haben will? Meint Ihr, man brauche in Stettin keinen christlich-lutherischen Professor der Musik? Oder wollt Ihr dem Rufe keine Folge leisten?"

„Noch weiß ich's nicht," entgegnete Ebeling schüchtern. „Ich möchte gehen und bleiben, — ich sinne, wiege und wäge, aber das Zünglein der Entscheidung schwankt hin und her."

„Ich will es Euch sagen, warum!" fiel hier Meister Jung ein. — „Ihr wollt nicht gehen um meinetwillen! Ihr wisset, daß ich Herrn Gerhardt nun und nimmermehr verlasse, so lang er in Berlin bleibet. Ihr wollet nicht, daß ein alter Vater nun allein stehe fern von den Seinen, — Ihr wollt mir meine Tochter nicht aus meinen Augen nehmen. Diese Liebe danke ich Euch, mein theurer Sohn, aber ziehet hin in Gottes Namen! Soll nicht ein Weib Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen? Ja, ja, ziehet nur hin" — setzte er dann noch hinzu und zwar mit gebrochener Stimme — „wenn einst mein Sterbestündlein kommt, wird doch wohl auch meine Dorothea kommen und ihrem Vater die Augen zudrücken."

Dorothea, die zum ersten Male in ihrem Leben ihren Vater so weichen Gemüthes werden sah, eilte bei diesen Worten auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, weinte und sprach: „Vater, wollt Ihr mich von Euch stoßen?"

„Mein Kind," tröstete Meister Jung — „das will ich nicht thun, das kann ich nicht thun. Ich habe ja Niemand als Dich, meines Alters Freude und Wonne! Nein, mein gutes Kind, so meine ich's nicht! Weine nicht mehr," — fuhr er fort, und küßte sie auf die Stirn. „Wir sind Alle unter Gott!"

„Ich bleibe hier," sagte jetzt Ebeling schnell.

Da warf Gerhardt einen ernsten, fragenden Blick auf ihn und sprach: „Mein Freund, so leicht und schnell wollt Ihr doch dem Rufe Gottes nicht entrinnen! Ja, ich sage, es ist Gottes Ruf, der an Euch gegangen ist, Ihr müßt gehen, wohin er Euch sendet. Hütet Euch, Freunde, daß Ihr aus falscher Menschenliebe nicht an der Liebe und dem Gehorsam Gottes sündigt. Ich sehe, daß ich selbst Euch als ein Hinderniß erscheine, — ich armer, geringer Mann! Nein, da sei Gott vor, daß ich Solches geschehen lasse. Lieber Gevatter," — wandte er sich dann an Meister Jung — „ich weiß, daß Ihr mich liebet, mehr, denn ich verdiene; aber um meinetwillen sollt Ihr Euch und Eurem Kinde kein Herzeleid zufügen. Ziehet in Gottes Namen mit den Euren nach Stettin. —"

„Das trauet Ihr mir zu?" unterbrach ihn Meister Jung und legte seine beiden Hände auf die Brust. „Nein, mein ehrwürdiger Herr, ich würde meineidig vor Gott werden, wenn ich Euch allein hier in Berlin zurückließe. Ja wisset es nur, ich habe es mir geschworen mit einem heiligen Eide, daß ich Euch dienen will mit Gut und Blut, mit meiner letzten Habe. Ich weiß wohl, daß Ihr meiner Hilfe nicht bedürfet, daß Euch hundert andere Häuser offen stehen, die Euch aufnehmen, ich weiß, daß Ihr mich in allen Stücken entbehren könnt, — aber ich nicht Euch. Und nun redet mir nicht länger darein, — Ihr gehet, lieben Kinder, wohin Gott Euch ruft — und ich bleibe, wohin Gott mich

gerufen hat. Gott ist groß und wunderbar in seiner Macht und Gnade, — er selber, unser Gott und Vater, kann entscheiden, kann binden und lösen. So lange er mir nicht ein Zeichen gibt, daß er mich meines Eides losgibt, so lange ist es eitle Mühe, mir darein zu reden.“

„Ich weiß Rath und Hilfe,“ rief jetzt plötzlich Dorothea fröhlich aus. „Ehrwürdiger Herr Pathe, Ihr ziehet mit uns nach Stettin, dann wird der Vater auch mit gehen.“

„Liebes Kind,“ entgegnete Gerhardt lächelnd — „Dein Herz ist gut und freundlich, aber Du weißt nicht, was Du bittest und verlangest. Gibt es für mich keinen andern Ort, wohin Gott mich haben will, so kann ich nur hier bleiben, bis ich sterbe. Dein Vater sagt recht: Wir sind Alle unter Gott! Wo er zu den Menschenkindern spricht: Scheidet! da gibts kein Zögern, sondern nur ein williges Dienen und Gehorchen.“

Jetzt ertönte ein leises Klopfen an der Thüre, und ein Mann trat ein, der seiner Kleidung nach ein reicher Kaufherr war, aber allen Anwesenden bekannt und lieb sein mußte. Ehe er noch seinen Gruß anbringen konnte, ging Gerhardt unruhig und fast ängstlich auf ihn zu und sagte: „Herr Sturm, was führet Euch zu mir?“

„Ich kann Niemanden anders nennen, als Gott selber,“ antwortete der Fremde. „Ich habe Euch im so eben empfangenen Auftrage eines entfernten Freundes und Gevatters eine Mittheilung zu machen und eine Frage zu stellen.“ — „Nein, bleibt nur, lieben

Freunde," sagte er dann zu den Dreien gewendet, welche bei diesen Worten sich nach der Thüre wandten. — „Was ich mitzutheilen habe, kann kein Geheimniß bleiben am Wenigsten vor Euch, Meister Jung, und unserm lieben Musikdirector und seiner theuren Hausfrau, von welchen ganz Berlin und Cöln weiß, daß Ihr unsers ehrwürdigen Herrn Gerhardts liebe, theure Freunde seid."

„Ihr macht mich unruhig, lieber Herr," sagte Gerhardt. „Bringt Ihr frohe oder traurige Botschaft?"

„Eine traurige für uns lutherischen Bürger," antwortete Herr Sturm — „und doch auch wiederum eine frohe, weil sie für Euch ehrenhaft ist. Doch ich will nicht länger Euch in Ungewißheit lassen. Ich habe so eben von meinem Freunde und Gevatter, dem Stadtrichter Nicolai in Lübben, ein Schreiben erhalten, das Euch betrifft. Das dortige Archidiaconat ist erledigt und Rath und Bürgerschaft haben auf Euch ihr Augenmerk gerichtet und fragen, ehe sie das Weitere mit Euch selber verhandeln, durch mich an, ob Ihr Euch entschließen wolltet, dort zu Lübben eine Gastpredigt zu halten."

„Mir diese Botschaft?" fragte Gerhardt auf das Tiefste erschüttert. „Mir armen, vertriebenen, ausgestoßenen Manne?"

„Und warum nicht Euch?" rief der Kaufherr aus. „Meinet Ihr, daß Euer Name nur hier in Eurer Gemeinde bekannt sei? Singt man nicht Eure Lieder in

Herr, ich warte auf dein Heil! 1 Mos. 49, v. 18.“

„Am 6. Februar 1666. Mein lieber Herr ist heute seines Amtes entsetzt worden! Auch diese Prüfung noch! Meine Kraft ist schwach, aber der Herr weiß ja, wie viel ich noch tragen kann. Halte du aus, mein Gerhardt, schäme dich des Evangelii von Christi nicht, und lege immerdar ein gutes Zeugniß ab vor vielen Zeugen. Ich folge dir ins Elend, in die Wüste, in Noth und Tod. Fürchte dich nicht vor Denen, die wohl den Leib tödten, aber die Seele nicht tödten mögen.

Gerhardt, ich weiß, du rühmst dich nie, denn du bist sanftmüthig und vom Herzen demüthig; aber jetzt rühme dich laut und treu, — rühme dich des Herrn Jesu Christi. Bleibe treu, sieh nicht auf mich und unser Kind, ohne Gottes Willen fällt ja kein Sperling vom Dache — wir werden nicht Hungers sterben. Halt aus, mein Gerhardt, bis du gekommen bist zu dem Berge Zion und zur Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmlischen Jerusalem und zu der Menge vieler tausend Engel, und zu der Gemeinde der Erstgebornen, die im Himmel angeschrieben sind und zu Gott, dem Richter über Alle, und zu den Geistern der vollkommenen Gerechten und zu dem Mittler des neuen Testaments, Jesu!

Gott segne dich, mein Gerhardt! Jetzt fühle ich's, wie groß du bist, und wie gering ich bin, deine arme Magd! —“

„Du treue, fromme Seele!“ rief hier Gerhardt mit bewegter Stimme aus. „So hat mein Weib ge-

dacht, — wie niedrig ſtehe ich vor ihr, daß zuweilen kleinmüthige Gedanken meine Seele beſchlichen! Nun, du lieber, ſeliger Geiſt, dies dein Wort ſei mir dein beßtes Vermächtniß; du ſollſt dich deines Gerhardt nicht ſchämen.“

Als der theure Gottesmann hier vor Rührung nicht weiter zu reden vermochte und ſeine Thränen ungehindert fließen ließ, fragte ihn Dorothea: „Noch ein Tag iſt aufgezeichnet, ſoll ich ihn Euch leſen, lieber Herr Pathe?“

„Thue es, mein Kind,“ bat er. „Von dieſem Teſtamente ſoll mir nicht ein Buchſtabe verloren gehen.“

Und Dorothea fuhr nun fort:

„Am 29. Februar 1668. Geſtern abends warf ich ein wenig Blut aus, was die Meinen gar ſehr erſchreckte. Ich beruhigte ſie, weil mir ſonſt kein Leid zufiel. Aber heute fühle ich's — meine Kräfte ſchwinden mit jedem Augenblicke. Ein unheimlicher Hauch geht durch meine Glieder, der mich erkältet. Es wird wohl der Bote ſein, der mich von hier abruft. Soll es alſo ſein, Herr, ſo gib, daß ich die Schwachheit meines Herzens beſiege. Dir befehle ich meinen lieben Eheherrn und mein einziges Kind, das du mir armen, ſündigen Magd aus großer Gnade gelaſſen haſt. In deine Hände befehle ich Seele und Leib! — Ich kann nicht mehr — die Hand zittert! —

Chriſtus iſt mein Leben und Sterben mein Gewinn. Philip. 1, 21.“

„Gib her, mein Kind,“ ſagte hier Gerhardt, als Dorothea ſchwieg, und er das Buch aus ihren Händen nahm! Ich armer, blinder Mann, daß ich dieſen Schatz in meinem Hauſe hatte und ihn nicht fand! Fortan ſoll dieſe Bibel meines Hauſes Schatz und Erbe ſein, und übergehen von Kind auf Kindeskind, wenn anders Gott meinen Stamm will leben laſſen auf Erden.“

„Das wird er thun,“ tröſtete Dorothea. „Euer Friedrich wird Euch bleiben und Euch einſt die Augen zu drücken.“

„Ja, das wird er thun,“ ſagte Gerhardt für ſich hin und mit dem Anſchein, als wüßte ſeine Seele nicht, was ſein Mund ſprach. Und ſo war es auch; ſein ganzer innerer Menſch war von dem Bilde ſeines Weibes erfüllt; er hatte kein anderes Wort als von ihr. „Wie liebreich war ſie,“ fuhr er fort und blickte träumeriſchen Auges vor ſich hin. — „Ihr Herz hatte Liebe für alle Menſchen. Sie war die Zuflucht aller Freunde und Nachbarn, die helfende Freundin aller Mühſeligen und Beladenen. Wie eine Prieſterin des Herrn theilte ſie Frieden und Verſöhnung aus in die wunden Seelen. Sie kannte keine Rache, — ſie hatte kein Gedächtniß für Schmach und Kränkung, ach wie oft ſammelte ſie feurige Kohlen auf das Haupt Deſſen, der ihr wehgethan! Wie oft hat ihre Freundlichkeit und Milde die harte Rinde um das verſtockte Gemüth gelöſet, wie oft hat ſie durch Liebe zur Erkenntniß der Sünde gebracht! Sie war eine treue Martha, die am Glücklichſten iſt in treuer Sorge und Wartung des Hausweſens, —

ihr Haus war ihre irdische Heimath, der Ort ihres liebsten Wirkens und Schaffens; früh und spät mit heiterm, gottergebenen Sinn eine treue Verwalterin auch des kleinsten irdischen Gutes, was Gottes Gnade uns zutheilte. Und welche treue Mutter ihrer Kinder! Ach an ihr habe ich's erkannt, wie eine fromme Mutter des Kindes sichtbarer Engel und Schutzgeist ist! Die Dienerinnen im Hause schauten auf sie mit willigem Gehorsam, — sie war Herrin und Magd zu gleicher Zeit. Gehet hin in die Gemeinde und fraget nach ihr, — ihr findet Keinen, der mich um solchen Weibes willen nicht glücklich preiset. Aber sie war auch in Wahrheit eine Maria, die sich täglich zu des Herrn Jesu Füßen setzte und seiner Rede zuhörte. Wenn sie zur Kirche lauteten, dann nur wurde ihr das Haus zu eng und zu klein, und sie mußte hineilen, dem Herrn zu dienen mit der Gemeinde. Zählet die Kranken, die sie besucht und getröstet hat, zählet die Armen und Dürftigen, denen sie ihr Scherflein und ihr Brot getheilt hat, ihr könnt es nicht. Ach wie oft stand ich am Fenster und sah ihr auf der Straße nach, wie sie einherging züchtig und ehrsam, wie oft sprach ich da in meinem Herzen: Wem ein tugendsames Weib bescheeret ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen! — Maria, du hättest mich armen, alten Mann nicht verlassen sollen!"

Als hier Gerhardt in tiefes Schweigen versank, wurde es den Umstehenden fast ängstlich zu Muthe. So tief von Leid ergriffen hatten sie ihn noch nicht gefunden. Dorothea mochte es zunächst fühlen, daß es

noth that, in das trauernde Herz einen andern Gedanken zu bringen; sie warf deshalb ihrem Gatten einen auffordernden Wink zu und dieser sagte nun:

„Nun, lieber, ehrwürdiger Freund, wenn Ihr anders erlaubtet, möchte ich Euch um einen guten Rath bitten, der über meine ganze irdische Zukunft entscheidet.“

„Da müßt Ihr Eure Sache Gott vortragen, und nicht den Menschen,“ antwortete Gerhardt ernst.

„Aber,“ warf Ebeling ein — „weiset uns Gott nicht selbst an erleuchtete Seelen, an solche, welchen der Rath des Herrn weniger ein Geheimniß ist, als uns, die wir mit unsern Sorgen und Arbeiten zu sehr an diese Welt gebunden sind? Sind nicht die Prediger Haushalter über Gottes Geheimnisse?“

„Mein Freund,“ entgegnete Gerhardt schmerzlich lächelnd — „wenn Ihr uns arme Geistliche in solchem Sinne zu Haushaltern über Gottes Geheimnisse machet, daß wir des Herrn Sinn erkennen und sein Rathgeber sein sollen, so straft Ihr uns billig für jene Priesterhoffart, für jenen geistlichen Stolz, mit welchem leider oft manche Geistliche Gott näher zu stehen vermeinen, als die Laien, und sich einer tiefern Gotteserkenntniß rühmen, als sie haben und haben können. Dies mag der katholische Priester, dies mag besonders der Papst thun, wir lutherischen Geistlichen aber haben keine andere Erkenntniß Gottes, als unsere Gemeinde und wir Alle keine andere, als die heilige Schrift. Wenn wir aber Haushalter über Gottes Geheimnisse heißen,

so sind wir das, weil wir Gottes Wort zu predigen berufen sind, und nicht unsere eigene Weisheit, weil wir mit den Gnadengaben des heiligen Geistes, die nicht blos den Geistlichen, sondern jedem gläubigen Christen zukommen, an dem Aufbau des Reiches Gottes arbeiten sollen. Wir stehen Alle mit verbundenen Augen vor dem Throne der ewigen Weisheit und sehen nur so viel, als uns der Glaube die Binde von den Augen nimmt. Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. — Doch ich sehe, lieber Herr Musikdirector, daß Euch meine Rede fast traurig gemacht hat, als hätte ich Euch irgend ein Leid gethan. Verzeihet mir dies ernste Wort um des Schmerzes willen, der meine Seele noch gefangen hält; — und nun sagt mir, was ist Euch widerfahren?"

„Leset diesen Brief!" bat Ebeling, indem er ein großes, entsiegeltes Schreiben hinhielt.

Gerhardt nahm es zur Hand, las es ruhig und sagte dann ohne alle Zeichen innerer Bewegung: „Ihr sollt fort von hier. Ihr seid als Professor der Musik an das academische Gymnasium nach Stettin berufen."

„Und das sagt Ihr so ruhig?" fragte Ebeling erstaunt.

Gerhardt sah ihn groß und milden Auges an und antwortete: „Soll es mich erschrecken, wenn Gott Euch auf einen andern Posten haben will? Meint Ihr, man brauche in Stettin keinen christlich-lutherischen Professor der Musik? Oder wollt Ihr dem Rufe keine Folge leisten?"

„Noch weiß ich's nicht," entgegnete Ebeling schüchtern. „Ich möchte gehen und bleiben, — ich sinne, wiege und wäge, aber das Zünglein der Entscheidung schwankt hin und her."

„Ich will es Euch sagen, warum!" fiel hier Meister Jung ein. — „Ihr wollt nicht gehen um meinetwillen! Ihr wisset, daß ich Herrn Gerhardt nun und nimmermehr verlasse, so lang er in Berlin bleibet. Ihr wollet nicht, daß ein alter Vater nun allein stehe fern von den Seinen, — Ihr wollt mir meine Tochter nicht aus meinen Augen nehmen. Diese Liebe danke ich Euch, mein theurer Sohn, aber ziehet hin in Gottes Namen! Soll nicht ein Weib Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen? Ja, ja, ziehet nur hin" — setzte er dann noch hinzu und zwar mit gebrochener Stimme — „wenn einst mein Sterbestündlein kommt, wird doch wohl auch meine Dorothea kommen und ihrem Vater die Augen zudrücken."

Dorothea, die zum ersten Male in ihrem Leben ihren Vater so weichen Gemüthes werden sah, eilte bei diesen Worten auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, weinte und sprach: „Vater, wollt Ihr mich von Euch stoßen?"

„Mein Kind," tröstete Meister Jung — „das will ich nicht thun, das kann ich nicht thun. Ich habe ja Niemand als Dich, meines Alters Freude und Wonne! Nein, mein gutes Kind, so meine ich's nicht! Weine nicht mehr," — fuhr er fort, und küßte sie auf die Stirn. „Wir sind Alle unter Gott!"

„Ich bleibe hier," sagte jetzt Ebeling schnell.

Da warf Gerhardt einen ernsten, fragenden Blick auf ihn und sprach: „Mein Freund, so leicht und schnell wollt Ihr doch dem Rufe Gottes nicht entrinnen! Ja, ich sage, es ist Gottes Ruf, der an Euch gegangen ist, Ihr müßt gehen, wohin er Euch sendet. Hütet Euch, Freunde, daß Ihr aus falscher Menschenliebe nicht an der Liebe und dem Gehorsam Gottes sündigt. Ich sehe, daß ich selbst Euch als ein Hinderniß erscheine, — ich armer, geringer Mann! Nein, da sei Gott vor, daß ich Solches geschehen lasse. Lieber Gevatter," — wandte er sich dann an Meister Jung — „ich weiß, daß Ihr mich liebet, mehr, denn ich verdiene; aber um meinetwillen sollt Ihr Euch und Eurem Kinde kein Herzeleid zufügen. Ziehet in Gottes Namen mit den Euren nach Stettin. —"

„Das trauet Ihr mir zu?" unterbrach ihn Meister Jung und legte seine beiden Hände auf die Brust. „Nein, mein ehrwürdiger Herr, ich würde meineidig vor Gott werden, wenn ich Euch allein hier in Berlin zurückließe. Ja wisset es nur, ich habe es mir geschworen mit einem heiligen Eide, daß ich Euch dienen will mit Gut und Blut, mit meiner letzten Habe. Ich weiß wohl, daß Ihr meiner Hilfe nicht bedürfet, daß Euch hundert andere Häuser offen stehen, die Euch aufnehmen, ich weiß, daß Ihr mich in allen Stücken entbehren könnt, — aber ich nicht Euch. Und nun redet mir nicht länger darein, — Ihr gehet, lieben Kinder, wohin Gott Euch ruft — und ich bleibe, wohin Gott mich

gerufen hat. Gott ist groß und wunderbar in seiner Macht und Gnade, — er selber, unser Gott und Vater, kann entscheiden, kann binden und lösen. So lange er mir nicht ein Zeichen gibt, daß er mich meines Eides losgibt, so lange ist es eitle Mühe, mir darein zu reden.“

„Ich weiß Rath und Hilfe,“ rief jetzt plötzlich Dorothea fröhlich aus. „Ehrwürdiger Herr Pathe, Ihr ziehet mit uns nach Stettin, dann wird der Vater auch mit gehen.“

„Liebes Kind,“ entgegnete Gerhardt lächelnd — „Dein Herz ist gut und freundlich, aber Du weißt nicht, was Du bittest und verlangest. Gibt es für mich keinen andern Ort, wohin Gott mich haben will, so kann ich nur hier bleiben, bis ich sterbe. Dein Vater sagt recht: Wir sind Alle unter Gott! Wo er zu den Menschenkindern spricht: Scheidet! da gibts kein Zögern, sondern nur ein williges Dienen und Gehorchen.“

Jetzt ertönte ein leises Klopfen an der Thüre, und ein Mann trat ein, der seiner Kleidung nach ein reicher Kaufherr war, aber allen Anwesenden bekannt und lieb sein mußte. Ehe er noch seinen Gruß anbringen konnte, ging Gerhardt unruhig und fast ängstlich auf ihn zu und sagte: „Herr Sturm, was führet Euch zu mir?“

„Ich kann Niemanden anders nennen, als Gott selber,“ antwortete der Fremde. „Ich habe Euch im so eben empfangenen Auftrage eines entfernten Freundes und Gevatters eine Mittheilung zu machen und eine Frage zu stellen.“ — „Nein, bleibt nur, lieben

Freunde," sagte er dann zu den Dreien gewendet, welche bei diesen Worten sich nach der Thüre wandten. — „Was ich mitzutheilen habe, kann kein Geheimniß bleiben am Wenigsten vor Euch, Meister Jung, und unserm lieben Musikdirector und seiner theuren Hausfrau, von welchen ganz Berlin und Cöln weiß, daß Ihr unsers ehrwürdigen Herrn Gerhardts liebe, theure Freunde seid."

„Ihr macht mich unruhig, lieber Herr," sagte Gerhardt. „Bringt Ihr frohe oder traurige Botschaft?"

„Eine traurige für uns lutherischen Bürger," antwortete Herr Sturm — „und doch auch wiederum eine frohe, weil sie für Euch ehrenhaft ist. Doch ich will nicht länger Euch in Ungewißheit lassen. Ich habe so eben von meinem Freunde und Gevatter, dem Stadtrichter Nicolai in Lübben, ein Schreiben erhalten, das Euch betrifft. Das dortige Archidiaconat ist erledigt und Rath und Bürgerschaft haben auf Euch ihr Augenmerk gerichtet und fragen, ehe sie das Weitere mit Euch selber verhandeln, durch mich an, ob Ihr Euch entschließen wolltet, dort zu Lübben eine Gastpredigt zu halten."

„Mir diese Botschaft?" fragte Gerhardt auf das Tiefste erschüttert. „Mir armen, vertriebenen, ausgestoßenen Manne?"

„Und warum nicht Euch?" rief der Kaufherr aus. „Meinet Ihr, daß Euer Name nur hier in Eurer Gemeinde bekannt sei? Singt man nicht Eure Lieder in

allen Ländern deutscher lutherischer Zunge? Und ist es nicht überall als eine Trauerbotschaft bekannt, daß Ihr durch die Strenge unsers Churfürsten Eurem Amte entrissen seid? Ist es nun ein Wunder, wenn die Seelen Euch suchen, die Euch lieben?"

„Nach Lübben?" sprach hier Gerhardt still für sich hin, und so ernst mit sich selber beschäftigt, daß er das Lob des Kaufherrn ganz überhört hatte.

„Ja," fuhr Herr Sturm fort — „gewissermaßen in Euer Vaterland zurück, nach Sachsen. Wenn auch der edle Herzog von Sachsen-Merseburg, dem diese Stadt gehört, an der Besetzung dieser Stelle keinen unmittelbaren Antheil hat, indem der Rath daselbst frei darüber verfügt, so lässet sich doch fast mit Sicherheit annehmen, daß der fromme und liebreiche Fürst dabei nicht ganz unthätig gewesen ist, daß Ihr zu einer Gastpredigt aufgefordert werdet. Da es dem theuren Herzoge nicht gelang, Euch nach Merseburg zu ziehen, so wird es ihn freuen, daß Ihr doch in seinem Lande wenigstens lebet und wirket."

„Ihr habt recht, mein Vaterland!" rief Gerhardt aus, immer noch mit sich selbst beschäftigt und nur halb Theilnehmer an der Rede seines Freundes. „Ach welchen süßen Klang hat doch der Name Vaterland!"

„Und wie wahrhaft tröstlich muß Euch und Allen dieser Ruf ins Vaterland erscheinen?" sagte der Kaufherr. „Nicht mit Unrecht wird der Engherzigkeit, dem Vorurtheile und der Ungerechtigkeit des menschlichen Herzens der Vorwurf gemacht, daß ein Land eher für

Fremde, als für seine eigenen Söhne besorgt ist! Mußte nicht selber unser Herr von sich sagen: Ein Prophet gilt nirgends weniger, denn in seinem Vaterlande und in seinem Hause? Wie oft ist es geschehen, daß man treue, verdiente Männer in ihrem Vaterlande unbeachtet, oft selbst in Noth und Elend gelassen hat, während man oft untreue und unverdiente Männer aus der Fremde herbeizog? Um so erquicklicher ist es deshalb, daß Euer Vaterland diesmal mehr Gerechtigkeit übt.“

„Aber desto schmerzlicher für uns,“ setzte Meister Jung hinzu. „Ist es nicht wahrhaft demüthigend, zu sagen, daß ein lutherischer Prediger im nächsten Nachbarlande frei und ungehindert seinen Glauben predigen darf, während es ihm bei uns verboten ist? Scheint es doch, als ob Sachsen von Gott berufen sei, das Unrecht, was die lutherischen Prediger bei uns erleiden müssen, wieder gut zu machen und den vertriebenen Geistlichen gastfreundlich und christlich Thor und Thür und Kanzel zu öffnen. So war es mit Reinhart, der in Leipzig Aufnahme fand, und so ist es jetzt mit unserm Herrn Gerhardt, der in Lübben seine Heimath finden soll. Ich weiß wohl, daß Viele, die dem Churfürsten einen Gefallen zu thun vermeinen, wenn sie in jedes seiner Worte schwören, sagen werden: Herr Gerhardt ist nicht vertrieben worden! Der Churfürst hat ihn freiwillig wieder in sein Amt eingesetzt und ihm sogar den Revers erlassen! Sie werden darüber viel Lobens und Rühmens machen, und unsern Gerhardt der Engherzigkeit, des Vorurtheils, oder wohl gar des Trotzes

und des Eigenwillens beschuldigen. Ich aber sage: Eine Verordnung, welche dem von Gott berufenen und von der Gemeinde angenommenen Prediger und Seelsorger die Freiheit des Wortes beschränkt, ein Edict, welches den Kirchenfrieden dadurch herstellen will, daß es den Schaden mit Gewalt zudeckt, statt ihn durch ehrliche Kämpfe zu heilen, — ein solches Edict ist jedem gewissenhaften lutherischen Prediger so gut, wie eine Landesverweisung. Und das ist's, was mich schmerzt! Gott bewahre uns vor noch schlimmern Zeiten!"

„Wir wollen dies vertrauend hoffen," sagte der Kaufherr. „Wir kämpfen doch nicht um irdische Güter, sondern um der Seele Heil und Seligkeit. Auch dieser Kampf wird nicht ohne Segen sein und wird, wenn auch nicht uns, doch unsern Kindern den wahren Frieden bringen. Doch," so wandte er sich jetzt an Gerhardt — „seid Ihr im Stande, lieber Freund, mir eine bestimmte Antwort auf meine Anfrage zu geben?"

Gerhardt schrak bei diesen an ihn gerichteten Worten wie aus einem Traume auf. Nur mit sich beschäftigt, war ihm die bisherige Unterredung seiner Freunde völlig verloren gegangen. Als er jetzt mit seinen milden, träumischen Augen auf den Kaufherrn blickte und ihn um Wiederholung seiner Frage zu bitten schien, sagte dieser: „Ich wünschte gern noch heute den harrenden Boten nach Lübben abzufertigen; könnt Ihr mir sagen, ehrwürdiger Freund, wozu Ihr Euch entschlossen habt?"

Da erhob ſich Gerhardt von ſeinem Stuhle und ſprach mit veſter Stimme: „Ich will gehen, wohin Gott mich ſendet! Bin ich zwar faſt zu alt, um noch eine neue Heimath zu ſuchen, und war es auch mir ein gar lieber Troſt, einſt und vielleicht bald an der Seite meines ſeligen Weibes der Auferſtehung entgegen zu ſchlummern, ſo will ich doch Fleiſch und Blut nicht achten und fragen, und den Weg gehen, den der Herr mir zeigt. Ja, ich fühle es, ich ſoll noch weiteres Zeugniß geben vom Evangelio, — ich fühle, ich habe noch Manches auf dem Herzen, das ich nicht in mein Grab mitnehmen darf! Ich bin bereit zu thun, was der Rath zu Lübben von mir verlangt.“

„Gott ſegne Euch dieſen Entſchluß!“ rief der Kaufherr aus. „Obgleich unſere Gemeinde trauern wird, wenn Ihr von hinnen zieht, ſo wird doch jedes Herz Euch nachrufen: „Der Herr ſei mit Euch!“ — Ja, des Herrn Rath iſt wunderbar, aber er führet es Alles herrlich hinaus!“

„Gelobt ſei er!“ ſetzte Meiſter Jung hinzu. „Nun iſt mir die Binde von den Augen genommen. Wo der Herr ſelbſt in ſeiner Gnade und Barmherzigkeit das Räthſel löſet, da muß Alles klar und licht vor uns werden. Mein lieber Herr Sohn“ — wandte er ſich an Ebeling — „Ihr habt nun keine Wahl mehr, — Ihr müſſet nun nach Stettin, und Du mein Kind, meine theure Dorothea, willſt Du Deinen alten Vater mit Dir nehmen?“

„O Gott!“ rief Dorothea am Halſe ihres Vaters aus — „wie gut, wie gnädig biſt du!“ —

„Es ſollte ſo kommen,“ ſagte Gerhardt mit tiefer Bewegung. „Es war des himmliſchen Vaters Wille, daß wir uns trennen ſollten. Ihr ziehet nach Mitternacht und ich nach Mittag, aber unſer Geiſt wird oft hierher zurückkehren und ſich auf den Gräbern unſerer Lieben wiederfinden, bis wir auf immer wieder vereinigt werden, Alle, die hier einen guten Kampf des Glaubens gekämpft haben. Das walte Gott!“

Und noch am ſelben Tage, am 12. September 1668, ſchrieb Gerhardt folgenden Brief an den Rath zu Lübben:

Demſelben ſind mein ſchuldiges Gebet und willigſte Dienſte zuvor und ich danke Ihnen gar höchlich für das chriſtliche Mitleiden, das Sie in meinem jetzigen Zuſtande mit mir tragen, wie auch für die Nachricht wegen der Ihres Ortes erledigten Predigerſtelle und zugleich angeführtes wohlgemeintes Begehren von meiner wenigen Perſon.

Gleich wie ich nun jederzeit mich ſchuldig bekennet, meinem Gott gehorſamlich zu folgen, und das wenige Vermögen, ſo er mir durch ſeine Gnade reichen wird, in ſeinem und ſeiner Kirche Dienſte aufzuwenden, alſo werde ich auch in Dem, was meine hochgeehrten Herren mir wegen Beſuchung Ihrer Stadt und Ablegung einer

Predigt großgünſtig angeſonnen, Ihnen nicht aus den Händen gehen, ſondern mich allemal willig und bereit darin beweiſen. Auch wollte ich Solches wohl auf's Allereheſte zu Werke richten; weil aber mir und den Meinigen anjetzt ſolche Verrichtungen vorfallen, daran andern Leuten, auch uns ſelbſt viel gelegen, und ohne meine Gegenwart nicht beſtellt werden können, ſo werde ich's wohl auf ein drei oder auf's Längſte vier Wochen aufſchieben müſſen. Ich verhoffe, daß meine hochgeehrten Herren mir ſolchen meinen Verzug gern erlauben und geſtatten werden. Der allerhöchſte Gott gebe bis dahin gute Geſundheit, erhalte meine hochgeehrten Herren bei allem ſelbſterwünſchten Wohlſein und bewahre Sie vor allem Uebel. Ich verbleibe allemal

Deroſelben

Berlin, den 12. Sept. Anno 1668. gebets- und dienſtwilligſter Paulus Gerhardt.

Cap. 14.

Nachtrag.

Viele ſuchen das Angeſicht eines Fürſten, aber eines Jeglichen Gericht kommt vom Herrn.

Sprüchw. 29, 26.

Nachdem wir Paul Gerhardts Schickſale bis zur Entſcheidung ſeines Abganges nach Lübben erzählt haben, und ſomit die eigentliche Aufgabe gelöſet iſt, bleibt uns nur noch übrig, den weitern Verlauf des churfürſtlichen Vorhabens in Betreff der Herſtellung des Kirchenfriedens zwiſchen den Lutheriſchen und Reformirten, ſowie die letzten Schickſale der Hauptperſonen in unſerer Geſchichte in möglichſter Kürze mittheilen.

Daß die Abſicht des großen Churfürſten Friedrich Wilhelm, und ſein von ſeinem Vater Georg Wilhelm und ſeinem Großvater Johann Sigismund ihm vererbter Wunſch, zwiſchen den beiden Hauptpartheien der Evangeliſchen wenn nicht Einigkeit der Lehre, doch wenigſtens Verträglichkeit und gegenſeitige Duldung zu ſtiften, ein eben ſo ernſter als menſchenfreundlicher war, iſt außer allem Zweifel. Und wenn auch die Ereigniſſe

in dem Zeitraume, welchen unſere Geſchichte einnimmt, eine gewiſſe Strenge und Härte nicht verkennen laſſen und die alte Wahrheit beſtätigen, daß in Sachen der Religion jede äußere Gewalt, abgeſehen von dem Gewiſſensdruck, ein beklagenswerther Mißgriff iſt, der wohl äußere, durch Schreckmittel erzwungene Ruhe, aber niemals wahren Frieden herbeiführen kann, ſo iſt doch auch nicht zu vergeſſen, daß der Churfürſt erſt dann zur Gewalt ſchritt, als er mehr denn zwanzig Jahre hindurch es vergebens mit Milde und Schonung verſucht hatte.

Wir haben bereits geſehen, daß der Churfürſt ſchon zur Zeit, als Gerhardt in Berlin lebte und die Hoffnung auf endliche, völlig freie und unbedingte Wiedereinſetzung in ſein Amt noch nicht aufgegeben hatte, eine gewiſſe Mäßigung hinſichtlich der Edicte in ſo fern hatte eintreten laſſen, als er zwei Tage vor dem Tode ſeiner Gemahlin, der allgeliebten Churfürſtin Louiſe, die bisher von allen Geiſtlichen verlangten Reverſe völlig aufhob und befohlen hatte, nur auf ſolche Candidaten, welche der wittenberger Schule anhingen und von welchen zu erwarten ſei, daß ſie ſich des Läſterns und Verketzerns der Reformirten doch nicht enthalten würden, ein wachſames Auge zu haben und ihnen die Ordination und Confirmation zu verſagen. Aber freilich, ſo lange die Edicte noch in ihrer vollen Giltigkeit beſtanden, war für ſtreng lutheriſche Geiſtliche und für Männer mit ſolchem zarten Gewiſſen, wie Paul Gerhardt, ſo gut wie nichts gewonnen.

Sei es nun, daß der edle Fürſt, der den Frieden ſo aufrichtig wollte und frei war von aller Ungerechtigkeit und von aller Partheilichkeit für ſeine Kirche, von ſelbſt noch einer größern Mäßigung Raum gab, oder ſei es, daß einzelne ſeiner Räthe, oder die märkiſchen Stände, oder auch das freie, muthige Wort Paul Gerhardts ihn zu einer größern Nachgiebigkeit veranlaßten, — kurz, nicht ein volles Jahr nach Aufhebung des Reverſes hob er in einer Declaration vom 6. Mai 1668, die Auslegung der beiden Edicte vom Jahre 1662 und 1664 betreffend, dieſelben in ſo fern auf, als er ſowohl den lutheriſchen wie den reformirten Predigern geſtattete, die Lehren der Gegenparthei auf der Kanzel öffentlich zu widerlegen und ihre Zuhörer über die Streitpuncte auf das Beßte zu unterrichten, und verlangte nur, daß dies Alles ohne Bitterkeit, ohne Verketzerung und Verdammung und mit anſtändiger, chriſtlicher Beſcheidenheit geſchehe und daß dabei keine Parthei der andern ſolche Lehre und Folgerungen aus derſelben aufbürde, die nicht ausdrücklich in den öffentlichen Bekenntnißſchriften enthalten wäre.

Das war alſo eine förmliche Wiederanerkennung der Concordienformel und mehr war von Niemandem verlangt worden. Hätte der Churfürſt dieſe Erklärung im Jahre 1665 erlaſſen, ſo wäre, menſchlichem Abſehen nach, alles ſo ſchwere Herzeleid vermieden worden; der Archidiaconus Reinhart, der Propſt Fromm, der Diaconus Gerhardt wären ruhig in ihren Aemtern geblieben, und der arme, greiſe Lilius wäre wenigſtens eines

friedlichern Todes gestorben. Aber zu seinem großen Schmerze sollte nun der Churfürst erfahren, daß diese Mäßigung zu spät kam, ja daß sogar jetzt die weltlichen Beamten als seine Gegner auftraten.

Als nämlich Friedrich Wilhelm verlangte, daß der Inhalt der fraglichen Edicte nach der von ihm am genannten 6. Mai 1668 abgegebenen Erklärung von allen seinen Unterthanen, geistlichen und weltlichen Standes, beobachtet werden sollte, und er damit anfing, daß er zunächst von seinen Hofräthen und den sämmtlichen Mitgliedern des Consistorii, welche zum größten Theile aus Nichtgeistlichen bestanden, einen schriftlichen Revers forderte, in welchem sie nicht allein die ernstliche Beobachtung der Edicte, sondern auch die Anzeige der Uebertreter derselben versprechen sollten, da regte sich das lutherische Gewissen auch in den weltlichen Herren. Der Ober-Hofmarschall und Ober-Kammerpräsident Raban von Canstein war der Erste, der mit einer Gegenvorstellung auftrat; und bald folgten ihm mehrere der angesehensten Räthe, unter diesen auch jener Martin Friedrich Seidel, von welchem wir gesehen haben, daß er sich des hartbedrängten Propstes Fromm in jener merkwürdigen Sitzung angenommen hatte. Der Churfürst sah sich deshalb genöthigt, die widerspenstigen weltlichen Herren eben so, wie früher die Geistlichen, ihres Amtes zu entlassen. Und so geschah es, daß die gehofften Früchte der Mäßigung fast völlig verloren gingen. Auch kam es, so lange er lebte, in den streitenden Partheien nicht zur Ruhe und der

Churfürst mußte noch vielerlei heimliche und öffentliche Angriffe hinsichtlich seiner Edicte erleiden.

Friedrich Wilhelm, der große Churfürst, der letzte Churfürst von Brandenburg, starb am 29. April des Jahres 1688, seines Alters acht und sechzig Jahr, nachdem er fast acht und vierzig Jahre lang in einer schweren, drangsalvollen Zeit die Zügel der Regierung mit eben so viel Klugheit als Weisheit geführt hatte. Zwölf Jahre darauf wurde ihm die Statue auf der langen Brücke errichtet.

Die Churfürstin Louise Henriette, älteste Tochter Friedrich Heinrichs, Prinzen von Oranien und Erbstatthalters von Holland, geboren im Haag am 17. November 1627, und von ihrem neunzehnten Jahre an Gemahlin des großen Churfürsten, eine wahre Fürstin an Adel christlicher Gesinnung, eine fromme, demüthige Magd des Herrn, ein hilfreicher Engel der Armen und Elenden, ein treuer Schutzgeist ihres Hauses und ihres Landes, starb zu Cöln an der Spree den 8. Juni 1667 in einem Alter von 39 Jahren und 7 Monaten. Sie hatte ihrem durchlauchtigsten Gemahle drei Prinzen geboren, Carl Aemilius, Friedrich, der nachmalige erste König von Preußen und Ludwig. Ihr Gemahl selbst hat vier ihrer geistlichen Lieder herausgegeben und sie der fürstlichen Dichterin gewidmet. Zwei dieser Lieder: Jesus meine Zuversicht ꝛc. und: Ich will von meiner Missethat zum Herrn mich bekehren," sind seit der Zeit in alle Gesangbücher übergegangen, und werden zu allen Zeiten als kostbare Edelsteine in dem Kleinode

unſers evangeliſchen Liederſchatzes gelten. So ſehr ihr früher Tod auch den Churfürſten erſchüttert hatte, ſo ſah er ſich doch genöthigt, zu einer zweiten Ehe zu ſchreiten, indem er ein Jahr darauf, am 14. Juni 1668 zu Gröningen ſich mit der Wittwe des Herzogs Chriſtian Ludwig von Braunſchweig-Celle, Dorothea, einer gebornen Prinzeſſin von Holſtein-Glücksburg, vermählte. Auch dieſe gab ihrem Gemahl mehrere Söhne, und das war vielleicht mit Urſache, daß zwiſchen ihr und dem Churprinzen Friedrich fortwährend ein ſehr unfriedliches und unfreundliches Verhältniß beſtand. So wie Dorothea überhaupt an Lieblichkeit ihres äußern Weſens der ſchönen Louiſe nachſtand, ſo war auch ihr Herz weniger zur Milde und zur Demuth geneigt und ein ſtolzes Bewußtſein ihrer erhabenen Stellung drückte ſich in ihren Blicken und Geberden aus. Uebrigens war ſie eine thätige und einſichtsvolle Gehilfin ihres erlauchten Gemahls in der Verbeſſerung der Landeswohlfahrt und namentlich in der Erweiterung und Verſchönerung Berlins. Bereits zwei Jahre nach ihrer Vermählung mit dem großen Churfürſten wurde ſie die Gründerin einer neuen Vorſtadt, welche ſeitdem ihren Namen trägt und Dorotheenſtadt heißt, und den erſten Lindenbaum der ſchönen und berühmten Allee hat ihre eigene Hand gepflanzt.

Der Freiherr Otto von Schwerin, Oberpräſident der beiden Reſidenzen und der Mark, geboren im Jahre 1585, und durch die ihm anvertraute Erziehung der drei genannten Prinzen dem Churfürſten lieb und

werth geworden, stieg in der Gunst seines durchlauchtigsten Herrn immer mehr, ward zuletzt Staatsminister und Oberpräsident in allen Collegien. Mit seiner Stellung bei Hofe wuchs auch sein irdischer Besitz und durch den Ankauf vieler großen Rittersitze und Herrschaften sicherte er seiner Familie eine bedeutsame Macht im Lande. Er starb am 14. November 1679 in dem hohen Alter von vier und neunzig Jahren.

Der Hofprediger und Consistorialrath Bartholomäus Stosch, der in diesen Streitigkeiten nicht immer mit den redlichsten Waffen kämpfte, verblieb nicht allein in seiner einflußreichen Stellung, sondern wurde auch zuletzt zum Oberhofprediger befördert. Früher war er dem Socinianismus, das heißt, der Lehre nicht abgeneigt, welche die Vernunft als Richterin der göttlichen Offenbarung annimmt und unter Andern den Glauben an die Göttlichkeit Jesu und an die Dreieinigkeit verwirft. Wenn er auch später zum strengen Festhalten der reformirten Kirchenlehre zurückkehrte, so läßt sich doch aus seiner vorherrschenden Verstandesthätigkeit sein feindseliger, bitterer Sinn gegen die streng-lutherischen Prediger erklären, deren beseligende Glaubensinnigkeit er nicht zu würdigen verstand, weil er sie selber nicht hatte. Einen unleugbaren Beweis seines rauhen, fast liebelosen Gemüthes und der unchristlichen Verdammungssucht, die er doch so sehr an den Lutherischen tadelte, gibt der Schluß einer kleinen, nur aus vier Quartblättern bestehenden Schrift, welche in diese Streitperiode fällt und welcher wirklich also lautet: Die übel Passio-

nirten (nämlich die lutherischen Prediger) welche mit Hurern, Ehebrechern, Libertinern, Trunkenbolden und Ungerechten, dafern sie nur die Beichte mit dem dazu Gehörigen ablegen, und die leibliche Gegenwart und mündliches Essen des Leibes Christi im Brote eifrig bekennen, wohl synkretisiren — — diese werden ihr Urtheil tragen. Wir aber haben die Hoffnung, daß es uns am jüngsten Tage erträglicher ergehen werde, dafern wir sollten zu viel Liebe, Sanftmuth und Friedfertigkeit als zu viel Bitterkeit, Haß und Widerwärtigkeit gegen Andere erwiesen haben. Denn selig sind die Friedfertigen, aber den Zanksüchtigen ist Angst und Trübsal bereitet. Matth. 5, 9. Röm. 2, 8. —" Die Herausgabe der Briefe des armen, von ihm ins geistige und leibliche Elend getriebenen Propstes Fromm bleibt ihm ein Denkmal seiner unchristlichen Rachsucht, der nichts heilig ist, wenn es gilt, einen Verhaßten zu verderben. Daß es dem Archidiaconus Reinhart nicht auch so traurig ging, wie dem Propste Fromm, war nicht des Hofpredigers Schuld; denn in einer Consistorialsitzung, wo Reinharts unkluges und heftiges Benehmen bei einem Religionsgespräche zur Sprache kam und über die Bestrafung desselben verhandelt wurde, gab er den Rath, einen solchen Friedensstörer sogleich und ohne weitere Untersuchung aus der Stadt und aus dem Lande zu jagen. Es läßt sich fast mit Gewißheit annehmen, daß Stosch an der Strenge gegen die lutherischen Prediger, so weit sie vom Churfürsten geübt wurde, den hauptsächlichsten Antheil hatte und daß er eifrig bemüht war,

das Gemüth des Churfürſten mit Bitterkeit gegen die Lutheriſchen zu erfüllen.

Stoſch ſtarb zu Berlin am 25. Februar 1686.

Der Licentiat Andreas Fromm, von 1651 an Propſt zu St. Petri in Cöln an der Spree und drei Jahre darauf Conſiſtorialrath, und ein Vetter des Archidiaconus Johann Fromm, des Schwagers unſers Paul Gerhardt, war unſtreitig ein Mann von eben ſo tüchtiger Gelehrſamkeit als anfänglichem guten und ehrlichen Willen, die ſtreitenden Kirchen zu verſöhnen. Sein Unglück war die falſche Freundſchaft des Hofpredigers Stoſch, der nicht eher ruhte, als bis der betrogene Freund vernichtet war. An jenem 20. Juli 1666, wo er mit ſeiner Frau und fünf Kindern in aller Stille Berlin verließ, um der weitern Rache des Hofpredigers zu entfliehen, nahm er ſeinen Weg nach Wittenberg. Hier fiel er in die Hände des ſtrengen Abraham Calov, desſelben Mannes, welcher dem Churfürſten unter allen Lutheranern am Meiſten verhaßt war. Aeußere Noth, die Rückſicht auf Weib und Kinder, die von ihm Nahrung, Kleidung und Obdach verlangten, nöthigte ihn auf jeden Fall, auf die Seite der ſtrengen Lutheraner überzutreten und durch Ablegung des in Sachſen gebräuchlichen Religionseides ſich ſogar zum gewiſſenhaften Veſthalten an der Concordienformel zu verpflichten. Dieſer Schritt konnte freilich ſeine Ehre unter Menſchen nicht wiederherſtellen. Anfangs im Herzen reformirt geſinnt und ſomit als lutheriſcher Propſt ein Heuchler, dann übertretend zu den Gegnern des Reſcriptes, und zuletzt ein

ſtrenger Calovianer, wie es ſelbſt Paul Gerhardt nicht war, mußte er es natürlich mit jeder Parthei verderben und Allen verdächtig erſcheinen. Dies fühlte er auch, und da nicht Fehler ſeines Herzens, ſondern nur ſeines Charakters an dieſer ſtufenweiſen Abtrünnigkeit Schuld waren, und er weniger aus ſich ſelbſt, als vielmehr durch die Gewalt der Umſtände von einer Parthei zur andern getrieben wurde, war er um ſo mehr zu beklagen: denn böſe hat er es nie und mit Niemandem gemeint, auch mit ſich ſelbſt nicht, wohl aber es böſe mit ſich gemacht.

Das Conſiſtorium zu Altenburg hatte ihm ſichere Ausſicht eröffnet, als Superintendent in Eiſenberg angeſtellt zu werden; aber er fühlte, daß er einer ſolchen Stelle doch mit ruhigem Herzen und Gewiſſen nicht vorſtehen könnte. Er verließ deshalb zu Ende des Jahres 1667 mit Weib und Kindern Wittenberg unter dem Vorwande, daß er eine Reiſe nach Regensburg zu machen habe. Aber nicht nach Baiern, ſondern nach Böhmen ging ſein Weg, vielleicht von jeſuitiſchen Kunſtgriffen hingezogen; — denn hier, in Prag, ſchwor er in einer Kirche der Jeſuiten ſeinen lutheriſchen Glauben ab und wurde bald darauf zum katholiſchen Prieſter geweiht und trat ſogar in das Domcapitel zu Leitmeritz ein.

Ein merkwürdiges, warnendes Beiſpiel allzugroßer, unbewachter Gutmüthigkeit und des Mangels einer ernſten, geläuterten Geſinnung. Denn daß er nicht aus Ueberzeugung, ſondern vielmehr aus Gram über ſeine verfehlte, zerriſſene Laufbahn, aus Zerfallenheit mit ſich und der Welt katholiſch geworden iſt, beweiſet die

ſchmerzliche Reue, mit welcher er unter dem Chorrocke zu Leitmeritz ſeine Seele belaſtet fühlte. Ihm wurde nicht eher von Außen Ruhe, als im Grabe.

Die übrigen Geiſtlichen zu St. Nicolai und St. Marien in Berlin und frühere Collegen Paul Gerhardts kamen in Folge des Reſcriptes auch nicht zur Ruhe. Der Diaconus Samuel Lorentz verweigerte dem an des Propſtes Lilius Stelle berufenen Propſt Müller aus gleichen Gründen, wie er bereits früher gethan hatte, die Abſolution und ſchloß ihn dadurch nicht allein vom Genuſſe des heiligen Abendmahles, ſondern ſelbſt von der Kirchengemeinſchaft aus. Die Sache kam, in Folge einer Beſchwerde von Seiten des Propſtes, zur Kenntniß des Churfürſten, der nun die ſtrengſte Unterſuchung befahl. Lorentz konnte und wollte nicht leugnen. Da beſchloß der Churfürſt, den kühnen Geiſtlichen, der ſich ſo offen den landesherrlichen Geboten widerſetzte, als einen Rebellen zu beſtrafen, als ein warnendes Exempel. Nach mannigfach darüber geführten Verhandlungen *) kam es auch wirklich ſo weit, daß Lorentz unterm 8. Julius 1668 den Befehl erhielt, bis zum nächſten Sonnabende Berlin zu verlaſſen und ſich in keinem dem Churhute Brandenburgs zugehörigen Lande wieder blicken zu laſſen. Lorentz ging zunächſt nach ſeiner Vaterſtadt Guben in der Markgrafſchaft Niederlauſitz, die damals noch zu Churſachſen gehörte, und wurde bald darauf

*) Weiteres darüber ſiehe bei O. Schulz a. a. O. p. 424 f. in den Nachträgen.

als Pfarrer und Superintendent der niederlauſitzer Herrſchaften Forſta und Pförten wieder angeſtellt. Von hier aus, und zwar erſt zwei und ein halb Jahr nach dem Tode der Frau Gerhardt gab er „auf freundliches Begehren" die „in ſehr vornehmer und volkreicher Verſammlung in der Kirche St. Nicolai zu Berlin" bei ihrer Beiſetzung gehaltene Leichenrede heraus.

Der Propſt Müller, Amtsnachfolger des Propſtes Lilius, hatte zwar bei ſeinem Amtsantritte keinen Revers ausgeſtellt, aber doch in ſeiner Vocation die Verpflichtung zum Gehorſam gegen die churfürſtlichen Edicte von 1614, 1662 und 1664 unterſchrieben. Deshalb eben war ihm vom Diaconus Lorentz die Abſolution verweigert worden. Da aber Müller ſpäter von ſeinem Gewiſſen mannigfach der Untreue an ſeiner lutheriſchen Kirche angeklagt wurde und er in Folge deſſen Manches that, was ſeinem in der Vocation gegebenen Verſprechen zuwiderlief, und er deshalb vielerlei Anfechtungen unterlag, legte er aus Ueberdruß im Jahre 1685, drei Jahre vor des Churfürſten Tode, ſein Amt freiwillig nieder.

Der derenburger Prediger Adami, welchen der Churfürſt zum Nachfolger Paul Gerhardts vorgeſchlagen hatte, ward mit Entſchiedenheit vom Rath zurückgewieſen, und als er, ebenfalls auf churfürſtlichen Befehl nur bis zur Ernennung eines Andern interimiſtiſch den Kirchendienſt zu St. Nicolai verſehen ſollte, ließ ihm der Rath ſogar die Kirche verſchließen. Adami kam nun als Pfarrer nach Lebus, einige Stunden unterhalb Frankfurt an der Oder gelegen. —

Der Rath ernannte zu Gerhardts Nachfolger den Prediger Wolf aus der genannten Stadt Lebus, der nur ungern in dieſes neue Amt eintrat, und den Eintritt ſo lange als möglich verzögerte. Auch Wolf bereute bald ſeine angenommene Verpflichtung auf die churfürſtlichen Edicte und bekannte öffentlich von der Kanzel, daß er die Edicte in keinerlei Weiſe und Erklärung halten könne. „So wahr Gott meiner Seele gnädig ſein ſoll" — ſagte er — „und ich ein Kind Gottes zu werden hoffe, ſo wahr weiche ich in keinem Punkte, ja nicht in einem Jota von der Concordienformel." Die daraus für ihn entſtehenden Gehäſſigkeiten und Anfeindungen endigten damit, daß auch er vier Jahre darauf, im Jahre 1672, ſeines Amtes entlaſſen wurde. Er ging nach Hamburg, wo er 1699 als Dompaſtor ſtarb.

Der Diaconus Gigas, welchen ſein Widerruf des von ihm ausgeſtellten Reverſes auf Spandau gebracht hatte, wurde nach einigen Monaten vom Churfürſten begnadigt und kam dann als Pfarrer nach Streſow in Pommern.

Vom Archidiaconus Elias Sigismund Reinhart haben wir bereits erzählt, daß er ſchon am 27. Auguſt 1665 als Paſtor zu St. Nicolai in Leipzig angeſtellt wurde. Im Jahre darauf erhielt er die theologiſche Doctorwürde, ward Oſtern 1667 Rector der Univerſität und im ſelben Jahre noch Superintendent und Conſiſtorial-Aſſeſſor. Doch verwaltete er dieſe ehrenvollen Aemter nicht lange, indem eben ſo unerwartet als ſeltſam ſein Tod ihm bereitet war. Er wollte den Sand

von einem Briefe reiben, und ritzte sich dabei den Finger; dieſe kleine Wunde tödtete ihn. Der Finger entzündete ſich und mit ihm die ganze Hand. Dazu ſchlug der kalte Brand und, rettungslos, ſtarb er am 10. Septbr. 1669, nur vier und vierzig Jahre alt. Er war am 18. Mai 1625 in Halle geboren, und der Sohn eines ſächſiſchen Wachtmeiſters *).

Von dem geſammten geiſtlichen Miniſterio zu St. Nicolai und St. Maria blieben ſomit nur zwei in ihrem Amte, die beiden Diaconen Lubath und Helwig, welche, obgleich ſie ebenfalls mehrfach die Vorſtellungen gegen die churfürſtlichen Edicte und gegen den unglückſeligen Revers mit unterzeichnet hatten, dennoch ſich zu halten wußten.

Der treue und liebe Muſikdirector Johann Georg Ebeling ging wirklich, noch vor Abgang Paul Gerhardts nach Lübben, als Profeſſor der Muſik an das academiſche Gymnasium Carolinum zu Alten-Stettin ab, begleitet von ſeiner frommen, herzlieben Dorothea und deren Vater, Meiſter Jung. Doch auch ihm war der Tod näher, als er glaubte. Ganz unerwartet ſtarb er daſelbſt ſchon im Jahre 1676, erſt ſechs und funfzig Jahre alt. Er war im Jahre 1620 in Lüneburg geboren. Nach ſeinem Tode kehrte ſeine Wittwe mit ihrem Vater nach Berlin zurück. Still, ergeben in Gottes Rath, treu dem Bekenntniſſe ihres Glaubens,

*) Weiteres über ihn in Sachſens Kirchengallerie, Dresden, bei H. Schmidt. Band IX p. 57.

ſtarben Vater und Tochter bald nach einander. Gottes Frieden den lieben, treuen Seelen!

Das letzte (zehnte) Dutzend der gerhardt'ſchen Lieder, welche Ebeling vierſtimmig und mit Begleitung zweier Violinen und eines Baſſes herausgegeben hatte, erſchien im Mai 1667. Der vollſtändige Titel, welcher unſern Ebeling charakteriſirt, heißt: Pauli Gerhardti geiſtliche Andachten, beſtehend in 120 Liedern, auf hoher und vornehmer Herren Anforderung in ein Buch gebracht, der göttlichen Majeſtät zuvörderſt zu Ehren, dann auch der werthen und bedrängten Chriſtenheit zum Troſte, und einer jeden gläubigen Seele zur Vermehrung ihres Chriſtenthums alſo dutzendweiſe mit neuen ſechsſtimmigen Melodien geziert. — Wie ſtark das Verlangen nach dieſen Liedern war, geht daraus hervor, daß Ebeling zwei Jahre darauf, 1669, zu Stettin eine neue Ausgabe beſorgen mußte. Von den Melodieen haben ſich am Meiſten verbreitet und erhalten die, welche er zu den Liedern: Voller Wunder, voller Kunſt — Schwing dich auf zu deinem Gott — Warum ſollt' ich mich denn grämen — gemacht hatte. Jedes einzeln erſchienene Dutzend hatte er, ganz in der Art ſeines Charakters, mehrern und in der Regel ebenfalls einem Dutzend Perſonen mit einer beſondern Vorrede gewidmet, in welcher er mit gar vieler Gewandtheit die Perſönlichkeit und die äußere Stellung der Leute mit dem Inhalte der Lieder in Verbindung zu bringen und wahrhaft erbaulich auszulegen wußte. Das erſte Dutzend widmete er den Prälaten, Grafen, Herren, Ritterſchaft und Ständen

der Chur- und Mark Brandenburg diesseits der Oder und jenseits der Elbe —; das zweite zwölf „Hoch-, Wohl- und Edlen auch viel Ehr- und Tugendreichen Berlin und Cöln eingebornen Frauenzimmern;" — das dritte zwölf „Edlen, Vesten, Hochgelehrten und Wohlbenannten Herren Advocaten des churfürstlichen brandenburg. Kammergerichts" — das vierte zwölf „ausländischen in Berlin und Cöln wohnenden Frauenzimmern" — das fünfte neun „vornehmen adligen und bürgerlichen churfürstlichen Räthen" — das sechste sechs „wohledlen, wohlehrenvesten, großachtbaren und hochgelehrten Herren Aerzten und vier wohlehrenvesten, vorachtbaren und wohlvornehmen Herren Apothekern" — das siebente zwölf „churfürstl. Secretäten verschiedener Kammern und Collegien" — das achte zwölf „vornehmen Kauf- und Handelsleuten zu Berlin und Cöln" — das neunte zwölf „kunstreichen und wohlbenannten Bürgern der beiden genannten Städte" und das zehnte zwölf „einheimischen und ausländischen Frauenzimmern."

Als Beispiel der gemüthlichen Redeweise unsers Ebelings geben wir noch die Dedicationsworte im achten Dutzend an die zwölf Kaufleute. Diese lauten: Bei dem christlichen Beruf und sonderbarem Zustande ihres Lebens erinnere ich mich ihrer, wo nicht eigener, jedoch meist angehender Musik, welche nicht das geringste Stück dero Erquickung und Labsal zu sein pfleget. Denn es hat der Höchste, nach dem Andere zu Hause sitzen und sich an einer wohl aufgewarteten Ruhe begnügen lassen, sie

meist von Jugend auf und auch wohl zu Zeit in ihrem Alter und ganzen Leben zu Pilgrims und Wandersleuten gemacht. Welches zwar alle Christen sich sollten ein herrliches Lob und besonderes Denkmal sein lassen, um sich wohl umzuschauen, wie das ganze Leben der rechtgläubigen Gemüther nichts mehr sei, denn eine wahrhafte Reise nach dem rechten Vaterlande, auf welcher, wenn sie eine Perle mit jenem Kaufmanne angetroffen haben, lieber all' das Ihrige, auch wenn es nöthig und ein behaltener Gebrauch wäre, jeder seine Frau verkaufen und dieselbe einige Perle an sich bringen und erhandeln sollten. Nun kann es nicht fehlen, es muß dem höchsten Gott solcher Zustand seiner treuen Christen und Handelsleute wohlgefallen, nachdem sie in dero eigenem Staat den allgemeinen Zustand der Christen, gleichsam wie eine Hoffarbe und Liverei präsentiren. Man gedenke einen angehenden Kaufmannsdiener (von Andern will ich nicht sagen, die es nie gelernet), wie sauer muß er sich's werden lassen, wie viele Reisen muß er thun im Schnee, Regen, Wind, Sturm, Hitze und aller andern Gefahr — Er danket doch dem höchsten Gott in seinem Berufe mit einem herzlichen Gebete und mitten in aller Noth, mit einem Morgen- und Abend-, Buß- und Dankliede, und ist in seinem Gott in solchen seinen Wegen zum zeitlichen Reichthume selbst ein edles Kleinod. Es ist keine Zeit, wie sie auch fällt, so schwer, so gut, so gefährlich, so glückselig, er denkt an seinen Gott und singet ihm auf dem Wege ein solches Sinn- und Leibliedchen, daß er deswegen den Segen Esau's vor man-

chem eingebildeten Jacob wegträgt. — Nun, ihr meine hochgeehrten Herren, das habt ihr in eurer Jugend gethan, und freuet euch in eurem Alter, wenn ihr auf Messen und Märkte ziehet und Gott höret euer Gebet und Danklieder, segnet und benedeiet euch dabei bis auf diese Stunde. Er hat noch eine Zeit übrig, da er euch ewig segnen und benedeien wird. So nehmt mit guter, geneigter Hand von mir die gesegneten Lieder des lieben Herrn Gerhardt an und trauet sicherlich, ihr werdet an beigesetzten Melodieen auch einen Trieb des Geistes befinden, der euch euer Herz, Muth und Sinn aufmuntern und zur fernern Zeit und ewigen Glückseligkeit führen wird.“

Welch traurige Schlüsse auf unsere Zeit liegen in diesen Worten!

Und Paul Gerhardt? Er hielt am 14. October 1668 in Lübben die gewünschte Gastpredigt. Sogleich am folgenden Tage trug ihm der Rath mit allgemeiner Zustimmung der Bürgerschaft die Stelle nun bestimmt an, und Gerhardt nahm sie wie einen Posten aus der Hand des Herrn. Die Vocation wurde ihm unterm 29. October nach Berlin gesendet. Sein Antritt wurde aber durch mancherlei Verdrießlichkeiten, welche wegen des nöthigen Ausbaues der Archidiaconatwohnung entstanden, und durch eine gefährliche Krankheit seines Sohnes Paul Friedrich, welche seinen Aufenthalt in Berlin verlängerte, bis weit in das Jahr 1669 verschoben, indem er erst am Trinitatisfeste dieses Jahres nach vorher, am 6. Juni geleistetem Religionseide, dies sein

neues Amt und zwar in einem Alter von 63 Jahren antreten konnte.

Daß er diese neu übernommene Arbeit im Weinberge des Herrn nicht allzu lange hindurch vollführen werde, ließ sich wohl befürchten. Nach siebenjährigem treuen Dienste daselbst rief ihn der Herr am 7. Juni 1676 von seinem Tagewerk auf Erden ab. Er starb mit den Worten des achten Verses seines eigenen herrlichen Liedes: Warum sollt' ich mich denn grämen —

Kann uns doch kein Tod nicht tödten,
Sondern reißt
Unsern Geist
Aus viel tausend Nöthen,
Schließt das Thor der bittern Leiden
Und macht Bahn,
Da man kann
Gehn zur Himmelsfreuden.

Sein Leben auf Erden währete genau siebenzig Jahre, von welchen er fünf und zwanzig als ein treuer Haushalter über Gottes Geheimnisse verbracht hatte. In der Hauptkirche daselbst ruhen seine Gebeine. Wie theuer und werth er seiner neuen Gemeinde geworden sein muß, geht daraus hervor, daß er der erste Geistliche der Stadt war, dessen Bildniß in der Kirche zu Lübben aufgehängt wurde; eine Ehre, welche mit ihm nur einige Generalsuperintendenten noch theilten. Seitwärts am Fuße des Bildes stehen einige lateinische Verse, welche nach der herrlichen Uebersetzung des verstorbenen Propstes Straube zu Mittenwalde, also eines Nachfolgers in Gerhardts erstem Pfarramte, also lauten:

Wie lebend ſiehſt du hier Paul Gerhardts theures Bild,
Der ganz von Glaube, Lieb' und Hoffnung war erfüllt.
In Tönen voller Kraft, gleich Aſſaph's Harfenklängen,
Erhob er Chriſti Lob in himmliſchen Geſängen.
Sing ſeine Lieder oft, o Chriſt, in ſel'ger Luſt,
So dringet Gottes Geiſt durch ſie in deine Bruſt.

Daß auch in neuer und neueſter Zeit das Andenken dieſes frommen Sängers nicht erloſchen iſt, beweiſet nicht allein die mehrfache Wiederherausgabe ſeiner Lieder, ſondern auch das von mehreren Seiten kundgewordene Streben, auf andere Weiſe auch ſein Andenken lebendig zu erhalten. So wurde im Jahre 1829 ſein Bildniß in Kupfer geſtochen und der Erlös davon zum Ausbau der Kirche in Lübben verwendet. Auch in Berlin wurde vor einigen Jahren der Wunſch laut, Gerhardts Bild, und zwar in einer Copie deſſen zu Lübben, in der St. Nicolaikirche aufzuhängen *).

Ein würdigeres Denkmal aber iſt dem theuern Gottesmanne in ſeiner Vaterſtadt Gräfenhainichen erſt vor wenigen Wochen vollendet worden, indem daſelbſt eine Begräbnißcapelle in gothiſchem Style zum Gedächtniß desſelben am 21. October dieſes Jahres eingeweiht worden iſt.

Wir können von dieſem lieben Manne nicht ſcheiden, ohne noch zwei Zeugniſſe mitzutheilen, welche in jeder

*) Es iſt dem Verfaſſer unbekannt, ob dieſer Plan ausgeführt worden iſt. Langbecker, der ſorgſame Biograph Gerhardts, hatte den Erlös ſeines Schriftchens, welches die kurze Lebensgeſchichte der Frau Gerhardt enthält, dazu beſtimmt.

Hinsicht von Bedeutung sind. Das eine ist die Vermahnung Gerhardts an seinen Sohn, kurz vor seinem Tode, und das andere ein herrliches Lied des obengenannten Propstes Straube auf unsern Gerhardt.

Die Vermahnung an seinen Sohn, welche er demselben schriftlich hinterließ, da derselbe bei des Vaters Tode erst vierzehn Jahre alt war, lautet also:

„Nachdem ich nunmehr das 70ste Jahr meines Alters erreicht, auch dabei die fröhliche Hoffnung habe, daß mein lieber, frommer Gott mich in Kurzem aus dieser Welt erlösen und in ein besseres Leben führen werde, als ich bisher auf Erden gehabt habe, so danke ich ihm zuvörderst für alle seine Güte und Treue, die er mir von meiner Mutter Leibe an, bis auf jetzige Stunde an Leib und Seele und an Allem, was er mir gegeben, erwiesen hat. Darneben bitte ich ihn von Grund meines Herzens, er wolle mir, wenn mein Stündlein kommt, eine fröhliche Abfahrt verleihen, meine Seele in seine väterlichen Hände nehmen und dem Leibe eine sanfte Ruhe in der Erde bis zu dem lieben jüngsten Tage bescheeren, da ich mit allen den Meinigen, die vor mir gewesen und auch künftig nach mir bleiben möchten, wieder erwachen, und meinen lieben Herrn Jesum Christum, an welchen ich bisher geglaubt und ihn doch nie gesehen habe, von Angesicht zu Angesicht schauen werde.

Meinem einzigen hinterlassenen Sohne überlasse ich von irdischen Gütern wenig, dabei aber einen ehrlichen Namen, dessen er sich sonderlich nicht wird zu schämen

haben. Es weiß mein Sohn, daß ich ihn von ſeiner zarten Kindheit an dem Herrn, meinem Gott, zu eigen gegeben, daß er ein Diener und Prediger ſeines heiligen Wortes werden ſoll. Dabei ſoll es nun bleiben und er ſich daran nicht kehren, daß er nur wenig gute Tage dabei haben möchte; denn da weiß der liebe Gott ſchon Rath zu und kann die äußerliche Trübſal mit innerlicher Herzensluſt und Freudigkeit des Geiſtes genugſam erſetzen.

Die heilige Theologie ſtudire in reinen Schulen und auf unverfälſchten Univerſitäten und hüte Dich ja vor den Synkretiſten; denn die ſuchen das Zeitliche und ſind weder Gott noch Menſchen treu. In Deinem gemeinen Leben folge nicht böſer Geſellſchaft, ſondern dem Willen und Befehle Deines Gottes.

Inſonderheit 1) thue nichts Böſes, in der Hoffnung, es werde heimlich bleiben; denn es wird nichts ſo klein geſponnen, es kommt an die Sonnen.

2) Außer Deinem Amte und Berufe erzürne Dich nicht. Merkſt Du denn, daß der Zorn Dich erhitzet habe, ſo ſchweige ſtockſtill und rede nicht eher ein Wort, bis Du erſtlich die zehn Gebote und den chriſtlichen Glauben bei Dir ausgebetet haſt.

3) Der fleiſchlichen, ſündlichen Lüſte ſchäme Dich, und, wenn Du dermaleinſt zu ſolchen Jahren kommſt, daß Du heirathen kannſt, ſo heirathe mit Gott und gutem Rathe frommer, getreuer und verſtändiger Leute.

4) Thue Leuten Gutes, ob ſie Dir es gleich nicht zu vergelten haben; denn was Menſchen nicht vergelten kön-

nen, das hat der Schöpfer Himmels und der Erden längst vergolten, da er Dich erschaffen hat, da er Dir seinen lieben Sohn geschenket hat und da er Dich in der heiligen Taufe zu seinem Kinde und Erben auf- und angenommen hat.

5) Den Geiz flieh als die Hölle; laß Dir genügen an Dem, was Du mit Ehren und gutem Gewissen erworben hast, ob es gleich nicht allzuviel ist. Bescheeret Dir aber der liebe Gott ein Mehreres, so bitte ihn, daß er Dich vor dem leidigen Mißbrauche des zeitlichen Gutes bewahren wolle.

Summa: Bete fleißig, studire was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in Deinem Glauben und Bekenntniß beständig, so wirst Du einmal auch sterben und von dieser Welt scheiden willig, fröhlich und seliglich. Amen!"

Es ist zu bedauern, daß von diesem einzigen Sohne Paul Gerhardts nirgends bisher Nachrichten haben aufgefunden werden können. Nur so viel ist bekannt, daß in einer 1707 erschienenen Ausgabe der gerhardt'schen Lieder, also zu einer Zeit, wo der Sohn Paul Friedrich Gerhardt 45 Jahre alt war, derselbe noch lebend und als Magister der Philosophie mit aufgeführt wird. Daraus scheint wenigstens hervorzugehen, daß der Sohn des Vaters Wunsch, Theologie zu studiren, erfüllt habe. Von einer Heirath desselben und von Nachkommen ist jedoch gar keine Notiz aufzufinden.

Das zweite Zeugniß über unsern Gerhardt ist folgendes herrliche Lied des obengenannten Propstes Straube:

An Paul Gerhardt.

O Gerhardt, theurer Gottesmann,
Der Lieder sang, wie's Keiner kann,
Ich sing im schwachen Nachgesang
Dir meines Herzens Lieb und Dank.

Voll Glaubens und voll Liebessinn
Gingst du den Weg einst still dahin,
Und suchtest als ein wahrer Christ,
Was göttlich und von Christo ist.

Dein Auge war hinaufgewandt
Zu Dem, der seinen Sohn gesandt
Und der in ihm Dem, der ihn liebt,
Des ew'gen Lebens Erbtheil giebt.

Und wie der Glaube dich durchdrang,
Ward jede Regung ein Gesang
Und jedes liebende Gefühl
Zwang deine Hand zum Saitenspiel.

Du sangst uns süße Lieder vor,
Die klingen lieblich uns ins Ohr,
Die sind so himmlisch, klar und rein
Und dringen sanft ins Herz hinein.

Gleich Psalmen schallet dein Gesang,
Denn er ertönt von Lob und Dank,
Und wenn du singst aus Herzensgrund:
„Ich singe dir mit Herz und Mund!"

Sanft tröstend rührst du das Gemüth,
Wenn du uns singst dein Trosteslied:
„Befiehl, o Seele, was dich kränkt,
Dem Vater, der die Himmel lenkt."

Und greifst du kühn ins Saitenspiel,
Und sprichst im Glaubenshochgefühl:
„Ist Gott für mich, wer schadet mir?“
So fühlen wir uns stark mit dir.

Vor Allem singst du, ach! so schön
Wenn du, den Heiland zu erhöhn,
Die Harfe sanft und lieblich rührst,
Und uns sein Bild vor Augen führst.

Wie tönt dein Weihnachtspsalm so hell:
„Wir singen dir, Immanuel.“
Wie süß dein Lied, das zu ihm spricht:
„O Jesu Christ, mein schönstes Licht!“

Wie dankbar preist dein frommes Herz
Des Welterlösers Tod und Schmerz
Wie er, gehorsam in Geduld
„Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld!“

Wie warnst du ernst die Sünderwelt
Wenn du ihr zeigst am Kreuz den Held
Der sterbend uns das Heil gewann:
„O Welt, sieh hier dein Leben an!“

Wie rufst du glaubensvoll ihm zu:
„O Haupt voll Blut und Wunden du,
Mein Heil soll ich einst scheiden hier,
So scheide du nur nicht von mir.“

Und liebend steigt dein Herz hinab
Mit ihm vom Kreuz ins Felsengrab,
Und wie dein Herz folgt auch dein Lied
Dem Herrn, für den dein Herz erglüht.

Ihm folgt es, wenn er aus dem Thor
Des Grabes lebend tritt hervor,
Und jauchzt voll Siegesfreudigkeit:
„Seid fröhlich Alles, weit und breit.“

Ja bis er stieg zum Himmelsthron
Folgst du dem liebsten Gottessohn,
Und immerfort tönt dein Gesang
Von seiner Lieb und deinem Dank.

Es lebte Christus ganz in dir,
Drum macht' in heiliger Begier
Sein Lob dein geistbegabter Mund
Dem Volk, das er erlöste, kund.

Du fühltest dich durch ihn vereint
Mit Gott, als Gottes Kind und Freund,
Und warst gleich ihm, stets hingewandt
Zum Vater und zum Vaterland.

Du blicktest ganz in Christi Sinn
Auf dieses Lebens Wechsel hin,
Durch ihn war dir das Leben schön
Mocht's auch durch Sturm und Dornen gehn.

Die Freuden, die dein Herz hier fand
Nahmst du voll Dank aus Gotteshand
Und sprachst: Kann ich mich hier so freun
Wie schön wird's erst im Himmel sein!

Und ward dein Leben schwer und schwül
Da nahmest du dein Saitenspiel
Und blicktest kindlich himmelwärts
Und sangst dir Christi Trost ins Herz.

Daß auch das Kreuz uns Segen ſchafft,
Daß ſtark in uns ſei Gottes Kraft,
Und daß das Leiden dieſer Zeit
Nicht werth ſei jener Herrlichkeit;

Das glaubteſt du und unſerm Ohr
Sangſt du's in ſüßen Weiſen vor,
Was Dem, der glaubt und lebt als Chriſt,
In Freud' und Kummer tröſtlich iſt.

Ja tröſtend ſpricht's die Herzen an
Dein Lied, du theurer Gottesmann!
Und wie ein wahres Gotteswort
Zieht's uns mit ſich nach Oben fort.

O dort der Geiſt, der deine Bruſt
Mit Liedern füllt' und Dichterluſt,
Dank dir für deine Harmonie'n
Die wunderſam uns an ſich ziehn.

In frühen Kindesjahren ſchon
Klang mir ſo ſüß ihr reiner Ton
Und immer noch iſt ihr Erguß
Mir oft ein ſeliger Genuß.

Mit Liebe hängt mein Herz dir an,
So lang es ſchlägt, du theurer Mann!
O reich einſt freundlich mir die Hand
Dort in der Lieder Vaterland!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Bei Gebhardt und Reisland in Leipzig erscheint auch für 1845:

Der Friedensbote.

Zeitschrift
für
Belebung und Förderung des christlichen Lebens.

Herausgegeben von

C. A. Wildenhahn,

Past. Sec. zu St. Petri in Bautzen.

Der Friedensbote, ausgesendet im Auftrage Dessen, der sein Wort: „Predigt das Evangelium" Allen zur heiligen Pflicht macht, die an dem Weiterbaue seines Reiches arbeiten wollen, soll Frieden bringen Allen, die im Kampfe zwischen menschlicher und göttlicher Weisheit, Allen, die im Schwanken zwischen Schwachheit und Trotz des menschlichen Herzens, Allen, die im schmerzlichen Gefühle eigner Hilf- und Machtlosigkeit den Frieden verloren haben; und er soll Frieden erhalten Allen, die bisher auf Grund ihres christlichen Bewußtseins die Kraft des Glaubens in jeder Prüfung ihres Lebens als die wahre Gotteskraft erkannt haben, welche allein in dem Schwachen mächtig ist.

Die Aufgabe ist groß und sie würde menschliche Kräfte übersteigen, wenn sie ein andres Mittel, als das Wort des Herrn, zur Erreichung ihres Zieles verwenden würde, und wenn sie sich nicht stützen könnte auf die Verheißung des Herrn: Alles, was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun, auf daß der Vater geehret werde in dem Sohne." —

Um den strengen Lehrton zu vermeiden, der nicht immer der Erreichung seines Zieles gewiß ist, wird der Friedensbote seine Gaben in folgender äußern Gestalt bringen:

1) Dichterisch behandelte Episoden aus dem Leben und Wirken ausgezeichneter, für die Förderung des Christenthums besonderes thätig gewesener Männer und Frauen.
2) Ausführlichere Mittheilungen aus der speciellen Seelensorge.
3) Geistliche Reden, welche auf besondere und bemerkenswerthe Veranlassungen gehalten worden sind.
4) Praktische Erklärungen biblischer Stellen nach einem innern und äußern Zusammenhange.

5) Reiseskizzen aus der Betrachtungs- und Auffassungsweise eines religiösen Gemüthes.
6) Geistliche Lieder, die sich zur Aufnahme in die kirchlichen Gesangbücher eignen.
7) Hindeutungen auf neu erschienene Bücher, welche mit der Tendenz des Friedensboten übereinkommen.

Hieraus ergiebt sich, daß der Friedensbote unter Benutzung einer dem Gemüthe zusagenden Einkleidung in seinem Inhalte eine Erbauungsschrift sein soll, die um so mehr in das eigentliche christliche Leben eingreifen dürfte, als sie das Leben selbst in seinen verschiedenen Erscheinungen als Folie benutzt.

Von dieser Zeitschrift erscheint alle 10 Tage eine Nummer von einem ganzen Bogen zu dem Preise von 1 Rthlr. 10 Ngr. für den ganzen Jahrgang. —

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen auf den Friedensboten an und kann von diesen die so eben erschienene erste Nummer des neuen Jahrganges als Probe gratis bezogen werden; auch sind die bisher erschienenen vier Bände durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Im Verlage von Gebhardt und Reisland in Leipzig sind ferner erschienen:

Lehrbuch
der
christlichen Religion
nach Ordnung des lutherischen Katechismus
auf
biblischem und kirchlichem Grunde,
von
Dr. Emil Francke.
Bevorwortet vom
Consistorialrath Dr. Rudelbach.
broch. Preis ¾ Thaler.

Dies treffliche Buch, welches nicht allein aus der heiligen Schrift und den Bekenntnißschriften unserer lutherischen Kirche, sondern auch aus einem eigenen gläubigen Herzen wie eine gute Frucht aus einem guten Baume herausgewachsen ist, gehört zu den erbaulichsten Schriften, in welchen jemals der lutherische Ka-

techismus erklärt worden ist. Wer das Glück hat, nach diesem Lehrbuche den ersten christlichen Religionsunterricht zu empfangen, dem werden für seine spätere Zeit manche schmerzliche Täuschungen, manche traurige Irrwege erspart werden. Wenn auch der Verfasser in der Vorrede mit edler Bescheidenheit von sich und diesem Buche sagt, daß er sich nicht anmaße, Lehrer der Lehrer zu sein, so sind wir doch der vestesten Ueberzeugung, daß alle christlichen Volksschullehrer, welchen es wahrer Ernst ist, die Wahrheiten des Christenthums, wie sie die Kirche auf Grundlage der heiligen Schrift durch alle Jahrhunderte vestgehalten und entwickelt hat, lauter und rein, ohne eigenen willkürlichen Zusatz den jungen Christen mitzutheilen, ihm freudig und dankbar als ihren Lehrer anerkennen werden. Die Einleitung, welche zuerst über die Nothwendigkeit und Einheit und die Quelle der Religion handelt, entwickelt dann klar und innig die Gründe für die Göttlichkeit, Deutlichkeit und Zulänglichkeit der heiligen Schrift, stellt die Erfordernisse zum heilsamen Lesen derselben kräftig und deutlich dar, und weiset nach nöthiger geschichtlicher Belehrung über den Ursprung der symbolischen Bücher die volle Gültigkeit derselben für die lutherische Kirche völlig überzeugend nach ꝛc. (Aus einer Recension.)

Sammlung
Evangelischer Kirchengebete.
Veranstaltet und herausgegeben
von
Julius Leopold Pastig,
Dr. der Phil. und Nachmittagsprediger an der Universitätskirche zu Leipzig.
Gr. 4. brosch. Preis 1⅓ Thaler.

Gesänge
zur Feier
der Geburt Christi.
Eine Weihnachtsgabe
von
G. F. O. Schulze.
Zweite Auflage.
8. brosch. ½ Thaler.

Der
Harfner und Christ.
Ein Beitrag
zur
häuslichen Erbauung in Liedern
von
Johann Gottlob Gutzschebauch.
8. cart. ⅔ Thaler.

Philemon
oder:
Das Buch von der Freundschaft in Christo.
Den zerstreuten Bekennern des Herrn zur Belebung und Regelung ihrer Gemeinschaft gewidmet
von
Franz Delitzsch.
8. brosch. ⅔ Thaler.

Bei J. M. Gebhardt in Grimma sind erschienen:
Gebete und Betrachtungen
für höhere Bildungsanstalten.
Von
Dr. **Fr. Ghilf. Fritzsche,**
jetzigem General-Superintendenten in Altenburg.
Vel. gr. 8. broch. 1¾ Thaler.

Abendmahlsreden
für höhere Bildungsanstalten.
Von demselben Verfasser.
gr. 8. broch. 1⅔ Thlr.

Albert von Hochfelden
oder
Militair und Kirche.
Ein Roman
von Pastor **Mahner.**
broch. 1843. 1¼ Thaler.

In unserm Verlage sind erschienen:

Glocken-Töne.
Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen.
Von **Friedrich Strauß,**
wirklichem Oberconsistorial- und vortragendem Rath im geistlichen Ministerio, Hof- und Dom-Prediger, Dr. und Professor an der Universität Berlin.
Siebente Auflage.
Drei Bändchen. Gr. 12. Geh. Preis 2½ Thlr.

Früher erschien bei uns von demselben Verfasser:

Helon's Wallfahrt nach Jerusalem.
Hundert neun Jahre vor der Geburt unsers Herrn.
Vier Bändchen. Gr. 12. In allegorische Umschläge geheftet.
Früherer Preis: 3⅓ Thaler.
Jetziger Preis: 2 Thlr.
Friedlein & Hirsch in Leipzig.

Chřiňanní 186, 185–193 ff

1166

Lit

WILDENHAHN, Karl August
Paul Gerhardt.

778.2
G368
W672pa
1845